Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX 799R G

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Einundachtzigster Band.

(Nr. 1—26)

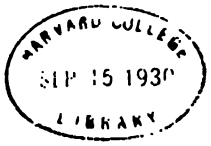
Eb 14

Berlin 1912.

Hellmuth Johnke, Verlag.

Digitized by Google

KPH 9001



Digitized by Google

Register.

Einundachtzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches. Seite

Corbach, Otto, Der Fluch der positiven Arbeit . . . 98
— Die politischen Laubfrösche . . . 114
— Worte statt Brot . . . 211
— Roosevelts Glück und Ende . . . 401
— Der englische Bergarbeiterstreik . . . 162
Gaulke, Johannes, Geschäft bleibt Geschäft 369
Ilgenstein, Heinrich, Im Zeichen des Wahlkampfes . . . 1
— Die jüngsten Wähler . . . 17
— Ueberpatrioten . . . 34
— Nach der Schlacht . . . 66
— Ein anderes Wahlrecht? . . . 130
— In dulce jubilo . . . 161
— Eine Frage der Moral . . . 177
— Jesuiten über uns . . . 225
— Jenseits von Gesetz und Recht . . . 242
— Wenn du noch eine Tante hast . . . 305
— Das Straßburger Tischgespräch . . . 321
— Das verhaftete Plakat . . . 337
Potthoff, Heinz, Was ist sozial? . . . 386
Prehn v. Dewitz, H., Die Stützen des Dreibunds . . . 114
Sonntag, Josef, Zwischen Rom und Carthago . . . 131
Uebelhör, Dr. M., Groß-Italien . . . 51
Wantoch, Dr. Hans, Der Kossuth Eisleithaniens . . . 178

Militärisches.

Gädke, Oberst, R., Die Schlacht am Birkenfeld . . . 106

Rechtswissenschaft und -Pflege.

Bürgel, Martin, Der vogelfreie Schuldner 274
Marcuse, Prof. Dr. A., Gegenwärtiger Stand der Wissenschaft vom Luftrecht . . 231
Schiwek, J., Hinter Schloß und Riegel . . . 380

Medizinisches.

Proskauer, Curt, Zur Ernährungsfrage . 35
Spier, Dr. J., Das Rätsel der erhöhten Knabensterblichkeit und andere Vererbungsprobleme . . . 84

Religionswissenschaftliches.

Felden, Pastor, Emil, Ostern . . . 209
— Heiliger Geist . . . 323
Ilgenstein, Heinrich, Also sprach Harnack . . 353

Physik und Chemie.

Dießelhorst, Prof. Dr. H., Die Elektrizität als Materie . . . 98
Spier, Dr. Ike, Das Radiumrätsel und die Atomtheorie . . . 291

Astronomie.

Nautik. Seite

Bauer, M. H., Die Sicherheit zur See . . . 258

Erd- und Völkerkunde.

Carthaus, Dr. E., Eine Gemeinde der Eigentumslosen . . . 242
Corbach, Otto, Chinesische Wissenschaft . . . 371
Katscher, Leopold, Rassenkongreß . . . 146
Steinitzer, Dr. E., Das sterbende Frankreich 409

Kolonniales.

Gaulke, Johannes, Kolonialschmerzen . . . 289
Roß, W., Französische Konzessionsgesellschaften im deutschen Kongogebiet . . . 81
Walther, A., Rassenschmerz . . . 118

Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Ilgenstein, Heinrich, Das hessische Beispiel 146
— Im Jahrhundert des Kindes . . . 193

Philosophisches.

Denecke, B., Wie Immanuel Kant über den ewigen Frieden dachte . . . 338
v. Gleichen-Rußwurm, A, Freundschaft und Liebe . . . 306
Lipsius, Dr. Friedrich, Otto Liebmann 66, 86, 102, 116
Lohmer, Dr. Georg, Vom Doppelgeschlecht des künstlerischen Menschen . . . 19
Mayer, Prof. Dr. A., Denken, Träumen und Dichten . . . 132
Spier, Dr. J., Das heilige Schauern . . . 152

Biographisches.

Kienzl, Hermann, Die Freundin eines deutschen Reichskanzlers . . . 122, 136
Ilgenstein, Heinrich, Friedrich der Einzige 49

Kulturgeschichtliches.

Bab, Julius, Berlin im „Wahlkampf" . . . 43
— Sechstagerennen . . . 123
— Zweckverband „Groß-Berlin" . . . 180
— Heroinen? . . . 279
Corbach, Otto, Beamtenbewegung und Frauenfrage . . . 39
— Revolverpolizei . . . 53
Franck, Dr. Ernst, Bibelwitze . . . 3
Fridericiana . . . 50
Gaulke, Johannes, Zur Psychologie der Mode 74
— Deutsche Renaissance . . . 195
— Dämon Alkohol . . . 354
Giese, Fritz, Philosophie der Collegbank . . . 190
Ilgenstein, Heinrich, Der Held der „Titanic" 258
— Kulturkuriosa . . . 274
— Die Ausrottung der modernen Frau . . . 385
Jesuitenmoral . . . 226
Kienzl, Hermann, Faites votre jeu! . . . 185
— Der Kampf gegen das Décolleté . . . 341

Digitized by Google

Seite

Stead, W. T., Der wahre Herrscher der Kulturwelt 345
Stöcker, Dr. phil. Helene, Zum Berliner Frauenkongreß 164

Literaturgeschichtliches.

Bab, Julius, Ibsen 5
— Von dänischer Dichtung 71
— Ernst Schur 168
— Liliencrons Werk und Werte 246
— Caspar Hauser 294
— Arthur Schnitzler 313
— August Strindberg 324
— Die Komödie des Königs 374
Frank, Hans, Zu Verhaerens Deutschlandsreise 149
Hamecher, Peter, Max Dauthendey 262
Heine, Carl, August Lembach 40
Hoche, P., Jean-Jacques Rousseau 403
Landsberg, Hans, Notizen über Hermann Bang 92
Lembach, August, Don Juan 42
Lissauer, Ernst, Zur Technik der Erfindung in den Gedichten C. F. Meyers 392
Moses, Dr. J., Ernst von Bergmann 140
Offe, Dr. H., Dickens „Sylvesterglocken" und Malthus 9
Rainalter, E. H., Ueber das Kunstwerk Thomas Manns 197
Scheller, Will, Stefan George 357
Schulz-Labischin, G., Der „anonyme Dichter" Polens 214
Stössinger, Felix, Shakespeares Totenmaske 310
Wielczynski, Karl, Das Grauen 55
Zweig, Stefan, Lafcadio Hearn 21

Musikwissenschaftliches.

Turszinki, W., Mahlers „achte Sinfonie" 334

Bildende Kunst und Kunstgeschichte.

Thoma, Dr. Eduard, Oskar Moll 10
— Rodin über die Kunst 25
— Alte und neue italienische Nadelspitzen . . . 45
— Damaste und Brokate 77
— Friedrich der Große in der bildenden Kunst . 91
— Berliner Salons Februar 1912 109
— Dresdener Ausstellungen 126
— Zwei Münchener Frauenmaler 141
— Zur Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf" 158
— Kunstsammler 172
— Friedrich Wasmann 207
— Rembrand als Erzieher 234
— Mit Kügelgen in Dresden 250
— Die Ausstellung der Berliner Sezession . . 283
— Die große Berliner Kunstausstellung 376
Wantoch, Dr. Hans, Die alten Herren im Wiener Künstlerhaus 237

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Buber, Martin, Der Aermel des Priesters . . 88
El-Corrö, Der Gott des Tarpejischen Felsens 12
— Die drei Musen 155, 173
Evers, Hanns Heinz, C. 33 56
Falkberget, Johann, Eine der bösen Nächte 103
Falkenberg, A., Jan Terbuschs Heimkehr 327
Frank, L., Das Wägelchen 300
Gaulke, F., Die Insel der Glücklichen 343
Hauer, Karl, Geld, Brief an eine Hetäre . . 235
Ilgenstein, Heinrich, Wie Professor Brinkmann das Tanzen lernte 218
Jacob, H. E., Die Geschichte einer Geige . . . 411
Leow-Fränkel, Gertrud, Die erste Erfahrung 27
Mann, Thomas, Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull 201

Seite

Noack, Victor, Im „Rosaroten Schweinchen" 997
Noeren, Heinrich, Ein Wiedersehen 121
Schmidt, Lothar, Auf Tod und Leben . . . 284
Schur, Ernst, Spaziergang in Alt-Berlin . . 170
Walter, Robert, Literatur oder der reuige Schüler 95

Gedichte.

Bab, Julius, Lyrische Porträts 233
Meurer, Kurt, Erich, Drei Gedichte 266
Lissauer, E., Drei Gedichte 327
Natteroth, Friedrich, Zwei Gedichte 394

Aus den Theatern.

Bab, Offiziere 13
— Vom Königlichen Schauspielhaus 30
— Der Zorn des Achilles 61
— Schönherr 93
— Tolstoi 110
— Strindberg 142
— Reinhardt redivivus 158
Courteline und Wied 222
Die abgeführte Tragödie 238
— Der jüngste Reinhardt 270
— Balzac auf der Opernbühne 287
— Zwei Komiker 349
— Wedekind 395
Gerhard Hauptmann in Goethes Haus . . . 406
Wantoch, Dr. Hans, Der blaue Vogel 79

Aus der Hauptstadt.

Berliner Dialekt 253
Humoristen 268
Coot 301
Der dreifache Mörder 317
Inhibierte Kunst 350
Geräuschlose Musik 398

Randbemerkungen.

Neue Männer in Oesterreich 11
Staatsbankrott 25
Das Débâcle der klerikalen Presse 60
Das Ende der Fleischnot. Ein Vorschlag zur Güte 107
Die Landtage in Oesterreich-Ungarn 127
Von den Frauen und von den Damen 154
Byzanz in Frankreich 172
Zum 22. März 187
Die Bergarbeiterdebatte 188
Das Urteil gegen Pfarrer Traub 189
Max Burkhard 205
Der Fall des Bäckers Puphal 216
Der eingemauerte Kuß 217
Komponistinnen 218
Verbotene Bildung 252
Bremer Brief 267
Weltrecht und Weltfriede 281
Elberfelder Pferdegelehrte 282
Das Stahnsdorf-Idyll 297
Bernhard Baumeister 298
Aviatische Bomben 300
Der neue Herr von Berlin 316
Schutzmannsbetrieb im preußischen Abgeordnetenhaus 317
Marschall von Bieberfteins diplomatische Sendung 333
Beseitigung der überfüllten Volksschulklassen . 347
Endlich allein! 348
Der Fall Ungarn 382
Der Strafvollzug 383
Pflichtfortbildungsschule für Mädchen 394

Neue Bücher.

15, 47, 63, 95, 160, 176, 208, 223, 239, 255, 272, 303, 319, 336, 351, 399, 415

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 1. Berlin, den 1. Januar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Im Zeichen des Wahlkampfs.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Mit der ganzen Kraft, die prophetische und vielleicht allzu optimistische Gemüter für den Kampf um den kommenden deutschen Reichstag prophezeiten, wird das Ringen der politischen Parteien erst jetzt einsetzen, nachdem die Weihnachtsglocken -- der Regierung sind sie sicher noch nie so willkommen gewesen -- verklungen. Und erst jetzt wird das ewig Phrasenhafte, das mit jeder Reichstagskandidatur in allen Ländern der Welt verknüpft ist, ins Gigantische steigen. Es ist die Tragik jedes ehrlichen Parlamentskandidaten, daß er mit den Massen nur al fresco reden kann und daß er unter allen Umständen immer mehr versprechen muß, als er, des Volkes Gekürtere, später zu halten je imstande sein wird. Der Weg zum Reichstagssitz ist in allen Parteilagern oft genug mit leichtsinnigen Versprechungen gepflastert, und bis zum 12. Januar heißt es für Alldeutschland bei allem Respekt vor dem guten und tapfern Willen, der sich dem Volke in seinen Kandidaten darbietet, durch ein Meer parteipolitischer Schlagwörter marschieren.

Da sind die Sozialdemokraten mit ihrer ebenso törichten wie einschmeichelnden Mär von einem Zukunftsstaat, in dem die Menschen ohne Rücksicht auf ihre persönliche Tüchtigkeit alle mit gleichen Glücksgütern gesegnet sein sollen. Da sind die Liberalen, die in diesen Wochen des Wahlkampfs von dem Freiheitsstolz, der in ihrer Männerbrust wohnt, nicht genug zu erzählen wissen, um sich später doch zu manchem schwächlichen Kompromiß bereit zu finden. Da ist die Partei, die in den Kruppschen Kanonen nicht nur die Verteidigungsmittel des Vaterlandes, sondern auch nutzbringende Handelsartikel sehen, m denen man in heißersehnten Kriegszeiten m endlich wieder Geld in großem Stile verdiene könnte. Da ist die Partei der preußischen U agrarier, die auch stets und ständig vom Vate lande reden und deren Opfersinn doch bei manchem von ihnen über den Zaun des eigne Rittergütleins nicht hinaus kann. Und da sir die allgemeinen Schlagworte, die jede Partei f zusagen in Erbpacht hat. Und an der Spitze dies allgemeinen Schlagworte das fast bis zur Inhaltl losigkeit abgenutzte Wort „national".

National? Nicht wahr? Heute, wo w dank der Unfähigkeit unserer Diplomatie und d latenten Feindschaft Englands uns ein paar wer lose Sumpfländer, gemildert durch die nationa Einverleibung der Tsetsefliege, andrehen ließe hat dies Wort „national" wenigstens für de Augenblick wieder so etwas wie einen tiefere Sinn bekommen. Wir wissen, daß wir mit unse nationalen Kräften haushalten müssen. Wisse daß wir trotz aller Liebe für den Frieden in d Rüstung und Vorbereitung für alle Eventual täten nicht müde werden dürfen.

Aber gewisse Leute versuchen, auch aus de nationalen Unmut über die Erledigung des Ma rokkoproblems noch Honig für ihre kleinliche Parteizwecke zu saugen. Man spekuliert auf d gesunde Vaterlandsliebe des deutschen Michels um ihm als schlauer Parteidiplomat das Fe über die Ohren zu ziehen. „Die Zeiten sind z ernst und das Vaterland zu sehr von Feinde umdräut, um jetzt egoistisch an die eigne pol tische Sehnsucht nach größeren Bürgerfreiheite zu denken." So wird in mehr als einer Kan didatenrede die Schmach von Marokko zur inne lich freudigst begrüßten Waffe gegen die Freiheits dämmerung im Lande. Das Aufbegehren de deutschen Bürgers nach besseren innerpolitische

Digitized by Google

Zuständen wird mit dem Worte „national" ausgetrieben wie der Teufel mit Beelzebub.

National. Was heißt das? Was heißt das heute? Was hieß es früher? Wem die Welt Wille und Vorstellung ist, der sieht von altersher bei dem „Nationalen" wie bei allen verwandten Begriffen, wie bei dem Religiösen, wie bei dem Schönen und Häßlichen, hier eine Fülle von Gesichtern. Was für eine Philosophie man hat, das hängt nach Fichte davon ab, was für ein Mensch man ist. Was „national" ist, das hängt davon ab, welche Weltanschauung man hat. Natürlich, auch das „Nationale" erstarrte, wie alles, was vom Haus aus edel und frei war, nicht selten zum Dogma. Aber es blieb doch immer ein Begriff, der Adel hatte. Ein Begriff, der begeistern konnte, und der manchen Sterblichen, der seine eigenen Kräfte nicht kannte, zum Helden machte. Ein Begriff, durch den so mancher kleine Staat zur Großmacht wurde, und der wie kein anderer das treibende Element in der Geschichte aufwärtsstrebender Völker wurde.

National. Es war unserer Zeit, die wie keine frühere eine Zeit der schönen Reden ist und besonders das offizielle Deutschland in einem noch nie dagewesenen Grade auf die Phrase stellte, vorbehalten, auch diesen Inhalt zu einer Oberfläche zu machen. National. Was einst Gold war, ward durch die zersetzende Macht des allzu häufigen Gebrauchs und Mißbrauchs allmählich zur Scheidemünze. Billig ward's wie unsere Fahnen, die einst nur von Feiertag und Festesweihe zeugten, und die der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts leider längst als eine Alltäglichkeit bewerten lernte.

Und ist's ein Wunder? National. Was einst eine Sehnsucht war, ward manchem, der doch ein guter Patriot ist, dessen Begeisterung aber nicht billig ist wie Vorschußlorbeeren und Dichterzitate, zum Widerwillen. Denn zu oft wird's in den Mund genommen. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit. Das ministerielle Bekleidungsstück an sich ist's geworden. Der Modemantel, hinter dem sich politische Unfähigkeit kleinliches Fraktionsinteresse, kalter Klassenegoismus verkleiden. Die Marke, die immer geht. Die stets glückliche Spekulation auf die Opferwilligkeit eines gesunden Volkes, das sich schnell überzeugen läßt, wenn ein Beherrscher des Wortes daherkommt und mit dem Begehren, das Begeisterung heischt, sagt: Alle Einsicht schweige. Alle Vernunft ist Unsinn. Das Vaterland ist in Gefahr.

Es ist ein sehr natürlicher Vorgang, daß sich gewisse Worte mit der Zeit selbst entwerten. Aber hier kommt man der Entwicklung, dem ewig Unzulänglichen und dem ewig Absterbenden, das in allem Sprachlichen liegt, denn doch zu sehr zu Hilfe. Es gibt in jedem Staatshaushalt, in jedem Gemeinwesen hundert Dinge, die sein müssen, die aber, weiß Gott, nichts mit der nationalen Ehre, nichts mit Sein oder Nichtsein, nur mit kalter Erwägung, nur mit Sonderinteressen zu tun haben. Aber man steckt auch hier die nationale Phrase heraus. Und dann das andere. Weshalb scheut man sich heute schon, das Wort „national" zu gebrauchen? Weshalb sieht der Geschmackvolle sich schon beinahe nach einem neuen Ausdruck für den alten, ewig jungen Wert um? Vorwiegend sind's die ausgesprochenen Egoisten, die diesen Wert so entwertet haben. Der Reaktionär sorgt für sich, nur für sich, nur für seinen Beutel, nur für sein Wohlbefinden, aber sagt mit Emphase „national" und arbeitet mit diesem Begriff selbstgefällig wie ein Pfau. Der Ultramontane (nicht die große Masse der Katholiken) sagt ebenfalls „national", und doch kennt er nur ein Vaterland, seine Kirche, nur ein Oberhaupt, den Papst. Und so weiter. Es ist ganz sicher, daß mit keinem Begriff größerer Unfug getrieben, hinter keinem Wort heute sich nicht selten kälterer Egoismus versteckt, als hinter diesem „national", das gerade die besten Patrioten heute nur zur Kritik stimmt, und das auch in diesem Wahlkampf so manchem versteckten Angriff auf das Volkswohl zur Attrappe dient.

Gewiß, die Politik ist nüchtern. Die Politik muß, wenn's darauf ankommt, auch jenseits des Ethischen stehen. Vielleicht sagt mancher, es ist nur geschickt, ans „Nationale" zu appellieren und das Reaktionäre und Egoistische zu meinen. Aber — das Diplomatische in Ehren — dies hat auch seine Gefahr. Das „Nationale" im gesunden, freien und natürlichen Sinne ist eine Seite des Volkslebens, der kein Staat in Tagen wichtiger Entscheidungen und in Tagen wahrer Bedräng-

Digitized by Google

nis entraten kann. Und da könnte sich der Mißbrauch rächen. Wenn's dann ernst wird, da könnte der so oft düpierte Bürger auch die Ehrlichkeit für eine Phrase nehmen und das Vaterland müßte die Kosten bezahlen. Deshalb Vorsicht! Die Politik der Zukunft ist, soweit das Volk und nicht das Internationale in Frage kommen, altruistisch. Der gesunde Fortschritt (was dasselbe ist) bedarf des „Nationalen" als Phrase nicht. Der gesunde Entwicklungsgedanke ist an sich national, aber an das „Nationale" sollte er nur appellieren, wenn wirklich das Nationale in Frage kommt. So wird man auch diesen Begriff wieder leuchtend machen und ihm, vor den Männern der Phrase gehütet, neue Lebenskraft geben.

Bibelwitze.

Von
Dr. Ernst Franck, München

Das neue deutsche Strafgesetzbuch, dessen Silhouette jetzt endlich am politischen Horizont sichtbar wird, dürfte sich, wenn es fertig ist, kaum wesentlich vom alten unterscheiden. Es wird einige Verbesserungen bringen, sicherlich auch etliche bedeutende Verschlechterungen, aber die Hauptsache wird fehlen: die christlich-moralische Grundlage, aus der es erwachsen ist, wird noch nicht durch das moderne Fundament unserer heutigen philosophischen, naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Erkenntnisse ersetzt sein. So wenig ist dazu Aussicht, daß noch allerlei Mächte der Finsternis von der Reform des wichtigsten deutschen Gesetzbuches Feuer unter ihre Suppen erhoffen dürfen: die Fanatiker eines beschränkten Sittlichkeitskodex' so gut wie alle Angstmeier, die sich durch eine freiheitliche politische Entwicklung in ihren heiligsten hochprozentigen Interessen bedroht sehen. Die Konjunktur scheint günstig; so hat denn auch kürzlich die evangelisch-lutherische Konferenz folgende schöne Resolution angenommen: „Die Versammlung empfindet es als ein schweres Aergernis, daß Witzblätter es wagen dürfen, Worte aus der Heiligen Schrift zu entnehmen, um sie als Unterschrift unter ihre Witze (soll wohl heißen: Bilder) zu setzen. Sie erachtet es als die schwerste Beschimpfung, welcher das Wort Gottes ausgesetzt werden kann. Da wegen der Unzulänglichkeit der gesetzlichen Bestimmungen daß der Reichstag bei der Revision des Strafgesetzbuches diese Lücke ausfülle."

Ueber diese kulturhistorisch nicht ganz uninteressante Resolution könnte man freilich lächelnd zur Tagesordnung übergehen, zumal auch der Reichstag kaum geneigt sein wird, die evangelisch-lutherische Entrüstung in praktische Paragraphenarbeit umzusetzen. Aber diese Entrüstung hat eine merkwürdige und psychologisch viel fesselndere Gefolgschaft in jener sentimentalen Pietät, die der alte Fontane einmal in den apodiktischen Satz gefaßt hat: „Bibel und Witze gehören nicht zusammen." Und nicht nur aus Rücksicht auf den alten Fontane, der wunderlich modern und altmodisch zugleich war, sondern auch um ihrer selbst willen lohnt es sich, die literarische Erscheinung des Bibelwitzes, den die Aesthetiker des Witzes, Jean Paul, Vischer, Kuno Fischer, Freud, leider übersehen haben, einmal genauer unter die Lupe zu nehmen.

Unter den zahlreichen Kategorien, denen sich der Witz in seiner individuellen Erscheinung einordnet, unter politischen und erotischen Witzen, Börsenkalauern und Dackelscherzen, Schabbesschmus und Kasernenhofblüten, steht der Bibelwitz als eine besondere Delikatesse für die Feinschmecker der witzigen Pointe obenan. Wenn er trotzdem verhältnismäßig wenig bei uns gepflegt wird, so liegt das nicht nur daran, daß die bibelfesten Geister, denen er Spaß macht, auszusterben beginnen, sondern hat auch darin seinen Grund, daß dem Bibelwitze die Schlagkraft und die schneidige Schärfe fehlt, mit denen der moderne Witz auf das moderne Leben zu reagieren pflegt. Der Bibelwitz ist ein ziemlich sanfter Heinrich, er ist durchaus literarisch und von sehr gediegener, aber immerhin etwas altfränkischer Kultur.

Jene Bemerkung Fontanes steht in seinem Roman „Effi Briest", und ist die Antwort auf die Erzählung eines jungen Offiziers, daß in seinem Kasino jetzt Bibelwitze sehr beliebt seien. Die Kostprobe, die er dann gibt, ist so harmlos, daß jeder evangelisch-lutherische Superintendent sie beim Diner der Pastorenkonferenz seinen Amtsbrüdern vorsetzen könnte. Auf die Rätselfrage: „Wer war der erste Kutscher?" soll nämlich die Antwort lauten: „Leid. Denn es steht geschrieben: „Leid soll mir nicht wider-fahren." Solcher unverfänglichen Bibelwitze gibt es viele, und seit Jahrhunderten hat mancher fromme Pfarrer, wenn er Humor hatte und kein Zelot und Fanatiker war, sein inniges Behagen an solchen Scherzen gehabt. Bekannt ist auch die heimtückische Frage: „Wieviel Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?" Die Antwort muß lauten: „Natürlich nur eins: denn dann war er

Eine zweite, und zwar die weitaus interessanteste, ist die der witzigen Bibelzitate. Ihre Entstehung ist bedingt durch den eigentümlichen Charakter, den die Bibel in literarischer und sozialpsychischer Hinsicht im Laufe der Zeit gewonnen hat. Wir haben in ihr ein Buch vor uns, das aus sehr heterogenen Bestandteilen, die wieder aus ganz verschiedenen Epochen stammen, zusammengeschweißt wurde; ein Buch, dessen Kulturwelt uns an und für sich fremd und seltsam vorkommt. Wir haben dies Buch ferner in einer Uebersetzung, die, von ihren Mängeln abgesehen, unsere Sprache vielfach noch so spricht, wie sie vor vierhundert Jahren gesprochen wurde. Und wir sehen schließlich dies selbe Buch mit einem ungeheuren Anspruch auf Respekt und Pietät auftreten, der in lebhaftesten Kontrast zu seinem eben erwähnten Gesamtcharakter tritt. Es gibt daher kaum einen Boden, der für das Wachstum des Witzes üppiger bereitet wäre, als es durch ihr Wesen und ihre Geschichte die Lutherbibel ist. Eine durch Zeit und Raum entfernte Kultur, die wie alle fremden Kulturen das naive Bewußtsein schon durch ihre Heterogenität zum Lachen reizt; sodann der Stil Luthers, der teils sächsische Kanzlei, teils hebraistische Syntax, teils derbe und drastisch-anschauliche Volksmundlichkeit eigenen Gewächses ist: diese Verschwisterung gebiert mit unfehlbarer Notwendigkeit die beliebteste Kategorie des Bibelwitzes, das witzige Bibelzitat.

Man braucht nicht den Schatten Abrahams a Santa Clara, des witzsüchtigen Augustinermönches, zu beschwören, um daran zu erinnern, daß das witzige Bibelzitat auch der Kanzel nicht fremd geblieben ist. Sehr ernste, aber auch volkstümlich sprechende Kanzelredner neuerer Zeit und evangelisch-lutherischer Zugehörigkeit haben es nicht verschmäht, durch ein gelegentliches witziges Bibelzitat ihr Hörer, wenn nicht lächeln, so doch schmunzeln zu machen. Ich glaube, es war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der Kladderadatsch es eine Zeitlang liebte, im Stil Luthers zu erzählen, und damit ungemein komische Wirkungen erzielte. Im täglichen Leben wirkt das witzige Bibelzitat stets sehr fein, weil es eben nicht nur witzig, sondern zugleich literarisch ist; und doch literarisch nur so weit, als es keine hohe Bildung verlangt, um als literarische Anspielung verstanden zu werden. Ein witziges Zitat aus Platon oder Goethe oder Ibsen setzt für die Mehrzahl der Hörer oft zuviel voraus; des Bibelspruches und des Lutherstiles aber erinnert sich fast jeder, der eine Schule besucht hat. (Religion ist ja so ziemlich das einzige, was in unsern Schulen gründlich exekutiert wird: nach neun Jahren Lateinunterricht kann man noch keinen lateinischen Text vom Blatte lesen, aber den Lutherschen Katechismus kann man nach neun Jahren Religionsunterricht nach vorwärts und rückwärts auswendig.) Wer muß nicht lachen, wenn ein kleines Mädchen den erzürnten Vater mit der Bitte zu besänftigen sucht: „Lieber, laß nicht Streit sein zwischen mir und dir, zwischen meinen Herden und deinen Herden.“ Oder wenn man von einem Freunde einen Kognak eingeschenkt bekommt mit den Worten: „Das wird deinem Nabel gesund sein und deine Gebeine erquicken.“ Es ist klar, daß das Bibelzitat auch im politischen Leben seine satirisch-komische Wirkung nicht verfehlt. Im Alten Testamente ist bekanntlich oft vom Stamme der Moabiter die Rede. Was lag näher, als die berüchtigten Vorgänge in Moabit durch ein passend gewähltes Zitat mit beißendem Sarkasmus zu illustrieren? Wem kommt, wenn bayerische Wahlen ein bedrohliches Wachsen des Klerikalismus zeigen, nicht die Bibelstelle ins Gedächtnis: „Es ward eine Finsternis über das ganze Land, und die Sonne verlor ihren Schein?“ Um mich eines kühnen Bildes zu bedienen: in diesem politischen Pfeffer liegt eigentlich der Hase der evangelisch-lutherischen Entrüstung. Nicht das witzige Bibelzitat ärgert diese guten Leute, sondern die freiheitliche Tendenz, die sich seiner als guter und wirksamer Waffe bedient.

Unsere Kinder werden noch immer, aber gewiß nicht mehr lange, an der Lutherbibel erzogen. Der grelle Kontrast zwischen der biblischen Kultur und dem modernen Leben, das die Kleinen täglich umgibt, hat noch eine Kategorie von Bibelwitzen entstehen lassen: den unfreiwilligen kindlichen Bibelwitz. Er ist keineswegs meistens erfunden, wenn die Witzblätter ihn mitteilen, sondern hat unzählige Male im wirklichen Leben seinen Ursprung. Wenn der liebe Gott die Böcke von den Schafen sondert, so ist der dem kindlichen Intellekt am besten einleuchtende Zweck dafür nicht der moralische, sondern der naturwissenschaftliche: „Damit nicht zuviel Lämmer geboren werden.“ Das Feigenblatt im Sündenfallsbericht wird für das kindliche Kausalbedürfnis durch Leibschmerzen infolge Obstessens viel überzeugender erklärt als durch das, dem sexuell noch nicht aufgeklärten Kinde unverständliche, sexualethische Motiv. Und die rationalistische Deutung, die manches aufgeweckte Kind für Wundertaten Jesu findet, und die den Erwachsenen witzig berührt, bezeichnet eben auch nur deutlich den Widerspruch zwischen der natürlichen Anlage eines jungen Intellekts und der ihm gewaltsam aufgedrängten komplizierten Bibelkulturwelt.

Die Bibel, dies alte, merkwürdige und schicksalreiche Buch ist wahrhaftig nicht schutzbedürftig: es sei denn gegen die Theologen und die Zauberkünste ihrer Interpretation. Sie verliert durch

Digitized by Google

witzige Bibelzitate ebensowenig von ihrer Bedeutung, wie wenn das einzelne Exemplar gelegentlich als Wurfgeschoß oder Sitzgelegenheit verwendet wird, was am Ende gar in evangelisch-lutherischen Pastorenfamilien vorkommen kann. Und den Bibelwitz wollen wir uns nicht nehmen lassen; schon deshalb nicht, weil er, nach Salomo, der Mietsgeber der Weisheit ist, wie im achten Kapitel der Sprüche geschrieben steht.

Ibsen.*)

Von

Julius Bab.

Man muß anfangen mit der Konstatierung, daß es ein Ibsenproblem gibt. Das ist nichts Selbstverständliches.

Trotz aller Bemühungen der Goethephilologen nämlich gibt es eigentlich kein Goetheproblem, und obwohl Shakespeare für die unausrottbare Spürwut gewisser Schriftsteller bekanntlich ein „Rätsel" ist, so ist er doch im Sinne der Menschheitsgeschichte keineswegs ein „Problem". Die Größe dieser Erscheinungen ruht gerade darin, daß sie zwar mit viel verschiedenen Namen benennbar, aber dem unaussprechlichen Gefühl nur in einem Sinne faßbar sind. Denn in ihnen selbst sind nicht Meinungen und geistiger Widerstreit lebendig, sie sind einheitliche Geburten der Natur wie Fels und Baum. Sie sind deshalb oberhalb der Meinungen, sie sind kein Problem. Aber Henrik Ibsen ist ein Problem.

Wo dies Problem liegt, erkennen wir vielleicht am klarsten, wenn wir zwei Abbildungen nebeneinander halten, die man von Ibsen in Deutschland gemacht hat:

Roman Woerner hat das umfassendste, sorgsamste und getreuste deutsche Buch über Ibsen geschrieben. Mehr ein eng angeschmiegter Kommentar als eine persönliche Verarbeitung des Phänomens Ibsen. Woerner tritt in liebevoller Hingabe fast immer auf den Standpunkt des Autors selbst. Das gilt nicht etwa für alle Einzelheiten; der einzelnen Leistung gegenüber übt Woerner durchaus selbständige, freie und feine Kritik, er geht darin etwa so weit als ein Individuum vom Range Ibsens auch wohl in Selbstkritik gehen könnte. Ueber die tiefen großen Widersprüche aber geleitet Woerner mit biographischer Selbstverständlichkeit hinweg. Er glaubt an ganz tief einschneidende Wandlungen, die von E zu Epoche veränderte Lebensumstände be hätten, — während es eben das Ibsenpro ist, die eine unzerstörbare Naturkraft „J herauszustellen, an der solche Umstände Brechungen erfahren konnten. So nennt er J römische Produktion ein Zeitalter dichterisch Entfaltung und merkt andrerseits für seine dernen Dramen sehr wohl einen Rest französ Einflusses als lästig an: „Das Unterstreicher Ausdeuten von Worten und Handlungen" aber er nimmt diese Beobachtung einfach vertieft sich nicht in das Problematische Schwerwiegende dieser Wandlung. Er tadel kühl tendenziöse Mache in den „Stützen" ode unbelebten Allegorienbau im „Baumeister" aber er stellt nicht das Wesen einer Kraft aus der neben dichterisch Reinem so Mangelh mit Notwendigkeit folgen muß. Und er leite tiefen Pessimismus der Ibsenschen Altersdr nur aus der besonderen Stimmung jener Le zeit ab, während mein Naturgefühl verlangt, den organischen Abschluß einer großen Ent lung zu begreifen. So aber kann und darf Wo sich halten, weil er, als Kommentator, mehr Wunsch hat, der Lebensleistung dieses Manne dienen als sie zu benutzen. Mit dieser sch Pietät werden die Ibsenschen Dramen wohl in sich vortrefflich abgeleitet und erläutert — nur ein entfernter, selbstherrlich erhöhter St punkt könnte einen Blick gewähren, der aus Ensemble dieser Werke das Werk und s Schöpfer, den rätselreichen, erkennen Woerner vermag dies nicht, weil er nicht Distanz nimmt, von der aus das ganze Ibse Dichten sich als ein Tumult widerspruchsv Kräfte offenbart. Mit einer Selbstverständlic die dem lebendigen Autor wohl geboten, Kritiker seines Wesens aber verboten ist, s Woerner von dem Standpunkt aus, der Ib eigner war: er glaubt unbedingt an Ib Dichterkraft.

Und nun das andere Bild: Bald nach Tode Henrik Ibsens ließ Fritz Mauth eines seiner mehr als geistreichen „Totengesprä erscheinen. Da läßt er den tapferen, kleinen H vergebens um Aufnahme suchen im Reiche blauen Maria, bei den großen Künstlern —, Lieblingen der Götter, die da das Rechte erfassen mit dem Griff und es zum klinge Werk biegen. Aber er landet im Feuersaal schwarzen Maria, wo die großen Schr steller, die Krieger des Wortes hausen. Swift, der größte unter ihnen, bemerkt, da es anfangs verschmäht, sich als Dichter zwi

*) Aus dem ersten Abschnitt eines Werkes „Neue Wege zum Drama", das bei Oesterheld & Co. erscheint.

Digitized by Google

Aber auch damit ist das Ibsenproblem nicht aus der Welt geschafft; es geht nicht an, den Mann einfach zu den Schriftstellern, den lediglich zweckvollen rhetorischen Meistern des Wortes zu weisen, den Mann, der Mutter Aases Himmelfahrt gedichtet hat — eine reinere Selbsterfüllung der Phantasie als sie dem dämonischen Willen eines Swift jemals sich hätte bilden können; und der in seinen Altersdramen einen durchgehenden Rhythmus von so bestrickender lyrischer Kraft gefunden hat, der darf auch nicht einfach einem Voltaire an die Seite gestellt werden, dessen Verschen Gott bekanntlich nur vergeben konnte um der andern Sachen willen, die er „so leidlich gut ans Licht gebracht" hatte. Ibsen aber hat bekanntlich nichts ans Licht gebracht als Dichtungen. Oder das, was er als Dichtungen hielt.

Aus diesem Kontrast der Mauthnerschen Anschauung mit der Woernerschen (die im wesentlichen Ibsens Selbstanschauung ist) muß sich aber das eigentliche Ibsenproblem stellen lassen: Ein agitatorischer Schriftsteller, dem doch nur die poetische Form zugänglich ist, und ein Dichter, der Jahrzehnte lang von pädagogischen Ideen beherrscht ist, und schließlich unter bitteren Anklagen gegen alles Dichtertum vom Schauplatz abtritt. . . . Das ist das Ibsenproblem.

Solche Unterscheidung zwischen Dichter und Schriftsteller ist ganz unvermeidlich. Denn der Dichter ist ein Mensch, dessen Lebensgefühl unmittelbar in Anschluß an den religiösen Mittelpunkt, an das göttliche, schöpferische Zentrum erwächst; der Dichter gebraucht deshalb alle Inhalte der Zeit nur als Symbole und die Worte lediglich als Mittel zur Erweckung dieses Grundgefühls; alle geistigen Bedeutsamkeiten, alle praktischen Wirksamkeiten der Sprache ordnen sich diesem letzten Plan unter und die Besonderheiten seiner Generation sind an seinem Werk nur als das Material sichtbar, in dem *zeitlos* gültige Erfahrungen der Menschheit gestaltet sind. Der Schriftsteller, dessen Lebensgefühl in großen Individuen, wie Swift oder Rousseau, an Spannkraft und Tiefe nicht hinter dem des größten Dichters zurückzustehen braucht, hat doch einen ewig andren Weg ins Herz der Welt. Er ist ein Mann der Praxis, ihm wiegt die Erscheinungswelt, die historische Wirklichkeit, die menschliche Gesellschaft, in der er steht; die möchte er emporführen, möchte sie entwickeln. Und die Worte sind dem Schriftsteller in Wahrheit praktische Signale, die die Gesinnung beeinflussen, den Willen richten, letzten Endes die Hände in Bewegung setzen sollen. Für diesen praktischen Zweck wird vom Schriftsteller der ästhetische, gefühlmäßige Wert der Worte nur so eben mitbenutzt; letzten Endes aber will der Schriftsteller nicht das Gefühl erwecken, sondern den Willen bewegen. Er hat es nicht wie der Dichter mit Gott, sondern unmittelbar mit den Menschen zu tun. Er ist vor allem Vorkämpfer, Ermahner, Erzieher *seiner* Generation.

Da fällt es nun klar in die Augen, wie sehr Ibsen ganz unwillkürlich als Schriftsteller empfunden wird. Denn als er starb, war doch nur ein kleiner Kreis, der seiner künstlerischen Gaben gedachte, ja der seine reinsten Kunstwerke (Peer Gynt!) überhaupt nur kannte; aber viele Tausende hatten das Gefühl, daß der große Schärfer des Zeitgewissens, der Erneuerer der Moralen, der unerbittliche Verfechter der Wahrheit hingegangen sei. Und doch dieser Ibsen hat sich immer geweigert, als Träger praktischer Ideen, als Erzieher und Reformator zu gelten. Er hat immer nur Dichter heißen wollen und hat am Ende seines Lebens sich sogar selber bitterlich geschmäht, daß er nur Dichter gewesen sei, und daß er darüber das Leben versäumt habe.

Solche Unterscheidung zwischen Kunst und Leben, und das heißt doch wohl zwischen der Kunst und dem Leben der Praxis, der Tat, der Wirklichkeit, kann aber überhaupt nur geboren werden aus dem Geist der *Romantik*, die das dichterische Gefühl zu völliger Entwirklichung, zu phantastischer Weltflucht anspannte. Das formale Prinzip, das den Gestaltenden vom praktisch Handelnden trennt, zog die Romantik ins Inhaltliche, sprengte den letzten gemeinsamen Urgrund praktischer und künstlerischer Lebensreaktion — den *Willen zur Bewältigung des Wirklichen* auseinander und machte so den Künstler zu einem Außenseiter des Lebens, was doch weder Aeschylos noch Dante, weder Raphael noch Goethe gewesen waren. In der Tat, am tiefsten Quell des Ibsenschen Lebensstromes steht der *Geist der Romantik*, und ohne diese Tatsache aufs hellste beleuchtet zu haben, wird niemand den Weg in das Ibsenproblem hinein finden.

Der Mensch der Romantik, der aus aller sozialen Bindung gelöste, der reine Gefühlsmensch, dessen genialischer Trieb schon fast die Schranken der Realität überfliegt und der am stumpfen Widerstand der Welt zuschanden wird, das war in irgendeiner Variation stets der Held der Ibsenschen Jugenddramatik, als sie sich noch im Stil mehr oberflächlicher Kostümromantik drapierte, als sie den Abstoß vom Wirklichen durch die Trachten alter Zeiten und fremder Länder zu gewinnen suchte. Einmal, ein einziges Mal hat, am Ende dieser Periode, Ibsen den genialen Gefühlsmenschen triumphieren lassen, hat in seinem Hakon den instinktsicheren dämonischklaren Kronprätendenten über den düstern Zweifler und unsicheren Vernunftmenschen zum Sieg geführt. Dann aber gewann der Geist dieses Skule in Ibsen selber die Oberhand; er gab nur noch den Untergang, die Niederlage romantischer Gefühlsgenies. Dies ge-

Digitized by Google

schah aufs großartigste in jenen drei Werken, die er nach seiner Abreise aus Norwegen ausführte, und die mehr als die Wagnersche Oper verdienen als Schlußstein und Vollendung der europäischen Romantik angesprochen zu werden: der dreifach vergebliche Sturmlauf, den der ethische Wille in „Brand", die sinnliche Phantasie in „Peer Gynt", der spekulative Geist in „Kaiser und Galiläer" gegen die Grenzen der Menschheit unternimmt, — das ist die letzte große Schlacht der Romantik in Europa. Brand, Peer Gynt und Julian kehren geschlagen heim, von der Sonne betrogen, und der Gnade der unbekannten Gottheit empfohlen, die sich nicht begreifen und erringen, die sich nur als Liebe ahnen läßt. Das Reich Hakons des Siegers ist vorüber, und Skules Zweifelsucht verwandelt allgemach den romantischen Glauben an das große Ich in romantischen Fatalismus.

Es enthüllt sich nun aber mehr und mehr, daß die Skulische Zweifelwut, dieser mißtrauische, ganz der Realität verhaftete Wahrheitssinn, diese immerwache Gewissenskritik, diese ethische Leidenschaft, eine Grundgewalt in Ibsens Natur ist, die es mit der romantischen Sehnsucht aufzunehmen vermag. Ibsen selber ist es, der das „akute Rechtschaffenheitsfieber", das „kränkliche Gewissen" besitzt, das er so vielen seiner Helden angedichtet hat. Er besitzt jene Hypertrophie des Verantwortlichkeitsgefühls, an der Gregers und Rosmer, Almers und Solneß so leiden. Und in der Maßlosigkeit seiner Wahrheitswut kann er schon längst das Kunststück, das in Peer Gynt beschrieben wird, „sich selber auf den Kopf zu steigen". Diese ethische Leidenschaft hat seine romantische Sehnsucht gebrochen und düster gefärbt. Sie überflügelt nun Ibsens dichterische Bedürfnisse überhaupt, sie fängt an, sich den Gefühlsausdruck, in dem sie schon immer eingeschlossen lag, unterzuordnen — und aus dem Dichter hervor springt der Schriftsteller!

Das große, „ganz von einer Empfindung volle Herz", aus dem heraus er bisher gedichtet hatte, das er gestaltet hatte, es wird ihm jetzt zum Maßstab, an dem er Wahrheit, Stärke, Richtung realer Erscheinungen mißt; statt von dem in seinem Sinne großen Menschen zu dichten, ihn darzustellen wie bisher, agitiert er für ihn, indem er die Verlogenheit kleiner Großtuer entlarvt.

An die Stelle jener Aussprache mit Gott — das war sein romantisches Dichten bisher gewesen — trat ein pädagogisches Einsprechen auf die Menschen. Im tiefsten Innern bildet sich Ibsen jetzt trotz aller theoretischen Ableugnung ein, er „könnte was lehren, die Menschen zu bessern und Religiös-Dichterischen in das Ethisch-Schriftstellerische übersetzt, dafür geben im Nachlaß die kurzen Aufzeichnungen zu „Nora" ein verblüffendes Beispiel: der erste Satz schlägt ein großes, zeitloses, dichterisch reines Thema an, er spricht von dem ewigen tragischen Gegensatz männlicher und weiblicher Lebens- und Denkart; im zweiten Satz ist schon in bedenklicher Verengung von der „Ehefrau" die Rede; im dritten Satz aber handelt es sich bereits um die „Frau in der heutigen Gesellschaft", — der große tragische Konflikt ist zu einem sozialen Mißstand eingeschrumpft, gegen den mit sozialem Eifer zu Felde gezogen werden kann. Es gilt jetzt eine These zu beweisen, ein aufreizendes Beispiel zu deduzieren; und deshalb ist klar, daß nicht der Dichter, sondern der Schriftsteller Ibsen sich in die Schule der wirksamsten Theatermoralisten begibt, die zu finden waren: in die Schule der Franzosen, speziell des jüngeren Dumas. Und nun haben wir als notwendige Konsequenz jenes „Unterstreichen und Ausdeuten von Worten und Handlungen", das Woerner bedauernd vermerkt.

Die ernsthafte französische Bühnenliteratur nämlich von Corneille bis Brieux ist beinahe ausnahmslos Schriftstellerarbeit, moralistische Rede, tendenziöser Gesinnungsvortrag, erzieherischer Wille, der einen Schein von Lebensvorgang zur Maske nimmt, — nicht dramatische Dichtung, Menschengestaltung, in der sich ein leidenschaftliches Gefühl für Lebensvorgänge hingebungsvoll und hinreißend auslebt. Diese Produktion kann Interessantes und Langweiliges, Bedeutendes und Wertloses hervorbringen — aber sie wird ihrem Ziel wie ihren Mitteln nach stets tief geschieden sein von dramatischer Dichtung, wie wir sie verstehen.

Daß aber nun bei Ibsen gleichwohl kein einfach verbesserter Dumas, kein echtes Schriftstellerstück entsteht, das liegt nicht nur an seinem geistigen Format, an der überlegenen Intensität seiner moralischen Leidenschaft. Mann kann sich sehr wohl das Drama eines Swift vorstellen, das voll mächtigster Spannung und doch reines Schriftstellerprodukt, allenthalben deutlich zu einem Zweck gerichtetes Mahnwort ist. Bei Ibsen aber hört im Schriftstellerstück die rein dichterische Arbeit nie auf; und zwar — damit dringen wir in den Kern seiner Problematik — wirkt die eigentlich dichterische Kraft fremd, ja sogar feindlich dem schriftstellerischen Willen gegenüber. Denn was dichterisch in Ibsen fortlebt, ein anders gerichteter Sproß aus der Wurzel seiner tiefen Skepsis, was immer lauter aus seinen Dramen redet und allmählich die Stimme des aktiven Ethikers wieder übertönt, das ist sein romantischer Fatalismus, das sind immer düsterer und hoffnungsloser

Digitized by Google

katholischen Glauben, das starrt uns zuweilen an wie nihilistische Verzweiflung. Und das Seltsame und Verhängnisvolle ist es nun, daß diese Stimmung, um deren lyrischen Ausdruck in allen Ibsenschen Dramen von den „Gespenstern" an stärker und stärker gekämpft wird, in einem gänzlich fremden und unvereinbaren Verhältnis steht zum Willen moralischer Erweckung, ethischer Bekehrung, der den Schriftsteller Ibsen ans Werk treibt. Denn was haben wir von Menschen zu fürchten, zu hoffen, zu fordern, die ganz und gar unfrei sind, durch deren Denken, Handeln und Fühlen immerfort fremde, dunkle, unbekannte Mächte greifen, Mächte, die in der „Frau vom Meer", in „Hedda Gabler", in „Rosmersholm" langsam anwachsend, in „Baumeister Solneß", „Klein-Eyolf" und „Borkman" geradezu schon die eigentlichen Träger der Handlung geworden sind?

So entsteht jene tief widerspruchsvolle Mischung des frühibsenschen Stiles, die nirgends als in der einmal einzigen Person dieses großen Uebergangsmenschen ihre Einheit hat, und die deshalb nie jemand wird nachahmen können.

Der schriftstellerische, d. h. erörternde, deutliche, agitatorische Realismus (im Gegensatz zu dem durchaus übernatürlichen, heroischen Gefühlsrealismus Shakespeares), den Ibsen von den Franzosen gelernt hat, kreuzt seine verständig trocknen, mathematisch kalkulierten Zeichen mit den schwermütig geheimnisvollen Rhythmen einer fatalistischen Symbolik. Zu einem ganz reinen Klang hat aber Ibsen selber die zwei Seelen in seiner Brust nie gebracht. Es bleibt ein Widerspruch, geistig und künstlerisch ein Widerspruch, der seine Stücke oft schon rein äußerlich auseinanderreißt, und selbst dort einen inneren Stachel zurückläßt, wo, wie in den „Gespenstern", der solidesten aller seiner Arbeiten, die Fabel einmal soziale Tendenz und romantisches Schicksalsgefühl äußerlich gleich gut deckt. (Weil die „Gespenster" zugleich die feigen Vorurteile der Gesellschaft und die dunklen Mächte der Vererbung bedeuten.) Die geistige und künstlerische Möglichkeit eines aktiven Fatalismus, die Vereinbarkeit eines ganz gebundenen Weltgefühls mit höchster Tatbereitschaft, die hat erst eine spätere Generation erfaßt und erwiesen; hier bedeuten Dehmel, Verhaeren und Shaw zweifellos einen Schritt über Ibsen hinaus.

Ibsen kann nicht Ahnherr eines neuen Dramas sein, weil er selbst keinen neuen rein dramatischen Stil geschaffen hat. In seiner ersten Periode vollendete er die romantische, monologisch leidenschaftliche Tragödie; in seiner zweiten Periode kreuzte er die französische undichterische Theatertradition mit einer schweren fatalistischen Lyrik. Er selbst hielt die auseinanderstrebenden Teile noch eben und nicht einmal immer völlig beieinander — bei all seinen Nachahmern fielen sie grell, gräßlich, grotesk auseinander. Die Kunde der deutschen Ibsennachahmung wird kaum in die Literaturgeschichte eingehen, weil diese Produkte (meist an der Grenze unfreiwilliger Parodie) nicht einmal für Tage lebensfähig waren; selbst Hauptmann und Schnitzler (von Halbe und Hirschfeld zu schweigen!) haben ihre allerschwächsten Momente dort, wo sie unter Einfluß des Ibsenschen Spätstils stehen. (Einsame Menschen, Versunkene Glocke, — Gefährtin, Vermächtnis) und moralistische Absichten mit mystischen Naturstimmungen grundieren wollen. Nur eine kritische Generation, die noch vom Naturalismus nicht wahrhaft loskam, die die hartnäckige Deutlichkeit, die aufdringliche Anwendbarkeit des Gesellschaftsstücks für Wirklichkeitsnähe, und Wirklichkeitsnähe für ein ästhetisches Verdienst hielt, nur eine Generation, die z. B. die inzwischen längst (auch von Hauptmann!) aufgegebene Ausschaltung des Monologs für eine künstlerische Tat hielt — nur solche Generation konnte glauben, daß mit Ibsens genial energischer (und doch lyrisch gebrochener!) Vollendung des tendenziösen Schriftstellerstücks, des Diskutier- und Thesendramas, des komprimierten und verdeckten und gespitzten Dialoges — daß mit dem allen das Vorbild einer neuen dramatischen Kunst gegeben sei.

Daß das offenbar undichterische, realtendenziöse Schriftstellerstück bei Ibsen mit wirklich dichterischen Kräfte ins Gemenge kam, hat in Gegenteil die Entwicklung erschwert, das Urteil verwirrt, die Schaffenden gehemmt. Der Weg zum Drama mußte als ein Weg zur Ausprägung reiner unpraktischer Gefühlserlebnisse zwischenmenschlicher Art von den deutschen Dichtern ganz neu gesucht werden — fern von Ibsen. Das Suchen begann. Und der erste, den große Kraft wirklich zu einem Ziel brachte (wenn dies auch nicht unser Ziel bleiben soll), Gerhart Hauptmann, er ist beinah nur in gelegentlichen Schwächen als ein Schüler Ibsens zu erkennen.

Das neue Drama kann erst aus der Lösung jenes Problems erwachsen, in dem Henrik Ibsen stecken geblieben ist. Deshalb kann er kein Vorbild sein — kein dramatisches, kein künstlerisches, kein weltanschauliches. Wohl aber ein ethisches — der wilde Wahrheitswille, die furchtbar unerbittliche Selbstkritik, die beispiellos zähe Arbeitskraft dieses Mannes in Leben und Kunst, die geben ein erschütterndes, erhabnes Beispiel großer Menschlichkeit über alle (gewiß bedeutsamen!) Inhalte seines Werkes weit hinaus. Denn mit welchen künstlerischen oder schriftstellerischen Mitteln immer es geschah — Henrik Ibsen ist der Mann, der vor dreißig Jahren einfach durch den Grad seiner sittlichen Leidenschaft das europäische Gewissen schmelzen machte.

Digitized by Google

Dickens' „Sylvesterglocken" und Malthus.

Von
Dr. H. Offe, Harburg.

Im nächsten Jahre, 1844, erschienen die Sylvesterglocken. Wer inzwischen nicht guten Willens geworden war, wie Scrooge seinen Egoismus zugunsten der Mitmenschen einen Stoß zu versetzen, der mußte in dem neuen Weihnachtsmärchen bittere Wahrheiten hören. Hatte Dickens im „Weihnachtslied" das Mitleid mit den Armen wachgerufen und den statistisch-trockenen Malthusianismus nur mehr gestreift, so ist die Mär, welche uns die Sylvesterglocken zuraunen, ganz aus dem Geiste der Bevölkerungstheorie geboren. Hier nimmt Dickens kein Blatt vor den Mund; hier züchtigt er mit Skorpionen. Wenn wir allerdings den Schlußworten großen Wert beilegen wollten, gingen wir gewiß irre. Fast klingt es da, als möchte der Dichter die grausame Satire, den ganzen Sarkasmus, der aus dem Büchlein spricht, am Ende ein wenig retuschieren. „Hatte Trotty geträumt", heißt es dort, „oder sind seine Freuden und Leiden und die handelnden Personen in demselben nur ein Traum? Er selber ein Traum? Der Erzähler dieser Geschichte ein Träumer, der eben erwacht? — Sollte dies so sein, lieber Leser, dann präge die bösen Wirklichkeiten, aus denen diese Schatten entspringen, deiner Seele ein und suche in deinem Kreise dieselben zu bessern und minder drückend zu machen." —

Nur einmal noch, in den ein Jahrzehnt später erschienenen „Schweren Zeiten", begegnet uns bei Dickens eine ähnliche Verkörperung Malthusianischer Ideen; es ist Mr. Grandgrind. Wie dieser nur von Tatsachen hören und von Herz und Phantasie durchaus nichts wissen will, so und noch mehr ist für Mr. Filer, Professor der Nationalökonomie, das ganze menschliche Dasein im Grunde gleichbedeutend mit dem Problem, wie man am besten „beide Enden aneinanderbringt". Ob Geburt, Heirat, Tod oder welches andere Ereignis im menschlichen Leben sonst — für ihn existiert nur die nackte Zahl, die es im Kontobuch des Staatshaushaltes hinterläßt. Auf der einen Seite ein bestimmter, jährlich produzierter Betrag Nahrungsmasse, auf der anderen eine ständig sich mehrende Bevölkerung. Ist die Landesregierung weise und vorsichtig, so trägt sie sprechenden Verhältnis zueinander bleiben. Daran aber hapert es in England. Der Packträger Tobby Beck — skandalös genug —, besitzt sogar die Kühnheit, allen professoralen Forschungsergebnissen zum Trotz ein Pfund Kaldaunen zu verzehren, ein ganzes Pfund! Und dabei entfällt auf alle englischen Witwen und Waisen pro Kopf nur ein Zwanzigstel dieses Nahrungsstoffes! Nicht ein Gran hat also Tobby Beck zu beanspruchen. Tut er's dennoch, so ist er ein Dieb. Weiterhin hat der pp. Beck eine Tochter, die trotz ihrer gänzlichen Mittellosigkeit einen armen Schmied heiraten will! Als hätten die Nationalökonomen nicht schon „mathematisch" bewiesen, daß derartige Leute überhaupt kein Recht auf Verehelichung haben, geschweige denn, Staatsbürger in die Welt setzen dürfen. Was ist die Folge? Die Kinder, welche aus einem solchen Ehebunde hervorgehen, fallen kraft der wissenschaftlich ganz haltlosen Armengesetze der Oeffentlichkeit zur Last. Nur die harte Not kann solchem Uebel steuern, oder viel besser noch, jegliche staatliche Unterstützung muß fortfallen.

In ähnlichem Sinne, doch nicht ganz so schroff, redet der Aldermann Cute. Als Mann der Praxis versteht er es besser, als der hochgelehrte Professor Filer, mit dem Volke zu reden und die praktische Nutzanwendung des Malthusianismus verständlich zu machen. Er ist geradezu das verkörperte Schlagwort, wie es in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jedem Engländer täglich ans Ohr klang. Nicht mit brutalen Zahlen predigt er den verliebten Leutchen: mit recht kräftig aufgetragenen Farben malt er der jungen Packträgerstochter aus, wie sie mit ihrer Familie demnächst, von Hunger und Entbehrung gepeinigt, auf der Straße sitzen werde. Malthus aber duldet keine notbedürftigen jungen Mütter, keine zum baldigen Tode verurteilten Säuglinge, keine Straßenjungen ohne Strumpf und Schuh. Ja, auch der Selbstmord, das sonst gebräuchliche letzte Auskunftsmittel, ist in seiner Theorie nicht mehr vorgesehen.

Man erkennt unschwer, daß Dickens zumal mit dem letztgenannten Punkte den Malthusianismus dem Gelächter seiner Landsleute preisgeben wollte. Er wußte zur Genüge, wieviel sein Publikum zwischen den Zeilen lesen würde. War aber Dickens auch der Mann, die Dinge objektiv zu betrachten? Gewiß, im „Weihnachtslied" ist die Tendenz noch nicht so durchsichtig; jemandem zu nahe gehen konnte und wollte das sentimentale

überschritt Dickens weit die äußersten Grenzen seines Dichtertalents: vor den Kopf stoßen wollte er eine in sozialen Dingen ohnmächtige Regierung. Der Schlag glitt ab. Denn um alle Leser zu überzeugen, ist nicht nur ein mitleidiges Herz und ein tiefes Gemüt vonnöten. Dazu gehört ein scharfes, unbestechliches Auge für die Wirklichkeit. Dickens vermeinte, die Grundstützen der Malthusianischen Lehre in Theorie und Praxis zu erschüttern, indem er Auswüchse lächerlich machte. Damit schoß er weit übers Ziel. Daß in der Tat Vorsicht, Klugheit und weise Berechnung schädlichen Wirkungen im Volksleben vorbeugen können, wollte er nicht einsehen. So wird er ungerecht gegen den Malthusianismus, wie er es in den „Pickwickiern" gegen die Mäßigkeitsprediger gewesen war. Nach seiner Darstellung gönnen sie dem Volke auch den natürlichsten Lebensgenuß nicht, sind vielmehr in der Tat nur verkappte Trinker.

Der Dichter als solcher kann dem Politiker zu Hilfe kommen, indem er Mitleid erweckt und die Achtung vor der menschlichen Natur steigert; aber es ist nicht seine Aufgabe, in dem ihm fremden Gebiet der Nationalökonomie Kritik zu üben. Zwar hilft uns im „Weihnachtslied" der Humor des Dichters über die hier und da hervortretende Tendenz des Dichters hinweg; aber in den „Sylvesterglocken" ist Dickens' Gestaltungskraft nicht groß genug, um die Tendenz gleichsam aufzulösen oder einzuhüllen. Die Satire, welche die Wirklichkeit an der Idee mißt, alles Verkehrte und Widerspruchsvolle bekämpft, „der Unwille macht hier den Vers." „Es läßt sich Vieles und Ernstes gegen ihn einwenden", sagt Julian Schmidt, „aber wer es unternimmt, an ihm Kritik zu üben, muß es tun mit dem Hut in der Hand: denn er steht einem Manne gegenüber, auf dessen Stirn die Natur den Stempel des Genius geprägt." - -

Seit des großen Humoristen Tode sind nun über vierzig Jahre verflossen; das Urteil über ihn ist von der oft überschwenglichen Bewunderung seiner Zeitgenossen abgekommen und hat einer besonneneren Kritik weichen müssen. Auch die sozialen Zustände in England haben sich inzwischen stark geändert. Von den „hungrigen Vierzigern" wissen höchstens noch die berühmten „ältesten Leute" aus eigenem Erlebnis zu erzählen, und Malthus' Name ist heute selbst manchem gebildeten Engländer kaum viel mehr als ein flatus vocis mit unklaren Assoziationen von Uebervölkerung, Zweikindersystem u. a. Was Wunder, wenn mit der schwindenden Aktualität zugleich auch der tiefere Sinn und die wahre Bedeutung der beiden ersten Weihnachtsmärchen dem Bewußtsein einer späteren Generation verloren ging! Erst der neuesten literarischen Forschung war es vorbehalten, den Geist, aus dem sie geboren, wieder zu beleben, die viel verschlungenen Fäden des öffentlichen und privaten Lebens, die sie durchziehen, zu entwirren, und damit Dickens Muse in einem neuen Lichte erscheinen zu lassen.

So betrachtet, rücken die scheinbar so anspruchslosen Weihnachtsmärchen auf eine und dieselbe Stufe mit Don Quichotte und Robinson Crusoe, mit Gullivers Reisen und Rabelais Gurgantua und Pantagruel. Der jugendlichen Phantasie begegnen sie auf halbem Wege; der gereifte Verstand des Erwachsenen kommt bei ihrer Lektüre nicht minder auf seine Kosten — es sei denn, daß ihm der historische Blick fehlt. Doch was das Weihnachtslied und die Sylvesterglocken verkünden, hat mehr als bloße literarische Bedeutung: die Spitze gegen überspannte Ritterromane (der Edle von La Mancha führt sie eben durch die groteske Uebertreibung ad absurdum). Beiden liegt eine sozialpolitische Tendenz zugrunde, wie auch Robinson Crusoe; aber Dickens verschmäht die zeit- und weltfremde Verbrämung seiner Ideen. In beide mischt sich eine geringere oder stärkere Dosis Satire; allein sie sind nicht so herzlos und gallig, wie Gullivers Reisen. An Lebenswahrheit stehen sie dem Gurgantua und Pantagruel kaum nach; indes Dickens wird nie grotesk oder zynisch, noch entläßt er, wie Rabelais, den Leser mit dem Eindruck allgemeiner Lumperei.

Oskar Moll.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Als ich neulich über die Berliner Salons schrieb, mochte es scheinen, als hätte die Mollsche Kollektion mein Interesse nicht wachgerufen. Aber im Gegenteil - - eigentlich geht man diesmal bloß wegen Oskar Moll zu Cassirer. Indessen, der Künstler gibt hier nur über seine neuesten Ziele Erklärungen ab. Das früheste Bild ist jenes Stilleben, auf dem zwei blaue chinesische Teller gegen eine dunkelrote Wand gelehnt sind. Die grünen Blätter eines Primelstockes stehen gegen das Blau,

Digitized by Google

die rosa Blüten gegen das Rot und die gelben Zitronen beleben die weiße Decke. Die Freude an der Kraft der Farben hat dieses Bild gemalt. Rot, Blau und Gelb dominieren wieder auf dem Stilleben mit dem Perlhuhn (1911), aber es ist so bezeichnend für die Mollsche Kunst dieses Jahres, welche Nuancen hier gewählt sind: ein bläuliches Perlgrau und Weinrot. Der Farbe des früheren Gemäldes ist gleichsam ihre Schwere genommen, sie ist aufgelockert und mit Licht getränkt worden, so daß unser Auge nur ungern von diesem Duft zum älteren Werke zurückkehrt. Aber noch ist nichts über das Kompositionelle der Bilder unseres Künstlers gesagt worden. An der Landschaft mit dem überhängenden Aste könnte man am bequemsten dartun, bis zu welcher Feinheit sein Gefühl für Bewegungen und Schwingungen sich entwickelt hat. Der Ast hängt durch die Mitte des Bildes von links nach rechts, und seine Hauptbewegung wird durch das begleitende Spiel der belaubten Zweige reich variiert. Durch dieses Einklingen, Mitklingen und Widerklingen ist gleichsam ein System von Schwingungen geschaffen worden, und nun wird eine Möglichkeit des Ausklingens nach unten und oben gefunden. Unten nehmen die gedrungenen Formen niedriger Bäume, oben eine große aufziehende weiße Wolke die Bewegungen auf, und leiten sie nach den Rändern des Bildes ab. — Oskar Moll ist uns immer noch jene große Ausstellung schuldig, in welcher wir seine ganze Entwicklung, von den Tagen angefangen, wo ihn Monet begeisterte, in ihrer seltenen Folgerichtigkeit und Geschlossenheit überschauen könnten. Wir wollen es nicht leiden, daß einer der stärksten unter den zeitgenössischen Landschaftern sich so zurückhält.

Randbemerkungen.

Neue Männer in Oesterreich.

Baron Gautsch ist dem Mißlingen seiner hohen und schweren Aufgabe gefallen, Tschechen und Deutsche auf gemeinsamer Arbeitsbasis zu vereinen und aus dem Parteiendurcheinander im Abgeordnetenhaus endlich ein Parlament, d. h. einen Organismus von Majorität und Opposition zu bilden. Baron Gautsch ist an seiner Aufgabe gefallen, darum wird jetzt ein Ministerpräsident berufen, der keine Aufgabe hat. Baron Gautsch wollte Zugeständnisse machen (sie gingen schworen); Graf Stürgkh, der neue Mann, wird deshalb keine Zugeständnisse bringen, sondern einen Anspruch auf Budgetbewilligung. Baron Gautsch wollte seine deutsch-polnisch-italienische Majorität um die Slawen aus Böhmen erweitern, er wollte zu viele Freunde haben. Graf Stürgkh hat gar keine und sucht gar keine. Die Designierung des Grafen Stürgkh ist die Politik des umgekehrten Vorzeichens, eine negative Politik ohne Freunde, ohne Zugeständnisse, ohne Aufgabe; und ihr soll gelingen, was der positiven Politik mißglückt ist, nicht weil ihr Inhalt, ihr Zweck der deutsch-tschechischen Vermittlung und ihr Endziel der Selbstregierung des Volkes schlecht war, sondern nur, weil ihr letzter Vertreter, der Baron Gautsch, durch Alter und Krankheit nicht mehr den vollen Schwung seiner besten Jahre hatte. — Sollte man also meinen, daß ein Aktionskräftigerer seine Hinterlassenschaft übernähme; statt dessen wird die Hinterlassenschaft aufgegeben, und ein noch Unfähigerer genommen. Es geschieht seit der Schaffung des allgemeinen Wahlrechts zum ersten Male, daß man dem Volkshaus einen Kabinettschef oktroyiert, als lebten wir im überheblichsten Absolutismus, wo der Ministerpräsident Vertrauensmann der Krone ist, nicht auch (wie im Konstitutionsstaat) Vertrauensmann des Parlaments. England ist darin Muster und Vorbild. Dort ist die Regierung der Exponent der Unterhausmajorität, ist der Führer dieser Unterhausmajorität . jeweils Ministerpräsident. Nun wird man ja sagen, daß wir in Oesterreich keine Majorität haben. Darauf ist zu erwidern: im Parlament! Schlägt man aber die Reden in den Versammlungen für die Juniwahlen nach, dann zeigt es sich: die Wählerschaft ganz Oesterreichs war in zwei große Lager gespalten: hie Stadt, hie Land; hie Industrialismus und Konsumentenpolitik, hie Agrarismus und Lebensmittelzoll. Um diese wirtschaftlichen Polaritäten kreiste der Volkswille; sehr begreiflich, weil durch die Wahlgeometrie unseres geltenden Gesetzes ein nationalistischer Kampf nirgends möglich ist. Der Wahlkampf eliminiert den Nationalitätenstreit. Im Parlament sind die Parteien primär nach sprachlichen Gesichtspunkten, dann nach Weltanschauungen (Klerikalismus — Liberalismus), zuletzt vielleicht auch (aber ohne daß dies zu prägnantem Ausdruck käme) nach wirtschaftlichen Gegensätzen gegliedert. Volkswille und Volksparlament decken sich nicht. Dies ist die deprimierendste Antinomie unseres ganzen öffentlichen Lebens, sie ist schuld daran, daß die leidenschaftliche Teilnahme des Volkes an seiner frei gewählten Vertretung immer mehr erstickt, sie ist schuld daran, daß unser Parlament seit

Digitized by Google

Gesinnungschaos, aber kein klar gegliederter Organismus ist. Paul Gautsch wollte die große, befreiende Tat vollbringen, das Volksparlament zum wahren Ausdruck des Volkswillens neuzugestalten, indem die nationalen Streitigkeiten, wie in der Wahlordnung, so auch im gesamten übrigen Leben, durch gesetzmäßige Regulierung dem Kampfe entrückt und ausgeschaltet worden wären. Faktisch war er dieser grandiosen Aufgabe nicht mehr gewachsen. Durch Nervositäten hat er sich viel geschadet und hat sich schließlich die Erfüllung seiner Ideen unmöglich gemacht. Aber Personen wechseln, Ideen bleiben. Man hätte einen Nachfolger erwählen müssen, der mit der gedanklichen Höhe des letzten Ministerpräsidenten die unverbrauchte Kraft jugendlicher Ruhe und Energie verbände. Statt dessen wird der hochmütige, volksfeindliche Opportunitätspolitiker Stürgkh berufen, der an die Stelle eines großen und kühnen Planes die Regenerierung der schlampigen Methode des alten Fortfrettens setzt und mit dem § 14 droht, weil ihm die Staatsnotwendigkeiten nicht bewilligt werden. Die große Volksnotwendigkeit einer Versöhnung der hadernden Nationen, einer Wiederbelebung unseres öffentlichen Lebens und einer Umbildung des Volksparlaments im Sinne des Volkswillens ist nun vertagt. Es wird nun nicht nach gesetzmäßiger Aussonderung des Sprachenstreites die große wirtschaftliche Neugruppierung in unserem Parlament beginnen, sondern der aufreibende, selbstzerstörende Kampf der Völker weiter dauern, bei welchem der Absolutismus als fortius gaudens triumphiert. Janus.

Der Gott des Tarpejischen Felsen.

Halluzination und Wirklichkeit.

Uebermittelt von El-Correi.

Motto: Er, der nur durch den Geist wahrgenommen werden kann, den nichts erfassen kann, verbreitet seinen eigenen Strahlenglanz.

(Manu, Buch I, sloka 6 7.)

Doktor Pöplein war ein nüchterner und vorsichtiger, auch bescheidener Mensch, den nichts so leicht aus dem Gleise seiner Gelahrtheit und Mäßigkeit brachte. Wenn aber ein Uebermaß von Eindrücken seinen immanenten Ehrgeiz stachelte oder gar seine schüchterne Phantasie beseelte, und wenn außerdem der Wein so vortrefflich schmeckte, na, da flammte wohl auch sein Lebensflämmchen, vom Feuer des Vino genährt, empor zur lohenden Fackel ... Und jene Fackel steckte seinen kühlen Forscherkopf in Brand. — Dieses geschah auch eines Abends. Und die verwegene Behauptung entsprang seinem begeisterten Munde, daß er sich mit Ruhm zu krönen gedenke. Er wollte auf eigene Faust Ausgrabungen machen ... Und schon führten seine feinen, weißen Hände Gesten aus, als buddelten selbe bereits in Schutt und Asche althistorischer Zeiten.

Er war nämlich während des verflossenen Tages auf dem Forum romanum umhergestrichen und hatte in der Einsamkeit der verfallenen Caracallatermen geträumt. Dabei hatten sich ehrgeizige Ideen seiner bemächtigt, und die fanatische Sehnsucht nach Ungewöhnlichem und Wunderbarem nahm von seiner Seele Besitz. Des Abends beim Wein verdichtete sich alles zu einer starken mentalen Erregung, die auch nicht wich, als er bereits auf seinem breiten Hotelbett englischen Stils lag und die Augen zum Schlummer schloß.

Ein Gewirr von Bildern und Tönen war in ihm, und auch um sich her vernahm er Erscheinungen. Die nahten in seltsamer Gestalt und redeten auf ihn ein mit weissagenden Stimmen... Endlich löste sich deutlich ein Phantom los von dem allgemeinen krausen Wirrwarr, und dieses Phantom fing an, ganz vernehmlich zu sprechen: „Auserwählter du sollst ihn sehen ..."

Aufmerksam werdend, fragte Doktor Pöplein: „Wen soll ich sehen?"

Da antwortete die Erscheinung: „Den Gott — den Gott des Tarpejischen Felsen!"

Schreckgelähmt verharrte Pöplein einige Sekunden. Dann flüsterte er hoffend: „Eine Ausgrabung? Eine Antike?"

„Ja," bestätigte die mondlichtartige Erscheinung, „ja, antik ... Man vermutet aus den Tagen des Pontifex Maximus Cajus Julius Caesar!"

Doktor Pöplein stöhnte auf. Seine sonst wohlrubrizierten Kenntnisse ließen ihn in Stich. „Pontifex Maximus?" wiederholte er. „Pontifex Maximus nennt man heuer doch den Pabst! ... Julius Caesar war kein Pabst! ... War doch niemals Pabst?"

Seltsam — das mondscheinartige Phantom lächelte. Sein oberes Ende wackelte wie ein Kopf, der sich vergnügt schüttelt.

„Du bist Katholik?" fragte dann die Erscheinung. „Als solcher wirst du ja hier am antiken Rom eine schöne Freude haben. Den Ursprung deiner kirchlichen Riten, Sakramente und Titel kannst du hier wundervoll an den Zeugnissen des vermaledeiten Heidentums verfolgen. Darf ich dich später vielleicht einmal nach Tibet begleiten? Dort läßt sich noch wundervoller der Ursprung aller Religionssysteme an den Mysterien des

Digitized by Google

Buddhismus nachweisen ... Laß uns hingehen ... Befiehlst du Tropenuniform oder Leibgarde?"

Doktor Pöplein wälzte sich auf seiner elastischen Matratze. „Sprich mir von dem Gott!" bat er verlangend. „Wo finde ich ihn?"

„Auf dem Tarpejischen Felsen ... Ich sagte es schon ..."

Da streckte sich Pöplein steif aus, seiner Niedrigkeit und Unwürdigkeit bewußt. „Jupiter?" stammelte er erschauernd.

„Ja, dort stand das hohe Heiligtum!" bestätigte das Phantom. „Es war das höchste Heiligtum der antiken Jahrhunderte und eines Volkes, das groß war ... Und du sollst zu seiner Stätte gehen — und — o Auserwählter — dort wirst du ihn lebendig finden.... Wirst ihn sehen in seinem eigenen Strahlenkranz, in seiner Herrlichkeiten Herrlichkeit ... So wie ihn das Volk sieht, das ihn ehrt ... Gehe hin, wenn die Sonne im Zenith steht; wenn das himmlische Licht das Kapitol umloht und die ferne Campagna im Sonnenbrande flammt. Dann gehe hin zur heiligen Stätte, doch nahe dich von der entgegengesetzten Seite. Der Gott schaut nicht mehr wie ehemals nach dem Forum ... Sein Angesicht ist dem Vatikan zugewandt ... Neige dich, neige dich, du Staubgeborener, wie das Volk sich neigt, das ihn ehrt ..."

„Welches Jahrhundert?" fragte Doktor Pöplein beklommen. Das Phantom war anscheinend wenig wissenschaftlich gebildet. Keine Prägnanz, keine Ordnung im Bericht, keine Gelehrtenwürde im Vortrag.

„Welches Jahrhundert?" wiederholte indessen die Erscheinung, und ihr seitlich erhob sich etwas wie eine durchsichtige Flosse, ähnlich einer spiritistisch materialisierten Hand, die vielsagend abwinkte. „Welches Jahrhundert? Ach, du meine Güte, so um das vierte Jahrhundert rum, vor 2400 nach Nero. Da neigten sie sich vor ihm und seinem goldenen Stabe."

Erstaunend, unfähig, nachzurechnen und sein Datengedächtnis funktionieren zu lassen, wollte sich Doktor Pöplein erheben, aber sein Kopf war zu schwer. Mühsam riß er die Augen auf — allein das Phantom war fort. Nicht der kleinste helle Schimmer war in dem finstern Gemach zu entdecken, nur das Flüstern ließ sich noch vernehmen. Es summte weiter, während Doktor Pöplein von neuem entschlummerte ...

Er schlief lang und fest.

Und da er endlich erwachte, leuchtete die Mittagssonne durch die Gardinen. Die römische Straßenbahn klingelte; Kirchenglocken läuteten. — Während er seinen etwas benommenen Kopf dann mit dem kühlen Naß der acqua vergine begoß, fiel ihm sein nächtliches Erlebnis ein, und zwar zudenken. Sollten Schatzgräber nicht oft Träume haben, die sich später bewahrheiteten? Lag an der von der „Erscheinung" bezeichneten Stelle vielleicht ein antikes Götterbildnis vergraben? Er war an die Rückwand des früheren Jupitertempels verwiesen worden ... was konnte es schaden, den Ort in Augenschein zu nehmen -?

Ohne sich weiter Rechenschaft zu geben über die abergläubische Spannung, die ihn beherrschte, lenkte Doktor Pöplein alsbald seine Schritte nach dem Kapitol. Es war ein heißer Märztag und die Sonne brannte schon recht fühlbar — aber tapfer schritt der junge Gelehrte durch die Straßen, seinem Ziele zu. Da er aber die flachen Stufen zum Kapitol erstieg, war ihm, als habe er Blei in den Füßen.

Weiß schimmerten die Säulen, grell die Mauern des Senatorenpalastes. Tiefes Schweigen umgab die Stätte, da früher Götterbildnisse aus Stein gewohnt ...

Doktor Pöplein wendete sich rechts — er entsann sich des empfangenen Rates: „Nahe dich von der entgegengesetzten Seite. Der Gott schaut nicht mehr wie ehemals nach dem Forum."

Suchend, den Blick am Boden, achtete Doktor Pöplin nicht des Gebäudes, das seinen Weg sperrte. Hier war der heilige Boden — die Rückseite des Jupiter-Tempels ... hier --

Da hörte er plötzlich ein Klirren — so wie wenn ein goldener Stab auf eine Steinplatte stößt.

Doktor Pöplein fuhr aus seinen Gedanken — glanzgeblendet taumelte er zurück. Dort stand — das Angesicht nach dem Vatikan gewandt, in Gold und Purpur, unnahbar - in seinem eigenen Strahlenglanz eine lebendige Statue — eine Statue der Macht und Würde ...: Der Portier der deutschen Botschaft ...

Sich neigend, verharrte Doktor Pöplein lange in Verehrung.

Reglos blickte die lebendige Statue über den Staubgeborenen hinweg, der bewundernd die Worte des nächtlichen Phantoms wiederholte: „Antik! ... Aus den Tagen des Pontifex Maximus Cajus Julius Caesar ..."

Und sich nochmals neigend, zog er sich sacht und ergriffen zurück.

Tiefes Schweigen umgab die Stätte, da früher Götterbildnisse aus Stein gewohnt ...

Aus Berliner Theatern.

Offiziere.

Digitized by Google

Das „Deutsche Theater" in Berlin beschloß das Jahr 1911 mit einer recht interessanten Uraufführung

burgschen Lustspielen zu sehen gewöhnt war, geschah hier in blutigem Ernst: die Szene war erfüllt von preußischen Uniformen, in denen sich die besten Schauspieler des Reinhardtschen Ensembles mit Energie und sichtlichem Wohlgefallen bewegten. Vielleicht tat es diesen Spielern wohl, die Kraft ihres geschulten Körpers einmal in Formen von beherrschter Haltung, von diszipliniertem Stil pressen zu dürfen statt in der nervösen Zuchtlosigkeit auseinanderzuschlottern, an die das Drama der allzu modernen Dramatiker nachgerade die Schauspieler gewöhnt hat. Und auch im Publikum waren es vielleicht nicht die Schlechteren, die dies ganze Milieu wie eine Erholung empfanden. Mögen die Ideale des preußischen Offizierkorps resp. der Adelsklasse, die seinen Geist bildet, auch in vielen Stücken nicht die unseren sein: daß hier überhaupt eine Gesellschaftsschicht ist, die wieviel menschliche Abschweifung im einzelnen auch zuzugeben ist doch im ganzen und wesentlichen unter der Herrschaft einer Idee steht, einer Idee, die ihr mehr gilt als Bequemlichkeit und Leben, das kann als eine Wohltat empfunden werden. Daß hier ein höheres Pflichtgefühl, eine fest im Instinkt verwurzelte Leidenschaft den Menschen Haltung, Sicherheit und Selbstgefühl gibt, das ist auch rein ästhetisch und formal ein bedeutender Wert nach all den geistlosen, ideenlosen, lediglich feinnervigen und lebensgierigen Stücken aus der modernen Bourgeoisie man denke an den letzten Schnitzler oder den wirklichkeitslosen, leer durcheinanderschwankenden Idealphrasen der neueren Romantik (man denke an „Gudrun". Nach so viel lüsternem, disziplinlosem Ueberfließen jeder Wallung, jeder unbedeutendsten Nervenregung erscheint diese Welt der Zucht und Haltung, der strengen Form und der ideellen Verpflichtung für jeden geistigen Menschen als ein höchst wohltätiges Gebild auch wenn er die speziellen Ideen, die eben dort herrschen, gar nicht zu teilen vermag.

Daß dies Stück überhaupt zu solchen Stimmungen und Gedanken anregen konnte, beweist für das Talent des Verfassers: das Leben des Milieus muß mindestens hin und wieder in diesem Stück wirklich dichterisch erweckt worden sein. Fritz von Unruh, ein sympathischer junger Mann von bester Haltung, der sich vielfach vor dem Publikum des Premierenabends verbeugte, soll ein Schulgefährte und ehemaliger Adjutant des Prinzen August Wilhelm von Preußen sein. Der glückliche Weg seines dramatischen Erstlings „Offiziere" zu so sichtbarer Stelle wird dadurch erklärt, aber er wird auch, zum mindesten in der ersten Hälfte des Dramas, durch eine Menge zweifelloser Talentbeweise gerechtfertigt. Zwar ist das Stück von Anfang an ohne eigentliche dramatische Konzentration im alten Realistenstil geführt, eine allzu breite Aneinanderreihung von lauter Milieu-Miniaturen; aber all diese kleinen Szenen haben Laune, Bewegung, Leben und schließen sich doch am Ende zu einer Art dramatischer Spannung zusammen. Und, was mehr ist, man fühlt zum erstenmal einen Versuch, die eigentliche Tragik des modernen Berufssoldaten, des Offiziers, zu gestalten. Was Unruh im ersten Akt andeutet, das hat nichts zu tun mit der vergnügten Schneidigkeit des bunten Rockes im Kadelburgstil, und nichts mit dem billigen Heldentum der Hurrapatrioten. Es ist das tragische Schicksal eines Standes, der für den Krieg geschaffen und eigentlich nur im Krieg sinnvoll ist, dessen Existenz sich aber im ständigen Frieden zu einem sinnlosen Bureaudienst auswächst · um so sinnloser, weil er dauernd mit den Attributen freier kämpfender Männlichkeit gehandhabt wird. · So müssen es wenigstens gerade die besten, die berufensten Offiziere empfinden, die noch die echten kriegerischen Instinkte ihrer Klasse im Busen tragen, die nicht erzogen sind, diese Kräfte in moderne Arbeit umzusetzen, und die glauben, im Offizier-Sein ihre innerste Leidenschaft ausleben zu können. In Unruhs erstem Akt sehen wir, daß gerade die stärksten, echtesten Soldatentemperamente im Offizierkorps im Begriff sind, an der Oede dieses Gamaschendienstes zugrunde zu gehen: der eine spielt, trinkt, macht Schulden; der andere hält sich noch eben durch die Liebe zu seiner Braut, aber er rast umher, verzweifelt, müßig, wie ein gefangener Löwe; und alle empfinden ihr Tagewerk als sinnlos und selbstmörderisch und leben wie Fische auf dem Trockenen. In dieses Elend hinein schlägt die Botschaft vom Negeraufstand in Afrika und dem Aufgebot eines freiwilligen, nun zum ernsthaften Kampf bestimmten Heeres, wie ein erlösender Blitz in einen endlos schwülen Sommertag. Jubelnd drängen sich alle zum Krieg, und im Angesichte der Braut trinkt der Bräutigam auf den Tod! · Es ist die Feinheit und die dichterische Bedeutung dieses Aktschlusses, daß hier eigentlich gar nichts von „Heroismus" oder „Patriotismus" gespürt wird, daß dieses Drängen zu Krieg und Gefahr als die vollkommen natürliche Lebensäußerung dieser ganz bestimmten Menschen wirkt. Der Weg der Offiziers-Tragödie schien mir nach diesem Eingang klar gegeben, was diese jungen Menschen im Augenblick erlöste, bleibt in unserer jetzigen Weltordnung ja doch nur ein Ausnahmezustand: mögen sie zu spät nach Afrika kommen und ohne einen Schuß nach Hause müssen, mögen sie nach kurzem kriegerischen Tatenrausch heimkehren · immer müssen sie in die bürgerliche Welt zurück, wo Soldatsein wieder ein Bureaudienst wird; und wie sie hier nun biegen oder brechen, das mußte der eigentliche Zielpunkt des Dramas sein, wenn es wirklich zur Tragödie werden sollte Vollzug eines im inneren Wesen dieser Menschen gesetzten Schicksals. · · Der junge Autor verliert leider diesen schön angesponnenen Faden ganz aus der Hand. Aus der Tragödie des modernen Friedenssoldaten biegt er um in das alte Drama der wirklich aktiven Soldaten, das im typischen Widerstreit von Tatendrang und Disziplin besteht, und kommt zu einer recht banalen Verwässerung der großen menschlichen Tragödie, die hein-

Digitized by Google

rich von Kleist über diesem Problem schon erbaut hat. Nach einer ganzen Reihe fortschrittsloser Szenen, die vom Autor mit mancher psychologischen Feinheit, vom „Deutschen Theater“ mit wunderbarem bildlichem Arrangement gestützt werden, kommt es schließlich zwischen dem leidenschaftlichen Leutnant und seinem schwiegerväterlichen Oberst zu einer Neuaufführung des „Prinzen von Homburg“. Aber der Sieger in der Schlacht um die afrikanischen Brunnenlöcher erhält von den Hereros einen dramatisch höchst zufälligen Schuß und nimmt in den Armen seiner (eigens aus Deutschland herübergeeilten) Braut ein sehr rührendes Ende.

So wird aus einem interessant und eigen beginnenden Drama schließlich ein höchst banales, äußerliches und sentimentales Theaterstück. Das Talent dieses ganz unreifen Autors bleibt für mich trotzdem außer aller Frage. Es wird vor allem bewiesen durch die Fülle wirklich menschendarstellerischer Aufgaben, die er dem reichen Ensemble des „Deutschen Theaters“ bot. Schon der harte und zu innerst fromme Oberst, den Paul Wegner darstellte, und der schwäbisch lustige und grundgütige Regimentspfarrer, den der wuchtige Diegelmann in all seiner Breite verkörperte, sind nicht ohne lebendig erfaßte, individuelle Züge. Mehr aber noch als bei ihnen und bei dem eigentlichen Heldenjüngling, dem Kaysler seine disziplinierte Leidenschaft und seine vornehm-gebärdige Haltung lieh, spürt man des Verfassers Dichtergabe, bei dem wilden Spieler und unverwüstlichen Draufgänger, dem kassierten Offizier und afrikanischen Freiwilligen, den Albert Bassermann mit dem ganzen Ueberfluß seiner Kraft und seiner Laune ausstattete. Neben ihm behaupteten sich in der Erinnerung „Mister“, der Leutnant schottischer Herkunft, der mit sicherem Zynismus ein tiefes Liebesleid überdeckt, in Paul Biensfeldts ergreifend diskreter, nervös-humoriger Darstellung. Wintersteins herzhafter und bornierter pommerscher Junker und Waßmanns Kleidernarr · der doch bei Dichter und Darsteller dem Fliegenden Blätter-Niveau gleich fern bleibt: dieser Liebhaber schneidigster Eleganz vertauscht doch in unbedingtem Enthusiasmus für Tat, Bewegung, Kampf die patente Linienuniform mit dem gar nicht so kleidsamen Tropenkostüm.
Es war eine Fülle unkonventionell gesehenen Lebens in wirklich schauspielerischer Vollendung auf der Bühne, und das gab bei allen Unzulänglichkeiten des Dramas einen Theaterabend, den ich an Lebenswert weit über die kunstvoll bunten Arrangements stellen möchte, mit denen die Direktion Reinhardt uns sonst in letzter Zeit erfreut hat. F. B.

Neue Bücher.

Grundzüge und Haupttypen der englischen Literatur von Dr. M. M. Arnold I: Von den ältesten Zeiten bis Spenser. II: Von Shakespeare bis zur Gegenwart. Sammlung Göschen Nr. 286/87.) G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Die zweite Auflage der „Grundzüge der Haupttypen der englischen Literaturgeschichte“, die durch gewissenhafte Verwertung der mannigfaltigen weiteren Forschungen während der vier Jahre, die seit der letzten Auflage verstrichen, an zahlreichen Stellen berichtigt und ergänzt ist, hat den von der Fachkritik erkannten Grundcharakter des Werkes beibehalten: den Versuch, die englische Literatur aus dem geschichtlich nachweisbaren englischen Nationalcharakter, und umgekehrt wieder diesen aus der Literatur zu erklären. Ein Hauptmoment, die Würdigung des Puritanertums als bestimmende Kulturerscheinung hat inzwischen durch die neueste national-ökonomische und religionswissenschaftliche Forschung bedeutsame Bestätigung gefunden, wodurch das heute besonders zeitgemäße Bemühen, nationale Vorurteile und Mißverständnisse auf Grund historischer Erkenntnis hinwegzuräumen und ein richtigeres Verständnis der latenten Triebkräfte und ein natürliches, gesundes Verhältnis zwischen Deutschtum und Engländertum anzubahnen, zu Ergebnissen führt, die sich nicht kurzerhand ablehnen lassen und deren Tragweite man sich wohl kaum länger verschließen kann. Das Buch sieht seine Aufgabe nicht in knapper Registrierung von biographischen und literarischen Daten zum schnellen Nachschlagen für augenblickliche Information, da es ja an solchen Hilfsmitteln kleinen und kleinsten Umfanges keinen Mangel gibt, sondern in sorgsam abwägenden, geschichtlich begründeten Werturteilen, die zu ernstem Nachdenken über die Probleme des deutschen und englischen Wesens anregen wollen. Gleichwohl bieten literarische Nachweise und Zeittafeln, sowie sorgfältige Register einerseits dem Fachmanne Anhaltspunkte zu kritischer Beurteilung, andrerseits dem gebildeten Laien die Möglichkeit, aus der chaotischen Fülle der Erscheinungen das Dauernde im Wechsel zu erkennen und das Wesentliche vom Nebensächlichen und vorübergehend Blendenden sub specie aeternitatis zu unterscheiden.

Altmeister der Kunst. 1. Heft: „Giorgione“, von Georg Gronau. Verlag W. Spemann in Stuttgart.

Unter einem klangvollen Titel wird hier der Versuch gemacht, unvergängliche Kunstwerke aller Zeiten und Länder, nach Meistern geordnet, in trefflichen Reproduktionen darzubieten. Das vorliegende 1. Heft großen Formates, mit Leittext und Erläuterungen aus der Feder des bekannten Kunstgelehrten Dr. G. Gronau, behandelt den zurzeit außerordentlich hoch gewerteten italienischen Maler Giorgione. Die Ausstattung ist gut; der Preis M. 2,50 für das luxuriöse Heft) nicht zu hoch.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. - Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. - Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. - Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit. Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. **Apparat 12.— Mk. Versandhaus Zech. Berlin 28,** Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H.
Berlin SW. 68

Die beiden Hartungs.

Roman von

Heinrich Ilgenstein

Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—

Man wird bei der Diskussion über diesen Roman an große Vorbilder erinnert; aber man wird doch zu dem Ergebnis kommen, daß hier ein selbständiger Dichter seine eigenen Wege wandelt. Was diese Schöpfung zu einer Sondererscheinung deutscher Erzählungskunst macht, ist die völlig neue Art, wie der Dichter den Stoff behandelt. Heinrich Ilgenstein gibt in seinem in Memel spielenden Roman alles, was man von einem hervorragenden deutschen Erzähler verlangt. Er ist wahr. Er empfindet urdeutsch. Er gibt greifbare Gestalten. Er weiß die Charaktereigenschaften und die Handlungen seiner Menschen psychologisch begreiflich zu machen. Seine Kunst, Naturschilderungen und Milieubestimmungen mit wenigen Strichen ∴ wiederzugeben, steht den besten Erzählern nicht nach. ∴

Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen: Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.
Gegründet München 1897.
Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Nr. 2 Berlin, den 8. Januar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Die jüngsten Wähler.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Noch sind die Wahlen zum neuen Reichstag je nach dem Parteistandpunkt des einzelnen eine bange Sorge oder eine freudige Hoffnung, und schon hört man von den verdienstvollen Männern, die sich nicht à la Professor Werner Sombart zu „gebildet" dünken, um in die Arena des politischen Tageskampfes zu steigen, die gleiche, immer wiederkehrende Klage von der noch immer latenten politischen Gleichgültigkeit weiter Volkskreise.

Gewiß, vieles ist besser geworden. Wer bei den letzten Wahlen jene denkwürdige Februarnacht erlebt, da begeisterungstrunkene Volksmassen erst vor des Kanzlers Haus und dann vor dem Schloß des Königs die Geburt des schwarzblauen Reichstags in schier wahnwitziger Verblendung hochleben ließen, sieht erfreuliches Selbstbesinnen. Die letzten fünf Jahre übermütiger Junkerherrschaft im Parlament haben das Volk, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein wenig aufgerüttelt. Endlich beginnt der Deutsche, lange genug von einem nur allzu billigen Hurra-Patriotismus, von zu billiger Begeisterung und zu billigen Alltagslorbeeren an der gesunden Entwicklung seiner innerpolitischen Selbständigkeit gehindert, sich auf seine Würde als Staatsbürger zu besinnen. Die Selbstbefreiung unseres Volkes ist auf dem Marsch. Keine nur an eigene Bereicherung interessierte Wirtschaftsgruppe, kein noch so volksverräterisches Parteibündnis, kein noch so volksfremder Kanzler wird sie auf die Dauer aufhalten können.

„Nachdem im Laufe des deutsch-französischen Krieges das Deutsche Reich sich seinen Achtung gebietenden Platz im Rate der Völker errungen hatte, ist (erst) vierzig Jahre später das deutsche Volk sehr allmählich an seine eigene Befreiung gegangen." So wird und muß es der Historiker einst niederschreiben. Und dies die Wahrheit: Der Wille nach politischer Mündigkeit ist bei den (so kriegstapferen und so ehrliebenden) Deutschen viel später als etwa bei den Engländern und Franzosen gekommen. Weshalb? Weil wir, wie so manche noch heute behaupten, von Natur ein unpolitisches Volk sind? Ich glaube es nicht. Dazu ist der Wille zur politischen Mündigkeit zu sehr ein natürlicher Ausdruck gesunder Lebenskraft. Es liegt nicht an unserer Natur. Es liegt an unserer Erziehung. Wir sind, wenn wir so aus der Schule ins Leben treten, fürchterlich studiert und gebildet. Aber für das Politische — diese wichtigste Seite des Volkslebens — sind wir so unvorbereitet, wie außer in Rußlands gesegneten Gefilden keines andern Kulturvolkes heranwachsende Jugend. Daher die allgemeine politische Indifferenz, welche die natürliche Entwicklung zur Freude der Reaktionäre so lange aufhielt. Daher die merkwürdige Tatsache, daß von allen Wahlberechtigten in Deutschland gerade immer die jüngsten Jahrgänge, die doch am meisten von Begeisterung getragen werden sollten, ihre staatsbürgerlichen Pflichten, wie auch jetzt wieder allgemein beobachtet ward, am liebsten versäumen. Daher das Moment, daß da, wo bei diesen jüngsten Jahrgängen überhaupt politisches Interesse lebt, dies nicht etwa das Erziehungsresultat eines lebendigen und in die Gegenwart hinüberführenden Geschichtsunterrichts, sondern jenes nachträglichen staatsbürgerlichen Schnellunterrichts ist, den die deutsche Unterrichtsverwaltung, das schöne Mittel geschichtlicher Unterweisung grundsätzlich fast nur zu dynastischen Zwecken gebrauchend, prinzipiell sozialdemokratischen Parteischulen überläßt.

Als Kaiser Wilhelm II. am 4. Dezember 1890

Digitized by Google

die unter dem Vorsitz des Staatsministers Dr. v. Goßler abzuhaltende Schulkonferenz mit einer längeren Rede begrüßte, kam er auch auf den Geschichtsunterricht zu sprechen, den er genossen. Er sagte: „. . Warum wird immer an unserer Regierung herumgenörgelt und auf das Ausland verwiesen? Weil die jungen Leute nicht wissen, wie sich unsere Zustände entwickelt haben. . . .“ Man kann des Kaisers Frage wahrlich auch anders beantworten. Aber darin hatte er recht: die jungen Leute wissen nicht, wie sich unsere (verfassungsmäßigen) Zustände entwickelt haben. . . Sie wußten es nicht. Man war zu sehr im klassischen Altertum, zu wenig in der Geschichte der Neuzeit zu Hause. Seitdem ist manches anders geworden: Kaiser Wilhelm II. hat die deutsche Schule nationaler gemacht. Das war ein Verdienst. Doch schade, daß in der preußischen Unterrichtsverwaltung an „maßgebender“ Stelle nur gute Untertanen, nicht Bürger saßen. So gingen die Berufenen hin und dekretierten: „Die griechischen Götter werden auf allerhöchsten Befehl jetzt abgesetzt. Dafür setzt ihr die preußischen Herrscher ohne Ausnahme als Halbgötter ein.“

In den höheren Schulen hängt's noch einigermaßen vom Lehrer ab. Der Oberlehrer ist bis zu einem gewissen Grade frei, ist nicht ständiger Bevormundung unterworfen. Wenn er kein „Untertan“ ist, kann er, ohne gleich sein Amt zu riskieren, auch als Bürger dozieren. Anders steht's mit dem für die Gesamtheit viel wichtigeren preußischen Volksschullehrer. Selbst einst als Kind von Lehrern unterrichtet, die nie die wissenschaftliche Freiheit sahen, kommt er nicht aus dem Bannkreis des Drills, bis er, durch das großartige Unteroffiziersystem der Präparandenanstalt und des Seminars mitunter um jeden Freiheitssinn gebracht, endlich auch in den Augen der Behörde dazu reif ist, Erzieher zu sein. Dann lehrt er Geschichte. Aber in den offiziellen Leitfaden wenigstens hat er sie nie kennen gelernt. Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Könige. Alles andere ist Revolution. Alles andere gegen den Sinn des Amtes, das seiner harrt. Denn die Geschichtsbücher sind wehe dem Seminaristen, der sich im Examen oder in der Ausübung seines Berufes gelegentlich auf historische Tatsachen beriefe, die nicht in das „System“ passen -- ad hoc zurecht gemacht. Und es ist nicht zu sagen, was in diesen Geschichtsbüchern, die man im Lande Preußen zwecks „nationaler“ Erziehung den werdenden Lehrern als maßgebende Quelle in die Hand gibt, alles zu finden ist.

Welch eine Epoche ist reicher an Fehlern, aus denen jedermann lernen könnte, als die Regierungszeit Friedrich Wilhelms III.? Der Seminarist lernt darüber aus seinem „Lehrbuch“, wie folgt: „Die Geschichte der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, daß die Völker nicht ungestraft die Wege des Herrn verlassen. Nicht einzelne Fehltritte von Fürsten und Völkern waren die Ursache davon, daß so viele Völker an den Rand des Unterganges gekommen waren, sondern der Abfall der Nationen von Gott . . . Wenn auch die heilige Alliance die von ihren Stiftern erwarteten Früchte nicht getragen hat, so ist sie doch ein Beweis von dem edlen hochherzigen Sinn der Fürsten“ . . . Es ist klar, daß Friedrich der Große bei aller Anerkennung seiner Verdienste ein Mann war, dessen „Herz den christlichen Heilswahrheiten leider nicht zugeneigt“ war, und es ist ebenso klar, daß „Friedrich Wilhelms IV. Regierungsjahre von reichem Segen für sein Land gewesen, besonders auch durch die Pflege christlichen und kirchlichen Sinnes“. Was bei dieser einseitigen und unehrlichen Art, „Geschichte“ zu treiben, herauskommt, ist offensichtlich. Alles, was wie ein Mißgriff des jeweiligen Königs aussehen könnte, wird oberflächlich gestreift oder ganz einfach unterschlagen.

Wer sich genauer über die nationalen, das heißt einseitig byzantinischen Gesichtspunkte des amtlich auf das strengste überwachten Geschichtsunterrichts orientieren will, der studiere die „amtlichen Leitfaden“. Für die Hand des Lehrers, fein säuberlich nach neueren methodischen Grundsätzen! Da haben wir alles. Der Kaiser als Kind. Der Kaiser als Prinz. Der Kaiser als Verlobter. Der Kaiser als Vater. Keine noch so gleichgültige Denkmalseinweihung, kein noch so belangloser Fürstenbesuch ist vergessen. „Wie aus Erz gegossen auf einsamer Höhe stehend“, so eröffnet des Staates erster Diener den Nordostseekanal. Doch genug davon. Zu unwürdig ist's, wie hier der Monarch, von Frömmlern und Schmeichlern alles Menschlichen entkleidet, dargestellt wird.

Digitized by Google

Zu elend, was die Siegelbewahrer staatlicher Pädagogik hier „Geschichte" nennen. Dem werdenden Menschen schulden wir nicht die Wahrheit? Die Wahrheit birgt auch Häßliches in sich, das stimmt. Aber ist diese Art der Darstellung Schönheit? Gewiß nicht. Und wie erscheint dem aufwachsenden Menschenkinde die Welt, wenn alles, was mit der Zeit errungen und erkämpft wurde, so vorwiegend als ein Ausfluß königlicher Einsicht und „Gnade" dargestellt wird? Und wieviel Lebendiges, wieviel Unentbehrliches an geschichtlichem Besitz wird hier der Erziehung zum ödesten Hurrapatriotismus geopfert!

Man frage einen Volksschullehrer, wie es ihm gehen würde, wenn er in Gegenwart des revidierenden Kreisschulinspektors den Schülern klar zu machen versuchte, daß es seit 1848 keine preußischen Untertanen mehr gibt. Man frage ihn, was der Herr Kreisschulinspektor sagen würde, wenn er aus zufälligen Antworten der Schüler entnähme, daß der Lehrer in den wenigen Stunden, die er, bei dem Ueberwachungssystem von heute ohne Aufsicht gibt, einen solchen „Unfug" getrieben. Alles, was mit Verfassung oder Parlamentarismus zusammenhängt, ist Nebensache. Man ist „methodisch" — man weiß, was man will. Geschichtlich Unmündige, die möglichst wenig von ihren staatsbürgerlichen Rechten wissen, sind das Ziel.

Wir haben durch des „Königs Gnade" einen Landtag in Preußen. Ein Parlament im Reich. Natürlich, ganz läßt sich's nicht verschweigen. Schon um die künftigen Untertanen vor den freiheitlichen Parteien zu warnen. Aber man gibt nur die Namen, nur das Aeußerlichste von diesen revolutionären Begriffen. Um Gottes willen hier nicht in die Tiefe gehen! Um Gottes willen hiermit nicht kostbare Zeit verlieren! Wer sind Stein und Hardenberg gegen den passivsten der preußischen Regenten? Wer ist Bismarck? Die einen sind Männer, die so nebenher ein paar Reformen durchdrückten, von denen der Schüler nur einige Schlagworte hört. Der andere der treue Diener seines Herrn. „In der Oberstufe sind die Verdienste der preußischen Herrscher um das Volkswohl besonders hervorzuheben" . . . es klingt so harmlos und so natürlich, wenn man dies alles in Lehrbüchern und in den „Allgemeinen Bestimmungen für das Volksschulwesen" findet. Die Verdienste der preußischen Herrscher -- wer wollte sie verkennen? Wer aus dem Geschichtsunterricht sie ausgeschaltet sehen? Aber man frage den aus der Schule entlassenen jungen Deutschen nach seinen Freiheitshelden, nach der Zusammensetzung seines Parlaments, nach der Städteordnung seines Landes. Er weiß so gut wie nichts. Der junge Staatsbürger kann es nicht wissen.

So bringt man in Preußen-Deutschland die künftigen Staatsbürger um das Beste, was die Geschichte der Menschheit dem Werdenden geben kann. Was Wunder, wenn dann die jüngsten unserer Wahlberechtigten noch bis zum Hals in dem politischen Aberglauben stecken, der ihnen in der Schule eingeimpft ward, und erst, da ihnen der Betrug der Jugendzeit allmählich aufgedämmert, für das Wohl des Volkes oft viel zu spät den Weg zur Wahlurne finden.

Vom Doppelgeschlecht der künstlerischen Menschen.

Von

Dr. Georg Lomer.

Der allzu früh dahingegangene Otto Weininger hat seinerzeit den Satz aufgestellt, daß in der Liebe immer ein ganzer Mann sich mit einem ganzen Weibe zu vereinigen suche. Er geht dabei von der richtigen Erkenntnis aus, daß in jedem Menschen -- einerlei ob Mann oder Weib — sowohl männliche wie auch weibliche Eigenschaften vorhanden sind; und dies auf körperlichem wie auf geistigem Gebiete. Man denke nur an den Bartanflug und die männliche Stimme vieler, sonst durchaus weiblicher Frauen, oder an die ganz nutzlosen und doch regelmäßig vorhandenen Brustwarzen des Mannes.

Je männlicher nun ein Mann ist, um so weiblicher muß nach Weiningers wohlbegründeter Theorie die für ihn geeignete Liebesergänzung sein. Je mehr weibliche Eigenschaften er dagegen besitzt, um so mehr wird sein Partner männlich sein müssen. Eine Forderung, die wir denn auch tatsächlich in zahlreichen Liebesbündnissen von der Natur erfüllt sehen. Wer kennt nicht die energischen Ehehälften so mancher feinsinnigen, aber willensschwachen, weiblichen Männer oder die

Digitized by Google

brutal despotischen Eheherren so mancher sanften Frau. Es ist ein Naturgesetz, das sich hier offenbart.

Den absoluten Mann gibt es also ebensowenig als die absolute Frau. Wohl ist die Menschheit in Geschlechter differenziert, aber diese Differenzierung ist nie eine vollständige gewesen und wird es wohl auch nie sein. Haben doch neuere Forschungen sogar ergeben, daß jene Mischung von männlichen und weiblichen Eigenschaften gerade bei den Menschen am auffälligsten hervortritt, von welchen der Fortschritt der Menschheit in besonderem Maße abhängig ist, nämlich beim produktiv schaffenden, beim künstlerischen Menschen.

Der schöpferische Mann wäre nicht schöpferisch ohne seine weibliche, die produktive Frau nicht produktiv ohne ihre männliche Wesenshälfte. Vor allem Weininger, Moebius und neuerdings Wilhelm Fließ haben auf diese ebenso interessanten wie wichtigen Tatsachen hingewiesen und sie mit guten Beispielen belegt.

Goethe, um den Dichterfürsten zuerst zu nennen, hatte schon in seiner Erscheinung manches Weibliche. Moebius macht auf seinen rein-weiblichen Unterkieferwinkel und auf das vollkommene Fehlen der Stirnecken aufmerksam. Er erinnert, auf geistigem Gebiete, an seine große Kinderliebe, seine Abneigung gegen Kampf, seine Konzilianz, Ordnungsliebe, seine Blumen- und Farbenfreude. Auch liebte er Gespräch und Geselligkeit, hatte Verständnis für Toiletteangelegenheiten und Vorliebe für Süßes. Sein instinktives Verständnis der Frauenseele, in Leben und Kunst, ist nichts anderes als ein Ausfluß des in ihm selbst vorhandenen weiblichen Elements.

Der große norwegische Dichter Björnson wird als der Mann mit den „kleinen Füßen und den sensitiven Frauenhänden" geschildert. Alfred de Musset war der weibischste Lyriker, den die Geschichte kennt; und von Eugène Ysaye hieß es in der „Vossischen Zeitung": „Er ist zwar ein Mann, aber er hat nicht nur die Locken, sondern auch die Seele eines Weibes."

Bekannt ist die außerordentliche Eitelkeit vieler Schriftsteller, die mit der Eitelkeit der Mutter auf ihre Kinder eine sprechende Aehnlichkeit hat. Der Dichter H. C. Andersen war so empfindlich, daß er bei einem sanften, wohlmeinenden Tadel Tränen vergießen konnte. Nietzsches Studierzimmer glich, nach von Schefflers Bericht, ganz einem zierlich ausgestatteten Damenzimmer.

Gerade bei Dichtern und Schriftstellern kann ja diese Betonung des Weiblichen eigentlich nicht so sehr überraschen. Ist nicht die Freude an Rede und Wortkampf schon an sich weit mehr weiblicher als männlicher Art!? ---

Daß vollends unter den Musikern aller Grade sich unendlich viele weiblich geartete Männer finden, lehrt uns nicht nur die Geschichte, sondern auch alle Tage der Augenschein. Wer kennt nicht die wallende Lockenmähne, die unmännlichen bartlosen Gesichtszüge und den hysterisch-weibischen Charakter so vieler unserer Geigen- und Klaviervirtuosen:

Chopin war so weibisch, daß ihn Weininger fast als den „einzigen weiblichen Musiker" bezeichnen möchte; und dies tritt auch auf seinem Bildnis hervor. Es ist bekannt, daß er ein „Verhältnis" mit der berühmten George Sand hatte. Bei der ersten Begegnung beider, heißt es, ist „sie" offenbar Männchen und „er" offenbar ganz Weibchen gewesen. Denn er errötet, als sie ihn fixiert und mit tiefer Stimme ihm Komplimente zu machen beginnt. Auch Franz Liszts Leben und Werke hatten immer etwas durchaus Weibliches.

Fließ hat darauf hingewiesen, daß bei auffallend vielen Künstlern Linkshändigkeit anzutreffen sei und führt dies auf eine stärkere Entwicklung der sonst beim Menschen weniger entwickelten linken Körperhälfte zurück. Eigenartig ist die Theorie, welche er hieran knüpft. Bei jedem Geschlecht, sagt er, ist die rechte Körperhälfte die eigentlich männliche oder eigentlich weibliche. Die linke Körperhälfte ist nur da stärker entwickelt, wo sich auch sonst die Eigenschaften des anderen Geschlechtes stärker ausgeprägt finden, also gerade bei Künstlern aller Art.

Fließ führt zahlreiche Beispiele für diese jedenfalls eigenartige Anschauung an. Michelangelo, Lionardo da Vinci, Holbein, sind historische Linkshänder. Goethe hat von sich selber gesagt, „daß die Natur ihm links einen Nickfang gegeben habe"; seine linke Gesichtshälfte war merklich ausgebildeter als die rechte. Heine stützt auf allen Bildern den Kopf mit der Linken. Robert Schumann operierte sich mit der linken Hand die rechte, um sie der Linken an Geschicklichkeit im Klavierspiel gleichzumachen, – übrigens ohne Erfolg.

Von neueren Künstlern sind Menzel, Begas, Meyerheim und viele andere als ausgesprochene „Linkser" bekannt.

Wie der männliche Künstler eine weibliche, so hat umgekehrt auch der weibliche Künstler eine starke männliche Komponente. Durchforscht man Biographie und Ikonographie berühmter Frauen, so findet man diese Annahme denn auch reichlich bestätigt.

Die so überaus männliche George Sand wurde bereits erwähnt. Auch ist bei ihr die Wahl gerade eines männlichen Pseudonyms charakteristisch. Weist doch Weininger mit Recht darauf hin, daß die Leistungen von Frauen, „infolge der damit verbundenen geschlechtlichen Pikanterie, seit jeher mehr Aufmerksamkeit erregt haben, als – ceteris paribus – die Schöpfungen von Männern"

Digitized by Google

und gewohnheitsmäßig nachsichtiger beurteilt werden als die letzteren. Eine produktive Frau, die auf diesen Vorteil des Geschlechtes freiwillig verzichtet, muß also in der Tat sehr männlich empfinden.

Die George Eliot, um weitere Beispiele zu nennen, besaß eine auffallend breite, mächtige Stirne. „Ihre Bewegungen wie ihr Mienenspiel waren scharf und bestimmt, es fehlte ihnen aber die anmutige weibliche Weichheit."

Ueber die Rachel schrieb Gottfried Keller: „Sie ist die oder vielmehr der größte Künstler, den ich kenne. Ihre Bewegungen waren so kolossal einfach, derb und fast männlich."

Der Biograph der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff berichtet von ihrer „elfenhaft schlanken, zarten Gestalt"; ihr Gesicht aber war von einem Ausdruck strenger Männlichkeit, der ganz entfernt an Dantes Züge erinnert. Rosa Bonheur, die Malerin, und die berühmte Helene Petrowna Blavatsky waren gleichfalls von anerkannt männlichem Aussehen. Die Schriftstellerin und Mathematikerin Sonja Kowalewska hatte einen abnorm schwachen Kopfhaarwuchs, eine Erscheinung, die sich bekanntlich bei sehr vielen produktiven weiblichen Talenten feststellen läßt.

Rechte Schulbeispiele für unseren Satz aber bietet die Schar der modernen Frauenrechtlerinnen. Unter den bedeutenden Frauen, welche diese Bewegung leiten, ist der männliche Typ, wie jeder Blick auf die einschlägigen Bilder lehrt, ganz außerordentlich verbreitet, und die geistigen Eigenschaften dürften zumeist dem Aeußeren entsprechen.

Vielleicht hat Weininger recht, wenn er behauptet, daß es bei diesen emanzipierten Frauen lediglich der männliche Teil, der Mann ist, welcher sich emanzipieren, d. h. seinen Neigungen und Fähigkeiten freie Bahn schaffen will, während die eigentliche Frau, die sozusagen chemisch reine Frau, mit der Bewegung schon darum nicht sympatisieren kann, weil sie ihr innerlich viel zu fremd gegenübersteht.

Daß dieses Doppelgeschlecht des schaffenden Menschen auch von größtem Einfluß auf seine Liebesbeziehungen sein muß, liegt auf der Hand. Tatsächlich sind denn auch unter den produktiven Geistern die Bi- und Homosexuellen weit zahlreicher vertreten als unter den übrigen Menschen. Die vollkommenste Ergänzung des doppelgeschlechtlichen Künstlers ist allerdings, entsprechend den gegebenen Voraussetzungen, die nicht minder doppelgeschlechtige Künstlerin. In ihr findet sowohl die männliche wie die weibliche Komponente des Mannes ihr natürlichstes Komplement. Liebes- und Ehebündnisse zwischen schaffenden Männern und Frauen gehören daher auch durchaus nicht zu den Seltenheiten.

Im Künstlertypus haben wir es, nach alledem, mit einer eigenartigen und besonders wertvollen Spielart der Gattung „Mensch" zu tun. Einer Spielart, die in gewisser Beziehung ohne Zweifel eine Höherentwicklung über den Normaltyp hinaus darstellt. Nicht umsonst stellte sich die gnostische Sekte der Ophiten den Urmenschen, worunter wohl der ideale Mensch verstanden werden soll, als mannweiblich vor.

Der männliche Künstler ist weniger Mann, der weibliche weniger Weib als der Durchschnittsmensch. An Stelle dieses Ausfalls aber tritt ein gut Teil gegengeschlechtlicher Substanz, wenn der Ausdruck erlaubt ist, und eben das Zusammenwirken männlichen und weiblichen Wesens in einer Person ist es, welches letzten Endes den Menschen zum Schaffenden, zum Künstler macht. Eines Künstlers Kinder aber sind seine Werke, mit ihnen setzt er sich in die Zukunft fort.

„Auch die Kunst", sagt Fließ richtig, „stammt, wie die Liebe, aus der Spannung der Geschlechter. Freilich umarmen Mann und Weib sich in des Künstlers eigener Seele, und einsam zeugt der Genius, was ihn unsterblich macht."

Lafcadio Hearn.

Von

Stefan Zweig.

Den vielen, denen es nicht gegeben war, Japan zu erleben, die nur immer in stummer, sehnsüchtiger Neugier nach den Bildern greifen und mit Entzücken die kostbaren Zierlichkeiten japanischer Kunst in Händen halten, um sich aus so schwankem Gerüst von Tatsachen einen farbigen Traum des fernen Landes aufzubauen, all diesen ist in Lafcadio Hearn ein unvergleichlicher Helfer und Freund geworden. Was er uns von Japan erzählt hat, ist vielleicht nicht die ganze gewichtige Substanz der Tatsachen in der starren Kette statistischer Daten, sondern der sie überschwebende Glanz, die Schönheit, die über jeder Alltäglichkeit unkörperlich zittert, wie der Duft über der Blume, ihr zugehörig und doch schon von ihrem gefesselten Sein ins Unbegrenzte gelöst. Ohne ihn hätten wir vielleicht nie von diesen kleinen, ganz flüchtigen, uns jetzt schon so unsagbar kostbaren Imponderabilien heimischer Ueberlieferungen erfahren; wie Wasser wären sie der neuen Zeit durch die Finger geglitten, hätte er sie nicht zärtlich aufgefangen und in verschlossenem, siebenfach funkelndem Krystall der Nachwelt gerettet. Als Erster und Letzter zugleich hat er uns und dem Japan von heute, das sich mit beängstigender Eile von sich selber fortverwandelt, einen Traum vom alten Nippon

Digitized by Google

festgehalten, den die Nachfahren später so lieben werden wie wir Deutschen die Germania des Tacitus. Einst, wenn die Menschen dort „das Lächeln der Götter nicht mehr verstehen werden", wird diese Schönheit noch lebendig sein und die Späteren ergreifen als bedauerndes Besinnen an ihre selige, viel zu früh verlorene Kindheit.

Blättert man in diesen reichen Blättern, darin die Novelle der philosophischen Betrachtung, diese wieder der anspruchslosen Skizze die Hand reicht, wo Religion, Sage, Poesie und Natur so wundervoll ungeordnet ineinandergleiten wie eben nur im Wirklichen, und blickt man dann aus dieser bunten Fülle auf Lafcadio Hearns Leben zurück, so ist man leicht versucht, an eine mystische Berufung dieses Menschen zu diesem Werke zu glauben. Als sei es vorbedachter Wille der Natur gewesen, daß gerade dieser erlesene Mensch dieses erlesene Werk, die Schönheit Japans gerade im entscheidenden Augenblick knapp vor ihrem Welken festhalte, so ist dieses merkwürdige Leben Stufe für Stufe vom ersten Beginn bis zur äußersten Vollendung seinem Zweck entgegengebaut. Denn ein besonderes Medium war hier notwendig, ein ganz außerordentliches Mittelding zwischen Morgenländer und Europäer, Christen und Buddhisten: ein zwiefältiger Mensch, einerseits befähigt, das fremdartige dieser Schönheit von außen mit Staunen und Verehrung zu betrachten, sie aber anderseits schon verinnerlicht als eigenstes Erlebnis wie ein Selbstverständliches darzustellen und uns begreiflich zu machen. Einen ganz besonderen Menschen mußte sich die Natur zu diesem Zweck destillieren. Ein Europäer, ein flüchtig Reisender, hätte das Land und seine Menschen verschlossen gefunden, ein Japaner wiederum unser Begreifen, denn in ganz anderen Sphären schwingt die Geistigkeit der Fernorientalen und die unsere aneinander vorbei. Etwas ganz Außerordentliches mußte geschaffen werden, ein Instrument von äußerster Präzision, befähigt, jede dieser seelischen Schwingungen zu spüren, jede in geheimnisvoller Uebertragung weiterzugeben, und noch mehr: dieser richtige Mensch mußte im genau richtigen Augenblick erscheinen, da Japan ihm entgegengereift war und er für Japan, damit dieses Werk geschaffen werden konnte, diese Bücher von der sterbenden und zum Teil nur durch ihn unsterblichen Schönheit Japans.

Das Leben des Lafcadio Hearn, dieser Kunstgriff der Natur zu einem erhabenen Zweck, ist darum wert, erzählt zu werden.

Im Jahre 1850 — fast zur gleichen Zeit, da die Europäer zum erstenmal in das verschlossene Land eindringen dürfen — wird er geboren, am anderen Ende der Welt, auf Levcadia, einem jonischen Eiland. Seine ersten Blicke begegnen azurnem Himmel, azurnem Meer. Ein Widerschein von diesem blauen Licht blieb ihm ewig innen; all der Ruß und Rauch der Arbeitsjahre vermochte ihn nicht zu verdunkeln. So war der Liebe zu Japan schon eine geheimnisvolle Präexistenz als Sehnsucht bereitet. Sein Vater war ein irländischer Militärarzt in der englischen Armee, seine Mutter eine Griechin aus vornehmer Familie: zwei Rassen, zwei Nationen, zwei Religionen durchdrangen sich in dem Kinde und bereiteten früh jenes starke Weltbürgertum vor, das ihn befähigen sollte, sich einst die Wahlheimat statt der wirklichen zu schaffen. Europa und Amerika sind dem Knaben nicht freund. Den Sechsjährigen bringen die Eltern nach England, wo das Unglück ihn ungeduldig erwartet, um ihm dann viele Jahre treu zu bleiben. Seine Mutter, frierend in der kalten, grauen Welt nach ihrer weißen Heimat, entflieht ihrem Gemahl, der kleine Lafcadio bleibt allein und wird in ein College gesteckt. Dort trifft ihn das zweite Unglück, beim Spiel mit Kameraden das eine Auge zu verlieren, und um das Maß seiner frühen Leiden voll zu machen: die Familie verarmt und Hearn wird unbarmherzig, noch ehe er seine Studien annähernd beendigen konnte, in die Welt hinausgestoßen.

Mit 19 Jahren steht nun dieser junge, unerfahrene Mensch, der nichts Rechtes gelernt hat, eigentlich noch ein schwächliches, dazu einäugiges Kind, ganz ohne Freunde und Verwandte, ohne Beruf und sichtliche Befähigung in den unerbittlichen Straßen von New York. Undurchdringliches Dunkel liegt über diesen bittersten Jahren seines Lebens. Was ist Lafcadio Hearn dort drüben alles gewesen? Tagelöhner, Händler, Verkäufer, Diener -- vielleicht auch Bettler -- jedesfalls war er lange in jener untersten Schicht von Menschen, die Tag und Nacht die Straßen Amerikas schwärzt und ihren Taglohn aus dem Abhub des Zufalls klaubt. Und fraglos: es muß ein furchtbares Martyrium gewesen sein, denn selbst die heiteren Jahre im Bambushause zu Kyoto vermochten ihn niemals zu einer Andeutung über diese äußersten Erniedrigungen seiner Existenz zu verlocken. Eine einzige Episode hat er verraten, die grelles Licht in das Dunkel schleudert: Lafcadio Hearn in einem Auswandererzug. Drei Tage hat er nichts gegessen, mit den blauen Schatten der Ohnmacht vor den Augen sitzt er im ratternden Wagen. Plötzlich, ohne daß er gebeten hat, reicht ihm eine norwegische Bäuerin von gegenüber ein Stück Brot hin, das er gierig hinabschlingt. Dreißig Jahre später hat er sich darauf besonnen, daß er damals, von Hunger erwürgt, vergessen hatte, ihr zu danken. Ein Streiflicht. Dann wieder Jahre voll Dunkel irgendwo im Schatten des Lebens. In

Digitized by Google

Cincinnatti taucht er endlich neu auf, als Korrektor einer Zeitung, er, der Halbblinde. Nun aber sollte sich sein Schicksal befreien. Hearn wird zu Reportagen verwendet, zeigt darin überraschendes Geschick, und schließlich frißt sich sein schriftstellerisches Talent durch. In allen diesen dunklen Jahren muß schon neben der harten Arbeit bei ihm ein ständiger, innerlicher Prozeß beharrlicher Selbstbildung stattgefunden haben, denn jetzt schreibt er ein paar Bücher, die Kenntnis orientalischer Sprachen und ein feines Verständnis morgenländischer Philosophie verraten. Es ist unbeschreiblich, was dieser stille, sanftmütige Mensch im Lande der „agressive selfishness" gelitten haben muß. Aber dieses große Leid war notwendig für sein Werk, war in seinem Schicksal ebenso als Notwendiges eingefügt, wie jene mystische Sehnsucht nach der Insel im Blauen. Er mußte erst zweifeln lernen und verzweifeln an der ererbten Kultur, ehe er befähigt war, die neue zu begreifen: sein großes Dulden in europäischem Land sollte der Humus werden für die große Liebe von später. Das aber wußte er damals noch nicht, er spürte nur das Nutzlose, Freudlose, Sinnlose seines Lebens in diesem fiebernden Land, er empfand sich ständig als Fremdkörper im Rhythmus dieser Rasse — „nie werde ich ein Gote, ein Germane werden", stöhnt er auf — und flüchtet in die Tropen nach französisch Westindien, schon hier beglückt durch die stillere Form des Lebens. Fast schien es, als wollte sein Leben sich hier schon verankern, der Erwählte vorschnell der Berufung entgehen. Aber im Buche seines Schicksals stand Größeres geschrieben. Im Frühjahr 1890 bot ihm ein Verleger an, nach Japan zu reisen, um dort gemeinsam mit einem Zeichner Skizzen aus dem Volksleben für seine Zeitschrift zu verfassen. Die Ferne lockt Lafcadio Hearn, er nimmt den Vorschlag an und verläßt für immer die Welt seines Unglücks.

In seinem vierzigsten Jahre betritt er Japan, arm, müde, heimatlos, seit zwei Jahrzehnten ohne Lebenszweck von einem Ende der Welt zum anderen geschleudert, ein Halbblinder, ein Einsamer, ohne Weib und Kind, ohne Namen und Ruhm. Und wie Odysseus nachts an den Strand der ersehnten Insel getragen, ahnt er im Nahen nicht, wagt er gar nicht zu hoffen, daß er schon in der Heimat sei. Er wußte nicht, daß der Hammer des Schicksals nun ruhen würde, daß sein Leben in jenem Mai 1890 an der Schwelle der Erfüllung stand. Das Land der aufgehenden Sonne, im tiefsten Sinn des Wortes, war für ihn gefunden und das Korn, das fruchtlos im Wind hin und her getanzt hatte, fand endlich die hüllende Scholle, in der es aufblühen und sich entfalten konnte.

„Es ist, wie wenn man aus unerträglichem atmosphärischem Druck in klare, stille Luft treten würde" — das war sein frühester Eindruck. Zum ersten Male spürte er das Leben nicht mit voller Wucht an sich hängen, die Zeit nicht wie in Amerika gleich einem rasend gewordenen Rade um seine Stirne schwingen. Er sah Menschen mit stiller Freude am Arglosen, Menschen, die Tiere liebten, Kinder und Blumen, sah die fromme, erhabene Duldsamkeit ihres Lebens und begann wieder an das Leben zu glauben. Er beschloß zu bleiben, zunächst einen Monat oder zwei — und blieb für sein Leben. Zum ersten Male hielt er Rast, zum ersten Male, noch ehe er es selbst empfinden durfte, glaubte er Glück zu sehen. Und vor allem, er sah, zum erstenmal in seinem Leben durfte er schauen, ruhig schauen, liebevoll mit dem betrachtenden Blick die Dinge anfassen, statt, wie drüben in Amerika bei den Reportagen, hastig an den Erscheinungen vorbeizuhetzen. Die ersten Worte, die Lafcadio Hearn über Japan schrieb, waren ein Staunen, das Staunen eines Großstadtkindes, das mit ungläubigen Augen das Wunder einer wirklich blühenden Gebirgswiese sieht, ein sanftes Staunen größter Beglücktheit, zuerst noch leise unterklungen von der heimlichen Angst, all dies nicht halten, fassen und verstehen zu können.

Aber was dann später seine Bücher so einzigartig und seltsam macht, ist die verblüffende Tatsache, daß sie nicht mehr Werke eines Europäers sind. Freilich auch nicht die eines echten Japaners, denn dann könnten wir sie ja nicht verstehen, nicht so geschwisterlich mit ihnen leben. Sie sind etwas ganz Eigenartiges in der Kunst, ein Wunder der Transplantation, der künstlichen Aufpfropfung: die Werke eines Abendländers, aber von einem Fernorientalen geschrieben. Sie sind eben Lafcadio Hearn, dieses unvergleichliche Ereignis einer Vermischung, dies einzigartige Geschehen der Völkerpsychologie. Diese geheimnisvolle Mimicry des Künstlers an den Gegenstand hat bewirkt, daß man Hearns Bücher gar nicht mehr wie mit der Feder geschrieben empfindet, sondern aus der Perspektive der zärtlichen Nähe gezeichnet mit dem feinen Tuschpinsel der Japaner, in Farben, die zart sind wie der Lack auf jenen entzückenden Schächtelchen, erlesenste Proben jener Kleinkunst, jenes japanischen Bric a Bric, das er selbst einmal so verliebt geschildert hat. Man muß immer an die farbigen Holzschnitte denken, die größten Kostbarkeiten der japanischen Kunst, die landschaftlichen Schilderungen voll zartester Details, wenn man diese kleinen Novellen liest, die sich bescheiden zwischen den Essays verbergen oder jene Gespräche, die am Straßenrand beginnen, mitten im Gelegentlichen, und dann sanft in die tiefsinnigsten Weltbetrachtungen, zu den Tröstungen des Todes und den Mysterien der Transmigrationen emporführen. Nie vielleicht

Digitized by Google

wird das Wesen der japanischen Kunst uns klarer werden, als aus diesen Büchern: und zwar nicht so sehr durch die Tatsachen, die sie uns berichten, sondern eben durch diese einzigartige Darstellung selbst.

Und dies war das dunkle Ziel, zu dem das Schicksal Lafcadio Hearn aufgespart und erzogen hatte. Er sollte in ihrer eigenen Kunstart von diesem unbekannten Japan erzählen, all die vielen kleinen Dinge, die bislang im Dunkeln waren, die zerbrechlichen, die anderen zwischen den Fingern geblieben wären, die vergänglichen, die der Sturm der Zeit verweht hätte, wäre er nicht im richtigen Augenblicke gekommen, all diese tiefsinnigen Sagen des Volkes, die rührenden Aberglauben, die kindisch patriarchalischen Gebräuche. Diesen Duft einzufangen, diesen Schmelz von der schon welkenden Blume abzustreifen, dazu hatte ihn das Schicksal bestimmt.

Freilich wuchs schon damals ein anderes Japan neben dem seinen empor, das Japan der Kriegsvorbereitungen, das Dynamit erzeugte und Torpedos baute, jenes gierige Japan, das allzu rasch Europa werden wollte. Aber von diesem brauchte er nicht zu reden, das wußte sich schon selbst bemerkbar zu machen mit der Stimme der Kanonen. Sein Werk war es, von den leisen Dingen zu reden, deren zarter, blumenhafter Atem uns nie erreicht hätte, und die vielleicht wichtiger waren für die Weltgeschichte als Mukden und Port Arthur.

Zehn Jahre wohnte er friedlich dort in Kyoto, lehrte in Schulen und an der Universität die englische Sprache, glaubte noch immer als Fremder diese neue Welt zu betrachten, noch immer Lafcadio Hearn zu sein, und merkte nicht, wie er langsam von außen nach innen geriet, wie das gelockerte Europäertum in ihm nachgab und sich in dieser neuen Heimatsfremde verlor. Er wurde gewissermaßen selbst etwas wie die künstlichen Perlen, die sie dort drüben erzeugen, indem sie kleine Fremdkörper in die noch lebende Muschel einpressen. Die Auster umspinnt dann das Störende mit ihrem glitzernden Schleim, bis der ursprüngliche Fremdkörper in der neu entstandenen Perle unsichtbar wird. So ging schließlich der Fremdkörper Lafcadio Hearn in seiner neuen Heimat unter, er wurde eingesponnen von der japanischen Kultur, und selbst sein Name ging verloren. Als Hearn eine Japanerin aus einem vornehmen Samuraigeschlechte zur Frau nahm, mußte er sich · · um der Ehe gesetzliche Prägung zu geben · adoptieren lassen, und empfing damals den Namen Koizumi Yakumo, der auch heute seinen Grabstein schmückt. Seinen alten Namen warf er hinter sich, als wollte er die ganze Bitterkeit seiner früheren Jahre damit wegschleudern. In Amerika begannen sie jetzt auf ihn zu achten, aber der Ruhm lockte ihn nicht mehr zurück, war er doch Lärm. Und Lafcadio Hearn badete sein Herz in Stille, er liebte nur mehr dieses linde, leise Leben hier drüben, das ihm doppelt teuer war, seitdem das Schmetterlingsdasein einer zierlichen Frau und zweier Kinder es freundlich umwebte. Mehr und mehr nahm er die Gewohnheiten des Landes an. Er aß Reis mit kleinen Stäbchen, trug nur mehr japanische Tracht: das Heidentum, das als geheimnisvolle Erbschaft seiner griechischen Heimat immer schon in ihm unter dem äußerlichen Christentum geschlummert hatte, verwandelte sich hier in einen eigenartigen Buddhismus. Nicht wie die andern war er gekommen, wie die Freibeuter des Kommerzialismus, die mit dem Stolz der weißen Rasse auf die „Japs" niedersehend, nur nehmen wollten, gewinnen und rauben; er wollte schenken, demütig sich selber hingeben, und darum wurden das Land und die Menschen ihm Freund. Er war der erste Europäer, den die Japaner ganz als den Ihren nahmen, dem sie vertrauten und ihr Geheimstes verrieten. „He is more of Nippon than ourselves", sagten sie von ihm, und tatsächlich warnte niemand eindringlicher vor Europa als er. Er hatte das Schicksal schon erlebt, dem sie erst entgegengingen.

Und das Leben hatte dieses Werk lieb, es war zufrieden mit Lafcadio Hearn und gab ihm das letzte, das größte Geschenk: es ließ ihn sterben im richtigen Augenblick, so wie es ihn im richtigen Augenblick an sein Werk gewiesen hatte. Der Verkünder des alten Nippon starb in dem Jahre, da die Japaner Rußland besiegten, da sie jene Tat vollbrachten, die ihnen das Tor der Weltgeschichte aufsprengte. Nun stand das geheimnisvolle Land im vollen Blendlicht der Neugierde, nun bedurfte das Schicksal seiner nicht mehr. Weiser, vorberechneter Sinn scheint darin zu liegen, daß er den Sieg Japans über Rußland nicht mehr erlebte, jenen trügerischen Sieg, mit dem sich die alte Tradition selber das Messer durch den Leib riß. Lafcadio Hearn starb in derselben Stunde wie das alte Nippon, wie die japanische Kultur.

So teuer aber war er diesem seinem neuen Volke, daß sie mitten im Kriege, der ihnen täglich Tausende entriß, aufschraken bei seinem Tod. Sie fühlten, daß etwas von ihrer Seele mit ihm erlosch. Tausende schritten hinter seinem Sarg, der nach buddhistischen Riten in die Erde gesenkt wurde, und an seinem Grabe sprach einer das unvergeßliche Wort: „Wir hätten eher zwei oder drei Kriegsschiffe mehr vor Port Arthur verlieren können als diesen Mann."

In vielen Häusern Japans, bei seinen Angehörigen, bei seinen Schülern steht heute noch sein Bild · das energische Profil mit dem

Digitized by Google

blitzenden Auge unter buschigen Brauen — auf dem heiligen Schrein. Hearn hat selbst erzählt, wie man dort vor den Bildern der Abgeschiedenen die tote Seele mit sanftem Zauber von ihrer Wanderung beschwört. Flutend im Meido, dem All und dem Nichts, ist sie stets den Gläubigen im Anruf nahe und hört ihr freundliches Wort. Unser Glaube ist anders. Für uns ist diese helle Seele vergangen und nur in den Büchern, die Hearn uns hinterlassen hat, können wir sie wiederfinden*).

Randbemerkungen.

Staatsbankrott.

Im österreichischen Herrenhaus, das gewiß das Wort sorgfältig wägt und im glücklichen Besitz eines lebenslangen Mandates, nicht zum Fenster hinaus zu sprechen braucht, ist dieses fürchterlich drohende Wort gesprochen worden, das zwar unmittelbar den Zweck verfolgt, für die allzu leichte Hand der gegenwärtigen Regierung als Hemmschuh zu wirken, zugleich aber auch Anlaß gibt, die Ursachen seiner Berechtigung aufzusuchen. Wieso wir dem Staatsbankrott entgegensteuern, ist klarer und offensichtlicher als das Warum. Die staatsfinanziellen Wirbelströme liegen zutage. Interessanter ihre politische Quelle. Ueber einen Rückgang der Einnahmequellen ist nicht zu klagen, dagegen präsentiert sich in dem unmäßigen Anschwellen der Ausgaben ein ungesundes Moment, das tiefer sitzt, als die allerweltsbekannten Uebel vermehrter Rüstungen und die allerweltsbekannte Tatsache progressiv wachsender Bedürfnisse im Staatshaushalt. Dadurch unterscheidet sich Oesterreich in nichts von anderen Ländern, und das freilich hierzulande etwas mäßigere und langsamere Aufblühen der Industrie würde dem Staatssäckel die nötigen Gelder abwerfen. Oesterreich krankt an ganz anderem und spezifisch österreichischen Uebel: an der Rückständigkeit des politischen Gemeingefühls, das sich nicht wie in Deutschland über den Partikularismus, nicht wie in Italien über den Regionalismus erhoben hat, sondern in Provinzialismus stecken geblieben ist. Fiele es — trotz des Gegensatzes zwischen Süd und Nord — den Bayern jemals ein, ein Aequivalent für die Vermehrung der Flotte zu fordern, die dem exportierenden Preußen naturgemäß unmittelbar mehr zustatten kommt als dem Süden? Sollen aber in Galizien dringend notwendige Wasserstraßen gebaut werden, so melden sich sämtliche Kronländer und verlangen da Alpenstraßen, dort Lokalbahnen, die dem Gemeininteresse und selbst den Partikularentwicklungen lang nicht so förderlich sind, als die neuen Flußverkehrswege im Nordosten. Gelingt es den Italienern, die reif und fähig sind, eine Universität kulturell und materiell zu erhalten, endlich auch eine Juristenfakultät zu schaffen, so stehen die Slovenen auf und verlangen das gleiche, ohne die Bildungsvoraussetzung nachweisen zu können, so verlangen die Tschechen eine zweite Hochschule, obwohl sie mit der ersten vollauf genug haben, und die Deutschen begehren dann als Aequivalent eine weitere Technik in den Sudetenländern, die das nationale Gleichgewicht gegenüber der tschechischen Universität in spe wieder herstellen soll. Das Fazit der ganzen Kompensationsgeschichte ist dann, daß die eine italienische Hochschule nicht 2, sondern 8 oder 10 Millionen kostet, wovon der zur dritten Potenz erhobene Betrag nicht Bedürfnisdeckung, sondern Luxusaufwand ist. Ja, diese kindische „Mir-auch" Politik geht noch weiter als in diesen Ausnahmefällen. Sie führt mitten in den täglichen Staatsbetrieb hinein und bewirkt z. B., daß für jeden deutschen Adjunkten, der in Böhmen nach Recht und Befähigung ernannt wird, zwei tschechische ernannt werden müssen; auch ohne Recht, ohne Befähigung, ohne Bedürfnis. Diese Aequivalentpolitik hat's auf dem Gewissen, daß jeder siebente Bürger dieses Staates öffentlicher Beamter ist und das Uebermaß der Beamten als bloß verwaltende, aber unproduktive Kraft den Produktionsaufstieg unterbindet. Begehrlich greifen alle Länder und alle Nationen in den Staatssäckel, als wüßten sie gar nicht, daß sie ihn doch füllen müssen. Jeder will einen Happen abbekommen, der Hungrige wie der Satte, weil sie sich alle zusammen nicht als Glieder eines Organismus fühlen. Wenn das aber nicht bald geschieht, wird das Warnwort im Herrenhaus ein Wahrwort werden.

Janus.

Rodin über die Kunst.

Von

Dr. Ed. Thoma.

Bei der allgemeinen Unsicherheit des Urteils in Sachen der bildenden Kunst werden die Worte der ausübenden Künstler immer mit viel Wohlwollen

*) Das vorstehende Essay ist die würdige Einleitung zu dem „Japanbuch", das als eine vortreffliche Auswahl von Lafcadio Hearns Werken jetzt bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erscheint, ein geschmackvoll ausgestattetes Buch, das es nun endlich ermöglicht, auch

Fachleute und die Berufenen. So ist Max Klinger, als er über „Malerei und Zeichnung" schrieb, nur wenig widersprochen worden, und die Gedanken Adolf von Hildebrands über „Das Problem der Form in der bildenden Kunst" hat sich heute fast jeder zu eigen gemacht. Hans Thoma aber wird, mag er Persönliches oder Allgemeines von der Kunst erzählen, immer eine andächtige Zuhörerschaft haben. In diesem Jahre hat nun auch Rodin zu uns gesprochen, und zwar ausführlicher als alle andern. Es ist kaum ein künstlerisches Problem von grundlegender Bedeutung zu finden, das der Meister nicht mit Paul Gsell diskutiert hätte, und, was Rodin die Träumereien eines Künstlers nannte, hat mit ehrfürchtiger Hand der literarische Famulus in elf Kapitel abgeteilt, mit Abbildungen ausgestattet und unter dem Titel „L'Art" herausgegeben. Freilich, wer nie in Ateliers gewesen, wird an dem Buche keine ungemischte Freude haben. Man muß an die kindlichen Einseitigkeiten temperamentvoller Künstler gewöhnt sein und niemals die spanischen Stiefel, collegium logicum, dort suchen, wo der Augenblick zu der Fülle der Ahnungen den kärglichen Ausdruck zu schaffen hatte. Unter diesen Umständen ist es ein wahres Glück, daß die durch Platon geheiligte und durch Lessing erneute Form des Dialogs gewählt worden ist; die Fragen und verbindenden Bemerkungen des Schülers sind in der bescheideneren Kursive gedruckt. Man braucht nur etliche Sätze auszuheben und günstig zu verbinden, um rasch über das Buch einen orientieren zu können.

„Die gegenwärtige Menschheit ist tierisch; sie weiß mit den Künstlern nichts anzufangen." An anderer Stelle hat nun Rodin die Härte dieses Urteils doch etwas gemildert: „Ich bin wie jene römische Sängerin, welche dem Hohngeschrei der Menge antwortete: Equitibus cano, ich singe für die Ritterschaft, d. h. für die Kenner." Wie dürfte er auch sonst mit so viel Eifer auf jener These bestehen, in welcher das ganze Buch gipfeln soll: „Ich glaube, daß die Künstler die nützlichsten unter den Menschen sind." Schade, daß er hierbei nur mit pädagogischen Gründen sich hilft; das freudige, konzentrierte Schaffen der Künstler sowohl wie die Gegenstände ihrer Werke seien, sagt er, von der wirksamsten Vorbildlichkeit. — Da hören wir ihm doch lieber zu, wenn er uns den kleinen antiken Eros erklärt, der auf einer Löwenhaut irgendwo im Garten zu Meudon schläft. „Möchte man nicht sagen, daß er der Gott dieses Gartens ist? — Die griechischen Künstler liebten die Natur so sehr, daß ihre Werke darin wie in ihrem Elemente baden. — Das Grün ist der passendste Rahmen für die alte Skulptur." Die Statue wird, nach Rodin, durch den Garten verschönt; die meisten haben umgekehrt gedacht. Ganz ausführlich belehrt uns der Künstler einmal über die kompositionellen Grundgedanken der antiken Plastik und stellt die Kunst Michelangelos als Kontrast daneben. Es ist ein glücklicher Gedanke gewesen, hier einen berühmten Kunstkenner, Anatole France, der den Meister im Atelier besucht, mitreden zu lassen. — Der Nährboden der eigenen Arbeit ist für Rodin jenes Stück Altgriechenland, das er im Atelier des Dépôt des Marbres sich geschaffen hat. Dort ist er immer von nackten männlichen und weiblichen Modellen umgeben und in stiller Sammlung verfolgt er deren willkürliche Bewegungen. Es ist sein Ehrgeiz, jede Empfindung in der Sprache des Nackten ausdrücken zu können und nicht nur das Lächeln des Auges und des Mundwinkels, sondern auch der Arme und der Brust zu verstehen. Niemals ist bei ihm ein Modell gestellt worden; gefällt ihm eine zufällige Pose, so läßt er stillhalten und in wenigen Minuten ist eine Ton- oder Bleistiftskizze fertig. „Ich gehorche immer der Natur. — Es handelt sich nur darum, zu sehen. — Der Künstler sieht, d. h. sein Auge, seinem Herzen aufgepfropft, liest tief im Busen der Natur. — Ich sehe die ganze Wahrheit und nicht bloß die der Oberfläche. — Ich gebe überdies den Geist wieder, der sicher auch ein Teil der Natur ist. — Ich betone die Linien, welche am besten den geistigen Zustand ausdrücken, den ich interpretiere. — Die Griechen haben niemals das lebendige Detail unterdrückt; sie begnügten sich, es im Ganzen zu verschmelzen (Rodin zeigt dabei Paul Gsell die Venus Medici bei seitlichem Lampenlicht). Bei den Alten ist die Generalisation der Linien eine Totalisation." — An dieser Stelle verkündet der Künstler seine Wissenschaft der Modellierung. Sie besteht in dem, was ihm, als er, ganz jung, ein Kapitäl modellierte, sein Lehrmeister sagte: die Form niemals auf ihre Ausdehnung, sondern auf ihre Tiefe hin ansehen, d. h. die dritte Dimension betonen. „Die gute Modellierung und die Bewegung sind wie das Blut und der Atem aller schönen Werke." Welches ist das Geheimnis der Bewegung? „Es gilt, den Zuschauer zu zwingen, die Entwicklung einer Handlung durch eine Person hindurch zu verfolgen. — Die Momentphoto-

Digitized by Google

graphie lügt; der Künstler sagt die Wahrheit; in Wirklichkeit hält nämlich die Zeit nicht an." Doch das muß man Rodin alles an Beispielen erläutern hören! — Noch ist das Wort Schönheit nicht gefallen. „Die Schönheit ist überall; sie fehlt unserm Auge nicht, aber unser Auge verfehlt, sie zu sehen. — Die Schönheit, das ist Charakter und Ausdruck. — Charakter ist die innere Wahrheit, übersetzt durch die äußere; es gibt nichts in der Natur, was mehr Charakter hätte als der menschliche Körper. — Die Schönheit ist nichts Seltenes in Frankreich; aber die reinste Schönheit, die der jungfräulichen Pubertät, dauert nur einige Monate. — Keinesfalls hatte Phidias eine größere Auswahl schöner Modelle. — Die Hüften von dieser! Es ist, um davor niederzuknien. — Es gibt nur ein Häßliches in der Kunst, nämlich die Charakterlosigkeit. — Es gibt auch keinen Kopf ohne Ausdruck. Ein Bildhauer soll nur z. B. die Leerheit eines Gesichtes unterstreichen; er soll uns einen Toren zeigen, der in der Sorge aufgeht, in der Welt zu paradieren und — die schöne Büste ist fertig." Was Rodin darauf über Houdonsche und eigene Porträtskulpturen sagt, ist von bleibendem Wert. — Natürlich muß er auch über die „Grenzen der Malerei und Poesie" ausgeforscht werden. „Was beklagen sie sich, wenn ich Formen, die fähig sind, die Augen zu verführen, durch tiefen Sinn bereichere? — Malerei, Bildhauerei, Literatur und Musik sind einander näher als man gemeinhin glaubt. — Ein Publizist kritisierte letzthin meinen Victor Hugo im Palais Royal, indem er erklärte, das sei nicht Skulptur, sondern Musik. Und er fügte naiv dazu, dieses Werk lasse an eine Symphonie von Beethoven denken. Gebe der Himmel, daß er die Wahrheit gesagt hätte! — Sie werden mit vollem Recht die Mittelmäßigen tadeln können, daß sie sich den Verboten nicht unterwerfen, aber sie werden ganz überrascht sein, wahrzunehmen, daß die Genies sie fast ungestraft übertreten. — Aber, um die Wahrheit zu sagen, alles ist Gedanke, alles ist Symbol. — Es gibt vielleicht kein Kunstwerk, das seinen Reiz von dem bloßen Gleichgewicht der Linien und der Töne hat und sich einzig an die Augen wendet (Rodin sieht in den frühen Glasgemälden das mystische Glück der frommen Künstler, in den blauen persischen Töpfereien die Erinnerung an irgendein Tal voll Träumerei und Märchen). — Man hält uns für Kinder, welche sich an schillernden Farben berauschen und sich mit Formen unterhalten wie mit Puppen. — Der Künstler, der dieses Namens würdig ist, muß die ganze Wahrheit der Natur ausdrücken, nicht nur die Wahrheit des Aeußern, sondern auch, sondern vor allem die des Innern. Die Kunst ist eine Art Religion. Die Kunstwerke lassen begreifen, daß es etwas Anderes gibt, das man nicht erkennen kann. Jedes große Werk hat diesen geheimnisvollen Charakter. Es wird einem immer dabei ein wenig schwindlig. Denken Sie an die große Frage, die in allen Bildern Lionardo da Vincis liegt. — Indessen, man muß sich gegenwärtig halten: das erste Gebot dieser Religion ist für die Ausübenden, einen Arm, einen Rumpf, einen Schenkel gut modellieren zu können."

Haben wir im Grunde Neues gehört? Nein. Aber von dieser Stimme, in der so viel von der Glut des Innern mitzittert, mußte uns einmal wieder zu unserm Frommen das Alte gesagt werden.

Die erste Erfahrung.

Von

Gertrud Leow-Fränkel.

„. . . ich hoffe, Herr von Kalthügel — Sie wissen Bescheid; streichen — streichen — unnachsichtig — sonst ist es nichts mit der Annahme. Heute mittag um 12 will er vorsprechen — ich selbst bin abwesend: wichtiger Ausgang — Konferenz oder dergleichen — Sie verstehen . . ." Der schmächtige Volontär mit dem gepflegten Schnurrbart — der genial in die Stirn hineinpraktizierten Locke, nickte zustimmend; mit behäbigem Wohlwollen auf dem immer echauffierten Gesicht, dem unverwirrbaren Bewußtsein geistiger Gewichtigkeit, zog sich der verantwortliche Leiter des Feuilletons in sein Privatarbeitszimmer zurück . . .

Hans von Kalthügel fiel — wie von langer, unfreiwilliger Wanderung erschöpft, in seinen runden Schreibtischstuhl — das also war die Kunsttyrannis, von der die Freunde draußen in der Provinz — an Mutters Kamin mit weltfremder Poetenarbeit beschäftigt — Wunderdinge zusammenfabelten! Und er, der diesen kindlichen Feiglingen nicht hatte glauben wollen — der sich aus Traum und Kunst und Sehnen gewaltsam herausgerissen hatte ins Leben, um seinem wirklichen Pulsschlag an den Quellen zu lauschen — er selbst machte sich nun der Schuld teilhaftig! Und zu allem Ueberfluß — er würde sich dabei das air der Ueberlegenheit, des Gerechtseins, Besserwissens geben müssen . . . Verzweifelt stützte er die Ellenbogen aufs Pult, grub den Kopf in die Hände und dachte angestrengt nach. Er prüfte gewissenhaft die eigene Ueberzeugung; war

Digitized by Google

er selbst denn ganz und gar von dieser „Ungerechtigkeit" durchdrungen? Ja entschied nach kurzem Besinnen die jugendmutige Begeisterung in ihm, die jene letzten Weihen unerbittlicher ästhetischer Kritik noch nicht empfangen die gern um eines Fruchtkerns willen die unpolierte Schale mit in Kauf nahm. Der junge Mann begriff plötzlich nicht, wie man von einer dichterischen Arbeit überhaupt eine einzige Silbe hätte fortstreichen mögen, nachdem man sie einmal druckreif befunden. Und gerade er sollte an einen unbekannten Kollegen diese Zumutung stellen! Gott wenns eine literarische Studie ein Aufsatz gewesen wäre! Da durfte man den Raumverhältnissen Rechnung tragen . . . er bemerkte mit Erröten, wie sehr er sich bereits den Redaktionsjargon zu eigen gemacht! Was war das überhaupt Raumverhältnisse? Sind die Dichter für den Raum da ? Oder der Raum für sie? Fast schien das erstere der Fall nach seiner kurzen Praxis zu schließen.

Hans von Kalthügel sah auf die Uhr: dreiviertel zwölf eine knappe Galgenfrist noch unwillkürlich lauschte er nach dem Nebenzimmer . . . der Doktor würde sich's doch wohl nicht einfallen lassen, ungeniert am Schreibtisch sitzen zu bleiben, während er ihn in seinem Auftrag verleugnete? Mit Zittern dachte Kalthügel an das gewohnheitsmäßige Rülpsen, das sich vormittags immer in bestimmten Zeitabständen von drinnen vernehmen ließ . . . Dann vertiefte er sich mit fieberhaftem Eifer in die Lektüre eines umfangreichen Manuskripts, das er prüfen sollte, und das ihn gar nicht interessierte; beide Zeigefinger bohrte er in die Ohren aber er konnte nicht hindern, daß seine angstvoll erregte Phantasie ihm allerhand bedrohliche Geräusche vortrog. Als der Redaktionsdiener nun wirklich die Tür aufstieß, schrak er empor; er fühlte, er war in diesem Augenblick ganz blaß geworden.

„Herr Riegelmann is da und möchte eenen von die Herrens sprechen und weil daß der Herr Doktor nich mehr hier sind . . ." der Mann wies mit einer pfiffigen Gebärde nach dem Nebenzimmer er war gut instruiert und kannte die Usancen der Redaktion. Hans von Kalthügel stand sofort auf, aber er hatte nicht mehr Zeit, den Mann, der dem Botenmeister auf den Fersen folgte, ins Sprechzimmer bitten zu lassen . . .

„Um Vergebung, wenn ich störe, Herr Doktor"

damit schob sich die untersetzte Figur eines breiten, nicht sehr gepflegten Vierzigers ins Zimmer. „O bitte, gar nicht" wehrte der junge Volontär verlegen „im übrigen ich bin nicht Doktor — noch nicht, entschuldigte er sich mit einer kleinen Perspektive. Der andere ging geschickt über diese Korrektur hinweg. „Die Herren waren so freundlich, mich herzubestellen vermutlich handelt sich's um meine Novelle . . ." Der junge Mann atmete tief, bevor er zum Sprechen ansetzte. „Allerdings, mein Herr und — und — aber darf ich nicht bitten, Platz zu nehmen?" Geschäftig rückte er einen klapprigen Holzstuhl neben sein Pult. Der Besucher ließ sich schwerfällig nieder „Und welche Entscheidung, wenn ich mir erlauben darf, zu fragen — hat die Redaktion getroffen? Hier beugte sich der Mann mit dem Oberkörper etwas nach vorn, gegen Kalthügel hin, der mühelos von dem zermürbten Antlitz die ganze Skala hoffnungsloser Angst, Verzweiflung herunterlas. Der Eindruck erschütterte ihn so, daß ihm die Sprache ein paar Minuten lang versagte. Dann fühlte er instinktiv, daß er die Folterqual der Erwartung nicht eigenmächtig verlängern durfte. „In der Tat, mein Herr, es betrifft die Novelle Ihre Novelle (mit Nachdruck, als stände noch irgend welche andere Arbeit in Frage). Wir sind wir haben uns entschlossen —" „Sagen Sie's nur schlank heraus, Herr Doktor, Sie lehnen ab . . ." „Ich bin nicht Doktor, mein Herr" die Stimme des jungen Mannes flehte förmlich um Nachsicht. „Also nicht! in Teufels . . . ah verzeihen Sie, ich bin nervös; vielleicht erklären Sie mir offen . . ." Hans von Kalthügel richtete sich energisch auf seinem Stuhl in die Höhe: „Wir haben die Novelle angenommen" Wie ein Triumphschrei kam's von den schmächtigen Lippen. Der andere sagte nichts, als „Gott sei Dank" aus diesen drei Worten schien sich ein Strom von Glück, Befreiung, Erlösung in das verstaubte Zimmer zu ergießen. Aber hinter ihnen starrte plötzlich in unverstandener Schwärze der Abgrund: Menschenqual . . . noch irrte die Seele des Jünglings ratlos an seinen Ufern entlang, ohne die drohende Tiefe auszumessen. Es entstand eine Pause. „Allerdings stellen wir eine Bedingung" und Hans von Kalthügel wappnete sich mit seinem ganzen Vorrat an Härte — Energie. „Die Arbeit muß um ein gutes Drittel gekürzt werden!" Der Schriftsteller fiel vor Enttäuschung — auf seinem Stuhl förmlich in sich zusammen. „Das würde nur ca. 3—400 Druckzeilen geben? . . . hören Sie, Herr Doktor ah — pardon mein Herr" er näherte sich seinem Gegenüber mit einer gewissen, unsicheren Vertraulichkeit als taste er nach irgend welcher inneren Beziehung nach einem Einverständnis zwischen ihnen. Unwillkürlich lehnte sich der Volontär tiefer in seinen Schreibstuhl hinein von dem plötzlich veränderten Ausdruck im Gesicht des andern peinlich berührt, ohne daß er Zeit gehabt hätte, sich Rechenschaft darüber zu geben . . . „Ich möchte Ihnen keine Unbequemlichkeiten machen — aber wäre es nicht möglich, für mich — das heißt für meine Arbeit ein gutes Wort

Digitized by Google

einzulegen? vorausgesetzt, daß es sich mit Ihrem Gewissen verträgt?" — „Oh — was das betrifft" — der junge Mann schnellte nach vorn und war im Begriff, eine kolossale Dummheit zu machen; aber er besann sich rechtzeitig — und schämte sich dieser klugen Besonnenheit. „Auf mein persönliches Urteil kommt wenig an — überdies — das Interesse des Blattes verlangt Konzentration — wir haben nach allen Seiten Rücksicht zu nehmen; das Feuilleton ist immer das Stiefkind — verstehen Sie wohl!" — Klang es nicht fast, als spräche hinter ihm der Redakteur . . .? Unwillkürlich wandte er den Kopf . . . das kühle Gleichmaß der eigenen Stimme, die Beherrschtheit seiner Mienen, die er selbst wie eine Maske kältend bis in sein Inneres hinein empfand, machten ihn staunen, und — zittern. Würde das immer so fortgehen — Zeit seines Lebens, seiner Arbeit — seines Amtes zum mindesten?

„Sie begreifen, mein Herr, wie überaus schmerzlich —" Nun fühlte er sich doch berufen, ein Bruchteil seiner ehrlichen Empfindung — seines künstlerischen Mitgefühls in die polierte Phrase einströmen zu lassen. „Solch ein Kampf gegen die dichterische Ueberzeugung ist bitter — es bleibt da nur als letzter Ausweg — ziehen Sie Ihre Novelle zurück . . ." Wie von einem körperlichen Schlag getroffen, zuckte der Schriftsteller auf: „Wo denken Sie hin, junger Mann — nein — nein — . . . und er machte noch eine matte Bewegung der Abwehr mit beiden Händen, als fühle er bereits die Unvermeidlichkeit des Fatums auf sich zuschreiten. Jeder Hoffnungsglanz war in seinen grauen Zügen erloschen; er sah den mühseligen Gewinn dieser Stunde vor sich im Sande zerrinnen; blieb mit starren, verängsteten Augen an den Lippen des Redakteurs hängen. Der versuchte umsonst, dem furchtbaren Bann zu entschlüpfen; wie zwei Vipern saugten sich diese stechenden verdüsterten Blicke an seine Haut. — Um Gottes willen — fort — ein Ende machen — Und ohne recht zu wissen, wie — warum er gerade in diesem Augenblick darauf fiel — in dem leidenschaftlichen Wunsch, sich aus solcher Seelennot zu befreien, sagte er das, was ihm selbst in der gegenwärtigen Situation als die blutigste Taktlosigkeit erscheinen mußte: „Uebrigens — es ist Ihnen bekannt — unsere Honorare für novellistische Beiträge hängen nicht von der Länge der Arbeiten ab — wenigstens nicht in Ihrem Fall . . ."

Krampfhaft blickte er an seinem Gegenüber vorbei; hätte er das nicht getan — die jähe Verwandlung auf diesem zergrämten Gesicht würde ihn mit Verwundern — Entsetzen erfüllt haben. Alle Spannung, Müdigkeit schien plötzlich daraus fortgelöscht — nur eine stille, glückselige Genugtuung blieb zurück; breitete sich wie der Abglanz einer unsichtbaren Sonne von den Augen herab über die beiden, grauen, zerfurchten Wangen . . .

Dann sagte der Schriftsteller, indem er elastisch aufstand: „Die Sache wäre also erledigt, Herr Doktor — ich darf mich verabschieden und mich bei Ihnen bedanken? . . . Mit aufrichtiger Herzlichkeit streckte er dem Volontär die Hand entgegen, in die dieser mechanisch seine eiskalte Rechte legte . . . „Wir werden den Abdruck möglichst beschleunigen —" „Danke! vielen, vielen Dank, mein Herr — ich habe die Ehre!" Mit einer ungelenken Verbeugung zog er sich gegen die Flurtür zurück.

Als er die Klinke schon in der Hand hatte, erwachte Hans von Kalthügel aus seiner Erstarrung; hastig raffte er die über seinen Schreibtisch verstreuten, losen Blätter zusammen: „Mein Herr — die Hauptsache — Sie vergessen Ihr Manuskript . . ." Der andere wandte sich an der Tür unschlüssig um. Kalthügel ging ihm eilfertig durch das Zimmer entgegen. „Sie wollen doch natürlich selbst — als Autor . . . Nur wenn ich bitten darf: ein wenig Eile — die Sonntagsnummer —." Der Mann besann sich einen Augenblick; dann sah er dem Jüngling unbefangen ins Gesicht und sagte mit einer Stimme, die von Selbstverständlichkeit geradezu strotzte: „Ich glaube, daß Sie selbst, Herr Redakteur, die Kürzung besser und — rascher bewerkstelligen werden — in so was haben Sie Uebung . . ." Kalthügel taumelte — vor den Kopf gestoßen — zurück. Aber doch fühlte er in all seiner Verdutztheit: ganz recht geschah ihm! Denn natürlich: Der Mann dort spielte, um sich für die angetane Vergewaltigung zu rächen, seinen letzten Trumpf aus: Hohn! Nicht einmal übelnehmen konnte man ihm diese — Frechheit!

Unsicher sah der junge Mann auf sein Gegenüber herab — und erschrak zum zweitenmal: vor der offenen Vertrauensseligkeit — dem unbekümmerten Lächeln, das ihm begegnete . . . Nein, so blickte einer nicht, der seinen Spottpfeil schnellte! Also war's ihm — undenkbar — unmöglich —! Ernst . . .? „Herr — ich weiß nicht — habe ich Sie recht verstanden? . . . Sie wollen — Sie geben . . . es ist — ist Ihnen gleichgültig, wer diese Kürzungen macht — Ihren Stil beschneidet . . .?" — „Sie baten um Eile, mein Herr, und ich selbst — arbeite langsam —" „Nein — nein doch!" er hastete, den Irrtum aufzuklären: „So war das nicht gemeint — lassen Sie sich Zeit — in Gottes Namen!" — „Und wenn mir selbst diese Eile nottut —?" — „Die Kunst — das künstlerische Gewissen geht allem voran — darauf allein haben Sie Rücksicht zu nehmen — mein Himmel! was wohl in aller Welt könnte Sie veranlassen, auf Ihren dichterischen Ehrgeiz Verzicht zu leisten . . .?"

Digitized by Google

Er wußte nicht, wie unbarmherzig seine eifernde Leidenschaft in die Seele des andern hineinstach.

Der hob schüchtern die Augen zu dem überzeugten Antlitz des Jünglings, forschte zitternd nach einem Blitz des Begreifens und – prallte zurück vor dieser sieghaften Verständnislosigkeit . . . Da senkte er dieselben Augen wieder – ein trostloses Lächeln, in das ein wenig Neid gemischt schien, irrte um seinen Mund, als er zögernd, mit halber Stimme hervorbrachte . . .: „der Hunger . . .“

Aus Berliner Theatern.

Vom Königlichen Schauspielhaus.

Was ist das Königliche Schauspielhaus zu Berlin? Was kann es sein? Und was sollte es sein? Das sind drei verzweifelt verschiedene Fragen. Das Königliche Schauspielhaus ist zunächst seiner Potenz nach die moralisch und materiell bestgestellte Bühne Deutschlands. Es hat seit Ifflands Tagen die große Tradition, die es gleich nach Weimar und Mannheim zu einer der ehrwürdigsten Stätten deutscher Theaterkunst macht; es übertrifft aber an Geltung und Wirkungsmöglichkeit jeden Rivalen historischen Ruhms durch seine zentrale Stellung im gegenwärtigen Deutschland, durch seine Lage in der Reichshauptstadt, durch seinen engen Zusammenhang mit dem höchsten Repräsentanten der deutschen Nation. Diese letztere Qualität sichert dem Theater zugleich ein unerschütterliches Stammpublikum aus Hof-, Offizier- und Beamtenkreisen und schafft ihm schon dadurch eine materiell günstige Position. Dazu kommt die bedeutende Dotation, die das Theater nicht nur von der Krone, sondern wesentlich vom Land erfährt, und die es an materieller Leistungsfähigkeit ganz außer Konkurrenz unter allen reichsdeutschen Bühnen stellt. – Das ist das Königliche Schauspielhaus seiner Möglichkeit nach; was ist es nun in seinen faktischen Leistungen? Was es sein *sollte*, ist klar: Die große Repräsentation deutscher Theaterkunst, die führende Macht in unserem Bühnenwesen, der Stolz und die Freude für alle Verehrer der Schaubühne. Es *ist* der Gram und der Kummer aller aufrichtigen Freunde deutscher Theaterkunst, es ist ein bewegungsloser Hafen voll stagnierenden Gewässers, in dem große Talente still liegen und morsch werden, es ist selbst unter allen deutschen *Hof*theatern, weit hinter Dresden, München, Weimar und Mannheim das dramaturgisch unfruchtbarste, schauspielerisch rückständigste, uninteressanteste, langweiligste. Das ist seit Jahren und Jahrzehnten die Klage aller Menschen, die ein lebendiges, persönliches Verhältnis zu Dingen der Theaterkunst haben, und dazu den Mut, ihre Ueberzeugungen auszusprechen, besitzen. Aber Jahr um Jahr muß der kritische Wächter diese Klage erneuen, muß sie aus den letzten Lebensläuften dieser Hofbühne erhärten. Denn es ist seine Pflicht, die Hoffnung nicht aufzugeben, daß einmal Besserung eintreten könne, es ist sein Beruf, am Herannahen dieser Besserung zu arbeiten, indem er immer wieder ihre Notwendigkeit und ihre Möglichkeit dartut. Die Stimme des Unwillens muß so lange ertönen, bis der Wille zur Besserung einmal wachgerufen ist.

Seit bald drei Jahren ist der dramaturgische Leiter des Königlichen Schauspielhauses in Berlin (denn den allbeschäftigten Herrn Hülsen kann man wohl nicht direkt verantwortlich machen), der 70jährige Paul Lindau. Nach der literarischen Vergangenheit Lindaus konnte niemand von ihm viel Interesse und Verständnis für die jüngere dramatische Literatur verlangen, wohl aber konnten nach seinen Antezedenzien in Meiningen und am „Berliner Theater“ Optimisten einen gewissen szenischen Unternehmungsgeist und literar-historische Experimente von ihm erwarten. Freilich mußte das kurz voraufgegangene Debacle Lindaus im „Deutschen Theater“ doch auch hierin bedenklich stimmen. Und in der Tat zeigte sich dann sehr bald, daß die Spannkraft des alten Herrn in jeder Beziehung nachgelassen hatte, daß keinerlei Art von Unternehmungsgeist ihm mehr innewohnte. (Das ist nun freilich kein Vorwurf für den Siebzigjährigen, sondern mehr für den, der ihn an diese wichtigste Stelle berief.) Lindau brachte den größten Teil der Theaterzeit an der Riviera zu und begnügte sich damit, alle 14 Tage den Zeitungen eine Notiz zu senden, in der von der guten Besserung seiner Gesundheit und seinen noch besseren Absichten für das Repertoir des Schauspielhauses die Rede war. Als einzige Realisation dieser viel und großartig angekündigten literarischen Unternehmungen erschien am Ende der vorigen Spielzeit ein Mord- und Totschlagstück aus dem Englischen, eine in jedem Sinne grausige Dilettanterei, die obendrein dieselbe altnordische Fabel verballhornte, die eben von Eduard Stucken eine literarisch höchst anständige Fassung erhalten hatte – in einem Drama „Astrid“, das dem spürsinnigen Hofdramaturgen offenbar unzugänglich blieb. Das war das Ende der letztvergangenen Spielzeit, und wie ist der Beginn der jetzigen? Eine halbe Saison ist vorüber, was hat sie gebracht? Im Oktober einen Sudermann, einen Sudermann, der auch die letzten Allüren von „Modernität“ abgelegt hatte und sich als ein gutes fünffüßiges Heldenstück präsentierte, ein Stück ausgeblichenster Schillerkonvention, das ebensogut Geibel, Dahn oder in einer seiner schwächeren Stunden Willbrandt geschrieben haben könnte. Darauf folgte ein Lustspielchen des eben verstorbenen Hugo Lubliner, gegen das man gewiß etwas Böses weder sagen will noch kann, ein bürgerliches Spielchen von einer Harmlosigkeit, die anspruchsvollere Menschen trübsinnig macht, von einer Freundlichkeit, die leidenschaftlichere Menschen in jähzornige Verzweiflung treibt; ein Stückchen, wie sie der selige Lubliner schon vor dreißig Jahren geschrieben hat, wie sie Birchpfeifer und Benedix und in seinen schwächeren Stunden Kotzebue geschrieben haben. Darauf folgte viele Wochen lang gar nichts, und dann nach langen

Digitized by Google

Verheißungen und feierlichen Zurüstungen eine Neuinszenierung der Hebbelschen „Nibelungen".

Geben dieser Sudermann und Lubliner als Frucht einer Halbsaison den rechten Begriff von der literarischen Unternehmungslust unserer derzeitigen Schauspielhausleitung, so orientiert uns diese Nibelungenaufführung über ihre szenischen Fähigkeiten, ihren theatralischen Geschmack. Sie entspricht durchaus dem Geiste der Penthesilea-Inszenierung, mit der diese Saison eröffnet wurde, ist aber nicht mehr vom alten Lindau selber, sondern vom Regisseur Patry ausgeführt. Diesen Mann trifft kein Vorwurf, es wäre denn der, daß er nicht Genie genug ist, um die ungeheure Last von Tradition zu durchbrechen, die dies Haus bedrückt. Innerhalb dieser Tradition hat er mit Sorgfalt und Geschick gearbeitet, hat auch hie und da kleine akustische und optische Finessen neueren Stils als Zierate dem alten Gewand aufgeheftet. Der Zuschnitt blieb; die Tradition ist ungebrochen. Und diese Tradition ist tot und tötend, wie jede Kunstübung, die den lebendigen Geist überlebt, der einmal ihre Form geprägt hat. Die griechische Feierlichkeit des Weimarer Stils ist nicht mehr echt, tritt mit den Bedürfnissen modernerer Psychologie in ein zwar unentschlossenes, aber eben dadurch verderbliches Gemenge; die naive historische, beinah naturwissenschaftliche Leidenschaft, mit der sich der Meininger Herzog in bunte Massenhaftigkeit und echte Kostümierung verlor, hat auch all ihren Schwung eingebüßt und ist eine leidig leere Pedanterie geworden. Aber der neuere Wille, einen linear und farbig abgestimmten Ausdruck der dichterischen Idee statt einer echten und großartigen Buntheit auf die Szene zu stellen, der ist auch dieser Nibelungen-Inszenierung vollkommen fremd geblieben. — Auf jeden Fall ist die Bühne riesengroß, mit allen Utensilien einer mittelalterlichen Königshalle versehen, und die paar Sprecher verlieren sich in diesem Museum bis zur Unauffindbarkeit. Im Freien gibt es umfangreiche Aufbauten von bunten Papierhecken, ausgeschnittenen Bäumen und Papp-Portalen, die weder einen Moment lang Natur vortäuschen noch sich zur tieferen Illusion eines künstlerischen Bildes zusammenfinden können. Statisten stehen und laufen umher, die weder irgendwie mit ihren echten Kostümen eine farbige Gesamtheit bilden noch den Raum in einer irgendwie bedeutungsvollen Weise füllen, und deren mechanisches Lärmen dem Ohre so leer und überflüssig ist wie ihr Anblick dem Auge. Die Spieler werden zu Gruppen von altakademischer Schönheit geordnet und sprechen wesentlich in der Tradition des edlen Jambenstücks, ohne daß irgendeine Regie in ihre Gebärden und ihre Stimmen die Vielgestuftheit des Lebens, die Steigerungen, Verkürzungen und Abschnitte des dramatischen Rhythmus hineinpreßte. Regieführen ist hier kein leidenschaftliches Ringen um den szenischen Ausdruck der eigensten Vision, die ein großes Dichtwerk dem Regisseur weckte; es ist Kunstgewerbe, sorgfältige Ausführung eines ja feststehenden Textes nach einem feststehenden Schema. Von all dem Versuchen und Suchen, das seit einem Jahrzehnt die deutsche Bühne beherrscht, von dem Suchen nach einem großen, alle Elemente der Bühne organisierenden monumentalen Stil, von dieser Arbeit, die nach Reinhardts Vorstoß doch auch in Mannheim, in Köln, in München und Hamburg und anderwärts geleistet worden ist — von all dem weiß diese Hoftheaterregie so wenig wie von der voraufgehenden Arbeit des Realismus, die uns ein psychologisch subtileres Verfahren der Schauspieler unentbehrlich macht. Wenn man noch hinzufügt, daß diese blaßbunte, glatt konventionelle Darstellung des düster prächtigen, tief problematisch Hebbelschen Gedichtes in keiner Hauptrolle einen von Natur interessanten, menschlich bedeutenden Darsteller zeigte, so kann man sich vorstellen, eine wie tiefe Gleichgültigkeit von dieser Aufführung ausging, wie sehr ein jeder, der zu dem neuen, wirklich produktiven Leben unserer Theaterkunst Fühlung unterhält, von dieser lang vorbereiteten, groß angekündigten Aufführung enttäuscht sein mußte.

Außerhalb des schaffenden Lebens, zehrend von der Nachahmung des gestern und vorgestern Geschaffenen, das ist das Kennzeichen unserer national exponiertesten, materiell mächtigsten Bühne. In Repertoirbildung, Szenenbildung, Ensemblebildung der gleiche, bequeme, leidenschaftslose Geschmack, die gleiche tiefe Rückständigkeit. Solch eine Kluft gähnt zwischen dem, was unsere Hofbühne *ist*, und dem, was sie sein *soll*. Was *kann* sie sein? Ist eine Besserung *unmöglich*? Man weist immer wieder auf den Geschmack des Mannes hin, der dies Theater als sein Hausinstitut betrachtet, und dessen Gefühls- und Geistesrichtung freilich allem, was in der modernen Kunst lebt und arbeitet, fremd ist. Und doch ist damit die Frage nicht erledigt. Ein Institut, zu dem die Steuerzahler des Landes gewaltige Summen geben, ist keine Privatbühne. Wenn die Vertreter des Volkes nur irgendwie tiefer von künstlerischen Interessen berührt wären, und wenn sie Manns genug wären, es mit ihrem Steuerbewilligungsrecht ein wenig wörtlich zu nehmen (denn wer bewilligen muß, kann auch versagen!), dann hätten sie wohl ein starkes Wort mitzureden. Daß sie weder das eine noch das andere sind, hängt freilich mit den tiefsten Schäden unserer ganzen sozialen, ästhetischen und politischen Kultur so fest zusammen, daß es töricht wäre, auf eine baldige Besserung von dieser Seite her zu hoffen. — Aber auch, wenn die Macht des kaiserlichen Hausherrn ungebrochen bleibt, ist keine Veranlassung, die Hände so in den Schoß zu legen. Gewiß wird sein Geschmack, der den eigentlich künstlerischen Gesichtspunkten stets sehr private moralisch-politisch-historische Sentiments überordnet, vieles Wertvolle dauernd von dieser Bühne fernhalten; er brauchte aber nicht zu bewirken, daß dasjenige, was nun auf diese Bühne gelangt, nicht doch künstlerisch wertvoller ist als das jetzt Gebotene. Man kann dem Willen des Kaisers keine befremdliche Kunst aufnötigen, aber man kann aus dem ihm Befreundeten das Künstlerische herauswählen.

Julius Bab.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. - Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manneskraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell. u. sof. Wirkung. Patentamtl. gesch. Apparat 12.— Mk. Versandhaus **Zech**, Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909 Herr **Dr. med. Haedicke,** Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von: Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.
Gegründet München 1897.
Bremen — Berlin · München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 3 — Berlin, den 15. Januar 1912. — 41. Jahrgang, Band 81.

Ueberpatrioten.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Und siehe, als der für die nächsten Wochen nun weltberühmte Franzosenhauptmann Lux nach seiner, auch dem Feinde imponierenden Flucht, zu der jedenfalls neben einer ungewöhnlichen Intelligenz auch so etwas wie Todesmut gehörte, den gefahrvollen Weg ins Vaterland zurückgefunden, da feierten ihn seine Landsleute wie einen Helden, dessen Stirn Kriegslorbeer schmückt. Ein aus der Haft entsprungener Spion, den sein im Heldenhaften immer sehr bescheidenes Mutterland zum Nationalheros des Tages machte.

Der Deutsche hat den Franzosen ihre etwas kindliche Freude über Lux, den mutigen Schlauberger, sehr übel genommen. Der Deutsche hat mal wieder zu wenig Humor gezeigt. Gewiß, es ist nicht gerade angenehm, wenn einer großen Nation von einem Pfiffikus, den sie bei unlauterem Gewerbe ertappend, für sechs wohlverdiente Jahre in sichere Obhut nahm, ganz einfach eine Nase gedreht wird. Aber unklug war es, durch mehr oder minder offiziöse Kundgebungen das billige Amüsement der Pariser noch zu erhöhen. Der Fall Lux hätte von unserer Seite mit mehr Würde oder, noch besser, mit mehr Grazie getragen werden sollen. Für die Spione, die nach dem nun einmal entwischten Herrn Lux kommen, die Konsequenzen ziehen, den säumigen Festungskommandanten, wie sich's gehört, in Strafe nehmen, an dem flinken Franzosenkerl menschlich seine Freude haben, und im übrigen den Heldenrummel an der Seine belächeln, so wäre es richtiger, natürlicher und weiser gewesen.

Wie im Falle Lux, so auch in größeren und ernsteren Fragen. Seitdem unsere (sich prinzipiell nur aus Adligen rekrutierende) Diplomatenzunft für unsere guten und wertvollen Rechte in Marokko ein paar lächerlich wertlose Sumpfgegenden einhandelte, herrscht auf dem Gebiet der internationalen Kritik und des internationalen kulturellen Wettbewerbs bei so manchem redenden und schriftstellernden Deutschen eine fast krankhafte Nervosität. Man predigt aller ausländischen Kritik gegenüber souveräne Verachtung und nennt das dann „Nationalstolz". Oder man giftet sich über jede kritisierende Auslandsstimme, als gäbe es keine größere Unverschämheit auf der Welt denn eines Nichtdeutschen subjektive Meinung über deutsche Art und deutsche Verhältnisse.

„Seit der sogenannten Erledigung des Marokkohandels nehmen sich fremde Schriftsteller, fremde Dichter und Kritiker auf uns Deutsche Angriffe heraus, die sie sich einer anderen Nation gegenüber nicht leisten dürften." So rasselt ein bekannter konservativer deutscher Journalist mit seiner Stahlfeder wie mit einem Säbel. Und weshalb? Weil ein Franzose in einem Aufsatz über die Verfassungsverhältnisse der verschiedenen Länder sich herausnahm, auch Beobachtungen über das deutsche Parlamentsleben zum Besten zu geben. Und ein anderes Wort aus derselben Quelle: „Und weshalb wagen es Ausländer an unseren innerpolitischen Verhältnissen, die die Herrschaften jenseits des Rheins nichts angehen, so ohne gêne Kritik zu üben? Weil sie vor einer Nation keinen Respekt haben, die vor allem Fremden gleich auf dem Bauch liegt . . ." Nicht wahr, eine mächtig imposante und, wie sie sich wohl selbst nennt, „streng nationale" Stahlfeder? Aber eine Stahlfeder, die, wenn sie wahrheitsgetreu über sich selbst schreiben

Digitized by Google

wollte, uns viel von der hurrapatriotischen Hysterie erzählen könnte, die sich in den Köpfen gewisser Philister besonders bei fleißigem Stammtischbesuch zu nationalem Größenwahn zu verdichten pflegt.

Wer's mit seinem Volke gut meint, bemüht sich, auch die schwachen Seiten des Volkscharakters zu sehen. Und deshalb sei es zugegeben: wir liegen zwar nicht gleich auf dem Bauch, aber wir haben für alles Fremdländische eine leicht nachweisbare Schwäche. Das braucht die Erfolge des deutschen Kaufmanns, der sich draußen in der Welt so leicht in die Sitten und Lebensgewohnheiten anderer Völker hineinfindet, zeigen es zur Genüge — nicht immer ein Fehler zu sein, aber es ist im eigenen Lande nicht selten ein Schaden.

Nichts ist jedoch verfehlter, als gerade in dieser Frage nun womöglich das Gegenteil zu erstreben. Nichts gefährlicher, als der Stimme des Auslandes gegenüber nun gleich bewußte Gleichgültigkeit zu predigen. Und wenn einer sagt: Seid stolz, seid Eures eigenen Wertes bewußt, kümmert Euch nicht darum, wie man jenseits der deutschen Grenzpfähle über interne deutsche Dinge urteilt, so sagen wir: hier spricht ein politisch nicht gerade weitblickender Mann ein großes Wort sehr gelassen aus.

„Die innere Politik eines Staates und das internationale Verhältnis desselben Staates zu den anderen Völkern ist etwas so Verschiedenes, daß nur Unkundige hier von einem Zusammenhange sprechen können." So sucht man seine souveräne Erhabenheit oder die stolze Geste der absoluten Gleichgültigkeit sachlich zu begründen. Aber ist das wahr? Ist das mehr als eine fröhliche Theorie? Mehr als eine schöne Redensart? Es ist nur eine Phrase. Gerade umgekehrt ist's richtig. Gerade das Gegenteil ist die Wirklichkeit. Nichts ist für das Ansehen eines Staates wichtiger als seine internen Verhältnisse, nichts unzertrennlicher von den Erfolgen und Mißerfolgen in der auswärtigen Politik, als die innere Politik eines Landes. Das ist schon ohne Beweise eine Selbstverständlichkeit. Wer's aber nicht glauben will, der sehe sich um.

Hat Rußland durch seine innere Mißwirtschaft und durch die Unsicherheit seiner inneren Verhältnisse nicht auch im Rate der Völker an Ansehen eingebüßt? Welches Land drängt sich um gleich den Kardinalpunkt herauszugreifen — heute danach, der russischen Regierung durch Geldmittel beizuspringen? Und wie hat das Zarenreich durch seine innere Politik (auch abgesehen vom japanischen Kriege) an Bündniswert verloren! Aber die Herren an der Newa hatten ihren „Nationalstolz". Was ging's sie an, daß die kultivierte Welt sich immer entschiedener von einer Regierung abwandte, die so wenig Sympathien erwecken konnte? Laßt sie nur reden! Aber während man taub für alle Stimmen im Ausland den „Herrn im Hause" spielte, ward man auf dem großen Weltmarkt, wo der Menschheit ideelle und materielle Werte gehandelt werden, schwächer und schwächer . . .

Und Deutschland? Gewiß, wir haben keinen Grund, das Licht unserer nationalen Stärke unter den Scheffel besonderer Bescheidenheit zu stellen. Wir sind etwas mißtrauisch, wenngleich die ganze Welt am deutschen Wesen gesunden soll, aber wir wissen schon, was wir sind und haben es, wenn's darauf ankam, der Welt oft genug bewiesen. Aber haben wir deshalb Grund, uns so über die anderen zu erheben, daß wir auf Sympathien und Antipathien jenseits der Heimatsgrenze einfach pfeifen können? Civis Germanus sum. Ein stolzes Wort. Und mehr als ein Wort. Eine große Vergangenheit, eine Gegenwart, die bereit ist und nichts zu fürchten hat, eine Zukunft. Aber auch das stärkste Volk der Welt ist Nationales und Internationales zugleich, ist etwas, was sich von der Umwelt nie ganz emanzipieren kann. Auch wir sind nur Staat unter Staaten. Und wer's nicht glauben will, der frage die, die in die Welt ziehen, sie sagen's euch: Ich bin ein Deutscher, das ist ein Empfehlungsbrief, mit dem man schon etwas anfangen kann. Aber mächtiger als alles Nationale ist jenes Weltbürgertum, das nicht wie das sozialistische das Nationale ausschließt, sondern jenes, das erst vom Nationalen lebt, das heißt jenes Ansehen, das wir Deutsche als Menschen genießen.

Und das ist nicht sentimental, auch nicht

Digitized by Google

phantastisch, sondern im lebendigsten Sinne politisch. Ist die Regierung im Lande reaktionär, ist sie zeitfremd und ihrer ganzen Art nach dazu angetan, uns in den Ländern des Fortschritts zu mißkreditieren, so bezahlen wir (wie jedes Volk in gleichem Falle) auf internationalem Gebiete die Kosten. Jeder deutsche Kaufmann kann ein Lied davon singen, und jeder, der draußen in der Welt hört, wie man heute über den spezifisch preußischen Rückschrittsgeist denkt. Man sehe den niedrigen Stand unserer Staatspapiere, beachte, wie wenig das Ausland geneigt ist, in unseren Werten sein Geld anzulegen. Was ist der Grund dieser so andauernden und auffälligen Zurückhaltung? Was anders als die Furcht der parlamentarisch regierten Länder vor den Zufälligkeiten und Ueberraschungen eines immer noch persönlichen Regimes?

Und deshalb: überschätzt das Urteil auswärtiger Kritiker über unsere internen Fragen nicht, aber wappnet euch auch nicht mit jener Gleichgültigkeit, die sich „Nationalstolz" nennt, die aber, bei Licht besehen, nur gekränkte Eitelkeit oder Hochmut ist! Hört die anderen ruhig an, handelt dann, wie ihr's für richtig haltet, aber macht euch nicht lächerlich und sprecht nicht von der „Frechheit fremder Schriftsteller".

Und wenn so ein moderner deutscher Chauvinist dasteht, als wäre er plötzlich in die Kürassierstiefel Bismarcks hineingewachsen, so sei ihm gesagt, daß Kleider zwar Leute, aber nicht Helden machen.

Zur Ernährungsfrage.

Von

Curt Proskauer (Breslau).

Es hängt in erster Linie von den körperlichen und geistigen Leistungen, der Konstitution und dem Ernährungszustande des Individuums ab, wieviel und welche Nahrung es zu sich nehmen muß, um den Verbrauch von organischen Stoffen durch neue zu ersetzen.

Man ist auf Grund der Erforschung der Verdauungsvorgänge im tierischen Organismus zu der Erkenntnis gelangt, daß zur Leistung der Lebensfunktionen, des Schaffens jener Energiemengen, welche bei jeder Muskelarbeit und geistigen Anstrengung verbraucht werden, ein gewisses Minimum der drei chemischen Hauptgruppen, welche unsere Nahrungsmittel enthalten, erforderlich ist. Nach neueren Untersuchungen ist für einen normalen Organismus von 70 kg bei mittlerer Arbeitsleistung — — 9—10 Stunden — eine Nahrungszufuhr innerhalb 24 Stunden von 120 g Eiweiß, 60—70 g Fett und 500 g Kohlehydraten am zweckmäßigsten, oder, in Kalorien, welche diese Stoffe bei ihrer Verbrennung erzeugen, ausgedrückt, zirka 3000 Kalorien.

Zahlreiche exakte Untersuchungen verschiedener Forscher haben nun zu dem Resultat geführt, daß im Körper durchschnittlich 1 g Kohlehydrat und 1 g Eiweiß je 4 Kalorien, 1 g Fett dagegen 9½ Kalorien bilden.

Aus diesen Tatsachen läßt es sich leicht erklären, aus welchem Grunde der Eskimo im kältesten Norden sich vorwiegend mit Thran ernährt; er kann ja mit derselben Menge Fett 2½ mal mehr Wärme erzeugen als mit der gleichen Menge irgendeines anderen Nährstoffes, und sein Körper ist durch die Bedingungen, unter denen er leben muß, von Jugend auf daran gewöhnt worden, auch große Mengen Fett dauernd ohne Schädigung der Gesundheit zu vertilgen. Der in heißeren Zonen lebende Südländer dagegen nimmt nur spärliche Mengen Fett täglich zu sich, jedenfalls weniger als wir in unserem gemäßigten Klima.

Die neueren wissenschaftlichen Untersuchungen haben bewiesen, daß, wenn dem Körper nicht ein seinem Volumen und seiner Arbeitsleistung gleichkommendes tägliches Eiweißquantum zugeführt wird, eine Selbstaufzehrung bzw. Erschlaffung des Organismus eintritt und somit die Basis für alle möglichen Infektionskrankheiten, besonders die Tuberkulose, geschaffen wird. Die Zahl jener Nahrungsmittel, welche uns die im Durchschnitt pro Tag notwendigen 100—120 g Eiweiß liefern müssen, sind nicht zu zahlreich. Eiweiß ist wohl in allen Lebensmitteln enthalten, aber in so geringer Menge, daß unser Ver-

Digitized by Google

dauungstrakt die Masse des Uebrigen nicht verarbeiten könnte; so enthält z. B. die Kartoffel nur 12% Eiweiß, so daß wir demnach 10 kg genießen müßten, um den Tagesbedarf an Eiweiß zu decken. Es ist auch durch die Erfahrung bewiesen, daß das animalische Eiweiß am besten und leichtesten verdaut wird und daher speziell die geistig arbeitenden Berufsklassen auf das animalische Eiweiß, welches unter allen Umständen ein Drittel des Gesamteiweißbedarfs decken soll, angewiesen sind. Der in der freien Luft arbeitende Landmann nützt allerdings auch das vegetabilische Eiweiß gut aus und verdaut die mit diesem in großer Menge verbundenen Kohlehydrate bei seiner reichlichen Muskelarbeit bestens, nicht so der auf vorwiegend geistige Arbeit Angewiesene. Wir sehen daher bei der zum größten Teil geistig beschäftigten industriellen Arbeiterschaft die Tendenz vorwalten, die voluminösen und wenig geschmackvollen Nahrungsmittel der ländlichen Bevölkerung aufzugeben und mehr durch konzentrierte, leicht verdauliche und schmackhafte Produkte zu ersetzen. Dieses vom hygienischen Standpunkte verständliche Bestreben findet aber seine Grenzen an den zur Verfügung stehenden Geldmitteln. Alfred Grotjahn behauptet nun mit Recht, die Folge davon sei, daß weite Schichten der industriellen Bevölkerung in diesem Uebergange stehen bleiben: sie essen nicht mehr genug Brot, Kartoffeln, Leguminosen, Mehlspeisen und Fett und noch nicht genug Fleisch, Weizenbrot, Butter und Zucker. Die Ausgaben für teure Nahrungsmittel und für bloße Genußmittel verschlingen bei dem städtischen Arbeiter oft einen so großen Teil seiner Einnahmen, daß die auch durch die sonstigen, jetzt höheren Ausgaben stark in Anspruch genommenen Mittel zur genügenden Ernährung der Familie nicht ausreichen, und viele Bevölkerungsschichten unterernährt sind.

Man kann wahrnehmen, daß die Steigerung der Löhne durchaus nicht eine ausreichende Ernährung der Arbeiterschaft verbürgt, und daß die Unterernährung auch bei auskömmlichen Löhnen geradezu regelmäßig auftritt; denn der Arbeiter kauft für seine Geldmittel keine rationelle Nahrung, die den Anforderungen der Hygiene entspricht. Man denke nur an die Bevorzugung der stickstoffhaltigen Kartoffeln und an die Verdrängung der stickstoffreichen Hülsenfrüchte. So enthalten z. B. 100 g weißer Käse 420, 100 g mageres Rindfleisch aber nur 100 Kalorien. Gekochte Kartoffeln besitzen das Fünfeinhalbfache des Nährwertes von gekochtem Spargel; für den gleichen Betrag, in Kartoffeln angelegt, würde man das Sechsundsiebzigfache des Nährwertes von Spargel erhalten. 1 kg Erbsen enthält sechsmal so viel Nährstoffe als 1 kg Kartoffeln und anderes mehr. Der ökonomische Verkauf der Lebensmittel und der hygienische Aufbau der Kost sind die unerläßlichsten Voraussetzungen für eine rationelle und zureichende Ernährung der breiten Schichten des Volkes. Es liegt aber nach dem schon Gesagten die Gefahr nahe, daß die Qualität der Ernährung des Volkes zurückgeht, indem sich einerseits der Konsum an Fleisch, Eiern, Milch, Butter usw. vermindert, andererseits aber der Kartoffelverbrauch steigt. Eine derartige Entwicklung würde aber eine ernste Gefahr für die Volkskraft bedeuten.

Wenn wir den animalischen Eiweißbedarf decken wollen, müssen wir voraus an das Fleisch unserer Schlachttiere denken. Wild, Fische, Geflügel sind für das Volk noch unerschwinglich, billige Fischgattungen, wie die der nordischen Gewässer, dem Volksgeschmack auf die Dauer nicht zusagend oder wegen ihres höheren Wassergehaltes von minderem Nährwert. Milch, Eier, Käse zeigen die gleiche negative Tendenz, da die Milch bereits einen Preis erreicht hat, der die Deckung des Eiweißbedarfs durch sie nicht mehr rationell erscheinen läßt. Man war lange Zeit der Ansicht, daß die Steigerung der Fleischpreise den Käseverbrauch fördern werde, doch ist sonderbarerweise trotz seiner hohen Nährkraft das Gegenteil — besonders auffällig in der interessierten Schweiz — eingetreten.

Abgesehen von der absoluten Menge der aufgenommenen Nährstoffe spielt auch ihre Ausnutzbarkeit eine wesentliche Rolle, das

Digitized by Google

heißt, es wird ein Unterschied zwischen Roh- und Reinwert gemacht. Es gehen nämlich durch die Ausscheidungen (Fäkalien) bei den verschiedenen Nährstoffen verschieden große Bestandteile der für den Organismus in Betracht kommenden Stoffe verloren. Nach den Untersuchungen von König wird bei reichlicher tierischer Nahrung (Milch, Käse, Eier, Fisch, Fleisch) ausgenutzt an Eiweiß 91 %, an Fett 95 %, an Kohlehydraten 97 %, bei wenig tierischer Nahrung (Brot, Bohnen, Kartoffeln) dagegen an Eiweiß 78 %, an Fett 86 %, an Kohlehydraten 93 %. Aus diesen Zahlen ist klar ersichtlich, daß eine chemisch genügend ausreichende Kost noch lange nicht physiologisch ausreichend zu sein braucht.

Eine große Rolle spielt auch die Form, in der die Nahrung dargeboten wird. So wird z. B. gebratenes Fleisch besser verdaut als ausgekochtes, da durch die Kruste die Innenwärme nicht so stark gesteigert wird und außerdem der Saft nicht ausgepreßt werden kann, während sich beim gekochten Fleisch die Fasern zusammenziehen, hart werden und schlecht zu zerkleinern sind. Ein und dieselbe Fleischmenge genügt also nicht immer in gleicher Weise den Anforderungen, die man an sie nach den chemischen Kenntnissen stellen zu dürfen glaubt.

Wie aus den obigen Zahlen ersichtlich ist, steht die vegetabilische Nahrung in bezug auf Ausnutzbarkeit weit hinter der animalischen zurück, was darauf zurückzuführen ist, daß das Eiweiß zum Teil in den Zellhäuten (Zellulosemembran), die unverdaulich sind, eingeschlossen ist und somit das darin enthaltene Eiweiß unverwertet mit den Fäkalien abgehen muß.

Hier liegt die Frage, ob der Vegetarismus zweckmäßig ist oder nicht, nahe. Man hat zwei sich stark befehdende Richtungen unter den Vegetariern zu unterscheiden: die einen, die ausschließlich pflanzliche Nahrungsaufnahme fordern, und die anderen die gemäßigteren —, welche aus tierfreundlichen Gründen nur den Fleischgenuß verbieten, animalische, vom lebenden Tier gewonnene Stoffe, wie Käse, Eier, Butter usw., aber zulassen. Die radikale Richtung ist nach dem oben Gesagten und aus anatomisch-physiologischen Gründen, die hier auseinanderzusetzen zu weit führen würde, zu verwerfen; die gemäßigte Richtung aber durchaus gut zu heißen. Denn die Milch ist das einzige Nahrungsmittel, das sämtliche für den Menschen nötige Nährstoffe enthält und für Säuglinge ja auch die einzige Nahrung bildet, und das Ei enthält 135‰ Eiweiß, 120‰ Fett, 735‰ Wasser und 10‰ Salze, also auch ein gutes und dabei verhältnismäßig konzentriertes Nahrungsmittel. Ich bin fest davon überzeugt, daß mir die radikalen Vegetarianer entgegenhalten werden, daß es sich ja mit meiner Auffassung recht schlecht vertrage, daß die armen Italiener von Mais und die muskulösen und überaus leistungsfähigen Chinesen fast ausschließlich von Pflanzenkost, nämlich Reis, leben. Ich las einmal in einem Aufsatz eines namhaften Universitätsprofessors, daß die Frugalität und Sparsamkeit des Chinesen so groß und seine Verdauung so vollständig ist, daß er Speisen genießt, die der Europäer nie zu sich nehmen würde, selbst wenn er dem Hungertode nahe wäre.

Es ist nun klar, daß diese Völker sich nicht prinzipiell, sondern natürlich durch die ärmlichen Verhältnisse getrieben, von der dort äußerst billigen Pflanzenkost ernähren, denn die besser Situierten, der Mittelstand, ißt dort sehr anständig, sicherlich bedeutend besser, als bei uns die meisten Beamtenfamilien. Im Laufe langer Zeiträume haben sich nun die betreffenden Völker durch Auslese dieser ihnen durch die Verhältnisse aufgedrungenen Ernährung angepaßt, d. h. alle diejenigen Elemente, die zu schwach waren, die einseitige Nahrung zu vertragen, gingen unter, die übrigen Kräftigen brachten dann später mit der Zeit ein Geschlecht hervor, dessen Verdauungsorgane sich den Anforderungen der Verhältnisse gemäß, umgestaltet haben. Außerdem ist bekannt, daß Kohlehydrate (Reis, Mais usw.) in Kraft umgesetzt werden, der Aufbau des Körpers aber nur durch Aufnahme von Eiweiß, das in den Kohlehydraten nicht vorhanden ist, zustande kommt. Daraus erklärt sich auch die von den Vegetariern so oft ins Feld geführte

Digitized by Google

Beobachtung, daß ihre Anhänger bei körperlichen Leistungen — ich denke an Wettmärsche — den Fleischessern zum Teil überlegen waren.

Doch wir brauchen gar nicht so weit zu schweifen und an Italien und China zu denken; sehen wir uns unsere Landbevölkerung und die unbemittelten Klassen der Großstadt an, so finden wir, daß ökonomische Rücksichten darauf drängen, der vegetabilischen vor der animalischen Nahrung den Vorzug zu geben. Es rührt dies daher, daß fast immer, selbst unter Berücksichtigung der geringen Resorptionsfähigkeit derselben, der sogenannte „Nährgeldwert" der vegetabilischen Nahrungsmittel größer ist, als der animalischen. Hirschfeld findet, daß, um 1000 Kalorien Wärme zu erhalten, ausgegeben werden muß bei:

Rindfleisch	1,35 M.		Margarine	0,19 M.	
Eiern	0,84	„	Roggenbrot	0,11	„
Heringen	0,48	„	Kartoffeln	0,07	„
Milch	0,31	„	Erbsen	0,09	„
Butter	0,30	„	Fettkäse	0,42	„
Schweinefett	0,15	„	Magerkäse	0,31	„

bei den Preisen, die Ende 1907 bestanden.

Rechenberg behauptet, daß bei der ungenügenden Ernährung der unteren Schichten die hauptsächlichste Ursache in der Kostart liege. Es werde zu wenig genossen, weniger als für einen gesunden, leistungsfähigen Ernährungsstand notwendig sei, weil die Kost auf die Dauer nicht schmackhaft genug ist. Man muß nun zu dem Schlusse kommen, daß die unzureichende Benutzung einer Zukost zu den Hauptmahlzeiten, die höchst geringe Verwendung von würzenden Zutaten und der Genußmittel unter den Nahrungsmitteln, besonders aber die stete Wiederholung der Kartoffeln als Hauptspeise mittags und auch oft abends notwendigerweise zu einer früher eintretenden Sättigung führen muß, als der Körper zu einer genügenden Ernährung bedarf. In diesem Zusammenhang sei auch auf die äußerst ungünstigen Folgen der früher so eintönigen Gefängniskost verwiesen und auf die guten Erfahrungen, die man mit der jetzt eingeführten Fleischzugabe gemacht hat. So erhalten in Berlin-Moabit die Gefangenen wöchentlich 1 bis 2 mal 100 g Fleisch (60 bis 75 g reines Fleisch), außerdem meist einmal frische Seefische (250 g), öfter Käse oder Heringe und täglich 50 ccm Milch. Bei der Armee beträgt für den Soldaten die täglich verabreichte Fleischmenge 150 g (Rohgewicht), bei der Marine in einheimischen Häfen 330 g.

Ich sprach von Genußmitteln. Es ist bekannt, daß unsere Nahrungsmittel erst wirklich bekömmlich werden, wenn sie durch die Art ihrer Zubereitung schmackhaft gemacht sind. Abgesehen von dem Salz, das unser Körper in einer gewissen Menge geradezu verlangt, sind die anderen Zusätze mehr Genußmittel, d. h. ohne selbst nahrhaft und zum Leben unumgänglich nötig zu sein, machen sie durch einen gewissen ihnen innewohnenden Geruch und Geschmack die eigentlichen Nahrungsmittel schmackhaft, daher aufnahmefähiger und infolgedessen nahrhaft. Solche Genußmittel, Tee, Kaffee, Gewürze, Alkohol, Tabak usw. regen entweder die Drüsentätigkeit des Magens an oder wirken reflektorisch auf das Nervensystem. Andererseits ist aber ein übermäßiger Zusatz von Genußmitteln von Nebel, weil dadurch die Tatkraft gelähmt und die Gesundheit untergraben wird, und es darf vielleicht als ein Zeichen der Verweichlichung und des Triebes zu stärkerem Nervenkitzel unserer Zeit angesehen werden, daß sich der Verbrauch an Genußmitteln von Jahr zu Jahr bedeutend steigert.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen möchte ich noch auf die Frage nach dem Ernährungsstande der deutschen Bevölkerung, d. h. der minderbemittelten Klassen eingehen. Es gibt zwei Möglichkeiten, einen Einblick in die Ernährungsverhältnisse dieser Schichten zu gewinnen: die eine auf dem Wege der Durchschnittsberechnung vieler Arbeiterbudgets, die andere, auf Grund der bekannten Lebensmittelpreise und der verlangten Kostmasse, den Geldbetrag eines Kosttages zu ermitteln und dann einen bestimmten Prozentsatz des Einkommens, der durchschnittlich für Ernährung ausgegeben werden kann, anzunehmen. Auf diese Weise kann man das für Beschaffung der nötigen Kostmasse notwendige Einkommen berechnen.

Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat berechnet, daß rund 60 Pf. pro Tag nötig sind,

Digitized by Google

um die verlangten 3000 Kalorieen zu erreichen. Bei den völlig unterernährten schlesischen Webern zum Beispiel kommen aber auf 3000 Kalorieen nur 42 Pf.

Rechnet man nun eine Durchschnittsfamilie zu 3½ erwachsenen Personen, im Jahre 1900 kamen sogar durchschnittlich 4,8 Personen auf den Haushalt, so würde für die Ernährung im Jahre rund 792 M. auszugeben sein. Da ein Arbeiter aber nur 60 % seines Einkommens auf Nahrung verwenden kann, so entspräche dies einem Einkommen von 1320 M. Es ist allerdings zu beachten, daß ein Bauer oder ein Arbeiter auf dem Lande mit geringerem Einkommen auskommen kann, da er selbst landwirtschaftlich tätig, und die Kaufkraft des Geldes größer als in der Stadt ist, außerdem weniger Wohnungsmiete zu zahlen und die Verlockung, für andere Dinge Geld auszugeben, geringer ist, sodaß er einen größeren Prozentsatz für seine Ernährung verwenden kann. Im allgemeinen sind aber 1320 M. Einkommen als Minimum für eine zweckmäßige, ausreichende Ernährung zu betrachten. Im Jahre 1902 hatten aber in Preußen 9 Millionen Censiten, mit Angehörigen 20½ Millionen Personen, ein Einkommen unter 900 M. Ebenso liegen die Verhältnisse in ganz Deutschland, sodaß also ⅓—½ der ganzen Bevölkerung unterernährt sein muß. Dieses Resultat ist natürlich auf eine gewisse Schätzung aufgebaut, beruht aber im Grunde genommen auf genauen statistischen Angaben. Man sieht daraus zur Genüge, daß bei uns von dem Menschenkapital nicht, wie in gesunden Zeiten, die Zinsen genommen werden, sondern das Kapital selbst angegriffen wird und es ist nur eine Frage der Zeit, wohin uns dieser unhaltbare Zustand führt.

Beamtenbewegung und Frauenfrage.

Von

Otto Corbach.

Nichts zeigt deutlicher, daß die Beamtenbewegung, die jüngste Sondererscheinung auf dem Gebiete sozialer Reformbestrebungen, bei uns noch in den Kinderschuhen steckt, als die Haltung der Beamtenpresse gegenüber der Frauenfrage. Im preußischen Abgeordnetenhause war von Vertretern fast aller Parteien gefordert worden, daß die mittlere Post-, Gerichts- und Verwaltungslaufbahn den Frauen erschlossen würde. Die Haltung des Ministerialdirektors Schwartzkopf ließ erkennen, daß die Regierung begonnen hat, in ihrem früher hartnäckigen Widerstande gegen die Oeffnung neuer Beamtenstellen für Frauen nachzulassen. Darin erblicken nun manche eine „drohende Gefahr". Sie warnen vor „französischen Zuständen", zu denen es führe, wenn das Weib mehr und mehr seiner natürlichen Bestimmung entzogen würde. Jede weibliche Person, die in eine Beamtenstelle einrücke, verdränge einen Mann, der sich in solcher Stellung eine Existenz schaffen und eine Familie begründen könnte. Mädchen, die nicht geheiratet würden, sollten lieber Stellungen ausfüllen, die dem eigentlichen Beruf der Frau näherkommen, wie Kindererziehung, Hausarbeit usw., und der Staat helfe den Frauen am besten, wenn er recht viele Beamte in eine solche wirtschaftliche Lage bringe, daß sie zur rechten Zeit heiraten können. In der Welt der Handarbeiter sind solche rückständige Anschauungen längst überwunden. Würde nicht auch eine allgemeine Ausnützung Kraft und Zeit sparender Erfindungen wie Telephon, Schreibmaschine, Stenographie in behördlichen Schreibstuben, würden nicht all die Neuerungen, die die schönen guten Vorsätze für eine durchgreifende Verwaltungsreform in Regierungskreisen zu verwirklichen versprachen, dazu führen, recht viele Beamte überflüssig zu machen? Und doch würde nichts mehr geeignet sein, der wirtschaftlichen Lage der Beamten die bis jetzt mangelnde Anteilnahme des freien Bürgertums zu sichern, wie eine solche Modernisierung der Verwaltung. Je weniger menschliche Arbeitskraft die Verrichtungen des Staates beanspruchen, desto geringer ist die Zahl der Arbeitskräfte, die dem eigentlichen Erwerbsleben entzogen werden, desto billiger können infolgedessen Güter hergestellt werden und desto steuerkräftiger und fähiger, die Ansprüche der Beamten zu befriedigen, muß das Volk werden.

Digitized by Google

Die gleiche Wirkung hat es, wenn möglich viele sonst brachliegende Frauenkräfte für die Aufgaben des Staates nutzbar gemacht werden; schon deshalb, weil dem freien Bürgertum das Steuerzahlen weniger lästig fällt, wenn viele Töchter in Beamtenstellungen ihr Brot verdienen, die sonst dem elterlichen Haushalt zur Last fielen. Mädchen, die nicht untätig warten können, bis der Freier kommt, auf Stellungen der Kindererziehung, Hausarbeit zu verweisen, steht eigentlich Beamten schlecht an, denn Beamte, die den Mut haben, allen Standesrücksichten zum Trotz ein Dienstmädchen zu heiraten, sind so selten wie weiße Raben. Gerade dem ansteckenden Einfluß des Kastengeistes, der im Beamtentum herrscht, ist die zunehmende Abneigung der Bürgerstöchter gegen dienende Stellungen im Haushalte in erster Linie zuzuschreiben. Der Hinweis auf „französische Zustände ist erst recht unsinnig. Wenn die leichtere oder schwierigere Zugänglichkeit des Berufslebens für die Frauen in dieser Hinsicht etwas zu bedeuten hätte, dann müßten doch die entsprechenden Zustände in England und Amerika französischer sein wie in Frankreich. Uebrigens haben ja „französische Zustände" mit größerer oder geringerer Häufigkeit der Eheschließung gar nichts zu tun. Im Gegenteil. Je mehr in Frankreich das Ein- oder Zweikindersystem an Boden gewann, desto mehr nahm die Zahl der Eheschließungen wieder zu.

Die modernen Beamten legen Wert darauf, daß sie nicht mehr wie früher ausschließlich als Konsumenten, sondern vornehmlich als Produzenten geschätzt werden. Sie sollen bedenken, daß als durchschnittlicher Produzentenwert eines einzelnen Beamten nur der Quotient gelten kann, der genommen wird, indem man die Gesamtleistung einer Gruppe von Beamten durch das Produkt aus ihrer Zahl und dem durchschnittlichen Verbrauch des einzelnen dividiert. Der Quotient muß also um so größer ausfallen, je größer die Gesamtleistung, je geringer die Zahl der beschäftigten Personen und je billiger die einzelne Arbeitskraft, d. h. ihr Selbstkostenpreis, ist. Mithin kann eine Zunahme der Frauen in Beamtenstellen den Produzentenwert des einzelnen Beamten nur erhöhen, weil Frauenarbeit sich billiger stellt als Männerarbeit, und weil neue Möglichkeiten für die Beschäftigung brachliegender Frauenkräfte den Gesamthaushalt unseres Volkes an und für sich entlasten.

August Lembach.

Von

Karl Heine, Frankfurt a. M.

Seit fünfzehn Jahren geht ein großer Teil der Dramen, die in Deutschland geschrieben werden, durch meine Hand. Unter dem Wust dieser meist völlig unbrauchbaren Stücke ein gutes zu finden, ist fast ebenso unwahrscheinlich, wie das große Los zu gewinnen, oder in einem Heuhaufen eine verlorene Stecknadel zu finden. Aber trotz dieser schwachen Hoffnung auf Erfolg habe ich prinzipiell die Stücke, die mein Beruf mir auf den Schreibtisch legt, durchgemustert. Die oft qualvolle Mühe war nicht immer vergebens, und die Zahl der Werke unbekannter Autoren, denen ich zum Bühnenleben verhalf, ist im Laufe der Jahre befriedigend angewachsen; und wenn einige Dramen auch bald wieder aus dem Licht der Rampe verschwanden, so haben andere ihren Autoren so gefeierte Namen verschafft, daß die Bühnenleiter ohne Zögern nach deren neuen Werken greifen. Nicht immer durfte ich meine Hoffnungen selbst erfüllen und die gefundenen Stücke selbst auf die Bühne bringen. So erging es mir kürzlich auch mit August Lembachs Drama „Samson", dessen erfolgreiche Uraufführung in Düsseldorf stattfand.

Was mich an dieser Tragödie zuerst anzog, das war die dichterische Schlichtheit, der feste, gerade Schritt, mit dem Lembach auf sein hochgestecktes Ziel losschreitet. Da gibt es keine Umwege, die sich in „stilvollem" Kostüm-Aufputz verlieren, oder sich in kultur-historischer Aufgeblasenheit herumwinden, sondern das rein Menschliche fand sich mit schlichtem Ernst eindringlich gestaltet, der biblische Stoff erschien zum unmittelbaren Erlebnis umgeschaffen.

Noch wittert man das Vorbild, noch ist nicht alles gleichmäßig gut gelungen, noch reißt

Digitized by Google

die Gewalt der Leidenschaft den Autor einmal auf einen Seitenweg, der sich als Holzweg erweist, aber als Ganzes ist die Tragödie selbständig und stark.

Lembach entnimmt den Stoff der Bibel, der unerschöpflichen Vorratskammer der Dramatiker aller Zeiten, und es ist für seine dramatische Begabung bezeichnend, wie er den Stoff sich zu eigen macht.

Hat man zu allen Zeiten biblische Stoffe dramatisiert, so war doch stets der Gesichtspunkt, von dem aus es geschah, verschieden. Anfänglich überwog das rein stoffliche Interesse; die Vorgänge wurden erweitert, ohne eigentlich umgestaltet zu werden. Dogmatische Lehrhaftigkeit wurde von Sentimentalität abgelöst, bis endlich der Hauptwert auf die Motivierung der Begebenheiten gelegt wurde, die oft zu einer völligen Umgestaltung des Vorgangs führten. Die Dramatisierung der Erzählung vom verlorenen Sohn ist vorbildlich für die Behandlung biblischer Stoffe überhaupt. Und wie Schillers Räuber hier den Höhepunkt bezeichnen, so darf man Hebbels psychologische Umgestaltung der Judith-Erzählung als Vorbild der modernen Vertiefung biblischer Stoffe aufstellen. Spätere Zeiten knüpften wieder an anderen Richtungen an, betonten das Kulturelle oder das Stimmungs-Moment und verquickten nach Wildes Vorgang moderne Perversität, dekoratives Raffinement und eine Art modernen Manirismus miteinander.

Lembach hält sich von dieser Richtung frei und geht mehr auf Hebbels Spuren. Er sucht den Charakter der Dalila zu erklären. Solange die verführerische Tochter der Philister nichts anderes war, wie die kaltherzige, verschlagene, neugierige und boshafte Gefährtin des gutmütigen, dummen Riesen, solange war sie nicht geeignet, Heldin eines Dramas zu sein. Mag auch ihre raffinierte Ueberlegenheit über Samson zu einem gewissen Konflikt führen, zu einem dramatischen Konflikt wuchs das Schicksal dieser Dalila nicht auf. Lembach macht nun Dalila zu einer National-Heldin, zu der Siegerin und erkorenen Vollstreckerin der Rache eines Volkes. So handelt Dalila nicht mehr aus dem primitiven Instinkt eines schlecht-gearteten Weibes, sondern geht in den tragischen Kampf zwischen der Liebe zu ihrem Helden und der Pflicht gegen ihr Volk freiwillig zugrund.

An sich wäre diese Erhebung zu einem tragischen Konflikt noch keine dichterische Tat. Wie Lembach aber auf Grund dieser Voraussetzung sein Drama durchführt, das zeugt von dichterischer Kraft und Eigenart.

Da ist vor allem der erste und dritte Akt charakteristisch.

Die Exposition ist von einer primitiven Schlichtheit, die einen festgegründeten Unterbau für die folgenden Akte zusammenfügt. Er schildert den allgemeinen Haß der unterdrückten Philister gegen die siegreichen Juden, besonders gegen ihren ruhmgekrönten Heerführer Samson. Der Oberpriester des Dagon ist das Haupt dieser Samson-Feinde. Seine Nichte aber, Dalila, ist es gerade, die dem einziehenden sieghaften Eroberer ins Auge fällt. Dalila weigert sich, dem Samson als Siegesbeute zu folgen, Samson aber eignet sich das Mädchen zu, mit dem Recht des Kriegers über das gewonnene Land: „Und ist der Kampf vorbei, erzwingt der Sieger der Erde Freuden sich mit stürm'scher Hand."

Dem Mardochai erscheint nun Dalila als das geeignete Werkzeug der Rache, sie soll den durch Liebe schwach gemachten Samson den Philistern in die Hände liefern und Dalila übernimmt diese heilige Mission, die einzig sie von der Schmach reinigen kann, die ihr in der angedrohten, erzwungenen Liebesnacht bevorsteht.

Aber Dalila hat die Tiefe ihrer Natur nicht gekannt, denn sie wußte bisher nichts von Liebe. Samsons Leidenschaft entflammt ein Feuer in Dalilas Seele, dem sie nicht widerstehen kann. Die Schilderung dieser Liebe, die immer mit dem Unterbewußtsein der heiligen Rache-Mission kämpft, ist mit großer, dichterischer Feinheit geschildert, die in jenen keuschen Szenen gipfelt, in denen Dalila es zu verhindern sucht, daß Samson ihr den geheimen Ursprung seiner übernatürlichen Kraft enthüllt. Es gelingt Lembach, den Kampf Dalilas glaubhaft zu machen, den Mardochais unvermutetes Erscheinen entfacht. Es gelingt ihm, Dalilas erzwungenen Verrat als glaubhaft und notwendig erscheinen zu lassen.

Die noch größere Schwierigkeit des dritten Aktes löst Lembach mit noch gesteigerter Kunst: Ohne in rührselige Trivialität zu verfallen, ohne jede psychologische Gewalttätigkeit versöhnt er diese beiden zu tiefster Liebe miteinander verbundenen, erlesenen Menschen und

Digitized by Google

gibt dem geblendeten, erniedrigten, mißhandelten Helden den Glauben an Dalila zurück.

Auch der vierte Akt, der ja ohnehin die bewegteste Handlung besitzt, gibt, indem er mit kräftigen, klaren Strichen den Ausgang der Tragödie schildert, den anderen Akten nichts nach.

So ist das Werk durchweg einheitlich und sicher gestaltet. Die Charaktere sind mit innerer Wahrheit und Lebendigkeit plastisch gezeichnet, und so schreitet diese menschlich wahre Tragödie wie ein überzeugendes Erlebnis fest und schlicht daher, einzig geschmückt mit dem Glanz flammender Leidenschaft der Empfindungen und der Sprache.

Don Juan.

Von August Lembach.

Donna Anna

Vielleicht tat ich Dir bitter Unrecht, Juan,
Doch nannte man auch oft bestimmte Namen,
Wenn man von Frauen sprach, die Du betrogen.

Don Juan

Mag sein! Doch höre erst, was ich Dir sage:
Glaub' mir, noch nie hab' ich ein Wort gesprochen,
Das nicht auch wahr war, als ich's eben sprach.
Nie hab' ich heuchelnd ein Gefühl gestanden,
Das mir nicht echt und warm die Brust erfüllte.
Doch Wort, Gefühl sind Dinge, die nicht ewig,
Was gestern wahr war, heute ist es Lüge,
Und das Gefühl, das heute Dich erhitzt,
Schreckt morgen Dir das Herz mit Eiseskälte.

Donna Anna

Dies klingt verständig. Eines nur vergißt Du:
Nimm an, Du siehst heut' irgendeine Frau,
Die Du zuerst mit Gleichmut Dir betrachtest;
Du merkst es, sie gefällt Dir, wirbst um sie
Mit tausend Künsten wohlbedachter Art,
Bis sie sich Dir vertrauend gibt zu eigen.
Du hast erreicht, was Du gewollt; der Sturm,
Der schnell erregt, flaut schneller wieder ab,
Und träger Gleichmut ist der schale Rest.
Auf Deiner Wanderung von Pol zu Pol
Liegt der Aequator einer Liebesnacht.
Du liebst nur Dich, und liebst die andern nur,
Wenn sie Dein Ich mit süßer Lust berauschen.

Don Juan

Fast möcht's so scheinen, doch es ist nicht so!
Zog's mich zu einem Weib nur mit den Sinnen,
Ward bald die Glut durch den Genuß gelöscht,
Und von der üppig überlad'nen Tafel,
An der die Sinne bis zum Ekel schwelgten,
Stand meine Seele hungrig auf und ging.
Und schweifend zog ich weit durch alle Länder,
Sah viele Völker, sah ihr buntes Treiben
Und sah, daß auf der alten, runden Erde
Sich ewig gleich die Menschen schinden, plagen,
Daß sie ihr ödes, leeres Tun und Treiben,
Das ihnen nur das Leben möglich machen,
Es ihnen aber nie vergällen sollte,
Zum Zweck des Lebens selber frech erheben.
Ich hass' der Menschen drängendes Gewimmel
Und ihre Sucht nach Reichtum, Rang und Stand,
Die sie der Mutter, der Natur, entfremdet.
Ich hass' der Menschen festgefügte Ordnung,
Die alles schweifend Schrankenlose kettet
Und niederdrückt, daß auch der Höchste nicht
Sein Haupt kann höher heben als der Nachbar.
(lachend)
Ich glaub', Du träumst, Kind, oder schläfst wohl gar?

Donna Anna

(die sinnend zugehört hatte)
Nein, nein, ich höre und verstehe, Juan!

Don Juan

Nun, dieser Ordnung kann ich mich nicht beugen!
Weil dieses Leben gar so kurz ist, Anna,

---

* August Lembach, dessen Drama „Samson" in dieser Nummer der „Gegenwart" von dem bekannten Dramaturgen und Regisseur des Frankfurter Schauspielhauses Dr. Karl Heine besprochen wird, hat ein neues Drama „Don Juan" vollendet, aus dem wir hier eine der markantesten Szenen wiedergeben. Don Juan liebt Donna Anna, die Tochter des Gouverneurs von Sevilla und Braut Don Antonios.

Digitized by Google

Und weil ich es so heiß und glühend liebe,
So leb' ich es, ganz wie es mir gefällt.
Ich darf's, denn allzeit, um es zu genießen,
Wag' ohne Zaudern ich das eigene Leben.
Das Schönste, Anna, ach das Einzige nur,
Was mir das Leben wert macht, ist die Liebe!
Nicht jene Liebe, die die Priester fälschen,
Nicht jene Liebe, die in dumpfer Schwäche
Sich ohne Wahl an alle gleich verschwendet,
Die Liebe nur, die die Geschlechter eint,
Die, Mann und Weib so rätselhaft verschmelzend,
Der Schöpfung End' und Anfang heiß verknüpft,
Im Feuer überirdischer Glutenströme
Zusammenschweißt zum Ring des Lebens Band,
Das sich von Stern zu Stern um alle Welten schlingt,
Die Liebe ist's, vor der ich kniend bete!
Sie leuchtet auf des Lebens Mittagshöhe,
Geburt und Tod am Rand des Firmaments,
Gleich einer Sonne, heiß und lebenweckend,
Die glanzvoll stieg aus tiefer, dunkler Nacht
Und wiederum in tiefe Nacht versinkt!
Die Liebe ist's, die Sehnsucht nach dem Weib,
Die Hirn und Herz mir übermächtig füllt,
Die mir die Glieder spannt, die Sinne schärft,
Das rote Blut mir durch die Adern wirft
Wie Brand und Feuer, wild vom Sturm gejagt,
Daß rings um mich die ganze Welt verhüllt ist
In rote Nebel, blut'gen Dunst, aus dem
Des Weibes weißer Götterleib mir winkt.
Und dieses Weib sucht' ich in allen Weibern,
Und nie noch, nie hab' ich es je gefunden.
Du bist es, Anna, bist es, die ich suchte,
Oh, sei mir gnädig, lieb' mich, wie ich Dich:
Mit ganzer Seele und mit allen Sinnen.

(Anna umarmend, sie an sich ziehend)

Oh, lausch hierher, Du hörst, wie aus der Brust
Mir bricht des Tieres brünstig geller Schrei,
Und liebst Du mich, so hörst Du, Anna, auch,
Wie Glockenläuten aus der dunklen Ferne,
Ein schmerzvoll Lied von höchster Menschenwürde.
Du hörst den Doppelruf aus meiner Brust,
Wo Himmel, Erde klingend sich vereinen,
Du hörst den Schrei nach Deines Leibes Lust,
Hörst meiner Seele zärtlich leises Weinen!
(er küßt sie leidenschaftlich)

Donna Anna

(ihn mit den Armen umschlingend)

Gott steh' mir bei, ich kann nicht anders, Juan,
Als Dich zu lieben, lieben, wie Du willst!
Und täuschst Du mich, fühlst Du nicht, wie Du sprichst,
So will ich ewig für den Trug Dir danken.
Ich liebe Dich, aus allen Tiefen brechen
Mir Feuerfluten, heiß mich überströmend,
Daß Wollen mir und Denken jäh versinken
In diesem Glutenmeer, oh, Juan, Juan!
Ich lass' Dich nimmermehr aus diesen Armen,
An Deiner Brust vergess' ich alles, alles!
(Don Juan umschlingt sie gewaltig, küßt ihr Mund, Hals und Brust in wildem Taumel.)

Berlin im „Wahlkampf".

Von

Julius Bab.

Berlin im Wahlkampf — es klingt männermordend großartig — viel großartiger als es ist! Wenn man freilich die Zeitungen liest, die morgens und abends mit Sperrdruck und Fettdruck Leitartikel und Aufrufe, Prophezeiungen und Drohungen, Hymnen und „Entlarvungen", Enqueten und endlose Berichte, Meldungen, Notizen „aus dem Wahlkampf" ins Volk schleudern, so sollte man meinen, die vier Millionen Menschen Großberlins rasen im politischen Fieber, kein Mensch bespräche anderes als die Wahlchancen, Straßen und Plätze wogten von erregten Massen, Theater und Varietés lägen verödet, Dächer und Giebel seien mit Wahlaufrufen bedeckt, alles geschäftliche Leben sei unterbunden, durchsetzt, zerrissen durch die Wahl, die Wahl! — Aber nichts von alledem, wirklich gar nichts. Wer nicht Politiker von Beruf ist oder mindestens als politischer Gelegenheitsarbeiter tief in der prozentual recht kleinen Schicht der aktiv Beteiligten steckt, der wird nicht behaupten können, daß sich in dem großen steinernen Gesicht Berlins bisher auch nur eine Miene verzogen habe. Es könnte ein Fremder und Unkundiger ganz gut vom Mor-

Digitized by Google

gen bis zum Abend und vom Wedding bis zum Kreuzberg die Hauptstadt durchwandern, ohne im mindesten zu ahnen, daß das Deutsche Reich vor einer politischen Entscheidung ersten Ranges steht.

Berlin ist ruhig; das Geschäfts- und Arbeitsleben geht seinen gewöhnlichen Gang und die Straße zeigt keinen anderen Zug. Die Theater sind nicht leerer als immer, und man hat sogar in charakteristischer Wurstigkeit Premieren und große Vortragsabende auf den Wahltag gesetzt – und sie sollen schon ausverkauft sein! Das nicht ganz reinliche Theatergeschäft dagegen, das Hermann Bahr mit dem Wahlinteresse in seinem „Tänzchen" machen wollte, schlug ganz fehl. Es blieb nichts als eine verschweigenswerte Peinlichkeit; der gute Wille eines vortrefflichen Journalisten wirkt durch das Medium künstlerischer Impotenz fast wie böse Frivolität. Bahr ist keine Hoffnung auf Neuaristophanisches; unsere Theater haben nichts mit den Wahlen zu tun.

Höchstens an den „Litfaßsäulen" haben die Theaterzettel ein bißchen enger zusammenrücken müssen – es kleben da jetzt häufig Anschläge von politischen Wahlversammlungen. Und ab und zu bleibt einer vor diesen Anschlägen stehen, nicht häufiger als vor den Theaterzetteln und längst nicht so häufig wie vor dem Steckbrief auf den letzten Mörder. Am Morgen bringt einem die Post etwas mehr Druckpapier als sonst – Wahlaufrufe, Versammlungsankündigungen, Warnungen „in letzter Stunde" usw. – ins Haus, und am Abend kann man gewöhnlich an zwei oder drei Punkten des riesigen Stadtkreises aus gut (nicht übermäßig) besuchten Wahlversammlungen ein paar Tausend Menschen friedlich auseinanderfließen sehen. Aber auch das ist – wenn man es zufällig zu sehen bekommt – für Berlin keine irgend auffällige Erscheinung. Und damit sind alle sinnlich fühlbaren Anzeichen des „Wahlkampfes" wahrhaftig erschöpft. Berlin ist ruhig.

Ruhig? Das heißt, es arbeitet laut, dröhnend, rastlos, wütend und ununterbrochen wie immer. Hat es vielleicht einfach keine Zeit für politische Exaltation? Ich denke, es kommt da mancherlei zusammen. Der heftige Anteil an der diesmaligen Reichstagswahl, die politische Erregung des Volkes ist gewiß nicht eine bloße Legende der Zeitungen. Ich bin überzeugt, daß die Wahlbeteiligung beweisen wird, daß auch die Berliner an dieser politischen Erregung ihren Anteil haben. Warum schlägt so wenig davon nach außen? Warum ist der Wahlkampf hier so unauffällig nüchtern?

Daß das norddeutsche Temperament im allgemeinen undurchlässiger, zäher, schwerfälliger ist als südliche Art, daß schon deshalb eine Berliner Wahlkampagne anders aussehen muß als eine Wiener oder Pariser Schlacht, das ist ganz gewiß richtig. Aber für Berlin kommen doch noch besondere, lokale Gründe hinzu. Wenn man nur den alten Kern des heutigen Großberliner Komplexes herausgreift, so erhält man sechs Wahlkreise – sechs nach der Einteilung von 1867! Heute von einer Menschenmenge bevölkert, die nach der gesetzlichen Quote auf etwa zwanzig Abgeordnete Anspruch hätte. Infolge dieser ungeheuren Massierung von Industrie-Arbeitern (denn die stellen ja das weitaus größte Kontingent) gibt es in fünf von den sechs Berliner Wahlkreisen überhaupt keinen eigentlichen Wahlkampf. Die Sozialdemokratie hat sichere Majoritäten von 5000, 10 000, ja 40 000 Stimmen, und in dem alten, einst Wilhelm Liebknecht gehörigen Kreise hat Herr Ledebour die angenehme Gewohnheit, mit rund 100 000 Stimmen annähernd dreimal so viel wie all seine Gegner zusammen gewählt zu werden. Unter solchen Umständen ist der Kampf eigentlich eine Farce. Die Sozialdemokratie erfüllt nur eine Organisationspflicht, wenn sie in einigen großen Versammlungen vor prominenten Rednern eine Parade ihrer Heerscharen abnimmt – eine gegnerische Diskussion in solchen Versammlungen schiene ganz lächerlich und unterbleibt auch fast stets. Die Liberalen und Konservativen geben (wiederum aus Organisationspflicht) den Kampf nicht völlig auf; aber die mehr als geringe Siegeshoffnung nimmt doch auch ihrer Agitationsarbeit den rechten Elan.

Ein wenig anders sieht es nur in „Berlin I" aus, das ist aber der Wahlkreis, der charakteristischerweise immer ärmer an Wählern wird, während seine Brüder vor Reichtum schier überfließen. Es ist das Zentrum der Stadt, hier stehen und mehren sich die Regierungsgebäude, die künstlerischen und wissenschaftlichen Institute, die großen Geschäftshäuser und die Bankpaläste – die arbeitende Menschheit aber wandert ab, und nur die Klasse der Portiers mehrt sich. Hier behaupten seit alters die Fortschrittler ihr letztes hauptstädtisches Mandat – die sozialdemokratischen Stimmen gehen naturgemäß sogar zurück. Trotzdem ists keine liberale Sinekure; die „demokratische Vereinigung" nämlich, der der offizielle Liberalismus zu zag und matt ist, hat hier eine dritte Kandidatur eingeschoben, die nicht so ohne Aussicht scheint. Der Mann ist der Oberst a. D. Gaedke, der als militärischer Experte das „Berliner Tageblatt", als Vor-

Digitized by Google

kämpfer für das Volksheer, als Held etlicher Prozesse, die ihm wegen solcher Gesinnung seinen Reserveoffiziers-Rang absprachen, bekannt geworden ist. Durch seine Kandidatur ist der erste Wahlkreis, das weitaus belebteste Stück der diesmaligen Berliner Kampagne. Gaedke ist kein übler Redner; eine Soldatengestalt mit kurz geschorenen grauen Kopf, klaren Augen und kräftigem Schnauzbart, ein Organ, das vom Exerzierfeld her Kraft, Entschiedenheit und Klang hat, und eine Rednergabe, die das großartige Schlagwort und den al fresco-Witz in der für Volksversammlungen nötigen Art beherrscht. Die Leute, die in einem menschenreichen Saal ihr politisches Aktionsbedürfnis durch etliche „bravo" — „hört, hört" — „pfui" — „hahaha" — entladen müssen, bekommen in seinen Versammlungen durchaus die nötige Anregung — und das ist kein unwichtiger Faktor! Die offiziell Liberalen setzen sich mit erheblichem Ingrimm gegen diesen unbequemen Kandidaten zur Wehr; es gibt hüben und drüben nicht nur Versammlungen, sondern auch Diskussionen und (gemäßigte) Temperamentsausbrüche. Hüben wie drüben nimmt man auch — vielleicht die charakteristischste Neuerung dieses Wahlkampfes — auf die nicht stimmende und doch so einflußreiche Frauenwelt lebhaft Bedacht: die Damen sitzen nicht nur in erheblicher Zahl an den Tischen der raucherfüllten Riesensäle, sie erscheinen auch — als offiziell angekündigte Parteirednerinnen z. T.! — auf dem Podium und sie machen ihre Sache durchaus nicht schlechter als der Durchschnitt der oft höllisch nüchternen, zuweilen arg dilettantischen Partei-Aushilfsredner. So gibt es in Berlin I lebhaftere Plänkeleien, aber zu einer Schlacht von Wucht und Leidenschaft stehen sich die rivalisierenden Parteien vielleicht doch zu nah. Es fehlt am großen Anlauf, an Elan im Zusammenschlag. Den rechten Schwung hat der Berliner Wahlkampf auch hier nicht. Ich entsinne mich, daß es in meiner Knabenzeit, als der Berliner Liberalismus sich noch ernsthaft gegen die Sozis um die Mandate wehrte, und die Genossen ihm Kreis um Kreis entwandten, doch lebhafter, sichtbar leidenschaftlicher zuging.

Freilich die rechte politische Raserei, wie sie in London und Paris toben kann, wie man sie wohl auch in Wien kennt, die gab es hier nie. Und ich denke, das liegt nicht nur an den klimatischen und lokalpolitischen — es liegt auch an den kulturellen Verhältnissen Berlins. Politik als leidenschaftliche Beschäftigung eines ganzen Volkes ist zweifellos ein Kulturprodukt: ein geistiger Luxus, Ueberschuß — fast ein Sport. Man muß über die bloße Notdurft des Lebens hinaus, frei vom bloß sachlichen Interesse sein, um für die äußere Einstellung seiner Existenz Sinn, für die soziale Organisation des Lebens Leidenschaft zu hegen. Um das große Spiel mit der Gesellschaftsform aktiv mitzuspielen. Der Berliner weiß, daß diese Form von ernsthaftem Einfluß auf seine praktische Lebensführung ist, deshalb interessiert ihn Politik wohl. Aber zu gewissenhaft deutsch, um wie der Amerikaner mit dem Spiel um diese Form geschäftlich oder sportlich zu spekulieren, und zu unfertig, zu beschäftigt, zu bedürftig, zu unkultiviert, um aktiv am Ringen um diese Form groß teilzunehmen, beschränkt er seinen Anteil auf die notwendigste Handlung: er geht hin und wählt. Die Vorbereitungen überläßt er anderen; er hat keine Zeit, er muß arbeiten, er kann sich keinen Luxus gönnen. Ein schön und leidenschaftlich geführter Wahlkampf ist ein Luxus. Berlin ist noch nicht soweit in der Kultur.

Alte und neue italienische Nadelspitzen.*)

Von

Dr. Eduard Thoma.

Als der Doge einstmals die junge Mannschaft ausgehoben hatte, um in das Morgenland zu ziehen, kam eine große Trauer über die Venezianerinnen. Einer der Jünglinge aber trat beim Abschied in triefenden Kleidern vor seine Geliebte und schenkte ihr nach dem Kusse eine zierliche, gekräuselte Meeresalge. Er hatte, als die hohen bewimpelten Schiffe im Hafen lagen und durch gellende, unheimlich lockende Trompetenrufe die Matrosen an Bord luden, sich seiner geröteten Augen geschämt und war, als wolle er ein versunkenes Kleinod holen, ins Meer gesprungen, damit ihm keiner mehr auf den Kopf zusagen könne, daß er geweint habe. Bei jenem Sprunge aber hatte er eine vorüberflutende Alge gegriffen. Das Mädchen hing nun an dem letzten Geschenk des Bräutigams mit so viel Zärtlichkeit und Treue, daß nach Umlauf eines Jahres, als der Heimkehrende die Willkommengabe der Geliebten empfing, etwas höchst Wunderbares ans Licht kam. Als er das Fischernetz entfaltete, das

*) Der Verfasser, bekannt durch seine Museumsvorlesungen, hat soeben eine Reihe von Vorträgen über Spitzenkunde im Berliner Kunstgewerbemuseum begonnen.

Digitized by Google

sie ihm aus besonders feinen und zähen Fäden geflochten hatte, siehe, da war, das Mädchen wußte selber nicht wie, das Bild jener Alge mit den schwankenden Aesten und den feinen Blättchen in das Maschenwerk mit hineingewoben. Natürlich haben wir in dieser Legende eine Umbildung des alten Arachnemythus, und zwar jene sehr späte Variante, die eine psychologische Vertiefung der überlieferten Sage erstrebt. Ueber die Anfänge der italienischen Spitzen aber können wir daraus nicht das Mindeste erschließen, zumal die Filetspitze – es handelt sich um das Einflechten eines Bildes in ein weitmaschiges Gewebe – auf italienischem Boden niemals zu sonderlicher Bedeutung gelangte. Italien ist vielmehr das Mutterland der Nadel- und Klöppelspitze. Beide sind ungefähr gleichzeitig, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, in Venedig entstanden, und, während die Klöppelspitze nachmals in Genua ihre höchste Ausbildung erfuhr, bleibt die Geschichte der Nadelspitze immer enge mit Venedig verbunden.

Die Urformen der Nadelspitze, der einfache und der doppelte Durchbruch, sind in Venedig dieselben wie in den Gräberfunden des ägyptischen Achmîm-Paropolis oder wie bei den heutigen mexikanischen Indianern. Solche einfachste venezianischen Spitzen sehen wir erstmals auf dem Halssaume der preziösen Magdalena des Carlo Crivelli († 1493) im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum und dann verschiedentlich auf den Bildern der Ursulalegende, die Vittore Carpaccio um 1491 gemalt hat. In jedem Falle verbindet sich hier mit dem Durchbruch eine einfache farbige Stickerei, und, wenn man bestimmten Ueberlieferungen glauben darf, so hieß im damaligen Venedig diese Art der Saumbildung an den Kleidern die slawonische. Einer Ableitung der venezianischen Spitzen aus der Kunst östlicher Länder wird also vielleicht mit Recht das Wort geredet. Der einfache Durchbruch oder punto tirato entsteht, wenn in bestimmter Reihenfolge die Schußfäden eines Gewebes ausgezogen werden, und durch entsprechendes Vernähen der Kettfäden ist es möglich, eine einfache Musterung des Durchbruchs zu schaffen. Werden aber im Gewebe Felder von solcher Form ausgeschnitten, daß sie dem Ganzen zum Schmucke gereichen können, so haben wir den doppelten Durchbruch oder punto tagliato. Sind dieselben klein, so werden ihre Ränder einfach in Knopflochstich ausgenäht; sind sie groß, so gilt es überdies, sie mit einem Muster zu füllen. Dabei könnte niemand in Verlegenheit kommen, denn Venedig allein hat seit 1527 etwa hundert Musterbücher herausgegeben. Diese dienen indessen nicht bloß der Füllung des doppelten Durchbruchs, sondern ebensosehr dem punto in aria, der freien Nadelspitze. In diesem Falle hat eine Befreiung von der sogenannten Vorware, dem Gewebe, stattgefunden. Die Spitze wird einfach auf Pergament oder starkes Papier gezeichnet und die Hauptfäden werden zuerst aufgenäht. Dann werden im Webestich die Füllungen eingesetzt und durch sogenannte Stege untereinander und mit den Hauptfäden verbunden. Darauf werden die Details bald in dieser, bald in jener Stichart dazugegeben. Die früheren „Modebücher" zeigen, als ob sie von der Erinnerung an die rechtwinklig sich kreuzenden Fäden des Gewebes sich nicht freimachen könnten, geometrische, sogenannte Reticella- oder Netzmuster. Gerade diese haben auf den griechischen Inseln, den ehemaligen venezianischen Besitzungen, sich bis heute erhalten und die Engländer zu der Meinung veranlaßt, der punto a reticella (Greek Lace) stamme aus Griechenland. Das sechzehnte Jahrhundert hat aber auch schon eine üppige Entwicklung der Ranke in punto in aria gebracht. Die damalige allgemeine Freude über die Blüte der Spitzenkunst – die Pflege der Leib-, Bett- und Tischwäsche war vor dem Zeitalter der Renaissance ja nicht bekannt – hat Matteo Pagan 1558 in einer eigenen Schrift „Gloria e l'honore dei ponti tagliati et ponti in aere" widerklingen lassen. In Frankreich hatte Katharina Medici, die Gattin Heinrichs II., die selbst mit geübter Hand Spitzen nähte, ein solches Interesse für diesen Zweig des Kunstgewerbes wachgerufen, daß Heinrich III. 1587 Federico Vinciolo, einen venezianischen Musterzeichner, kommen ließ. Aber der Markt Venedigs ist damals noch keineswegs geschädigt worden. Im Gegenteil: jetzt kam die Zeit der allenthalben begehrten wundervollen venezianischen Reliefspitze, des punto a rilievo. Teils durch Häufung der Knopflochstiche, teils durch Einlagen von Watte wurden die Ränder der Ranken oder Blätter betont, ja, man kann da und dort sehen, daß die Kernstücke von Blumen frei beweglich aufgesetzt sind. Seit 1626 bezog England diese Spitzen in großer Menge, und die Ausfuhr nach Frankreich war so ungeheuer gestiegen, daß Ludwig XIV. auf den Rat seines Finanzministers Colbert hin 1665 den Import von Spitzen verbot und mit venezianischen (und flandrischen) Arbeiterinnen die Manufacture royale des dentelles begründete. Da wurde in Venedig eine strenge Verfügung erlassen: Wenn ein Arbeiter oder Künstler seine Kunst zum Schaden der Republik ins Ausland verpflanze, so soll er Befehl erhalten, zurückzukehren. Wenn er nicht gehorche, werde man seine nächsten Angehörigen einsperren. Kehre er darauf zurück, so werde ihm Gnade und eine Anstellung in Venedig zuteil. Weigere er sich jedoch, so würden Boten ausgesandt, ihn zu töten, und erst nach seinem Tode würden seine Angehörigen aus dem Kerker entlassen werden. Aber dieser letzte Versuch, die venezianische Nadelspitze zu monopolisieren,

Digitized by Google

mißlang vollständig. Auf Befehl des Königs wurden in Frankreich die eingeführten Spitzenmuster als points de France bezeichnet. Indessen, in der Heimat kam noch eine reizende Nachblüte. Im punto rosa, in der Röschenspitze, wurden eben damals die schweren barocken Blüten durch zierliche Rosen ersetzt, und statt des wuchtigen Rankenwerks sah man leichtes Geäste. Natürlich waren jetzt zahlreiche Stege nötig, um dem Ganzen Halt zu geben, und sie lagen wie ein zartes Netz zwischen den einzelnen Teilen des Musters. Die Rosen wurden zu Sternchen reduziert und über das Netzwerk verstreut. Auf diese Weise bildete sich allmählich jener Spitzentypus heraus, der im besonderen punto di Venezia heißt. Hier ist jede Reliefwirkung vermieden; die Zeichnung scheint sich zersetzt zu haben, nur Reste eines früheren Musters, Kreise oder Quadrate, hängen in den Maschen des Grundnetzes. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tritt in Venedig wieder eine Nadelspitze von klarer Zeichnung auf, der punto di Burano. Gewöhnlich sind es schmale Besätze von engmaschigem Tüll; das Muster ist an den äußeren Rand geschoben. „Alençon" sagen wir auf den ersten Blick. Hier haben wir das Gegenstück zu jener Umnennung auf Befehl des Sonnenkönigs. Die Alençonspitze hatte die späte venezianische überflügelt, aus Geschäftsrücksichten wird sie in Italien eingeführt und punto di Burano getauft. — Um das Jahr 1860 war in Venedig nur noch eine einzige Frau, welche die alte, heimische Technik beherrschte.

Nach dem strengen Winter von 1872 hat die Gräfin Adriano Mercello die allgemeine Not dadurch zu lindern gesucht, daß sie die Spitzenschule von Burano wieder belebte und unbemittelten Frauen dort Arbeit und Lohn verschaffte. Schon in dem ersten größeren Geschäftskatalog von 1886 behauptet sich wieder neben dem point d'Alençon der punto rosa und punto di Venezia. Und in dieser Beziehung ist es immer besser geworden. Die Königin Margherita und die Herzogin von Aosta haben ihr Auge nicht wieder von dieser nationalen Angelegenheit abgewandt. Zuletzt hat die italienische Spitzenindustrie im Sommer 1911 auf der Turiner Ausstellung und im Musée des arts décoratifs in Paris sich uns gezeigt. Man war darin einig, daß in der Nachahmung alter heimischer Muster das Beste geleistet worden ist, die Schule der Aemiliae Ars in Bologna aber ist heute allen anderen voran.

Neue Bücher.

Hebels Werke in vier Teilen, herausgegeben, mit Einleitungen, alemannischem Wörterbuch und Anmerkungen versehen von Adolf Sütterlin. Mit Hebels Bildnis in Gravüre, einer Karte und einer Faksimilibeilage. In 2 Leinenbänden 4 M. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57.

Johann Peter Hebel hat mit seinem Namensverwandten Hebbel auch das gemein, daß beide aus dem einfachen arbeitenden Volke hervorgegangen sind. Der eine wie der andere verlebte seine Kindheit in engen Kreisen und dürftigen Verhältnissen, dieser am Nordrand deutschen Sprachgebiets unter harten schweigsamen Friesen, jener im glücklicheren Süden unter lebensfrohen Alemannen. Aber während Hebbel mit zäher Energie die Enge seiner Heimat und seines Dialekts abstreifte und in der schwierigsten Kunstform, dem Drama, zu klassischer Größe emporstrebte, blieb Hebel in jedem Sinne ein Kind des Volkes, auch als er zur höchsten geistlichen Würde des Großherzogtums Baden aufgestiegen war, und mit dem Volke für das Volk schuf er seine anspruchslosen Gedichte und Erzählungen, die ihn unsterblich gemacht haben. Als „Kalendermann" des Rheinländischen Hausfreundes, eines badischen Landkalenders, schrieb er die meisten jener entzückenden Geschichten, Anekdoten, Schnurren und belehrenden Aufsätze, die er selbst später zu einem „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" zusammenstellte und die mit ihrer einfachen, echt volkstümlichen Sprache, ihrem gemütlichen Humor, ihrer schlichten Anschaulichkeit ein einzigartiges Buch bilden, aus dem das Volk Unterhaltung und Belehrung, der Gebildete reinsten Genuß schöpfen kann. Als Kind seines Volkes auch, in Erinnerung an die im fruchtbaren lieblichen Rheinwinkel verlebten Jugendjahre hat er die alemannischen Gedichte gesungen, der erste deutsche Dichter, der mit Bewußtsein und Absicht Dialekt spricht, und hat darin der Poesie der oberdeutschen Landschaft und des alemannischen Volkes den wahrsten und schlichtesten Ausdruck gegeben.

Ein Landsmann des Dichters widmet ihm aus inniger Liebe und Verehrung die obengenannte schöne Ausgabe im Rahmen der „Goldenen Klassiker-Bibliothek". Sie enthält die Alemannischen Gedichte vollständig und daneben auch Hebels hochdeutsche Dichtungen. Ein anderer Teil ist der nicht unbedeutenden Tätigkeit eingeräumt, die der badische Geistliche als theologischer Schriftsteller entfaltete. Den Hauptraum endlich nehmen das Schatzkästlein und die zahlreichen späteren Kalendererzählungen ein. Ein kurzes Lebensbild, knappe Einleitungen und Anmerkungen geben alles Wissenswerte über Hebel und seine Werke. Namentlich zum Verständnis der alemannischen Gedichte ist aus örtlicher Ueberlieferung viel Material gesammelt und der Gefahr, vergessen zu werden, entrissen worden. Um auch dem Nichtalemannen Hebels Dialekt zugänglich zu machen, ist der Ausgabe eine Abhandlung über die Mundart und ein praktisches herausnehmbares Wörterbuch, die erste Sammlung alemannischen Wortschatzes überhaupt, beigegeben worden.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Für unverlangte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Verantwortung. Den Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Männer! welche vorzeit Abnahme ihrer Kraft wahrnehm. **Methode z. Wiederherstell. d. best. Manne kraft, kein** Geheimmitt., unschädl., streng reell u. sof. Wirkung. Patentamt. gesch. Apparat 12. — Mk. Versandhaus **Zech** Berlin 28, Lichterfelderstr. 33.

Ständiger Ankauf von Bibliotheken sowie einzelner Werke von Wert zu hohen Preisen.

Paul Graupe,
Antiquariat
Berlin SW. 68/69,
Kochstraße 3.

Haemacolade lässt sich

als Roborans in d. Therapie einiger Hautkrankheiten, sowie natürlich bei an sich schwächlichen und blutarmen Patienten

mit sicherem Erfolge verwenden!

So schreibt am 8. März 1909
Herr **Dr. med. Haedicke,**
Berlin-Schöneberg, Akazienstr. 4.

Man verlange Broschüren gratis und franko von:
Berliner Hygiene-Ges. m. b. H., Frankfurt a. Main.

Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.
Gegründet München 1897.
Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 4 Berlin, den 27. Januar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Friedrich der Einzige.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Das uns das liebste an ihm scheint, ist den Einflußreichsten im Lande nur seines Wesens Schattenseite. „Bei aller Anerkennung seiner Verdienste ein Mann, der leider den christlichen Heilswahrheiten nicht zugeneigt war . . .“ So steht es für die zu erziehenden Untertanen im amtlichen Führer durch den Geschichtsbetrieb in der preußischen Volksschule von heute zu lesen. „Ein Mann, hoch verdient um das äußere Wachstum Preußens. Aber ein Mann, dessen Herz den christlichen Heilswahrheiten leider nicht zugeneigt war . . .“ Ein hübsches Charakteristikum: Der geistig und kulturell hochstehendste von Preußens Monarchen ist unter den Königen des Landes derjenige, mit dem sich im Sinne zielbewußter offiziöser Preußenpädagogik am wenigsten anfangen läßt. Das einzige ist das Soldatische, das Kriegerische an ihm. Nur so wird er den Werdenden vorgeführt. Aber was man im Sinne unserer frömmelnden Schulpädagogik auch heute noch den sittlichen Gehalt einer historischen Persönlichkeit nennt, das ist bei Friedrich II. gleich Null. Die Schwarz-blauen haben soeben den heftigsten Wahlkampf bestanden, der je von dem unterdrückten Liberalismus in Preußenland gegen die Mächte der Finsternis geführt ward. Die Schwarz-blauen können auch in punkto Friedericianischer Weltanschauung beruhigt sein. Eine rein äußerliche Erinnerungsfeier. Weiter garnichts. Der 24. Januar 1912 ist ein Tag, an dem jeder Preuße Friedrich den Großen stolz als Heros feiert. Aber vom 25. Januar ab Minister für preußischen Geist im staatlich überwachten Geschichtsunterricht als den immerhin -- besseren Menschen und das nachahmenswertere Lebensbeispiel präsentieren läßt.

„Wo der Blick über Schlesiens Fluren schweift, tauchen die Erinnerungen an ihn auf, an die unvergleichlichen Kämpfe, unter denen er Preußen seine Weltmachtstellung schuf . . .“ Ein Satz aus der Rede Wilhelm II., die mit den unvergessenen Worten schloß: „Schwarzseher dulde ich nicht . . .“ Wenn der Blick über Schlesiens Fluren schweift . . . So ist es auch jetzt bei der Zweihundertjahrfeier der Tenor der höfischen Festreden gewesen. Aber nicht das sozusagen Schlesische, sondern das Menschliche ist das wirklich Große an ihm. Friedrich der Soldat. Das ist etwas Feststehendes. Etwas unvergeßlich Vergangenes. Aber etwas Vergangenes. Friedrich der Staatsmann und Friedrich der Mensch ist uns Preußen von heute so etwas wie eine Sehnsucht. Ein Feind der geistigen Reaktion, die heute noch die Entwicklung an den Pflock des kulturellen Stillstandes spannt. Ein Feind der religiösen Unduldsamkeit, die in Preußen eben erst die Ketzergerichte wieder eingeführt hat und einen so milden Freigeist wie Jatho mit Acht und Bann belegte. Ein Feind der sonst bei Königen so oft latenten Standesüberhebung. Kein „Instrument des Himmels“. Kein von dem gefährlichen Wahn des Gottesgnadentums Befangener. Der Einzige seines Geschlechts, der nichts Junkerliches an sich hatte. So steht er unter der großen Reihe der Hohenzollern noch immer als der Unerreichteste da. Fast möchte man sagen, wie ein interessantes Familienproblem. Denn er ist ein Problem,

seit der Zeit dieses Friedrich zu immer größerer Machtstufe stieg und dieses Geschlechts weitaus Kultiviertester schon vor zwei Jahrhunderten geboren ward. Nicht auf der Höhe der Macht, sondern auf dem ersten Wege dazu hat der Gebildetste der Hohenzollern gelebt... Ein Stück Evolutionsgeschichte: Nach zweihundert Jahren feiert die hochangesehene Enkelschaft den Geburtstag eines Ahnen, und es ist, wenn man an Friedrich den Menschen, dabei denkt, als feierten mäßig entwickelte Zeitgenossen ein Zukunftsideal, zu dem sich ihre Kindeskinder vielleicht doch noch einmal wieder hinaufentwickeln könnten.

Friedericiana.

„Unsere meisten Geschichtsbücher sind zusammengeraffte, mit einigen Wahrheiten vermischte Lügen. Unter der ungeheuren Menge von Tatsachen, die uns überliefert worden, können wir nur diejenigen als bewährt annehmen, welche in den Reichen, entweder zu ihrer Erhebung oder zu ihrem Sturz, Epoche gemacht haben."

*

„Die Last der Tyrannei wird nie drückender, als wenn der Tyrann den Schein der Unschuld annehmen will, und die Unterdrückung nach vorgeblicher Form der Gesetze geschieht."

*

„Diejenigen, welche Staaten regieren sollen, müssen vor allem ihren Verstand üben. Dies ist aber noch nicht genug; wollen sie den Kampf mit dem Schicksal bestehen, so müssen sie sich auch darauf verstehen, ihr Temperament zu beherrschen, um es den Umständen gemäß zu bilden; und dies ist sehr schwer."

*

„Alle Menschen sind von Geburt gleich und haben gleiche Rechte. Nicht hohe Geburt, sondern Verdienst muß entscheiden. Wir Fürsten müssen andere so behandeln, wie wir von ihnen behandelt zu sein wünschen. Ein Fürst darf nie aus dem Auge lassen, daß er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Untertanen. Sicherlich ist kein Mensch geboren, um der Sklave eines Nebenmenschen zu sein. Es gibt kein Gefühl, das von unserm Wesen so unzertrennlich wäre, wie dasjenige der Freiheit."

*

„Man kennt in Europa wohl Völker, die das Joch ihrer Tyrannen abschüttelten, um den Genuß der Freiheit zu erlangen, aber keines, das frei war, und sich willig der Sklaverei unterworfen hätte."

*

„Der Fürst ist nichts als der erste Diener des Staates, und ist verbunden, mit aller Rechenschaft, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über die Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das Geld seines Volkes, welches durch die Steuern einkommt, in Aufwand und Pomp verschwendet."

*

„Hier liegt der Irrtum der meisten Fürsten: Sie glauben, daß Gott ausdrücklich und aus ganz besonderer Aufmerksamkeit für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge Menschen geschaffen hat, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Untertanen nur dazu bestimmt sind, die Werkzeuge und Diener ihrer ungeordneten Leidenschaften zu sein. Insofern das Prinzip, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgerungen nur bis ins Endlose fehlerhaft sein. Daher diese untergeordnete Liebe für den falschen Ruhm, daher jenes brennende Verlangen, alles zu erobern, daher die Unerschwinglichkeit der Steuern, mit denen das Volk belastet ist, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmut, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und alle jene die menschliche Natur erniedrigenden Laster. Wenn sich die Fürsten von solchen irrigen Ansichten befreiten und auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückkommen wollten, so würden sie sehen, daß dieses Amt, auf das sie so stolz sind, daß ihre Erhebung lediglich

Digitized by Google

das Werk der Völker ist; das diese Tausende von Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich keineswegs zu Sklaven eines einzigen Menschen gemacht haben, um das Schlachtopfer seiner Launen und das Spielzeug seiner Phantasie zu sein."

*

„Ich glaube, daß die Völker einen freidenkenden Fürsten, der ein rechtschaffener Mann ist, und sie glücklich macht, mehr lieben, als einen orthodoxen, der ein Schurke ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen machen die Menschen glücklich."

*

„Die meisten Fürsten haben eine sonderbare Leidenschaft für ihre Stammbäume. Diese Art von Eitelkeit geht soweit, daß sie sich auf ihre frühesten Vorfahren etwas einbilden, und macht, daß sie sich nicht für den Ruf ihrer Ahnen in gerader Linie, sondern sogar auch für die ihrer Seitenverwandten interessieren. Wenn man die Aufrichtigkeit hat, ihnen zu sagen, daß unter ihren Vorfahren sehr untugendhafte und folglich verächtliche Menschen gewesen sind, so fügt man ihnen eine Beleidigung zu, die sie nie verzeihen. Wenn man behauptet, daß fünfzig, sechzig Ahnen alle die rechtschaffensten Leute von der Welt gewesen sind, so will man die Tugend auf eine einzige Familie einschränken, und fügt dem menschlichen Geschlechte also eine große Beleidigung zu."

*

„Die Könige sind Menschen, wie andere, und genießen nicht den ausschließenden Vorzug, in einer Welt vollkommen zu sein, in der nichts es ist. Sie bringen ihre Furchtsamkeit oder Entschlossenheit, ihre Tätigkeit oder Trägheit, ihre Laster oder ihre Tugenden mit auf den Thron, auf den das Ungefähr ihrer Geburt sie setzt; und in einem erblichen Reiche müssen notwendig Fürsten von den verschiedenen Charakteren aufeinander folgen."

*

„Es hat Afterpolitiker gegeben, die, von dem engen Kreis ihrer Ideen begrenzt, und ohne die Sache bis auf den Grund durchzusehen, geglaubt haben: es sei leichter, ein unwissendes und stupides Volk zu beherrschen, als ein aufgeklärtes. Wahrhaftig, ein sehr bündiges Raisonement, da die Erfahrung im Gegenteile beweist, daß ein Volk um so eigensinniger und hartnäckiger ist, je näher es noch an den tierischen Zustand grenzt. Es macht bei weitem mehr Schwierigkeit, den Starrsinn desselben zu besiegen, als ein Volk, das Bildung genug hat, um Vernunft anzunehmen, zu billigen Dingen zu überreden. Das wäre ein herrliches Land, worin die Talente ewig erstickt blieben, und worin nur ein einziger Mensch einen weniger begrenzten Geist hätte, als die anderen! Ein solcher, mit Ignoranten bevölkerter Staat gliche dem verschwundenen Paradiese in der Genesis, das nur von Tieren bewohnt war."

*

„Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbar göttlichen Beruf ist ebenso ungereimt, wie das Vorgeben, womit man Souveränen schmeichelt, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden seien. Ich liebe nicht, daß man die Könige die Abbilder Gottes auf Erden nenne, sie stehen zu tief unter ihm, als daß ein Vergleich mit der göttlichen Majestät möglich wäre."

Groß-Italien.

Von

Dr. M. Uebelhör, Turin.

Der türkisch-italienische Krieg ist dem Ausland meist eine Ueberraschung gewesen. Wer jedoch die sich seit etwa zehn Jahren vollziehende Entwicklung der italienischen Politik zum Imperialismus hin beobachtet hat, sieht in diesem Krieg nur dessen, den Umständen klug und rücksichtslos abgewonnene Folge. Italien ist seit dem äthiopischen Mißgriff groß und stark geworden, sein Handel, seine Industrie und seine Landwirtschaft haben einen mächtigen Aufschwung erlebt. Die dem unergründlichen französischen „bas de laine" entnommenen Kapitalien haben überall in Italien befruch-

Digitized by Google

tend gewirkt und der Finanzkraft des Landes Rückgrat und Mark verliehen. Nun glaubt der die große Geste liebende Italiener die Zeit gekommen, seine imperialistischen Träume zum Teil zu verwirklichen. Nicht umsonst hörte er Jahrzehnte hindurch des Fremden begeisterte Reden über die ehemals weltbeherrschende Kultur und Macht Roms. Er prüfte die Kraft seines Vaterlandes und kam zum Schluß, daß jetzt oder nie die Gelegenheit sei, eine der Vergangenheit entsprechende Weltmachtpolitik zu beginnen, sich selbst genügend und nicht mehr das Schutzkind anderer Staaten. Als Erbe Roms kämpft der Italiener auf Afrikas Boden.

Italien ist seit geraumer Zeit nicht mehr der fruchtbare Boden für Anarchie und Kommunismus, für Nihilismus und Tolstoische Friedenssehnsucht. Die Zeit negierender Kräfte ist vorbei, verdrängt durch den wachsenden Wohlstand und durch den Ehrgeiz des Imperialismus. Dieser Imperialismus hält seine großen Kongresse ab, geleitet durch die populärsten Männer des Reiches; er hat in der „Stampa" der Königsstadt Turin und im „Giornale d'Italia" Roms seine Bannerträger in der vordersten Linie stehen, während ein Gros von Revuen, Broschüren und Pamphleten ihm in tiefgehenderer Weise neue Scharen wirbt oder den Kleinmut der Zaghaften verscheucht. Große Vereine, Volksversammlungen und Theaterstücke nationalistischer Tendenz stellen sich in seinen Dienst, und der unversiegbare d'Annunzio verleiht ihm Poesie und Elan. Kein Wunder, daß diesem Ansturm Minister, Kammer und König unterlagen und ihn mit dem Stempel der Legitimität versahen.

Um sich einen Begriff über den weitspannenden Ehrgeiz des jungen Königreiches zu machen, höre man Campo Fregoso, einen der Unentwegtesten im Kampfe um Großitalien: „In einer nahen Zukunft wird Italien die meisten der europäischen Staaten um sich gruppieren. Nahe an der Küste gelegen, sind Algerien, Tunesien, Tripolis und Aegypten unsere natürlichen Kolonien. Umsonst haben es Frankreich und England versucht, die Erbschaft Roms anzuhalten und unsere Vorherrschaft im Norden Afrikas zu verdrängen. Vergessen wir nie, daß 15 000 Italiener in Aegypten für unsere gerechte Sache werben, daß Algerien und Tunis noch mehr Italiener beherbergt, und daß an der ganzen Küste Nordafrikas der Handel und die Industrie in unseren Händen sind."

Doch beschränkt sich Großitalien nicht auf Afrika allein. Als anläßlich der Kundgebung deutscher Studenten in Innsbruck gegen den italienischen Professor von Gubernatis sich in Paris ein Komitee gebildet hatte, um die Sache der italienischen Irredentisten zur eigenen zu machen, schrieb die offiziöse „Tribuna": „Wir verstehen nicht, warum dieses Komitee in seinem löblichen Zweck, die italienische Sprache auch außerhalb unseres Reiches zu verteidigen, ein Land vergißt, von dem niemand wird behaupten wollen, daß es kulturell wie historisch nicht zu Italien gehört: Korsika! Wenn also diesem Pariser Komitee unser Irredentismus so sehr am Herzen liegt, so muß es dies dadurch beweisen, daß es sich bemüht, eine italienische Universität in Ajaccio - welch schöner italienischer Name! zu begründen."

Es ist zur Genüge bekannt, wie hart sich Großitalien an Oesterreich reibt. Charles Loiseau, der beredte Interpret des italienischen Ehrgeizes, hat den Finger in die Wunde gelegt, wenn er sagt, daß das adriatische Meer nicht weit genug sei, als daß zwei große Völker zu gleicher Zeit in ihm ihre Handels- und politischen Interessen betätigen könnten. Italien ist gierig danach, die Erbschaft der großen Republik Venedig anzutreten, das heißt, das ganze adriatische Meer mit Illyrien, mit der albanischen Küste bis zu den jonischen Inseln zu beherrschen. Viktor Emanuel, der „demokratisch-friedliebende" König, sanktionierte diesen Imperialismus durch seine Heirat mit der Tochter des Fürsten der Schwarzen Berge, in der Erwartung des Titels eines Protektors des künftigen Balkanreiches, mit Saloniki als Hauptstadt. Umsonst verstärkt Oesterreich nicht seine Flotte.

Die nachdrücklichste Propaganda für dieses Groß-Italien, das sich zu Recht oder Unrecht auf Traditionen stützt, wird aber durch die dem Kind in die Hand gegebenen „Manuele"

Digitized by Google

(Schulbücher) betrieben. Nach diesen gehören Nizza, Savoien und Korsika zu Italien, in völliger Ignorierung der durch Cavour geschlossenen Verträge. Tunesien wird als ein der Türkei tributärer Staat bezeichnet, ohne überhaupt Frankreich zu nennen; Malta ist italienisches Territorium unter englischer Hoheit, der Tessin ist italienische Provinz. Die dem Dreibund gewährte Konzession kann man in folgendem Passus ersehen: „Das unter der Herrschaft Oesterreichs stehende Italien umfaßt Tirol (!), ferner die Städte und Gegenden der Gorizia, der Gradisca, des Triest, Istriens, Fiumes und des Kriegshafens von Pola."

Leerer Wahn — derart wird mancher diesen Ehrgeiz charakterisieren. Er hätte aber unrecht. Italiens kluge und schmiegsame Politik versteht es, Etappe um Etappe der Verwirklichung dieses „Wahnes" näher zu rücken. Nachdem der Dreibund das junge Königreich zur Großmachtstellung erhoben hatte, machte sich dessen kultureller Einfluß im ganzen Mittelmeer, in Palästina, Syrien, im ägäischen Meer und der Levante zäh und nachdrücklich geltend, wobei er Schritt für Schritt die privilegierte Stellung Frankreichs zurückdrängt. Vor kurzer Zeit schloß Italien einen Vertrag mit Serbien wegen des Baues und Betriebes einer Donaubahn ab, die eine außerordentlich hohe strategische Bedeutung für den Balkan hat. Jetzt besetzt es Tripolis und verschafft sich in der Cyrenaika eine Flottenbasis ersten Ranges, die den Seeweg nach Indien beherrscht.

Solche Erfolge, seien sie auch nur teilweise erreicht, sind kein leerer Wahn. Besser aber noch zeigt sich die imperialistische Tendenz der Italiener bei ihrer Tripolispolitik. Das Leitmotiv seiner Politik hat Italien vom piemontesischen Hause übernommen, das groß wurde durch das geschickte Ausbalancieren der europäischen Mächte. Bei dem jetzigen Kriege, wie überhaupt bei seinen afrikanischen Absichten, findet unser Verbündeter seinen Vorteil in einer Anlehnung an England und an Frankreich, gewohnt, jede Extratour verziehen zu erhalten. Die Italien so freundliche Haltung der französischen Presse, die von Italien gewährte Behohe Bedeutung als Schnittpunkte der großen Wüstenstraßen haben, und die Besetzung Solums durch England zeigen zur Genüge diese auf das reale „do ut des" abgestellte Politik der drei Staaten. Wir können uns eben nicht genug mit dem Gedanken vertraut machen, daß aus dem Satelliten des Dreibundes und der Bismarck-Politik ein Staat werden will, der von nun an seine eigene Politik betreibt, und geschickt betreibt.

Ob sich diese erste Phase des italienischen Imperialismus bewähren wird, ist eine andere Frage. Seine beiden augenblicklichen Bundesgenossen, Frankreich und England, haben es verstanden, sich ihren Anteil im voraus zu sichern, und der imperialistische Italiener sieht nun mit großem Mißbehagen, daß er vorderhand nur der Anderen Kastanien aus dem Feuer geholt hat. Um so mehr muß es der Regierung nun daran gelegen sein, diesem Mißbehagen durch eine auf politischem oder kriegerischem Gebiet erreichte Tat zu begegnen. Ein Abflauen der Ansprüche Italiens darf also nicht erwartet werden, sondern ein Einsetzen aller Kräfte für diese erste Etappe auf dem Wege zum Großitalien. Man darf aber eines nicht vergessen: dieser Krieg, wie der ganze Imperialismus, beruht auf seiner Popularität. Mit ihr stehen und fallen beide. Die Popularität ist aber, wie der französische Politiker Grosjean so witzig bemerkt, weiblichen, schwankenden Geschlechts. Und in Italien heißt es: donna è mobile.

Revolverpolizei.

Von

Otto Corbach.

Die immer noch durch Herrn von Jagow verkörperte Polizeigewalt in Berlin hatte bekanntlich vor einiger Zeit eine Verfügung „wegen der Erleichterung im Gebrauch der Schußwaffen der Schutzmannschaft" erlassen, wonach jetzt jeder Schutzmann, der „zu spät" von der Waffe Gebrauch macht, bestraft werden kann. Den Anlaß zu

insbesondere ein Vorgang in der Genthiner Straße gegeben haben, bei dem ein Schutzmann von einem Einbrecher angeschossen und schwer verletzt wurde.

Ein wenig spät haben sich die Berliner Stadtväter zu dem Entschlusse aufgerafft, gegen den Schießerlaß Stellung zu nehmen. Herr von Jagow hatte ihnen geschrieben, daß der Waffengebrauch der königlichen Schutzmannschaft nicht (wie ihre Bezahlung) eine „Gemeindeangelegenheit", sondern eine rein staatliche Dienstangelegenheit sei, und es mochte geraumer Zeit bedürfen, ehe sie sich vom ersten Schreck über solch kecke Schulmeisterei erholen und Mut genug dazu schöpfen könnten, wenigstens mit ein paar Worten gegen den Herrn Polizeipräsidenten aufzubegehren. Erst jetzt ist der Stadtverordnetenausschuß, der sich mit dem Schießerlaß beschäftigt hat, mit einem Beschluß an die Oeffentlichkeit getreten, worin gegen die in einem Schreiben des Herrn Polizeipräsidenten an den Magistrat vom 24. November 1911 ausgedrückte Auffassung, hinsichtlich der Zuständigkeitsfrage „nachdrücklichst" Verwahrung eingelegt und der ganze Erlaß „bedauert" wird.

Herr von Jagow hatte in dem betreffenden, als „geheim" bezeichneten Schreiben seinen Erlaß damit zu begründen gesucht, „daß nur durch schärfstes Eingreifen der Schutzmannschaft die Dreimillionenstadt Groß-Berlin vor Apachenzuständen bewahrt werden kann. Der Verbrecher, welcher die Hand gegen fremdes Leben hebt, setzt sein Leben selbst aufs Spiel. Für das Leben des Bürgers (auch des Bürgers Hermann?) wie des Schutzmanns trage ich Verantwortung."

Das „Bedauern" einer Berliner Stadtverordnetenversammlung wird den Schießerlaß nicht aus der Welt schaffen. Herr von Jagow wird darüber hinwegkommen, wie er über vieles ganz anderes hinweggekommen ist.

Wie wäre es aber, wenn sich die Zivilgewalt auf irgendwelche Weise dadurch revanchieren könnte, daß sie jeden Staatsbürger strafbar machte, der gegenüber Schutzleuten, die ihn ohne Berechtigung mit der Waffe bedrohen, von seinem Recht auf Notwehr zu spät Gebrauch machte? Zur Rechtfertigung einer solchen Maßnahme wäre etwa an jenen Satz in der Begründung des Urteils im Moabiter Krawallprozeß zu erinnern, worin gesagt ist, daß dem Mörder des Arbeiters Hermann „ein wohlgezielter Revolverschuß" gebührt hätte. Man bedenke, daß es die Polizei heutzutage weniger mehr mit wirklichen oder vermeintlichen Verbrechern zu tun hat, als vielmehr mit friedlichen, arbeitsamen Bürgern, die aus Zufall oder Absicht, Zwang oder freiem Antriebe zugegen sind, wenn Sozialdemokraten oder andere politisch verdächtige Elemente wirkliche oder vermeintliche Störungen der Ruhe und Ordnung im öffentlichen Leben hervorrufen. Wäre es also dann auf beiden Seiten bei Strafe verboten, zu spät von der Waffe Gebrauch zu machen, so würde man im tiefsten Frieden bald alle Augenblicke den Anblick eines mit Leichen bedeckten Schlachtfeldes erleben.

Daß hin und wieder Schutzleute im Kampf mit Verbrechern oder Aufwieglern ihrem Berufe zum Opfer fallen, ist gewiß beklagenswert, aber solche Fälle sind doch auch nicht tragischer als andere Betriebsunfälle. In Deutschland sterben jährlich 10 000 Personen durch Unfall im Beruf, viel mehr erleiden Verletzungen; 6000 Tote und 70 000 Verletzte kostet uns allein jährlich unsere Industrie, ohne daß davon im einzelnen Falle oder überhaupt viel Aufhebens gemacht würde. Viele Unfälle ließen sich gewiß vermeiden, wenn in den gewerblichen Betrieben bessere Schutzvorkehrungen getroffen würden. Dies ist eine Angelegenheit der Sozialpolitik. Man könnte auch vielleicht eine Verringerung der Unfälle erzielen, wenn man die Unternehmer dafür immer strafgesetzlich verantwortlich machte. Dem würde es auf dem Gebiete der öffentlichen Sicherheit etwa entsprechen, wenn man die Erzieher eines Verbrechers für dessen Untaten mit verantwortlich macht, wie es übrigens in China teilweise geschieht. Was für einen Sinn aber kann es haben, einen Arbeiter zu bestrafen, dem bei der Bedienung einer gefährlichen Maschine ein Unfall passiert

Digitized by Google

ist, oder einen Schutzmann, der sich im Kampfe mit einem Verbrecher oder Empörer verletzen ließ, statt den Ordnungsfeind beim ersten geringen Anzeichen der Gegenwehr niederzuschießen! In beiden Fällen ist doch die Liebe zum eigenen Leben ein genügender Antrieb zu größtmöglicher Vorsicht und Selbstverteidigung.

In Amerika tragen die Polizisten, wie in England, einen Knüppel, der in einer ledernen versiegelten Scheide steckt. Vor jedesmaligem Gebrauch muß der Siegel erbrochen werden und über den Anlaß ist ein Protokoll aufzunehmen. Man erblickt dort also in dem bloßen Recht der Diener des Gesetzes eine Waffe zu tragen, einen so starken Anreiz, sie mißbräuchlich anzuwenden, daß man gegen solchen Mißbrauch die denkbar größten Vorsichtsmaßnahmen trifft. Unsere „Schutzleute" sind mit Säbeln und Revolvern bewehrt; wenn sie sie mißbräuchlich anwenden, kann es ihnen in der Regel nicht nachgewiesen werden, und selbst wenn das einmal der Fall ist, pflegen sie freiauszugehen. Eine Anordnung, wie der Jagowsche Schießerlaß, aber prämiiert geradezu indirekt den Mißbrauch der Amtsgewalt durch die Polizei.

Das Grauen.

Etwas über Hanns Heinz Ewers.

Von

Karl Wilczynski, Posen.

Die Personen aus anderen Welten, die doch unser sind und aussehen und sprechen, ja selbst trotz ihres differenzierten Erlebens so fühlen wie wir, treten uns die Geschöpfe einer glühenden Phantasie, die Hanns Heinz Ewers gehört, entgegen. Sie huschen nicht gleich den blutleeren Gestalten Maurice Maeterlinks im Halbdämmer an uns vorüber, es sind nicht Schemen ohne Fleisch und Bein, deren zitternde Seelen und vor Angst quellende Augen uns beben machen. Die Gestalten Hanns Heinz Ewers haben Blut in den Adern und klopfende Herzen, vielleicht, daß ihr Blut schneller vom Herzen fällt und die Herzen infolgedessen gieriger klopfen. Wenn wir von ihnen erzählen hören, so beschleicht uns Grauen. Die Angst, die uns erbeben macht bei jenen Halblebenden, die nur die dunkle Nacht gebar, jene Angst, die uns umfängt, wenn sich an uns wie ein faltenreiches Gewand, aus dem wir uns nicht entwirren können, das Dunkel, das wir nicht greifen können, schmiegt, diese Angst vor den Gestalten des Maurice Maeterlink läßt sich bannen mit unwilliger Geberde, verscheuchen wie ein wüster Traum. Sie unterscheidet sich gar sehr von dem wilden Grauen, das uns die Menschen H. H. Ewers einflößen. Es ist das Grauen vor unserem eigenen Schicksal. Der klagende Schrei eines kleinen Vögleins, der lauernde Blick eines Unbekannten oder das Wort eines Unerkannten erinnern uns immer und immer von neuem an jenes, das auch uns vielleicht droht, an Personen, die uns ähneln und denen wir dereinst vielleicht einmal schrecklich ähnlich werden. Die überfeinerte Kultur, die Skepsis, die Aesthetik, von deren Warte wir alles zu betrachten beginnen, gebar uns — jene seltsame Mischung aus blutrünstiger, verheerender Barbarei und edelster Kultur — und erzeugt jene, die es geben muß, von denen Hanns Heinz Ewers erzählt, die reich sind an menschlichen Verirrungen, die zur Vernichtung führen müssen. Ihr ans Herz greifendes Geschehen, das nicht spukhaft, sondern grausig ist, müssen wir mit unserem Erleben vergleichen und finden — o Grauen! es ähnelt dem Schicksal jener. Ich denke dabei besonders an seine seltsamen Geschichten, die er in drei Bänden sammelte: das Grauen; die Besessenen; Groteskeu. Das sind Bücher eines Dichters, dessen heiße Phantasie üppig wuchernde Blüten erzeugt, wie sie sicher nur in der Allmacht des Urwaldes gedeihen können; das sind Bücher, die wir voll Schrecken nach den ersten Seiten von uns schleudern, zu denen wir aber immer wieder wie von unsichtbarer Kraft gezogen werden und die wir atemlos und bebend zu Ende lesen müssen. Eine dieser Skizzen hat Ewers zu einem dreiaktigen Drama „Delphi" verwandt. Es ist meines Wissens noch nicht über die Bretter gegangen. Ich bin jedoch überzeugt, daß diese neuartige Handlung,

Digitized by Google

die sich in glücklicher Weise mit einer vortrefflichen Charakter- und Milieuschilderung verbindet, Eindruck machen und Erfolg haben wird. Mit psychologischer Feinheit erzählt der Dichter von der Entdeckung des delphischen Orakels und ist modern genug, um dieses Wunder aus einem Betrug zu erklären. Seitdem ich dies Drama zum erstenmal las — es liest sich nämlich, trotzdem es ein Drama ist, vortrefflich — seitdem läßt mich der Gedanke, es auf der Bühne zu sehen, nicht mehr los.

Ganz anders ist Ewers Buch „Indien und ich". Ewers, der Globetrotter, der jeden Winkel der Erde zu kennen scheint und mit offenen Augen und anders wie üblich reist, führt uns durch das Wunderland Indien. Ewers plaudert und gewinnt uns schnell für die Zauber jenes fernen Reiches. Wir lernen mehr und lieber aus seiner graziösen Plauderei über Indien denn aus tausend gelehrten Büchern. Ewers müßte auf Staatskosten nach fernen Ländern entsendet werden, um uns von ihnen und über sie zu erzählen. Es wäre ein großer Gewinn für unsere geographischen Kenntnisse und selbst für unsere Jugend, denen ich allerdings mit einigen Strichen, obwohl ich kein Mucker bin — sein „Indien und ich" in die Hände geben würde.

Zuletzt erschien von Ewers die Geschichte eines lebenden Wesens „Alraune". Dieses Buch ist neben seinem großen Roman „Der Zauberlehrling oder die Teufelsjäger" sein reifstes Werk. Mit erstaunlicher Kühnheit greift Ewers nach diesem seltsamen Stoff einer alten Sage, und seine große Kunst schafft daraus ein Werk, das überreich ist an wilden Erzählungen. Jedes Buch des Dichters macht mich neugierig auf sein nächstes, denn nach der Lektüre seines letzten Werkes glaube ich immer: nun hat er die Höhe seines Schaffens erreicht, bis ich mich überzeugen muß, daß sein nächster Wurf noch großartiger, noch kühner und seltsamer ist. Bei Ewers ist man stets sicher, keine ausgetretenen Pfade, keine abgeleierten Melodien zu finden: und das ist neben vielen anderen Vorzügen sein größter Reiz, sein bestes Lob.

C. 3. 3.

Von

Hanns Heinz Ewers *)

Ich hatte wohl eine Viertelstunde hinunter gestarrt von der Punta Tragara, auf das Meer natürlich, auf die Sonne und auf die Felsen. Stand auf, wandte mich zum Gehen. Sitzt einer nebenan auf der Steinbank, der hält mich am Arm fest.

„Guten Tag, Hanns Heinz!" sagt er.

„Guten Tag!" sag ich; schau ihn an. Gewiß kenn ich ihn, aber gewiß doch! Wer ist's denn nur?

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" holpert seine Stimme. Auch die Stimme kenne ich, gewiß doch! Aber anders — fliegend, schwebend, Lancers schreitend. Doch nicht so! So: klebend und auf Krücken stolpernd —

Endlich:

„Oskar Wilde?!"

„Ja," stockert diese Stimme, „beinahe! Sagen Sie: C. 3. 3. das ist, was das Zuchthaus von Oskar Wilde übrig gelassen hat."

Ich sah ihn an: C. 3. 3. war nicht mehr viel, nur eine Schmutzspur, eine häßliche Erinnerung an O. W.

Wie ich ihm die Hand reichen will, dachte ich: vor fünf Jahren hast du ihm nicht die Hand gegeben. Das war damals sehr dumm von dir und Oskar Wilde lachte, als sein Freund Douglas zornig wurde. Gibst du ihm heute die Hand, so scheint es, du gibst sie dem Bettler, gibst sie C. 3. 3. — aus Mitleid. Warum einen kranken Wurm treten?

Ich gab ihm nicht die Hand. Ich glaube, Oskar Wilde war mir dankbar dafür. Wir schritten die Stufen hinab, sagten einander nichts. Ich sah ihn nicht einmal an. Das schien ihm sehr wohl zu tun.

An einem Abhang fragte ich: „Da hinauf?"

Sein Lachen kroch ihm aus dem Munde wie Kröten ohne Beine. Dann wiegte er den Kopf hin und her, ganz langsam, sah hinauf und spöttelte:

„C. 3. 3.?"

*) Aus Hanns Heinz Ewers' Sammlung seltsamer Geschichten, die unter dem Titel „Die Besessenen", wie alle seine Werke, bei Georg Müller in München erschienen sind.

Digitized by Google

Nein, das ging nicht; ich lachte. Und O. W. freute sich, daß ich kein Mitleid für ihn zeigte.

Wir gingen um den Berg herum; setzten uns auf die Steine, starrten auf den Arco.

Plötzlich sagte ich:

„Vor Jahren ging ich über diesen Weg mit der großen Annie Ventnor. Und hier trafen wir Oskar Wilde. Seine Oberlippe hob sich damals, seine Augen leuchteten und sahen mich an, daß meine Hände zuckten und den Stock rasch zerbrachen, um ihm nicht ins Gesicht zu schlagen. An dieser selben Stelle sitz ich heute wieder: Lady Ventnor ist tot und neben mir steht C. 3. 3. Es ist wie ein Traum."

„Ja," sagte O. W.

„Wie ein Traum, den irgendein Fremder von uns träumt."

„Ja — — was sagen Sie?" rief Oskar Wilde, rasch, abgerissen, angstvoll, sichtlich aufgeregt.

Ich wiederholte mechanisch:

„ . Wie ein Traum, den irgendein Freund von uns träumt."

Meine Lippen sprachen so hin, ich wußte kaum, was ich eigentlich sagte und dachte.

Oskar Wilde sprang auf; diesmal hatte seine Stimme wieder den alten Klang des Mannes, dessen stolzer Geist so hoch über dem mitlebenden Pöbel flog.

„Hüten Sie sich, den Fremden kennen zu lernen, nicht jeder mag ihm begegnen!"

Ich verstand ihn nicht und wollte fragen; aber er winkte mit der Hand, drehte sich und schritt fort. Ich sah ihm nach.

Er blieb stehen, hüstelte, aber wandte sich nicht. Langsam, vornübergeneigt, lahmend, kriechend beinahe dieser Halbgott, aus dem die heuchlerischen Aasgeier seines Vaterlandes C. 3. 3. gemacht hatten!

Drei Tage später erhielt ich eine Karte:

„Oskar Wilde möchte Sie sprechen. Er erwartet Sie abends 8 Uhr in der Grotta Bovemarina."

Ich ging zum Strande, pfiff meinem Schiffer; wir fuhren durch den Sommerabend. In der Grotte kauerte Oskar Wilde auf den Felsen, ich stieg aus und schickte den Bootsmann fort.

„Setzen Sie sich," sagte O. W. Ein letzter Schimmer der Abendsonne fiel in die dunkle Meeresgrotte, in der die grünen Wasser an den Wänden wie kleine Kinder weinten und klagten.

Oft war ich dort gewesen. Ich wußte genau, daß nur Wellen an Steine schlugen, und doch ließ mich die Sensation nicht los: nackte, kleine, aufgespießte Kinder jammern nach der Mutter. Warum hatte mich O. W. gerade hierher bestellt?

Er fühlte wohl meine Gedanken und sagte:

„Das erinnert mich so an mein Zuchthaus." Er sagte „mein" Zuchthaus, und seine hampelnde Stimme klang, als ob ihm das eine liebe Erinnerung wäre.

Dann fuhr er fort: „Sie haben neulich etwas gesagt ich weiß nicht, ob Sie sich irgend etwas dabei gedacht haben. Sie sagten: das alles ist wie ein Traum, den irgendein Fremder von uns träumt."

Ich wollte ihm antworten, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen; sprach weiter:

„Sagen Sie mir es haben wohl viele den Kopf geschüttelt, als ich mich einsperren ließ? Man hat gedacht: warum geht Oskar Wilde ins Zuchthaus? Warum schießt er sich nicht eine Kugel in den Kopf?"

„Ja, das haben wohl viele gedacht."

„Und Sie?"

„Ich dachte: er wird seinen Grund haben. Hans Leuß ist auch ins Zuchthaus gegangen."

„Ja Hans Leuß! Was hat er mit mir zu schaffen? Hans Leuß schwor einen Meineid für eine geliebte Frau; er hat anständig gehandelt, und kein Ehrenmann fand einen Flecken an seiner Ehre. Ja, der ganze Bildungspöbel erhob ihn zum Märtyrer, weil er für ein Weib büßte! Dieselben Leute, die mich bespeien, weil ich das Weib verachtete! Und dann, Hans Leuß, der zähe, kräftige Inselfriese, der junge idealtolle Volkstribun was konnte das Zuchthaus ihm machen? Seine Seele hat nie gelitten, und nach ein paar Jahren wird auch sein Körper von der Zuchthauslast genesen sein. Oskar Wilde war aber nicht mehr jung, er war nicht vom Volk und war so zart, wie jener stark war. Oskar Wilde, der feinste Aristokrat seit Villiers Tode, Oskar Wilde, der aus dem Leben eine Kunst gemacht, wie kein anderer vor ihm in den drei Königreichen. Und doch ging er ins Zuchthaus, in ein englisches dazu, gegen das eure deutschen humane Verwahrungsanstalten zu nennen sind. Er wußte, daß er zu Tode gemartert würde, langsam, qualvoll, schauerlich, und doch ging er hinein. Und tötete sich nicht."

„Warum also?" fragte ich. O. W. sah mich an, er wünschte offenbar, daß ich diese Frage stellen sollte.

Langsam:

„Den Grund haben Sie neulich selbst gesagt: weil das alles ja nur ein Traum ist, den irgendein Fremdes von uns träumt."

Digitized by Google

Ich sah ihn an, er erwiderte meinen Blick.

„Ja," fuhr er fort, „das war es. Ich habe Sie gebeten, hierherzukommen, um Ihnen das zu erklären."

Er starrte auf das Wasser hinab, schien auf das Gurgeln zu lauschen. Ein paarmal rieb er mit dem Zeigefinger der linken Hand über das Knie; so, als ob er Buchstaben schreiben wollte. Nach einer Weile, ohne aufzusehen:

„Wollen Sie zuhören?"

„Gewiß."

O. W. atmete ein paarmal tief.

„Es war nicht nötig, daß ich ins Zuchthaus ging. Schon am ersten Tage der Gerichtsverhandlungen hatte mir ein Freund unbemerkt einen Revolver zugesteckt, denselben, mit dem sich Cyril Graham erschoß. Es war ein sehr schöner, kleiner Revolver, der das Wappen und den Namenszug der Herzogin von Northumberland in Rubinen und Chrysoberillen trug, ein herrlicher kleiner Revolver, der wohl wert war, von Oskar Wilde gebraucht zu werden. Als ich nach der Sitzung wieder in das Gefängnis zurückgeführt wurde, spielte ich damit in meiner Zelle eine volle Stunde lang. Ich nahm ihn mit mir ins Bett, legte ihn an meine Seite und schlief ein in der frohen Beruhigung, einen sicheren Freund zu haben, der mich jederzeit den Häschern entreißen mochte. Selbst wenn mich die Jury schuldig sprechen sollte, was ich damals nicht für möglich hielt.

In dieser Nacht hatte ich einen tollen Traum. Neben mir sah ich ein seltsames Wesen, eine weiche, molluskenartige Masse, die nach oben in eine Fratze auszulaufen schien. Das Geschöpf hatte weder Arme noch Beine, es schien ein großer länglichrunder Kopf, aus dem doch beliebig nach allen Seiten schleimige Glieder im Augenblick herauswachsen mochten. Das Ganze hatte eine weißlichgrüne, fast durchsichtige Farbe, die in tausend Linien durcheinander lief. Und mit diesem Ding unterhielt ich mich, weiß nicht mehr über was. Doch wurde unsere Unterhaltung immer erregter. Schließlich lachte mich die Fratze verächtlich an und meinte:

„Troll dich nur fort, es ist nicht der Mühe wert, mit dir zu schwatzen!"

„Was?" antwortete ich. „Das ist doch stark! So frech wagt ein Wesen zu sein, das weiter nichts ist als ein tolles Traumgespinst von mir!"

Die Fratze verzog sich zu einem breiten Grinsen, verbeugte sich ein paarmal und gluckte dann:

„Sieh einmal einer an! Ich bin ein Traumgespinst von dir? Nein, mein armer Freund, umgekehrt ist die Sache: ich *träume* und du bist nichts als ein kleines Pünktchen in *meinem* Traum."

Dabei grinste das Ding immer stärker, die ganze Maske schien ein großes Grinsen geworden. Dann verschwand sie, und ich sah nur noch das breite Grinsen in der Luft.

Am andern Tage fragte mich in der Gerichtssitzung der Vorsitzende in bezug auf Parker:

„Es gefällt Ihnen also, mit jungen Leuten aus dem Volk zu Abend zu speisen?"

Ich sagte:

„Ja! Jedenfalls viel mehr, als hier kreuzverhört zu werden."

Bei dieser Antwort brach das Publikum im Saale in helles Gelächter aus. Der Richter rügte das und drohte, im Wiederholungsfalle den Saal räumen zu lassen. Jetzt erst wandte ich mich dem hinteren Ende des Saales zu, der für das Publikum frei war. Ich bemerkte keinen einzigen Menschen, den ganzen Raum nahm das entsetzliche, mißgestaltete Wesen ein. Das hämische Grinsen, das mich die ganze Nacht gequält hatte, lag breit über der Fratze. Ich fuhr mit der Hand an den Kopf: ist es möglich, daß das alles hier nur eine Komödie ist, eine Firlefanzerei, die das Geschöpf da träumt?

Indessen stellte der Richter wieder irgendeine Frage, die Travers Humphreys, einer meiner Anwälte, beantwortete. Vom hinteren Teil des Saales her ertönte abermals ein verstohlenes Lachen. Die Fratze schien sich zu verziehen und glucksende Laute hervorzubringen. Ich schloß die Augen und hielt sie eine Weile krampfhaft zu, dann sah ich wieder scharf nach hinten. Jetzt bemerkte ich Leute auf den Bänken; da saß John Lane, mein Verleger, dort Lady Welshbury und neben ihr der junge Holmes. Aber durch sie, in ihnen, über ihnen breitete sich das merkwürdige Geschöpf aus: von ihm schien das verschlafene Lachen auszugehen.

Ich zwang mich, den Kopf abzuwenden, sah nicht wieder zurück. Dennoch war es mir unmöglich, der Verhandlung aufmerksam zu folgen, ich fühlte immer dieses infame Grinsen im Nacken.

Dann meinten die Herren Geschworenen, daß ich schuldig sei. Vier Jobber, fünf Händler in Baumwolle, Mehl oder Whisky, zwei Schullehrer und ein sehr ehrenwerter Metzgermeister sandten Oskar Wilde ins Zuchthaus. Das war wirklich sehr komisch."

O. W. hielt inne, lachte; dabei warf er kleine Steinchen ins Wasser.

Digitized by Google

„Wirklich sehr komisch! Die Köpfchen! — — Wissen Sie, daß das Gericht — jedes! — die demokratischste und plebejischste Einrichtung ist, die es auf der Welt gibt? Nur der gemeine Mann hat ein gutes Gericht, das imstande ist, über ihn zu urteilen: die Richter stehen weit über ihm, und so soll es sein! Wir aber? Mit keinem meiner Richter hätte ich je irgendwo ein Wort nur gewechselt; keiner kannte auch nur eine Zeile meiner Schriften — wozu auch? Er hätte sie ja doch nicht verstanden. Und diese guten Ehrenleute, diese armseligen kleinen Kriechwürmer durften nach Fug und Recht Oskar Wilde ins Zuchthaus schicken. Sehr komisch, wirklich!

Dieser Gedanke beschäftigte mich allein, als ich wieder in meiner Zelle war. Ich spielte mit ihm, ich variierte ihn, ich machte ein halbes Dutzend Aphorismen daraus, von denen jedes mehr wert war als das Leben von allen Geschworenen in England während der ganzen glorreichen Zeit der guten Königin! Und ich schlief sehr amüsiert und zufrieden ein; meine Aphorismen waren wirklich gut, wirklich.

Für jemanden, der gerade zu ein paar Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist, ist das wache Dasein eine Qual, sagt man, und Schlaf eine Wohltat. Bei mir wars anders. Kaum war ich eingeschlafen, so stand die leidige Fratze neben mir.

„Du," sagte sie zu mir und grinste seelenvergnügt, „du bist ein sehr lustiger Traum!"

„Mach, daß du fortkommst," rief ich, „du langweilst mich! Ich mag solch eingebildete Traumfratzen nicht leiden!"

„Immer wieder dieselbe Narrheit", lachte das Wesen gutmütig. „Du bist mein Traum!"

„Und ich sage dir, daß es umgekehrt ist!" schrie ich.

„Du irrst dich eben", sagte die Fratze.

Nun begann eine lange Auseinandersetzung, wobei jedes das andere überzeugen wollte; das Wesen widerlegte mir alle meine Gründe, je aufgeregter ich wurde, um so stillvergnügter lachte es.

„Wenn ich dein Traum bin," rief ich, „wie kommt es denn, daß du englisch mit mir sprichst?"

„Was spreche ich mit dir?"

„Englisch! Meine Sprache!" sagte ich triumphierend. „Und das beweist — —"

„Bist du närrisch?" lachte die Fratze. „Ich soll deine Sprache reden? — Du sprichst meine Sprache — natürlich! Paß' nur einmal auf!"

Jetzt erst merkte ich, daß wir uns nicht auf Englisch unterhielten. Wir sprachen ein Idiom, das ich nicht kannte, das ich aber gleichwohl sehr gut sprach und verstand und das ganz sicher nichts mit Englisch oder irgendeiner andern Weltsprache zu tun hatte.

„Siehst du nun, daß du unrecht hast?" grinste das runde Ding.

Ich antwortete nicht, und es herrschte ein Schweigen für einige Minuten.

Dann begann es wieder:

„Du hast doch den hübschen kleinen Revolver. Nimm ihn heraus, ich möchte so gern träumen, wie du dich totschießt. Das muß sehr lustig sein."

„Ich denke nicht daran!" schrie ich, nahm den Revolver und schleuderte ihn hinten in die Ecke.

„Ueberleg' es dir doch!" sagte die Fratze, drehte sich um und holte mir den Revolver zurück. „Es ist eine sehr hübsche kleine Waffe", sagte sie und legte ihn wieder neben mich aufs Bett.

„Schieße dich selbst tot, wenn du willst!" brüllte ich wütend, warf mich herum und steckte die Finger in die Ohren. Aber das nützte nichts, ich verstand doch jedes Wort, gerade so gut wie vorher. Die ganze Nacht war die Fratze neben mir, lachte und grinste und bat mich, mich doch nun endlich umzubringen.

Als ich aufwachte, öffnete gerade der Wärter die Tür, um mir das Frühstück zu bringen. Ich sprang wild auf vom Bette, gab ihm den Revolver in die Hand.

„Nehmen sie das Ding fort, schnell, schnell! Diese Traumfratze soll nicht recht behalten."

— In der nächsten Nacht kam das Wesen wieder.

„Es ist sehr schade," sagte es, „daß du den hübschen kleinen Revolver weggegeben hast. Aber du kannst dich ja an deinen Hosenträgern aufhängen: das ist auch lustig."

Am Morgen zerriß und zerbiß ich mit unsäglicher Mühe meine Hosenträger in kleine Fetzen.

So ging ich ins Zuchthaus. Den Kampf mit der Dummheit der Welt aufnehmen, den Held und Märtyrer spielen vor den jämmerlich kleinen Quälereien — — den Ehrgeiz hatte Oskar Wilde nicht. Er lebte, wie er gelebt hatte, oder er lebte nicht. Aber da war ein neuer Reiz und ein neuer Kampf, ein Kampf, wie ihn kaum je ein Sterblicher kämpfte: ich wollte leben, um einer Traumfratze zu zeigen, daß ich lebte; mein Dasein sollte das Nichtdasein eines andren Wesens erweisen.

— Die Karthager hatten eine Strafe: das Knochenbrechen. Der Verurteilte wurde liegend an einen Pfahl gebunden, dann brach ihm der Henker das oberste Glied des kleinen Fingers

Digitized by Google

der rechten Hand und ging wieder. Nach genau einer Stunde kam er zurück, um dem Delinquenten den kleinen Zeh des linken Fußes zu zerbrechen. Und wieder nach einer Stunde brach er ihm das erste Glied des kleinen Fingers der linken Hand und aber nach einer Stunde den rechten kleinen Zeh. Dicht vor den Augen stand dem Gefangenen eine große Sanduhr, so konnte er selbst die Zeit kontrollieren. Wenn die letzten Körnchen hinunterrannen, wußte er: jetzt ist wieder eine Stunde um, jetzt kommt der Mann und wird dir den Daumen brechen. Und dann den großen Zeh und den Mittelfinger und den Ringfinger Glied für Glied, recht vorsichtig, daß ja nicht zu viel entzwei geht. Und dann das Nasenbein und den Unterarm und den Unterschenkel, jeden Knochen hübsch einzeln, versteht sich! Es war eine etwas umständliche Prozedur, es dauerte schon ein paar Tage, bis ihm der Henker das Rückgrat zerbrach.

Heute macht man es anders: besser. Man nimmt sich länger Zeit, und das ist die große Kunst bei aller Quälerei. Sehen Sie, meine Glieder sind heil, und doch ist alles an mir und in mir zerbrochen, Körper und Geist. Zwei Jahre haben sie in Reading Goal gebraucht, um Oskar Wilde zu zerbrechen; sie verstehen dort ihre Kunst: C. 3. 3. ist eine gute Reklame für sie!

Ich sage das, um Ihnen zu zeigen, daß mein Kampf nicht ganz leicht war, die Fratze hatte wirklich alle Chancen für sich. Sie kam jede Nacht und häufig genug auch am Tage; sie wollte so gerne träumen, daß ich mich umbringe, und gab mir immer wieder neue Mittelchen an.

Seit einem Jahre etwa wurden ihre Besuche seltener.

„Du wirst mir langweilig," sagte sie eines Nachts, „du bist nicht mehr wert, eine Hauptrolle in meinen Träumen zu spielen. Es gibt andere Sachen, die lustiger sind. Ich glaube, ich vergesse dich langsam."

Und sehen Sie, ich glaube auch: sie vergißt mich langsam. So hin und wieder träumt sie noch einen Moment von mir, aber ich fühle, wie mein Leben, dies Traumleben, langsam zerrinnt. Ich bin nicht krank, aber die Lebenskraft schwindet mir; die Bestie will nicht mehr von mir träumen! Nächstens hat sie mich ganz vergessen, dann verlösche ich."

Oskar Wilde sprang auf. Er hielt sich an der Felswand fest, seine Knie zitterten, die müden Augen traten weit aus den tiefen Höhlen.

„Da! Da ist sie!" rief er.

„Wo?"

„Da! Dort unten!"

Er wies mit dem Finger hin. Das grünblaue Wasser wogte dort über einen runden Felsblock und floß langsam wieder hinab. Und wahrhaftig: in dieser tiefen Dämmerung zeigte der nasse Stein ein Gesicht — eine höhnisch-gutmütige Fratze grinste breit über das ganze Maul.

„Ein Felsblock!"

„Ja, gewiß! Ein Felsblock! Meinen Sie, ich sähe das nicht? Aber die Fratze ist's doch: sie mag ihre Form jedem Ding geben, wie es ihr beliebt. Sehen Sie, wie sie lacht!"

Sie lachte, das war nicht zu leugnen. Und ich mußte zugeben: der Felsblock mit dem abfließenden Wasser sah genau so aus wie das Wesen, das mir Oskar Wilde beschrieben hatte, genau so.

„Glauben Sie mir," sagte Oskar Wilde, als uns die Fischer in der Barke zurückfuhren, „glauben Sie mir, es ist kein Zweifel möglich. Geben Sie Ihre großartigen Menschheitsgedanken auf: das menschliche Leben und die ganze Weltgeschichte ist nichts als ein Traum, den irgendein absurdes Wesen von uns träumt!"

Randbemerkungen.

Das Debacle der klerikalen Presse.

Der Reduktion der christlich-sozialen Volksvertretung im Parlament ist nun die Reduktion ihrer Tagespresse gefolgt. Hinterher erst erkennt man, welch ein Datum die Juniwahlen 1911 in der innerpolitischen Geschichte Oesterreichs bedeuten. An allen Seiten bröckelt es von dem einstmals unnahbaren Zwinguri der Wiener Rathauspartei ab. Und die geborstenen Reste, die besorgt an die Zukunft denken, suchen schleunigst Stützpfeiler anderer Programme. Von der christlich-sozialen Partei hat sich eine neue nationalgefärbte Gruppe abgeschichtet, die ziemlich offen mit dem Wiener Liberalismus paktiert und diesen Widerspruch in der Rassenfrage durch ein Wirtschaftsprogramm für den Konsumenten zu verbergen sucht. Der Abgeordnete Heilinger kann als intellektueller Führer dieser Richtung gelten. Er ist der Vertreter des 8. Gemeindebezirkes, aber auch andere Wiener Bezirke, wie insbesondere der 3. und 4., also insbesondere die Beamtenviertel, erschließen sich seiner Propaganda. An einem einheitlichen, klar durchdachten Programm hat es diesen Apostaten der einstigen Luegerpartei bisher gefehlt. Mit den Angriffen

Digitized by Google

gegen den Exminister Weißkirchner wird es auf die Dauer nicht gehen. Negation hat nur ephemere Wirkung. Ein wichtiger Schritt zur Konsolidierung scheint nun die völlige Loslösung eines der wichtigsten christlich-sozialen Blätter — des „Deutschen Volksblattes" — von der Rathauspartei zu sein. Dieses Blatt will allem Anschein nach das publizistische Organ der nationalen konsumentenfreundlichen Heilingergruppe werden. Am 1. Januar ist es aus den Händen des Herrn Verpani in den Besitz aufgeklärterer Männer übergegangen, und man wird diesen Wechsel um so bedeutsamer anschlagen müssen, da das „Deutsche Volksblatt" einst das borniertesteHetzorgan gegen die Juden war und das Ritualmordmärchen bis in seine dunkelsten Falten ausgebreitet hat. Mit der Zeit aber hat Herr Verpani immer mehr selbständige Politik gemacht, namentlich gegen die überhandnehmende Verklerikalisierung der Christlich-sozialen und jenem Dr. Gessmann, der seit dem Juni 1911 aus dem politischen Leben überhaupt verschwunden ist. Die Rom-Gläubigen haben innerhalb der christlich-sozialen Partei fast restlos ausgespielt, und die diesen Flügel bekämpfen, lösen nun wie das „Deutsche Volksblatt" jede Beziehung mit dem übriggebliebenen Ganzen. Für das Ende des Ultramontanismus ist noch bezeichnender als die Frontänderung des einen Parteiblattes das Debacle eines anderen: denn „Das Vaterland" war der eigentliche Propagandist der Konkordatsidee, aus deren Tagen es auch stammte. Nach 50 Jahren mußte es eingestellt werden, d. h. nicht ganz, denn es wurde in eine Wochenschrift „Oesterreich-Ungarn" umgewandelt und hat — ähnlich wie das Volksblatt — damit die Front verschoben: Großösterreich ist die Devise dieser Revue, die — welch köstliche Ironie — in dem Werbeprospekt zwei Aufsätze von veritabel ungetauften Juden ankündigt. Die Bedeutung des „Vaterlandes" war ungeheuer: denn es hat als Gründung des Freiherrn von Vogelsang überhaupt zuerst den christlichen Sozialismus in Oesterreich propagiert und hat dann immer die Verbindung zwischen den Wirtshaushetzern und dem feudalklerikalen Hochadel hergestellt. Wenn also auch dieses Blatt sich nicht mehr halten kann, dann ist das wohl ein sprechendes Zeichen dafür, daß dem lärmenden Zusammenbruch des Klerikalismus im Volk ein lautloser Zusammenbruch in der Hocharistokratie gefolgt ist. Die klerikale Presse in Wien ist nun auf ein Drittel reduziert; von ihren drei Blättern ist nur die „Reichspost" geblieben, die allerdings völlig und restlos unter dem Diktat der Rathauspartei steht. Trotzdem, ein so schleuniger Verfall wirkt wie eine frappierende Ueberraschung, zugleich aber ist es uns eine gewaltige Verheißung: mit dezimierten Kräften gehen die Christlich-sozialen den Frühjahrswahlen in den Gemeinderat entgegen.

Janus.

Aus Berliner Theatern.

Der Zorn des Achilles. Erstaufführung im „Deutschen Theater".

Mit der Muse des Homer den Zorn des Achilles zu singen, das hat der junge, rheinische Dichter Wilhelm Schmidtbonn gewagt. Gibt es ein kühneres, ein gefährlicheres Unterfangen? Gibt es einen mehr sicheren, einen stärkeren Beweis für ein poetisches Talent als unter dem Druck dieser Tradition nicht als unfreier Epigone erscheinen - - gibt es einen stärkeren Beweis für die Reinheit und Echtheit einer menschlichen Persönlichkeit als gegenüber dieser griechischen Natur nicht als moderner Schwächling zu erscheinen? Wilhelm Schmidtbonn hat diese doppelte Probe bestanden. Was ihn befähigt, dem Vater Homer zuweilen bis in den Wortlaut hinein zu folgen, und doch ein aufrecht Eigener, und doch nie ein sentimentalischer Modernisierer zu sein, das ist das ganz Unliterarische, das volksliedhaft Dichterische an diesem Autor, der von allen kulturellen Raffinements und Zuspitzungen freie Lebensstrom, der ihm von Erde, Luft und Wasser seiner rheinischen Heimat her durch die Adern läuft. Sein erstes Stück, die „Mutter Landstraße", ist eigentlich nichts als die breit ausladende Variation eines Volksliedes, und deshalb ebenso dramatisch schwach wie poetisch stark. In seinem „Graf von Gleichen", der vom selben Boden sich, noch nicht mit vollstem Glück, zu reinerem dramatischen Wuchs aufrichtet, spricht der Zurückgekehrte:

„Ich sag' ein Ding,
So einfach wie der Baum im Winkel da,
So einfach wie das Himmelblau, der Sand
Mir unterm Schuh, der Riemen um den Rock.
Die Augen sehn' es, also ist es da."

In dieser Einfachheit der Bilder, in dieser harten Natürlichkeit des Tons, in diesem männlich freien, sicheren Rhythmus, da liegt die Kraft, die es Schmidtbonn ermöglicht, den Homer zu dramatisieren. Es ist ganz wundervoll, mit welch sicherem Takt dieser Dichter dabei den schmalen Weg entlangschreitet, der zwischen antiker und heutiger Menschlichkeit hinführt. Nur ein Beispiel: Schmidtbonn wagt es, eine Liebesszene zu schreiben zwischen Achilles und Briseis. Das ist nach meiner Kenntnis die erste moderne Liebesszene im griechischen Gewand, die nicht unecht, weichlich, romantisch verstiegen wirkt. Denn in allem Griechischen wehrt sich etwas gegen die moderne Be-

Digitized by Google

tonung der Erotik. Das antike Verhältnis zwischen Mann und Frau war einfacher, brutaler. Ganz ohne die Beleuchtung von Rittertum und Minnedienst, in dem wir stehen. Schmidtbonns Szene hat diese Romantik nicht, weil sie mit mutiger Energie und einfacher Sinnlichkeit auf dem Verhältnis von Herr und Sklavin aufgebaut ist; und dennoch ist sie uns nie fremdartig oder peinlich, weil eine nicht minder ursprüngliche menschliche Vornehmheit bei ihr als Trotz, bei ihm als Güte immer wieder das bloß Triebhafte und bloß sozial Gegebene durchbricht. Wenn schließlich der knirschende Achilles sein Geschenk, Briseïs, an Agamemnon und die Fürsten ausliefern muß, so nimmt der Dichter mit einem Wort das uns menschlich Peinliche dieses Sklavenhandels:

„Ein neuer Herr rührt mich nicht an,
dies weiß ich.
Komm, führ' mich fort."

So sagt Briseis, und damit gut, und keine weiteren Szenen im fälschenden und spekulativ erotischen Stil einer „Gudrun".

Führt so das reine und sichere Naturgefühl den Dichter in der ersten Hälfte seines Werkes zu einer klaren und starken Uebertragung der homerischen Fabel in szenische Form, so zeugt für den Dramatiker die höchst sinnvolle Wandlung, die er dem Stoff im zweiten Teil des Werkes zuteil werden läßt. Auf der breiten Ebene des Epos steht der Tod des Patroklos und alles was aus ihm folgt, sicher genug; auf der schmalen Bahn des Dramas würde er als unverbindlicher Zufall erscheinen. Deshalb ist der Schmidtbonnsche Patroklos kaum mehr als ein schwärmender Knabe, und wird von den Fürsten arglistig in den Tod gelockt, um den zürnenden Achill wieder zur Rache ins Feld zu bringen. Als nun der Rasende wirklich kommt und Tod und Verderben sät, nutzen die Griechenfürsten den Schrecken des Priamos schnell, um einen vorteilhaften Frieden zu schließen, und alles Volk jubelt der Heimkehr zu. Aber nun ist der kampfschnaubende Achilles - dies ist die feinste Variante des neuen Dichters - seinem Volke ebenso feind wie vorher der Untätige. Er muß seine Rache an Hektor haben, er tötet den Feind, er zerbricht den Frieden. Jeder flucht ihm und allem Menschlichen nun völlig entfremdet, schreitet der trotzige wildblütige Held freiwillig in den Schwerttod.

So stirbt ein Mann. Ein Held, ein Heros stirbt anders -- geht nicht aus Haß oder Liebe der dumpfen Menge aus der Welt, ist sich selbst genug, ist sich selbst eine Welt. Nur Götter sind seine Gegner, nur Göttern erliegt er. Um dieses Maß erscheint Schmidtbonn freilich kleiner als Homer. Heroisches ist nicht in seiner Art, die mehr von bürgerlich starker Männlichkeit als von weltüberwindendem Adel hat. Hier liegen vielleicht die Grenzen seines großen Talentes; und schon deshalb ist es sehr töricht, ihn mit der durchaus heroischen, welterobernden Kraft zu vergleichen, die in Heinrich von Kleist lebte. Solche Parallele legen nämlich die unsäglichen „Blätter des Deutschen Theaters" nah, die als vornehm objektive Programmschrift einen guten Sinn haben könnten, und die jetzt eine unleidliche, unwürdige, allgemein verstimmende Reklameschrift geworden sind. - Schmidtbonn ist ganz bestimmt nicht der neue Kleist, aber ich erachte ihn trotzdem in seiner aufrecht schönen Männlichkeit, in seinem frommen und starken Wirklichkeitssinn für den schönsten Sproß unseres dramatischen Nachwuchses. Wenn auch sein Agamemnon ein allzu kleinlich gemeiner Gegenspieler des Helden ist, so steckt doch in der dichterischen Wärme, mit der er das friedenwünschende Volk dem Achilles entgegensetzt, eine Gerechtigkeit und Klarheit, die ihn weit über blind lyrische Schwärmer wie Eulenberg und andere Romantiker stellt, soweit unsere Hoffnung auf Dramen von seelischem Gleichgewicht und richtiger sozialer Spannung in Betracht kommt.

Gerade in dem letzten Akt mit seiner klaren, geradlinigen Steigerung des Konfliktes zwischen dem starken Einen und den schwachen Vielen liegt die eigentliche geistige Leistung des Stückes, und an rein poetischer Schönheit geben diese Ensembleszenen, deren Gruppierung und Rhythmisierung zweifellos vom Geiste Reinhardtscher Regie beeinflußt ist, den ersten Akten durchaus nichts nach. Es ist nicht Schmidtbonns Schuld, daß Reinhardt seine Londoner „Wunder" tun mußte und Holländer das Stück inszenierte, und daß infolgedessen alle Ensembleszenen phantasie- und kraftlos zu Boden fielen. Es ist vielmehr das Verdienst des Dichters, daß der letzte Akt in der Wirkung zwar nachließ, aber trotz dieser Regie nicht völlig versagte. Die ersten Akte standen in prachtvollen Sternschen Bildern da, und waren auch von der Regie in allen Soloszenen mit psychologischem Sinn und bildnerischem Geschmack geführt. Wintersteins stumpf brutaler Agamemnon, Moissis knabenhaft starker Patroklos, die Briseis der Marie Dietrich (die ihre junge frische Kraft nur vor den schlängelnden Eysoldtmanieren des Hauses schützen möge), manch minder wichtige Gestalt in den Händen der Herren Wörz, Karchow, Paulsen, Breiderhoff — all sie standen gut im Bilde (neben etlichen versagenden Kräften) und gruppierten sich um Paul Wegners Achill, der blond und blau, gütig und mild, dumpf und schmetternd war, wie es sein Dichter wollte. Vielleicht keine hinreißend geniale Leistung, die unsere Nerven mit den letzten unbeschreiblichen Schauern der Schauspielkunst überwältigt, aber doch eine sehr starke, sehr würdige, sehr einheitlich gekonnte Repräsentation, die mit Recht großen Beifall erntete. Unrecht war es nur, daß die Freunde des Schauspielers den Ruf nach dem Dichter übertönten. Denn eine dichterische Erscheinung von der Reinheit und Kraft Wilhelm Schmidtbonns ist auf unserer Bühne seltener als tüchtige Schauspielkunst, und deshalb höheren Ruhmes wert.

Julius Bab.

Digitized by Google

Luisen-Theater. Am 1. Februar d. J. übernimmt **Hans Ritter** die Leitung des Theaters, da der bisherige Direktor, Herr Karl Alving, ausscheidet, um die Geschäfte der Leitung des Kieler Stadt-Theaters zu übernehmen. Herr Ritter teilt uns mit, daß er das Theater auf der Basis eines guten Volkstheaters zu führen beabsichtigt.

Neue Bücher.

Maximilian Harden, „Köpfe". (Zweiter Teil.) Verlag: Erich Reiß, Berlin.

In Oesterreich haben sich Zensoren gefunden, die in diesen kunstvollen Essays eine Gefahr für die Staatshoheit witterten und sie in Acht und Bann erklärten. Ausgerechnet in Oesterreich! Harden selbst — befragt um die Ursache der Staatsaktion — findet sie unbegreiflich: „Kaiser Franz Josef ist von mir so dargestellt, daß viele loyale und manche hochbeamtete Oesterreicher ihre Freude an diesem Bilde ausgedrückt haben: als ungemein fleißiger, der Pflicht getreuer, nobler, leiser, taktvoller und auf seine besondere Weise kluger Monarch — — —." Und „das Bild Luegers, den ich nach mancher Meinung aus zu freundlichem Auge sah, kann doch wohl keinen Staatsanwalt geärgert haben, und andere Austriacos sind nicht in dem Band."

Was war das nur, das unter jenen Staatsperücken juckte?

Dem problematischen Charakter Hardens kommt man auch durch die „Köpfe" nicht viel näher; obwohl sie in besonderem Sinne Teile seines Wesens und nicht — wie Julius Hart schreibt: „nur Kleider" sind; vielmehr Gesicht, Augen, durch die das geheimnisvolle „Ich" hinausschaut, vielsagend und doch rätselvoll. „Seelenspiegel" meint Strindberg*). Das gilt von keines Meisters Werken mehr als Strindbergs; trügt aber bei bald niemand so sehr wie bei Harden, der nach Diplomatenart das schöne, kokette Wort als Wehr vor den Gedanken baut, die Nacktheit des realen Sinnes schmückt mit der Toga stolz-schönem Faltenwurf. Dennoch nicht „nur Kleider"! Julius Hart rektifiziert sich sofort selbst, indem er die „Köpfe", die mit kühnem Realismus hingestrichelten Federzeichnungen, als „durch die Subjektivität Hardens aufgefangen" deutet.

Die fast religiöse Verehrung Bismarcks ist die aufdringliche Note dieser Subjektivität; aber um ihrer hinreißend ehrlichen Physiognomie willen bewundernswert. Ein Feuer hinter dem Wortgepränge, das einen wärmt in der sonst so kühlen Zeit. Ein großer Zug in dem Gralsritter Maximilian: wie er schlagbereit wacht über seine heiligsten Erinnerungen, sein Selbst verlierend an die weihevolle Aufgabe, wofür er sich auserwählt und auch berufen fühlt: das Andenken „des Großen" zu schützen, zu pflegen. Bismarck sein Maßstab für alle, die er an die Rampe der politischen Weltbühne treten läßt. Und keinen fand der strenge Kritiker, der jenem im Zuschnitte gliche.

Objektivität? — Was soll sie in der Kunst? Selbst den sogenannten exakten Wissenschaften doch als relative nur zuzubilligen. Menschen nur, irrende, tausendfach, von jeder Wallung des Blutes irritierte Menschen ohne Ausnahme auch dorten. Die Seele des Kunstwerks aber ist die Phantasie des Schöpfers. Sie ist der Atem, die Er seinem Geschöpfe einhaucht, womit er es selbst zu einer lebendigen Seele macht.

So habe ich die „Köpfe" verstanden, so sie mit heller, warmer Freude genossen, mich an ihrer Schönheit erbaut. Ein Kunstwerk vor allem und ersten Grades; ein politisches Buch erst zweiter Linie.

Die österreichischen Staatsanwälte, die die Konfiskation veranlaßten, hatten den Eindruck: eine staatsgefährliche, eine hochpolitische Schrift! Sittliche Einwände sind doch ausgeschlossen, sind nicht möglich. Daß gerade eine österreichische Behörde Anstoß nahm, erregt allerorts, wo man hinhört, Kopfschütteln. Unduldsamer noch als Preußen!? Und sind doch geschrieben die Kapitel: „Der junge Wilhelm" und „Kaiserin Augusta", — sind doch geschrieben die „King Edward", „Albert von Sachsen", „Leo XIII.", „Ludwig der Zweite", „Herbert Bismarck". Hängen doch da, diese Spiegelbilder, in deren Hintergrund sich auch die erlauchten Zeitgenossen spiegeln, - - sich spiegeln in Bismarcks Augen.

Die Andern:

„Johannes". Groß hat Harden ihn geschaut. Er wendet sich eifernd gegen die moderne Salome-Legende, die ihm das biblische Bild des Täufers zu verkleinern droht: „Widrige Torheit ist's, die Gestalt des Täufers, die Art seines dunklen Wesens und Wirkens im Gedächtniß dem kleinen hitzigen Judenmädchen zu vermählen, dessen Name uns, seit ein paar Jahren, von den Wänden der Ausstellungssäle und von den Anschlagsäulen entgegenschreit. Den starken Johannes hätte das Erleben nicht an ein anderes Ziel geführt, wenn die Rauheit seiner Rede nicht einem jerusalemitischen Weibchen zum Aergernis geworden wäre. Einer der großen Legenden, die durch die Jahrtausende im Bewußtseinsschatz der Menschheit glänzten, droht die Gefahr, verzierlicht und verkritzelt, verlindert und verwitzelt zu werden. Soll Salome uns den Täufer rauben? Der Wink eines Händchens den Schatten Johannis köpfen?"

Eine Tendenz tritt hier zutage, die Hardens Schaffen bestimmt: Heroenkult. Selbst in den feinen Frauenköpfen: „Hedwig Niemann", „Réjane", spürt man davon.

„Nikolai Alexandrowitsch", „Briand", „Lueger", „Tolstoi und Rockefeller" — wie der Künstler, der Politiker und Philosoph Maximilian Harden sie erschaut durch das Guckfenster seiner Subjektivität — es ist wert, daß ihr selber es lest.

Victor Noack.

*) In „Schwarze Fahnen".

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Neues akademisches Verlagsunternehmen

sucht Verfasser

für **Lehrbücher in Kunstgeschichte Philosophie, Literaturgeschichte**

Der Verlag arbeitet mit der Tendenz, daß seine Werke in Methode, Systematik, Form, Stoffverteilung ganz einzigartige Leistungen darstellen. Offerten erbeten durch Rudolf Mosse, Berlin SW., Jerusalemerstraße 46 47 unter J. G. 6068.

Hans Dittmar hat durch langjähriges, zielvolles Verfolgen des Gedankens, eine vornehm-einfache deutsche Wohnung zu schaffen, schöne Erfolge im Einrichten erlangt, von denen jeder Kaufende Nutzen für die zweckmäßige, feine, behagliche Ausstattung seiner Wohnung haben kann. Auch wer mit fertigen Gedanken für die Einrichtung seiner Wohnung zu Dittmar kommt, wird doch Anregung finden, und er wird in der Lage sein, sie in individuellem Sinne zu verwenden. — Die Ausstellung in der Tauentzienstr. 10, das Hauptgeschäft Molkenmarkt 6, die Fabriken Kadiner Straße 20 und die Schriften „Wie richte ich meine Wohnung ein?“ und „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“, die sämtlich, je nach dem, zur Besichtigung oder zur Verfügung kostenfrei stehen, werden dem sich Ausstattenden von der Dittmarschen Art Kunde geben. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

„Gegenwarts-Möbel“, darunter wären Möbel zu verstehen, die zu dem heutigen Menschen passen, sowohl zu seinem Aeußeren, seiner Kleidung wie zu seinen Gewohnheiten. Solche Möbel werden weder hypermodern sein, noch sich allzu stark an vergangene Stilarten anlehnen. Wer solche Formen besonders gut treffen will, wird die Käufer, die aus der großen Schicht der Gebildeten kommen, beobachten und deren Wünsche sorgfältigst studieren müssen, denn gerade diese Käuferschicht ist es, die hier die Richtlinien angibt. Natürlich müssen die Forderungen der Kunst dabei berücksichtigt werden. Alle diese Vorbedingungen werden bei der Firma W. Dittmar, Berlin C., Molkenmarkt 6, erfüllt. Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“ gibt darüber Aufschluß, sie ist kostenfrei zu Diensten.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardts

Cairo-Bremen

Cigaretten

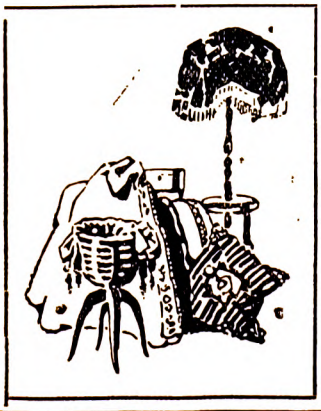
Leopold Engelhardt GmbH

Hoflieferant Sr. H. d. Khediven Cairo-Bremen

General-Depot für die Schweiz

Adolf Staehle & Co., Zürich I. Theaterstrasse 12

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf



Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.

Gegründet München 1897.

Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 5 Berlin, den 3. Februar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Nach der Schlacht.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Nun ist der neue Reichstag endlich gebrauchsfertig, und wieder wird — zum wievielsten Male seit Wilhelm II. Thronbesteigung? — für Preußen-Deutschland eine neue Aera lebendig. Was bisher nur eine Sehnsucht war, soll nun Wirklichkeit werden. Die Ritter und Heiligen haben endgültig aufgehört, die fortschritthemmende Majorität zu sein. Der Volkswille hat gegen die Junkerherrschaft entschieden. „Jetzt kommen wir dran!“ jubilieren die Freunde der Freiheit im Lande. „Wir haben es immer gesagt, daß das von Bismarck eingeführte allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht ein schwerer Fehler war“, so erklären, ihr spezifisch preußisches System der Volksentrechtung auch für den Wahlakt zum Reichstag empfehlend, die Konservativen. Aber das natürliche Echo bleibt aus. Der wohl verständliche und berechtigte Siegesjubel der Volksfreunde löst auf der Seite der (nur zahlenmäßig) besiegten Reaktion durchaus keine Kleinmütigkeit aus. „Wir bleiben doch dran!“ so denken sie wohl. Und wer das faktische Wahlresultat nüchtern betrachtet, kann nur sagen: Auch die Zusammensetzung dieses neuen Reichstages bietet den vereinigten Fortschrittsfeinden noch allerhand Chancen, mit denen sie durchaus zufrieden sein können.

Die fortschrittliche Volkspartei, die sich noch in den Tagen des Bülowblocks so lammfromm über den Löffel barbieren ließ, hat eine Entwicklung nach oben genommen. Sie hat sich in diesem Wahlkampf tapfer gehalten und, allen Verlockungen der diplomatisch gerissenen Gegnerschaft widerstehend, sich endlich einmal dazu aufgerafft, aus der parteipolitischen Konstellation im Deutschland von heute die schlichten Konsequenzen zu ziehen. Sie sind und bleiben die erklärten Feinde sozialdemokratischer Dogmenlehre. Wer aber an das noch viel zu zaghafte Auftreten der bürgerlichen freiheitlichen Kreise, wie es bisher Tradition war, zurückdenkt, sieht in dem nur natürlichen und durch die Not der Stunde gebotenen Stichwahlbündnis mit der Sozialdemokratie das erfreuliche Zeichen dafür, daß der Wille zur Freiheit nun auch im Volke der Deutschen, das hierin den Franzosen und Engländern um viele Jahrzehnte nachhinkt, sich wirklich zu regen beginnt.

Der Wille zur Freiheit, mehr nicht. Sich vorzugaukeln, daß nun die Reaktion, die auf das deutsche Volk schon seit der Gründung des Reiches wie ein Alp lastet, durch diesen einen Wahlkampf hinweggefegt ward, ist trügerischer Wahn. Wir haben kein wirklich parlamentarisches Regime in Deutschland. Haben kein Verfassungsleben, wie es die anderen großen Kulturvölker, nur Rußland ausgenommen, sich längst erkämpft. Im Britenstaat und an der Seine, da würde allerdings ein solches Mißtrauensvotum an die Regierung, wie es der Ausgang dieser deutschen Wahlschlacht darstellt, eine Umkehr bedeuten. Ein Ministerpräsident, dessen Regierungsweise durch die Stimmenabgabe des Volkes eine solche Absage ward, würde sich in jenen Ländern keinen Tag länger halten. Und hat das Volk seinem Willen Ausdruck gegeben, dann ist's in den parlamentarisch regierten Ländern des Staatsoberhauptes simple Regentenpflicht, für ein Ministerkabinett zu sorgen, das dem offenbar gewordenen Volkswillen homogen ist. Dort lauscht des Staates erster Diener auf den politischen Willen seines Volkes. Will, ein

Digitized by Google

primus inter pares, nur an der Spitze von Mündigen stehen. Bei uns fühlt sich das Staatsoberhaupt durch die Verantwortung des Volkswillens noch immer gewissermaßen in seiner Standesehre gekränkt. Es ist das Schicksal der meisten Monarchen, die in halbverfassungsmäßige Zustände hineingeboren werden, mehr ein Widerstand . . . als eine Erfüllung der Volkswünsche zu sein.

Mehr ein Widerstand . . . Und wenn die Wahlen noch viel fortschrittsfeindlicher ausgefallen und die Reaktionäre, einschließlich der Römlinge, zu Dutzenden auf der Wahlstatt geblieben wären, das streng konservative Staatsministerium hält Umschau. Es bleibt, wie es war. Wir können von Glück sagen, wenn die neue Reichstagsmajorität uns wenigstens fürs erste vor der Fortsetzung reaktionärer Gesetzgebung bewahrt. Aber daß die Bäume der neu winkenden Freiheit nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgt das Zwitterding, das sich die Verfassung des neuen deutschen Reiches nennt.

Otto Liebmann.

Von

Friedrich Lipsius, Bremen.

In Jena, wo er fast zwanzig Jahre gewirkt, ist in diesen Tagen Otto Liebmann gestorben. Ein Schlaganfall hatte schon im vergangenen Herbst seiner Lehrtätigkeit ein Ziel gesetzt. Mit ihm ist eine charaktervolle, achtunggebietende Denkerpersönlichkeit geschieden. Liebmanns Name ist in der Oeffentlichkeit nicht soviel genannt worden, wie der seines Fachkollegen Rudolf Eucken, dem die begeisterte Verkündung eines neuen Idealismus den Nobelpreis eintrug. Aus Liebmanns Rede leuchtete nicht das Feuer des Propheten, sondern die Klarheit des Weisen. Er meinte nicht das Rätsel der Sphinx gelöst zu haben — aber er ließ seine Hörer und Leser tief hineinschauen in ihre unergründlichen Augen. Die docta ignorantia, die klare Erkenntnis der Begrenztheit unseres Wissens, war das Fundament seiner Philosophie. So wurde er in Gemeinschaft mit Friedrich Albert Lange, Hermann Cohen und anderen zum Vorkämpfer des Neukantianismus. Im Jahre 1866 erschien die erste Auflage von Langes berühmter „Geschichte des Materialismus", die mit Hilfe der kritischen Erkenntnislehre die materialistische Metaphysik entwurzelte. Schon im Jahre zuvor aber hatte Liebmanns Erstlingsschrift „Kant und die Epigonen" den Zusammenbruch der nachkantischen Spekulation festgestellt und die Rückkehr zu Kant zum Feldruf erhoben. Es erinnert an ein von dem Königsberger Meister selbst gebrauchtes Gleichnis und charakterisiert zugleich den Standpunkt seines Schülers, wenn Liebmann in seinen „Gedanken und Tatsachen" schreibt: „Ungelöste, zum Teil unlösbare Probleme, unerklärte, vielleicht für immer unerklärliche Tatsachen sind es, von denen der Horizont unseres Wissens allseitig umlagert wird; so daß die menschliche Erkenntnis, wie das Bewußtsein des Menschen überhaupt, einer hellbeleuchteten Insel gleicht, die aus tiefer Nacht hervortaucht und eben vermöge ihrer Helligkeit das Dunkel jener sie umgebenen Nacht um so dunkler erscheinen läßt." (Ged. u. Tats. II., S. 91.)

Das Neue und Bahnbrechende an Kants Kritizismus findet Liebmann einmal darin, daß er im Gegensatz zum Rationalismus und Empirismus seiner Vorgänger nicht von einer metaphysischen „Seele" oder „Monade", sondern vom Bewußtsein als der Urtatsache ausgehe. Zu diesem angeblich neuen Ausgangspunkt — in dem freilich andere das unbewiesene Grunddogma der „kritischen" Philosophie erblicken — kommt sodann, nach Liebmann, als zweite Hauptleistung des Kantischen Denkens eine völlig veränderte Problemstellung. „Bis dahin hatten sich die Philosophierenden mit der Frage abgemüht, wieviel durch Erfahrung und Denken vom verborgenen Wesen und inneren Zusammenhang der Dinge erkannt werden könne. Kant warf die höhere und tiefer blickende Frage auf: Wie, unter welchen Vorbedingungen, empirische und rationale Erkenntnis möglich sei. Dies war das Problem der Transscendentalphilosophie."

Digitized by Google

Liebmanns Wiederanknüpfung an Kant hat das Studium der Kantischen Schriften neu belebt und das Erkenntnisproblem wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Folge war, daß die Philosophie des ausgehenden 19. Jahrhunderts einen überwiegend erkenntniskritischen Charakter trug. Und da in der Tat ohne vorausgehende Untersuchungen über das Wesen des Erkenntnisvorganges und ohne Prüfung der Tragfähigkeit unserer Erkenntnismittel alles Philosophieren in der Luft schwebt, so kommt dem Jenaer Denker um des kräftigen Anstoßes willen, den er nach dieser Richtung hin der zeitgenössischen Arbeit gegeben hat, ein großes und bleibendes Verdienst zu.

Eine zweite Frage ist, ob Liebmann die Bedeutung Kants innerhalb der Geschichte der modernen Weltanschauung richtig einschätzt, und wieder eine andere, ob die vom Verfasser der Vernunftkritik errichteten Grundpfeiler aller „künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können," wirklich so fest und unverrückbar sind, wie der scharfsinnige Jenaer Denker meinte. Der Neukantianismus ist von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, den Goethe der Theologie im Hinblick auf ihr Verhältnis zu Jesus machte, daß sie nämlich alle anderen Vögel der Federn beraubt, um ihren Paradiesvogel damit zu schmücken. Der unvoreingenommene Historiker wird bestreiten müssen, daß die kritische Epoche der Philosophie erst mit Kant anhebe. Er wird insbesondere darauf beharren, daß bereits David Hume den sogenannten „kritischen" Standpunkt viel schärfer, viel klarer und konsequenter zum Ausdruck gebracht hat, als Immanuel Kant. Hume war es, nicht Kant, der zuerst die Empfindung als letztes Wirklichkeitselement angesprochen und die alte substantielle Seele zum Feuertode verurteilt hat, und ebenso ist die logische Ueberlegenheit sicherlich auf Seiten des älteren Denkers.

Aber ganz abgesehen von diesem Streite lassen sich auch die Prämissen anfechten, die beiden Philosophen gemeinsam sind. Daß alle Erkenntnis im Grunde Selbsterkenntnis sei, daß alle Philosophie vom Bewußtsein ihren Ausgang nehmen müsse und, ohne in Dogmatismus zu verfallen, aus dem Bannkreise des Subjektes nicht hinausführen könne, daß wir also mit unserem theoretischen Wissen für alle Ewigkeit auf eine Welt bloßer Erscheinungen beschränkt bleiben und höchstens ein praktischer Glaube uns das Reich der Transscendenz eröffne — das ist durchaus kein Satz von axiomatischer Wahrheit. Er enthält ganz im Gegenteil eine offenbare Einseitigkeit, eine ungerechtfertigte Bevorzugung der sogenannten inneren Erfahrung und eine Verfälschung des ursprünglichen Tatbestandes mit nachträglich gebildeten Reflexionsbegriffen. Die uns gegebene Wirklichkeit ist an sich eine vollkommen einheitliche, in die Gegensätze von Subjekt und Objekt, von Bewußtsein und Außenwelt noch gar nicht gespaltene. Gibt man einmal die Hume-Kantische Voraussetzung zu, dann freilich kann von einer Erkenntnis der wirklichen Dinge nicht mehr die Rede sein, dann hat man aber kein Recht auch nur die Existenz eines Dinges-an-sich zu behaupten. Liebmann ist weitblickend und selbständig genug, um die Widersprüche zu erkennen und einzuräumen, in die sich Kant in der Lehre von „Ding-an-sich" verwickelt. „Seine Einführung des Dinges-an-sich," sagt er, „beruht, wie schon Fr. H. Jakobi, S. Maimon, J.S. Beck und Aenesidemus (G. E. Schulze) gewußt haben, auf einem transscendenten, d. h. nach Kant selbst unerlaubten Gebrauche der Kausalität." Es ist aber Liebmann nicht gelungen, an die Stelle jener verfehlten Lösung eine befriedigendere zu setzen. Der kritische Philosoph, meint er, muß es dahin gestellt sein lassen, ob nach Aufhebung seines Bewußtseins Etwas oder Nichts übrig bleibt — wenn auch das praktische Leben immer wieder mit zwingender Gewalt die Annahme einer Vielheit vorstellender Geister und einer ihren Verkehr vermittelnden Körperwelt fordert. So bleibt Liebmanns Erkenntnislehre in dem doppelten Dualismus zwischen Ich und Außenwelt, zwischen Theorie und Praxis stecken.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Politik, Humor und Abrüstung.*)

Von

Walther Rathenau.

Motto:
„Den lieb ich, der Unmögliches begehrt."

I.

Im Schachspiel wird derjenige siegen, dem der stärkste Gegenzug zur Verfügung steht. Der stärkste Gegenzug aber ist dadurch gekennzeichnet, daß er nicht nur die Absicht und Offensive des Gegners durchkreuzt, sondern gleichzeitig dem eigenen Spiel neue Aussichten und Stärken schafft.

Eine dauernd defensive Staats- oder Geschäftspolitik muß Schaden leiden. Ein tüchtiger Geschäftsmann weiß, daß jeder Tag neue Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten bringt, während unerwartete Glücksfälle selten eintreten. Die Wirrnisse zu ordnen, die Unbequemlichkeiten zu beseitigen, genügt nicht: es müssen beständig neue Gesetze ausgeworfen werden, damit von hundert Chancen eine eintrifft. Bei gleicher Einsicht und gleichem Fleiß wird von zwei Geschäftsleuten derjenige der erfolgreichere sein, der die meisten Eisen im Feuer hat. Wer sich darauf beschränkt, die Widernisse des Tages auszugleichen und Welle für Welle ruhig abzuwarten, den trifft zuletzt eine, die ihn niederwirft.

Hierin sind Staatsgeschäfte und Privatgeschäfte gleichzusetzen. Der Kaufmann fragt sich, wenn man ihm von Erfindungen oder Unfällen, von Ernten oder Gesetzesvorlagen erzählt: was kann ich daraufhin machen? und kauft oder verkauft, kündigt, leiht oder treibt ein, je nach seiner Meinung. Als man Bismarck die Nachricht vom zweiten Attentat brachte, fragte und klagte er nicht, sondern sagte bloß: jetzt haben wir sie! und meinte damit, über drei Gedankenschlüsse hinweg, den Zusammenbruch des Liberalismus. Das war vollkommene Genialität und Realpolitik: Genialität, weil im Handumdrehen ein furchtbares und widerwärtiges Ereignis in das stärkste Vehikel des eigenen Willens verwandelt wurde; Realpolitik nicht nur im herkömmlichen Sinne der illusionsfreien Zweckfolge, sondern vor allem in dem Respekt vor der Realität der entschiedenen Tatsache und der gegebenen Situation. Jede neue Tatsache macht in der Welt unzählige Chancen zunichte; sie erweckt aber auch unzählige neue zum Leben. Deshalb muß jede Tatsache in doppeltem Sinne geprüft werden: wie weit sie sich mit den früheren Absichten verträgt und wie weit sie neue Absichten zuläßt.

Was bedeutet überhaupt geschäftliche oder politische Genialität? Mir scheint, nichts anderes, als daß in der Camera obscura des Geistes sich ein Mikrokosmos darstellt, der alle wesentlichen Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit bewußt oder unbewußt wiedergibt, und der daher auch gewissermaßen experimentell sich jederzeit verschieben läßt, so daß er innerhalb menschlicher Grenzen sogar das Bild der Zukunft aufweist. Dieser Vorgang der Weltbildung ist intuitiv und daher mühelos; er ist zwar an ein vorhandenes Erfahrungsmaterial gegenwärtiger und vergangener Tatsachen gebunden und läßt sich durch Nachforschungen und Erhebungen ergänzen; aber er läßt sich nicht erzwingen. Nach außen wird daher politische Genialität erkennbar sein einerseits als Kraftüberschuß, Freiheit, und somit als Humor im Sinne jener Bismarckschen Regung (wenn unter dem Begriff des Humors die Souveränität gegenüber der Erscheinung verstanden werden darf); anderseits als zukunftswärts gewandter Blick, als Phantasie. Sicherlich muß hier Freiheit nicht mit Frivolität, Phantasie nicht mit Phantastik verwechselt werden; Frivolität ist unsittlich, Phantastik irreal.

Politische Genialität aber wird nicht nur im Realen, sondern auch im letzten Sinne im Ethischen wurzeln: denn ihr Weltbild wäre nicht vollkommen, wenn es nicht auch den immanenten sittlichen Gesetzen Raum schaffte. Freilich wird diese Sittlichkeit sich nicht darin äußern, daß man jeder praktischen Frage gewaltsam eine moralische Seite abzwingt, wo-

*) Aus dem im Verlag S. Fischer-Berlin erschienenen empfehlenswerten Buche: „Zur Kritik der Zeit" von Walter Rathenau, dessen eingehende Würdigung wir uns noch vorbehalten.

Digitized by Google

durch denn gemeinhin aus einem Gebiete möglichen Irrens zwei gemacht werden.

Ein allzu sorgenvoller Kaufmann wird wenig Kredit erhalten, denn er läßt befürchten, daß seine Lebenskraft dem Gewichte der Widrigkeiten erliegt, und daß es ihm an Ressourcen fehlt. Wer Schwierigkeiten sucht, der wird noch mehr finden, als er erwartet. Wer in allen kleinen Dingen eine ethische Seite sucht, setzt sich der Gefahr aus, in großen Dingen unethisch zu handeln. Wer jede neue Tatsache als einen Quell von Mühen und Unzuträglichkeiten betrachtet, wird sich über Mangel an Chancen beklagen.

Die beste Stimmung des Geschäftsmannes ist, wenn er sich sagt: es gibt keine Not, aus der sich nicht eine Tugend machen ließe.

II.

Die Bismarcksche Epoche hat uns in einem allzu saturierten Zustand hinterlassen. Deutschland glich einem Kaufmann, dem man für sein Geschäft viel Geld herausgezahlt hat und den nun die Sorge, nichts zu verlieren, von neuen Unternehmungen abhält. Nachdem man bis 1870 ein ärmliches, etwas abenteuerhaftes, aber hoffnungsvolles Leben geführt hatte, erwachte man als wohlhabender, gesättigter Bourgeois; freilich in unbequeme Grenzen eingeschlossen, die man vollkommen ausfüllte und von nun an verteidigen sollte, und inmitten ähnlich gefestigter Existenzen, die die ihrigen verteidigten. Die Zeit der Expansion war vorüber, die geographische Lage eine höchst genierte. Nun beging man einen unbegreiflichen Fehler, dessen Gleichnis zu suchen man weit in der Geschichte hinaufsteigen müßte: man gestattete der Volksstimme eines Nachbarn, in jeder unbeschäftigten Stunde Racheschwüre auszustoßen und gewöhnte sich in mißverstandener Courtoisie daran, diesen merkwürdigen Zustand einseitiger Bedrohung als eine berechtigte Eigenart aufzufassen, bis er den Charakter eines allgemein sanktionierten Gewohnheitsrechtes erhielt, das heute als eine der stärksten Realitäten der Weltpolitik einen Teil unserer Aktionsfähigkeit lahmlegt.

Seit Bismarcks Abgang ist die deutsche Politik defensiv geblieben. Wir haben nicht ein einziges eigenes Aktivgeschäft abgeschlossen, und, was bedenklicher ist, nicht einmal eine größere aktive Aufgabe für unsere Politik gefunden. Den zahllosen Beteuerungen unserer Friedensliebe hätten wir die beweiskräftige Formel hinzufügen können: weil wir nicht wissen, was wir uns wünschen sollen. Der größte Erfolg unserer neuen Politik war dem letzten Amtsjahre des Fürsten Bülow beschieden: er bestand in der glänzenden Kampagne für Oesterreich gegen Rußland und betraf unsere Interessen somit nur indirekt. Inzwischen dient uns die der Finanz, nicht der Politik entsprossene Bagdadbahn in freudvollen und leidvollen Tagen als fröhlicher, wenn auch einsamer Wetterfrosch.

Dankbar wurde es begrüßt, daß der fünfte Kanzler in seiner großen Rede über die Abrüstungsfrage das liberum arbitrium Deutschlands in weltgeschichtlichen Dingen emporhob. Er verschaffte dem unausgesprochenen Gedanken Geltung, daß zu einer Zeit, in der das Gleichgewicht der Nationen noch nicht endgültig stabilisiert sei, Krieg und Frieden nicht in die Hände von Kommissionen gehöre.

Um so mehr wird der erste Teil der Rede, die Behandlung der Abrüstungsfrage, die man besser eine Kontingentierungsfrage nennen sollte, gerade bei manchen aufrichtigen Verehrern des Kanzlers einige Enttäuschung erweckt haben, denn hier konnte man glauben, die freudlose Ablehnung einer unzeitigen Belästigung zu vernehmen, und sich somit in eine mißgestimmte Defensive zurückversetzt fühlen, wo vielleicht ein guter Einfall oder wenigstens eine hoffnungsvolle Mitwirkung uns und der Welt einen Dienst erweisen konnte.

Denn abgesehen davon, daß das ungewöhnliche Interesse, das die Nationen der Frage entgegenbringen, ganz unabhängig von ihrem Inhalt, an sich eine Realität bedeutet, die zugreifende Aufmerksamkeit verdient: in der Kontingentierungsidee selbst liegt ein gesunder und keimkräftiger Kern.

Der Umfang der Rolle, die ein Staat auf dem Welttheater zu spielen berechtigt ist, bestimmt sich zu jeder Zeit durch eine Reihe von

Digitized by Google

Faktoren geographischer, physischer und moralischer Kategorie. Vorübergehend kann die tatsächliche Machtsphäre die Grenze der natürlichen Berechtigung überschreiten oder unausgefüllt lassen: auf die Dauer wird Macht und Machtberechtigung, Ausdehnung und Ausdehnungsberechtigung sich die Wage halten. Mit 65 Millionen Einwohnern, starkem Landheer, leidlicher Flotte, bedeutendem Einkommen, hohem Stande der Zivilisation, des technischen Könnens und der ethischen Werte darf Deutschland territoriale und potentielle Ansprüche gegebenen Umfangs stellen; mit jeder Verschiebung eines dieser Faktoren ändert sich das Maß der Berechtigung, wenn auch die historische Gestaltung nur in Intervallen den Aenderungen zu folgen vermag.

Der Gesamtzustand der Wehrfähigkeit sollte, wenn möglich, ein genaues Abbild des inneren Machtkomplexes darstellen. Die numerischen Stärken der Land- und Seeheere müssen zur Bevölkerungszahl, ihre Kampfmittel zum Volkswohlstand und zum Stande der Technik, ihre Ausbildung und Tüchtigkeit zur Zivilisation und Ethik im Verhältnis des Abbildes zur Wirklichkeit stehen. Freilich liegt in diesem Verhältnis ein subjektiver Faktor, den ich den Anspannungsfaktor nennen möchte; denn tatsächlich kann ein relativ schwacher Staat seine Kräfte eine Zeitlang über jedes verständige Maß hinaus anspannen und sich einen Verteidigungszustand schaffen, der seine Verhältnisse übersteigt, während ein starker Staat, wie z. B. Nordamerika, im Vertrauen auf seine geographische Lage seine Mittel in einer für europäische Begriffe ungewöhnlichen Schonung zu erhalten vermag.

Der Anspannungsfaktor kann somit an sich verschieden sein; indessen ist es keine Frage, daß der zügellose Wettbewerb der Nationen die Wirkung haben muß, alle Anspannungsfaktoren dauernd zu steigern und somit möglicherweise über lang oder kurz sie für den einen, den anderen, oder alle unerträglich zu machen.

Es ist sicher schwierig, aber durchaus nicht hoffnungslos, Mittel zu finden, um auf dem Wege der Kontingentierung die kriegerische Anspannung auszugleichen und in erträglichen Grenzen zu halten, und in diesem Sinne ist der Gedanke der Abrüstung keine leere Utopie, sondern eine moderne und brauchbare Idee von entschiedener Tragweite. Gern gebe ich zu, daß möglicherweise die englischen Anreger ihren Vorschlag anders verstanden haben. Vielleicht wollten sie gar nicht Wehrkraft und innere Macht in ein dauerndes gesundes Verhältnis bringen, sondern im Gegenteil die heutige internationale Kräfteverteilung ästernisieren und jedem einen Rock schneidern, der mit der Zeit entweder zu eng oder zu weit werden muß: sie haben sich ja nicht allzu deutlich ausgesprochen. Gleichviel; in Geschäften muß man auch mißverstehen können; dann wird mitunter aus einer törichten Idee eine verständige, man findet für freundliche Mitwirkung Anerkennung und für gute Laune Belohnung.

III.

In seiner Rede hat der Kanzler auf das Beispiel industrieller Syndikate hingewiesen und somit an kaufmännisch geschultes Denken appelliert; es darf deshalb in einer Ausführung, der ohnedies der Vorwurf theoretischer Betrachtung schwerlich erspart bleibt, der Versuch gemacht werden zu ermitteln, wie weit kommerzielle Denkformen sich auf das Abrüstungsproblem anwenden lassen.

Zunächst würde man anstreben, das Problem klar zu formulieren. Ist dies in dem Sinne geschehen, wie oben ausgeführt, daß es sich nicht um eine Rangordnung der Nationen handelt, nicht um eine mechanische Reduktion der Kontingente, sondern vielmehr um die Ermittlung eines Anspannungsverhältnisses, um die Anpassung der Streitkräfte an die Leistungsfähigkeit, so erkennt man sofort, daß die Aufgabe in zwei Teile zerfällt: einmal die Bindung des materiellen Aufwandes an das Vermögen, alsdann die Bindung des Menschenaufwandes an die Bevölkerungszahl.

Sogleich erhebt sich eine Schwierigkeit. Denn es fehlt uns an Methoden, das Vermögen, ja, auch nur das Einkommen eines Landes genau rechnerisch zu ermitteln. Indessen ist uns eine Größe bekannt, die in

Digitized by Google

gewissem Sinne gleichzeitig ein Abbild des Volksvermögens und des Zivilisationsstandes darstellt: die Summe der öffentlichen Lasten, die sich aus allen direkten und indirekten Abgaben zusammensetzt. Diese Größe ist zwar nicht mit der Endsumme der Staatsbudgets identisch: einmal, weil in Deutschland zum Beispiel gewisse Beträge in den Einzelbudgets verrechnet werden, die im Reichsbudget wiederkehren, sodann, weil von den Staatsmonopolen in den verschiedenen Ländern nicht die Gesamtausgaben, sondern nur die reinen Ueberschüsse einzusetzen sind. Immerhin lassen sich ohne grundsätzliche Schwierigkeit Verrechnungsweisen feststellen, aus denen mit genügender Genauigkeit die Summe der Staatsausgaben – natürlich mit Ausschaltung des Schuldendienstes — hervorgeht.

Aufgabe nun wäre es, zu bestimmen, daß alle jährlichen Ausgaben für Land-, See- und Luftheer ein festes Verhältnis zur Gesamtausgabe des Staates nicht überschreiten dürfen. Ein internationaler Rechnungshof hätte die Abrechnungen zu prüfen.

Nach kommerziellen Erfahrungen läßt sich diesem ersten Schritt ein zweiter anfügen: wenn man nämlich berücksichtigt, daß im allgemeinen solche Beschränkungen williger aufgenommen werden, die man nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft und gewissermaßen auf Zuwachs bemißt.

Geht man davon aus, daß in jedem Staat die Lasten für Heer und Flotte, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, einen gewissen Satz ausmachen, für den man etwa den in Deutschland bestehenden als Norm ansehen könnte; bestimmt man nun, daß der anderthalbfache oder doppelte Betrag dieses Normalsatzes als Maximum zu gelten habe, das in gewissen Etappen erreicht, aber niemals überschritten werden dürfe – so wäre eine Beschränkung geschaffen, die zwar für den Augenblick unwirksam bliebe, die vielleicht aber schon nach einem Menschenalter den Druck der Rüstungsopfer wesentlich erleichtern könnte.

Rechnerisch übersichtlicher als die Anpassung des materiellen Aufwandes an den Volkswohlstand erscheint die Anpassung des menschlichen Aufwandes an die Bevölkerungsgröße. Denn diese ist durchweg aufs genaueste feststellbar und zumeist festgestellt, so daß es fast seltsam erscheinen müßte, wenn niemals der internationale Vorschlag gemacht worden sein sollte: ein Maximalverhältnis der jährlichen Aushebungen zur Bevölkerungszahl zu normieren, für das etwa dasjenige Frankreichs, als ein besonders vorgeschrittenes, zu wählen wäre.

Auch hier ließe sich die erste Beschränkung durch eine zweite steigern, indem man dazu schritte, sowohl eine maximale Dienstzeit für Heer und Flotte, wie auch eine obere und untere Altersgrenze des kriegstüchtigen Alters zu bestimmen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser in vier Sätzen skizzierten Umrißlinie sein, ein internationales Abrüstungsprogramm einwandfrei und für alle Teile gebrauchsfertig zu trassieren; es genügt, wenn dargetan erscheint, daß gerechte und verständliche Vorschläge sich finden lassen, die einer großen und entwicklungsfähigen Macht keinen Abbruch tun, die eine freundwillige Mitarbeit in humanen Völkerfragen zu erkennen geben, und es anderen überlassen, sich zu decouvrieren, sofern es diesen nicht um die Sache selbst, sondern um Nebenabsichten zu tun war.

Gelingt es überdies, den Gedanken zu bekräftigen, daß in der Welt keine Tatsache und Realität in die Erscheinung treten kann, die, sei sie auch noch so verwirrend, sich nicht mit Lust und Humor zum Guten wenden ließe, so ist der Wunsch dieser friedfertigen Betrachtung erfüllt.

Von dänischer Dichtung.

Von

Julius Bab.

Von Peter Nansen wurde kürzlich in den Berliner Kammerspielen eine kleine Komödie aufgeführt. Es ist eine der alten, ironisch sentimentalen Novellen des dänischen Dichters, die an Fein-

Digitized by Google

heit und Anmut im scharfen Licht der Rampe nicht eben gewonnen hat. Was ein problematisches kleines Kunstwerk war, ist jetzt ein grob amüsantes kleines Theaterstück mit etwas schiefen literarischen Prätensionen geworden. Es ist kein Anlaß, sich in diesen typischen Unglücksfall des theaterlustigen Epikers zu vertiefen. Aber die Erinnerung an Peter Nansen, den Erzähler, den lyrischen Novellisten, den großstädtischen Minnesänger macht dieser kleine Theatervorfall wach. Wir erinnern uns an den weichen, porzellanglatten Glanz seiner kleinen Gebilde, an die verspielte und doch andächtige Sinnlichkeit, mit der er uns umstrickte, an die süße Melancholie, mit der er von Kindheit, Erwachen und Sehnsucht sang, an die Zartheit, mit der er die kleinsten Dinge des Alltags als wunderkräftig durch unsere Nerven zittern ließ, an die Feierlichkeit, mit der seine schwache Stimme in starken, alttestamentarischen Rhythmen das hohe Lied von der Einen, der Einzigen, die große Lobpreisung der Liebe anstimmte. An all das denkt man wie an eine lange vergessene Jugendliebe mit etwas skeptischem Lächeln und doch nicht ohne Ehrfurcht. Und wenn man weiter schaut auf alles, was dieses Dichters Mitbürger, die Land- und Luftgenossen dieser dänischen Insel uns seit Jahren und Jahrzehnten an dichterischen Werten geboten haben, so zeigt sich, daß wir nach geraumer Zeit auf all diese schönen und köstlichen Dinge blicken — wie auf eine fast vergessene Jugendliebe, mit etwas skeptischem Lächeln und doch nicht ohne Ehrfurcht.

Als Faktor europäischen Lebens existiert dänische Dichtung, wie mir scheint, erst seit Hans Christian Andersen. Denn Holberg blieb eine prächtig isolierte Erscheinung, die von der allgemeinen europäischen Bildung bis auf diesen Tag noch nicht recht verarbeitet ist; und Adam Oehlenschläger ist im europäischen Sinne doch nur ein Epigone — er gab in einer schwachen lokalen Variation die große Melodie wieder, die deutsche Romantik ihm vorgesungen hatte. Andersen aber entlockte dem romantischen Instrument ein ganz neues Lied. Seit Andersen (seine „Märchen" waren ja eines der erfolgreichsten Bücher der Weltliteratur) klingt eine dänische Melodie durch Europa. Romantische Gefühlsschwelgerei, Nervosität und Phantastik war in ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit getreten. In der hellen, weichen Luft dieses Seelandes, zwischen dem sauberen, breiten Reichtum dieser Aecker, in dieser breiträumig bunten ganz isolierten Großstadt Kopenhagen, zwischen Landedelleuten und Stadtbürgern erwuchs diese merkwürdig realistische Phantasie, diese idyllische Schwärmerei, diese solide Sensibilität, dies Alltagsmärchen. Da wurde Andersens Welt, die Märchenwelt, in der alle toten Dinge wunderbar selbstverständliches Leben gewinnen, und alles wunderbar Ferne uns mit alltäglichster Lebendigkeit naht: da keimte aus dem Kleinsten und Unscheinbarsten jenes zauberhaft erschütternde Leben hervor, das im „Bilderbuch ohne Bilder" zum ersten Mal eingefangen worden ist. Andersen wurde der Ahnherr eines großen Geschlechts. Selten würdigt man wieviel von ihm herstammt; uns ist der Märchendichter Andersen so sehr natürlicher Besitz, daß wir seiner als literaturgeschichtliche Potenz kaum gedenken. Die Skandinaven aber wissen, was sie ihm schuldig sind. Sie wissen, daß über Dänemark hinaus die schwedischen Erzähler Geijerstamm und Lagerlöf ohne Andersen gar nicht zu denken sind, und daß selbst in der norwegischen Poesie ein Ibsen und Knut Hamsun von jener nordischen Bildlichkeit leben, auf deren Weg zur modernen Seele Andersens Styl eine unüberspringbare Station bedeutet. Aber freilich in den beiden nordischen Bruderländern sind andere, elementarere Kräfte wach geworden: die Dichtung Ibsens oder Strindbergs gewinnt ihre letzte Form aus tieferen Gründen. Dänemark aber, das Land der nordischen Franzosen, mit der leicht hinströmenden, zart beweglichen Sinnlichkeit, Dänemark blieb mit seiner ganzen Dichtkunst auf der Bahn Andersens. Denn Andersen zeugte Jens Peter Jacobsen (der sich selbst klar genug zu dieser Abstammung bekannt hat) — von Jacobsen aber stammt alles, was heute in Dänemark dichtet.

Digitized by Google

Wie Frankreich Paris, so ist Dänemark Kopenhagen; oft scheint das ganze Inselland nur wie ein Park, der diese schöne Stadt umgibt, die Stadt der schlanken, hochgewachsenen, blonden Mädchen, des weichgerundeten, zerbrechlichen Porzellans. Eine Stadt, die an Beweglichkeit, Sinnlichkeit, Lebenslust der Seine-Stadt vielleicht nichts nachgibt, aber wohl an Wucht, an Leidenschaft, an revolutionärer Wildheit. Irgendwie bleibt Kopenhagen immer im Idyllischen. Als deshalb von Kopenhagen aus Georg Brandes die europäische Revolution in die Literatur hineinrief, da kam wohl aus Norwegen und Schweden, aus Deutschland und Frankreich das Echo großer, wirklich revolutionärer, schöpferischer Kräfte zurück, die dänische Literatur aber brachte als ihre beste Kraft den Jens Peter Jacobsen hervor -- und der Dichter des „Niels Lyhne" ist kein Revolutionär. Obwohl er uns beinahe einmal so erschien: denn die Fülle feiner, warmer, rein abgestimmter Sinnlichkeit, die hier zum erstenmal gefühlt, gestaltet, befreit war, dieser Strom sehnsüchtiger Nervosität, der in den starkfarbigen, emailleartig glatten Bildern dieses Dichters glänzte, das alles schien einer jungen Generation einmal Glück, Aufstand, Erlösung zu sein. Heute sehen wir freilich wie unklar und schwach in allem Bewußten, Geistigen, Willensmäßigen dieser schöne Roman ist, der unsere Nerven noch immer mit hundert neuen Entzückungen voll Sehnsucht und Märchenwunder zu treffen weiß. Und wir blicken auch auf Niels Lyhne wie auf eine freilich unvergessene Jugendliebe, mit etwas skeptischem Lächeln, und doch voll Ehrfurcht.

Vom Geschlecht des Niels Lyhne aber ist die ganze gegenwärtige dänische Produktion; höchster, reinster, zartester Epikuräismus: mehr aus den Sinnen, als aus dem Geist, mehr aus den Nerven als aus der Seele geboren. Nichts liebenswürdiger, nichts verführerischer, als diese nie brutale, stets einschmeichelnde, sinnlich entzückende Kunst der nordischen Pariser; ihr erster Eindruck ist immer von zuverlässiger Stärke -- er berührt die Nerven mit irgend einem neuen, flüchtig geahnten Wunder. Aber selten wiegt in sich echte Kunst so leicht, und verweht so schnell, wie diese Nervenpoesie, der die letzte Naturkraft fehlt, die Leidenschaft, die den Geist, den Willen, die Seele, dauernd befruchtet. Es bleibt so oft ein liebenswürdiges, gefälliges Beinahe: da ist der phantastische Fabulierer Sophus Michaelis, der beinahe ein Künstler, der geistreiche Feuilletonist Soen Lange, der beinahe ein Dichter ist; da ist unser zarter, lyrischer Plauderer Peter Nansen, der beinahe ein feierlicher Minnesänger, und der böswitzige Plauderer Gustav Wied, der beinahe ein revolutionärer Cyniker wäre. Beinahe -- es fehlt die letzte, zündende Leidenschaft, die den Menschen über das sinnliche Behagen, über das bloße Spiel der gefälligen Impressionen hinwegreißt. Selbst die eigensten und stärksten Talente aus dem Hause Andersens und Jacobsens, der phantastisch vielseitige Hermann Bang, und der neue Weltfahrer Johannes V. Jensen sind von dieser schwächenden Sinnlichkeit, dieser allzuleichten, feuilletonistischen Hand nicht ganz frei.

Das heißt nicht etwa, daß Dänemarks Kraft im großen Haushalt der poetischen Natur verloren wäre. Wir danken den Kopenhagenern eine Fülle neuer, feiner, nie wieder zu missender Nuancen im Erfassen der sinnlichen Außenwelt. Die seltsamen Erlebnisse, die unsere Nerven durch kleinste Eindrücke und wunderbare Associationen zu haben vermögen, sind hier zuerst aufgezeichnet. Aber wir sind nicht Sensualisten genug, um auf die Dauer in dieser Welt bestrickender Wunder zu leben; wir suchen die Dichter, die mit aktiver Kraft, mit Geist und Willen, diese Erlebnisse weiter geformt haben. Das sind dann keine Dänen. Sie heißen Ibsen oder Strindberg, Tolstoi oder Zola, Hauptmann oder Shaw, Whitman oder Verhaeren. Und von ihnen aus blicken wir auf die realistische Nervenromantik der Dänen zurück, -- fast wie auf eine vergessene Jugendliebe, mit einem skeptischen Lächeln, und doch voll Ehrfurcht.

Digitized by Google

Zur Psychologie der Mode.

Von

Johannes Gaulke, Berlin.

Für den Stil, der sich in unseren Kleidungsstücken ausdrückt, hat sich in neuerer Zeit die Bezeichnung Mode allgemein eingebürgert. Während es sich beim Stil um feibegrenzte, geschichtlich gewordene Formen handelt, ist mit dem Begriff der Mode eine vorübergehende Erscheinung verbunden, eine Form, die weniger dem Gebot der Notwendigkeit, als einer Tageslaune entsprungen ist. Aus diesem Grunde ist die Mode immerfort Gegenstand ernsthafter und komischer Erörterungen seitens der Moralisten und Aesthetiker, der weltlichen und der geistlichen Herren gewesen. Oft genug hat sich die Gesetzgebung mit der leichtfertigen Dame Mode — man denke nur an die Polizeiverfügungen gegen den Gott sei Dank nie Mode gewordenen Hosenrock — beschäftigt und ihren Betätigungseifer mit aller Entschiedenheit eingedämmt. Die zahlreichen Kleiderordnungen des Mittelalters, die wir heute als kulturhistorische Kuriosa betrachten, geben der landesväterlichen Fürsorge für das Volk beredten Ausdruck. Bei einer nüchternen Betrachtung der Dinge gelangen wir jedoch bald zu der Erkenntnis, daß die Kleiderordnungen nur ein Gesetz für Aufrechterhaltung der Standesgrenzen waren. Jedem einzelnen Stande, dem Ritter, dem Bauern, war der Verbrauch an Kleiderstoffen, Zuschnitt und Farbe derselben genau vorgeschrieben. Jeder Stand war in der feudalen Gesellschaft, wie es heute noch der Soldatenstand ist, uniformiert. Der individuelle Geschmack konnte sich nur unter Beobachtung der vorgeschriebenen Standesgrenzen betätigen.

Die Mode — sofern man darunter den immerwährenden Wechsel in Zuschnitt und Farbe des Kostüms versteht — ist somit ein Kind unserer Zeit. Ihre Geburtsstunde ist die große Französische Revolution, welche der ständischen Organisation ein jähes Ende bereitet hat. Das Bürgertum, das sich nunmehr den anderen Ständen als ein in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung ebenbürtiger Faktor anreihte, riß auch die äußerlichen Merkmale des Standesgeistes nieder. Es gab für alle Gesellschaftsklassen fortan nur ein Kostüm, das im Vergleich zu anderen Zeiten äußerst geringfügige, für den „Uneingeweihten" kaum wahrnehmbare Nuancen aufzuweisen hat. Der Frack und Zylinder, diese beiden viel bespöttelten Kleidungsstücke, haben gewissermaßen eine symbolische Bedeutung für unser Zeitkostüm erlangt. In bezug auf die Kleidung hat das Schlagwort der Revolution „Gleichheit" unbedingte Anerkennung gefunden.

Die Vereinheitlichung des Kostüms ist indessen erst durch die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts zu einer vollendeten Tatsache geworden. Der industrielle Kapitalismus mußte sich, um seine Produkte an den Mann zu bringen, stets neue Absatzquellen schaffen. Die Industrie, in unserem Falle die Bekleidungsindustrie, konnte, um sich lebensfähig zu erhalten, nicht für einen Stand produzieren, sondern sie mußte sich an das gesamte Volk wenden, um ihre Produkte unterzubringen. Und ihre Produkte mußten andererseits so beschaffen sein, daß sie dem Bedürfnis aller entsprachen. Je einfacher und zweckentsprechender der Artikel war, um so größere Aussicht hatte er auf Absatz. Während früher der Schneider fast ausschließlich auf Bestellung arbeitete und den Geschmack seines Auftraggebers oder die Besonderheit des Lokalkostüms zu berücksichtigen hatte, fabriziert der Großindustrielle nach einem bestimmten, durch die Mode festgesetzten Schema und verhandelt seine Fabrikate in alle Länder des Erdenrundes.

Hieraus ist ersichtlich, daß erstens der individuelle Geschmack im Kostüm stetig zurücktritt, zweitens der Zuschnitt des Kleidungsstückes für absehbare Zeit Geltung behält. Letztere Folgerung stimmt aber nur zum Teil. Der Fabrikant hat freilich ein lebhaftes Interesse daran, daß die Mode nicht wechselt, so lange er noch den Rest eines bestimmten Güterquantums auf Lager hat. Ist dieser aber abgesetzt, so muß er schleunigst eine neue Mode propagieren, um dem Publikum abermals ein Angebot machen zu können. Die Mode ist somit nicht der Ausdruck des Schönheits- und Abwechselungsbedürfnisses des Einzelnen, des kaufenden Publikums schlechthin, sondern eine vom Fabrikanten willkürlich vorgenommene, meist unwesentliche Aenderung im Kostüm, um das Publikum immerfort zum Ankauf anzureizen. Ein Rock oder ein Hut, der viele Jahre

Digitized by Google

seinen Zweck als Kleidungsstück erfüllen könnte, wird meistens schon nach Ablauf der Saison ohne Berücksichtigung des Gebrauchswertes außer Kurs gesetzt, weil er unzeitgemäß unmodern geworden ist. Dies sind in großen Zügen die wirtschaftlichen Gründe des rasenden Modewechsels unserer Zeit.

Die meisten Gebrauchsgegenstände sind dem ungeschriebenen Gesetz der Mode unterworfen und somit auch einer kürzeren Verbrauchsperiode als in früheren Zeiten. Ehedem, noch zur Zeit unserer Großeltern, mußten die Gebrauchsgegenstände, das Wirtschaftsgerät, das Ameublement und selbst die Kleidungsstücke ein Menschenalter und darüber hinaus aushalten. Man denke an den zu einer komischen Berühmtheit gewordenen „Bratenrock", der sich von dem Vater auf den Sohn vererbte, in dem mehrere Generationen die feierlichsten Augenblicke des Lebens, freudvolle und leidvolle Stunden durchlebt hatten! Heute ist man nicht mehr sentimental genug, ein Kleidungsstück seines Alters wegen zu respektieren, der moderne Mensch vertauscht lieber heute als morgen den abgetragenen Anzug mit einem anderen. Selbst das Mobiliar erlebt in bürgerlichen Häusern kaum die Verbrauchsperiode eines halben Menschenalters. Oft genug beginnt der Erneuerungsturnus der beliebten „Nußbaum"-Möbel bereits nach einigen Jahren; das „Vertikow" und der „Trumeau", die Repräsentationsstücke der „guten Stube", fangen an, unmodern zu werden oder gehen gar aus dem Leim — und die Neuanschaffungen nehmen ihren Anfang.

Als Ursache der Erneuerungsmanie wird häufig die neue Technik der Güterherstellung angeführt. Die Massenfabrikation verbilligt den Gegenstand, aber sie verschlechtert ihn auch. Der Käufer wird häufig vor die Notwendigkeit gestellt, die Gebrauchsgegenstände zu wechseln. Der Hauptgrund der Wandelbarkeit des Geschmacks und Erneuerungstendenz ist jedoch in den Lebensbedingungen des modernen Menschen zu suchen. Die Seßhaftigkeit berührt uns wie eine Mär aus alter Zeit. Der moderne Städter wird allein schon in der Verfolgung seiner Berufsinteressen aus einem Quartier in das andere gedrängt. Bald geht er im Norden, bald im Süden der Großstadt seinen Geschäften nach, das eine Mal konzentriert sich seine Tätigkeit auf das Zentrum, das andere Mal auf die Vororte. Bei der Unsicherheit der heutigen Arbeitsverhältnisse verliert er das Interesse an einem ständigen Wohnsitz, sein Leben spielt sich in der Hauptsache außerhalb der vier Wände ab; die Mietswohnung, die er nach Lage der Dinge nur als Provisorium betrachten kann, dient ihm im wesentlichen als Schlaf- und Ankleideraum. der Begriff des eigenen Heims ist dem modernen Stadtnomaden abhanden gekommen. Das neue Geschlecht, das in den Industriezentren herangewachsen ist, kennt die Rührseligkeit der Altvorderen, denen die Umgebung das erweiterte Ich war, nicht. Die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse haben einen allgemeinen Zustand der Aufgeregtheit und des Abwechselungsbedürfnisses geschaffen; Neuheit, Sensation, Abwechslung in der Kleidung, in der Umgebung, in der ganzen Lebensart ist das Leitmotiv unserer Zeit.

Die Mode ist somit eine soziale Tatsache geworden, ein wirtschaftliches Problem, mit dem frühere Generationen nicht zu rechnen hatten. Das zunächst in die Augen fallende Merkmal der Mode ist ihre allgemeine Gültigkeit. Wie vorher bemerkt, beschränkte sich eine bestimmte Tracht stets auf einen begrenzten Stand. Heute dehnt sich die Mode, die alle Gebrauchsgüter, vom Hut bis zum Stiefel, vom Ueberzieher bis auf das Hemd, vom Zahnstocher bis auf den Spazierstock, in den Bereich ihrer Herrschaft gezogen hat, auf alle Stände und Klassen, auf alle Länder und Völker aus.

Das andere, nicht minder charakteristische Merkmal der Mode ist in ihrem rasenden Wechsel zu sehen. In vergangenen Zeiten trat ein Wechsel in der Bedarfsgestaltung gewöhnlich erst dann ein, wenn der in Betracht kommende Gegenstand gründlich verbraucht war. Unter den heutigen Verhältnissen spielt der Verbrauchswert, namentlich im Damenkostüm, kaum noch eine Rolle. Das soziale Leben der Gegenwart ist förmlich mit Mode durchtränkt.

Wie entsteht nun aber die Mode? — Wir haben gesehen, daß der Unternehmer ein lebhaftes Interesse an einem häufigen Wechsel der Mode hat, während das kaufende Publikum, der Konsument in bezug auf seine Kleidung ganz und gar zu einer passiven Rolle verurteilt ist — eine ausgesprochen individuelle Geschmacksrichtung ist kaum noch in den Kreisen

Digitized by Google

anzutreffen, die sich sonst alles leisten können. Die treibende Kraft bei der Erfindung einer Mode bleibt unter allen Umständen der Unternehmer. Betrachten wir die wichtigste Branche der Kleiderindustrie, die Damenkonfektion, so wird unser Blick bei der Untersuchung der Entstehungsursache der Mode auf die große Zentralsonne Paris gelenkt, die ihre Strahlen bis in die entlegensten Dörfer aller der Herrscherin Mode unterstehenden Länder schickt. In Paris strömen vor Beginn der Saisen die Tuchfabrikanten Frankreichs zusammen, um sich mit den marchands tailleurs in Verbindung zu setzen. Die Konfektionäre beeilen sich, zu den neuen Stoffen einen neuen Schnitt zu erfinden.

Bemerkenswert sind die Mittel und Wege, deren sich die tonangebenden Pariser Firmen, die Worth, Poiret, Pinget u. a. bedienen, um eine neue Mode zu „kreieren". Die Mittelsperson, welche die neueste Erfindung eines genialen Schneidermeisters dem Publikum vor Augen führt, ist die „grande cocotte" und die Primadonna der großen Bühnen. Sarah Bernhardt galt lange Zeit nicht nur als die tonangebende Bühnenheldin, sondern auch als die Modeheldin par excellence. Ihre Garderobe war Gegenstand tiefsinniger Betrachtungen über das Problem der Mode in der Presse; von ihrem Auftreten, von der Art, wie sie die „nouveautés" lancierte, hing das Schicksal der Mode ab. Neuerdings ist die „grande cocotte" mehr und mehr Alleinherrscherin im Reiche der Mode geworden. Diese „Mitarbeiterinnen" der Konfektion werden rudelweise von den großen Firmen auf die Boulevards, Rennplätze, in die Salons und Theater geschickt, um Stimmung für die neueste Spottgeburt der Mode zu machen. Gelingt es, die Masse der Damen der ganzen und halben Welt zu gewinnen, so ist die Mode „durch". Manchmal schlägt das Experiment auch fehl es gibt überall Imponderabilien und das Erfindergenie des Schneiders hat sich auf ein anderes Sujet zu konzentrieren.

Während der „kritischen Tage", wenn das Schicksal der Mode entschieden wird, lungert ein ganzes Heer von Konfektionären aller Länder in Paris herum, um seinen Profit aus dem großen Reigen zu ziehen. Es werden die gangbarsten Modelle und Stoffe angekauft, um in der Heimat zum Nutzen und Frommen des kaufenden Publikums nachgemacht zu werden. Einen ähnlichen Verlauf nimmt natürlich auch das Geschäft in der Herrenkonfektion, dessen Mittelpunkt sich dank der rührigen Tätigkeit des verstorbenen Königs Eduard von Paris nach London verschoben hat.

Der Unternehmer muß immer das Neueste seiner Kundschaft vorlegen können, will er sich im Konkurrenzkampf halten. Denn die Kaufneigung des Publikums wächst in dem Grade, wie das neue Angebot kleine Abweichungen gegenüber den früheren aufweist. Diese Schwäche des Publikums weiß der umsichtige Unternehmer aber noch in anderer Beziehung auszunutzen dadurch, daß er seine Ware durch allerlei Tricks ein wertvolleres Ansehen gibt als sie in Wirklichkeit hat. Der kostbarste Stoff und die komplizierteste Form kann unter Wahrung aller Aeußerlichkeiten in Talmi nachgebildet werden und dadurch auf ein Minimum des ursprünglichen Preises reduziert werden. Nun ist es aber eine bekannte Eigenart der Mode, daß sie an Bedeutung und Wert verliert, sobald sie in minderwertiger Ausführung nachgeahmt wird. Dieser Umstand hat zur Folge, daß diejenigen Schichten, die um jeden Preis den Ton angeben wollen, immerfort gezwungen werden, Abänderungen und Umgestaltungen an ihren Bedarfsartikeln zu ersinnen. Kaum hat sich in den obersten Kreisen eine neue Mode eingeführt, so macht sie auch schon eine sozial tiefer stehende Schicht zu der ihrigen und die Jagd nach neuen Formen setzt abermals ein. So sind sämtliche Krawattenformen, die der verstorbene König Eduard seinem Erfindungsgenie abgerungen hatte, allmählich ins Volk gedrungen, was den hohen Herrn unausgesetzt zu neuen und schöneren Leistungen angespornt hat. Die Mode kennt weder Rast noch Ruhe, sie ist die große Gleichmacherin unserer Zeit, die den individuellen Geschmack nivelliert, die aber auch den König in das Kostüm des Bürgers steckt, und den Bürger in das des Königs.

* * *

Wir hatten im vorstehenden die Mode als den Ausdruck bestimmter Wirtschaftstendenzen, als einen Faktor im Wirtschaftsleben betrachtet. Es hieße aber die Kette der

Digitized by Google

kausalen Zusammenhänge der Erscheinungen des Lebens gewaltsam zerreißen, wollte man sich mit diesem Erklärungsversuch schlechthin begnügen. Die Mode ist ein wirtschaftlicher Faktor geworden infolge der eigenartigen Verschiebungen im modernen Wirtschaftsleben. Während zurzeit der Bedarfdeckungswirtschaft produziert wurde, um ein bestimmtes Bedürfnis zu decken, produziert die kapitalistische Wirtschaft, um die Produkte möglichst vorteilhaft abzusetzen. Wie alle Gebrauchs- und Luxusartikel, so wurde auch das Kostüm in den Bannkreis der kapitalistischen Unternehmung gezogen, durch die Mode wurden immer von neuem Erwerbsmöglichkeiten geschaffen und Absatzquellen erschlossen.

Die moderne Wirtschaft hätte indessen eine Erscheinung wie die Mode nicht zeitigen können, wenn nicht im Menschen das Bedürfnis eingepflanzt wäre, sich zu schmücken, und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, dem anderen Geschlecht zu gefallen. Die Natur arbeitet mit ungewöhnlich raffinierten Mitteln, um die Art zu erhalten, das Einzelindividuum zu seiner Fortpflanzung anzureizen. Die Natur schmückt sich im Frühjahr, der Boden gleicht einem tausendfarbigen Teppich, Blumenduft durchzieht die Lüfte, aller Lebewesen bemächtigt sich die Sehnsucht nach dem andern Geschlecht. Das ist die Zeit der Empfängnis. Die Tiere des Feldes, die Vögel in den Lüften schmücken sich, um teilzunehmen an dem Liebesrausch. Und der Mensch? -- Wenn in ihm die ersten Triebe erwachen, erwacht auch seine Eitelkeit. Das schillernde Federkleid des Vogels, das prächtige Fell des Raubtiers, das ihm die Natur versagt hat, eignet er sich an, um sich damit zu schmücken. Zuerst ward das Schmuckstück, dann das Kleidungsstück, das Gewand. Der Wilde bemalt seinen Körper und schmückt sein Haar mit Federn und Blumen, um dem Weibe seiner Wahl zu gefallen. Der Schmuckgegenstand erfüllt den Zweck, die Reize des Körpers zu erhöhen; das Gewand, sie zu verdecken. Ueberall, wo die Natur festen Fuß gefaßt hat, werden die natürlichen Verhältnisse verschoben. Zuerst wurden die Körperformen mit einem nüchternen Gewand bedeckt, dann das Gewand, um die verloren gegangene Wirkung wiederzuerlangen, mit Flitterkram und Schönheitspflästerchen behangen — eine merkwürdige Verschleierung und Umwertung des Schönen in der Natur. Der moderne Mensch hat sich nun einmal daran gewöhnt, das zu begehren, was er nicht sieht. Die Kleidung ist das Mittel, die Reize des einen Geschlechts zu verdecken, um die Begierden des anderen anzustacheln.

Eine Mode, die etwas verdeckt, um es zu betonen — ein scheinbares Paradoxon hat aber immer Aussicht auf einen längeren Bestand, mag sie auch noch so verrückt sein. — Ich erinnere an das „cul", das sich trotz aller Anfeindungen und Bespöttelungen wie eine bösartige Infektionskrankheit von einer Saison in die andere hinüberschleppte. Und selbst die Krioline, die allerdings weniger die Reize des Weibes als ein „fait accompli" zu verbergen hatte, erfreute sich einer ungewöhnlichen Lebenszähigkeit. Diese Moden sind schließlich „unmodern" geworden, nicht weil sie sich überlebt haben, sondern weil die Bekleidungsindustrie sich lieber solchen Neuerungen zuwendet, die Aussicht haben, bald wieder in Vergessenheit zu geraten.

Was wird weiter folgen? Wird das tolle Spiel der Mode fortgepflanzt werden? oder werden sich feste Kostümformen, wie sie uns das künstlerische Frauenkleid von heute ahnen läßt, die im Einklang mit den Körperformen stehen und dem individuellen Geschmack zugleich Spielraum gewähren, herausbilden? Wenn ich die Modetorheiten der letzten zehn Jahre Revue passieren lasse, dann will es mich schier dünken, als ob der „Modeteufel" sich auf der soliden wirtschaftlichen Basis der Konfektion erheblich wohler fühle, als zu anderen Zeiten, die weniger ökonomisch waren.

Damaste und Brokate.

Zur Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Die Dome von Danzig, Halberstadt und Brandenburg, die öffentlichen Sammlungen von Stralsund, Braunschweig, Schwerin, Breslau und der Frankfurter Amtsgerichtsrat Dr. Roden haben ihre Paramentenschätze für zwei Monate dem Berliner Kunstgewerbemuseum zur Verfügung gestellt, das wertvolle Stücke aus eigenem Besitz dazulegte und in seinem Lichthof eine Ausstellung von seltener Schönheit eröffnete. Es

Digitized by Google

wird Jahrzehnte dauern, bis wir wieder die Entwicklung der Seidenweberei vor dem sechzehnten Jahrhundert so bequem werden überschauen können.

Jener Stil der Seidenweberei, den um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends Alexandria ausgebildet hatte – streng stilisierte Menschen- und Tiergestalten sind in Kreisfelder eingeschlossen –, wird durch einige Stoffreste vertreten, und, um die günstige Fleckwirkung des Musters zu zeigen, sind Ergänzungen dazu gemalt worden. Ein Nachklang dieses frühen, durch ganz Vorderasien und über das südliche Europa verbreiteten Stiles ist die Musterung zweier Meßgewänder in Goldbrokat, die beide aus dem späten dreizehnten Jahrhundert stammen: jenes in Halbseide und mit gröberer Textur ist ein Erzeugnis des Regensburger St. Emmerankloſters, das in romanischer Zeit durch Buchmalerei und Seidenweberei gleichermaßen berühmt war. Wir finden in den Kreisen adossierte Löwen, in den Zwickeln Vogelpaare und Ranken. Die Kunst des oströmischen Reichs aber war um jene Zeit schon im Niedergang; es schien, als seien lebenspendende Adern unterbunden worden, als nach dem Fall von Konstantinopel im Jahre 1201 das lateinische Kaisertum errichtet wurde. Ein spätes byzantinisches Stück ist jener weite Kapuzenmantel, in dessen unscheinbare hellbraune Seide spitzovale Felder mit Palmettenfüllung vertieft eingebunden sind. Was zuerst schmucklos und freudlos wie ein mönchisches Bußgewand erscheint, offenbart bei näherem Zusehen eine reiche und zierliche Musterung. Bernward von Hildesheim und Bernhard von Clairvaux trugen zur Messe Gewänder von solchen schweren Stoffen, die wir auch unter den Goldstickereien des ungarischen Krönungsmantels in Ofen und des deutschen Kaisermantels in Wien wiederfinden können. Die Kaufleute von Amalfi, Pisa und Venedig waren die Vermittler jener kostbaren Erzeugnisse und später auch der unübertrefflichen kleinasiatischen und persischen Seide, als im dreizehnten Jahrhundert die Webereien zu Salerno und Amalfi, besonders aber die zu Genua, Venedig und Lucca die Aufgabe des gesunkenen Byzanz übernahmen. Lucca, durch den überaus regen Levantehandel des benachbarten Pisa aufs glücklichste gefördert, behielt zunächst die Führung, bis es im fünfzehnten Jahrhundert durch Venedig abgelöst wurde. Welcher Umschwung im Ornamentalen tritt mit einemmale auf! Die strenge Kreis- oder ovale Teilung des Feldes und die Herbheit der früheren Stilisierung verschwinden. Dies Neue hat man gemeinhin arabisch-italienischen Stil benannt, bis diese gegenwärtige Ausstellung auch die Nichtfachleute eines Besseren belehrte. Zwar sehen wir da eine ganze Gottesdienstausrüstung (Altardecke, Pluviale, Casula, Dalmatica, Tunica) aus Mameluckenstoff des frühen vierzehnten Jahrhunderts; aber auf den breiten Streifen desselben finden wir neben den Titulaturen mameluckischer Sultane in arabischer Schrift Palmetten chinesischen Stils mit kleinen Tieren. Eine Aufklärung darüber gibt uns jene Kasel mit der arabischen Inschrift: „Ruhm unserm Herrn, dem Sultan! lang währe seine Herrschaft!". Der Goldfaden dieser breiten Zeile ist sogenanntes Riemengold, d. h. ein schmaler, einseitig vergoldeter Lederstreifen, und deswegen kann kein Zweifel sein, daß wir es mit chinesischer Arbeit für islamitischen Bedarf zu tun haben. Aus demselben Grunde erweist sich eine Dalmatik, die auf hellroter Seide goldene laufende und radschlagende Pfauen zeigt, als chinesisches Erzeugnis. Anderswo sind nur die Aermel und seitlichen Besatzstücke chinesisch, während das Mittelstück italienischer Silberbrokat ist (Nr. 9). Aber, auch abgesehen von der Technik, hätten die Motive, welche bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Musterung italienischer Brokate beherrschen, an den fernen Osten erinnern müssen. Chinesische Drachen, Khilins, Palmetten und strahlende Wolkenbänder treten allenthalben auf. Ebenso häufig sind chinesische Grundmotive umgestaltet worden, so besonders auf den reichen Jagdszenen des Pluviales Nr. 31 (Frauen sitzen zwischen den Flügeln von Adlern, die Rehe in den Fängen halten, oder sie ragen aus großen Schneckenhäusern heraus und suchen ein Netz über kleine Hasen zu werfen; dazwischen stehen zusammengekoppelte Jagdhunde oder Jagdleoparden). Wie sehr man sich enthalten muß, bei solchen Darstellungen nach einer tiefen symbolischen Bedeutung zu suchen, kann jener luccheser Rauchmantel lehren, in dessen Goldbrokat wir eine Unzahl kleiner Affen mit blauen Mützen entdeckten, die entweder auf Khilins reiten oder Karren schieben, in denen Elefanten stehen. Indessen, weder der neckische Gegenstand, noch der frische Naturalismus des Musters kann uns so große Freude bereiten, wie die Schönheit der Farbe. Das Gold ist auf hellbraun, hellgrün oder rosa gebettet; die Jahrhunderte haben auch die letzte Schärfe herausgenommen, und es sind Nuancen von bestrickendem Reiz entstanden; kein Wort ist fähig, den ganzen Zauber wiederzugeben. Das fünfzehnte Jahrhundert erst bringt Damaste in bunter, besonders leuchtend roter und grüner Seide, und jenes spärliche farbige Blumenmuster auf weitem, weißem Felde, das wir von

Digitized by Google

den Bildern Carpaccios und Matteos di Giovanni her kennen. Im übrigen scheint auch das Quattrocento eine Unruhe der Farbe vermeiden zu wollen und dem einfarbigen Seidendamast oder Samt zuzustreben. Der rote venezianische Senatorenmantel aus dem frühen sechzehnten Jahrhundert mag diesen Zug beweisen. Die hundert Varianten des seit 1420 alles beherrschenden und immer üppiger ausgebildeten Granatapfelmusters reichen vollkommen zur Belebung des Stoffes hin. Ja, durch die Kombination von Goldbrokat und Samt kann eine so schwere Pracht entstehen, wie bei jener purpurnen und goldenen Kasel, die aus einem Waffenrock des Schwanenordens geschnitten worden ist. Kein Wunder, daß diese hochentwickelte abendländische Seidenweberei nun auf den Orient zurückwirkte. Das fünfzehnte Jahrhundert weiß von einem ungeheuren Export nach dem Morgenlande und um 1500 ersteht in Brussa eine Werkstätte nach italienischem Muster.

Der blaue Vogel.

(Wiener Theater)

Von

Hans Wantoch.

Märchenhaft schön im tiefsten Verstand war der Einfall, der Maurice Maeterlinck zu seinem Spiel vom blauen Vogel geleitet hat. Daß Kinder der Seele aller Dinge näher sind, daß sie den blauen Vogel haben, der das Herz von Ding und Tier erklingen macht, und daß er auch ihnen abhanden kommt und entschwebt, sobald ein naives Mitfühlen in objektivierendes Erkennen sich gewandelt hat: dies alles hat das schlichte Ornament des Märchens, das am Sinn des Lebens leicht und unbeschwert und selbstverständlich hinschwebt, und doch für den, der vergrübelt hinzieht, den Sinn des Lebens in seinem Zeichen trägt; denn alle Märchen sind für Kinder und Philosophen erfunden, nur, daß sich diesen zum Symbol erhöht, was jenen in der Fläche unerkannter Wirklichkeit blieb. Dem zustimmenden Verstehen des Kindes braucht das Märchen darum nicht in die Irrealität des Traumes entrückt zu werden, aber Maeterlinck hielt es für gut, ein Uebriges zu tun, seinen „Blauen Vogel“ in den Schlaf Tyltyls und Mytyls zu nisten, weil den Erwachsenen erst die Traumwelt, die Unwirklichkeit eines Märchens real und glaubhaft erscheinen läßt. Durch diesen winkeligen Gedanken zur künstlerischen Formung hat Maeterlinck dann seinen reinen Einfall verknittert und verbogen, und die Widersprüche, die er ausschalten und aufheben wollte, sind erst recht zwitterhaft vorgetreten; der realistische Zug drängte nun dahin, das Märchen im Traum nach der Physiologie des Traumlebens zu gestalten, dessen getreuestes Gesetz die Wiederholung ist. Tyltyl und Mytyl müssen als richtige Träumer den blauen Vogel nicht einmal, sondern einhalb Dutzendmal suchen, und der Zuschauer des szenischen Spieles wird verdammt, sechsmal den gleichen vergeblichen Weg ins Land der Verstorbenen und ins Reich der Nacht, zu den Freuden und den Ungebornen mitzuwandern. Die Realistik, die hier angestrebt war, ging gegen das oberste Gesetz der Szene, die jede Wiederholung von sich ausschließt und Fortschritt fordert, nicht einen Weg im Kreis rundum. Die lauernde Ermüdung hat Maeterlinck durch allerlei erheiternde Reizungen zu verscheuchen gesucht, die nicht mehr kindlich, sondern kindisch sind, und zwar die Galerie für sich, die Kunst aber gegen sich haben, weil sie nicht aus dem Temperament der lebenzeugenden Kinderphantasie erwuchsen, sondern dem Temperament der Zuschauer zu Liebe. Da ist z. B. im Reiche der Nacht das Grauen und Gruseln aller Krankheiten, Gespenster, Kriege und Seuchen hinter Türen versperrt, und ich bin sicher, daß Klein-Tyltyl auf seinen Weg zum blauen Vogel gerade dem fürchterlichsten Spuk am nächsten käme, statt dessen aber entwischt aus der aufgesperrten Türe just nur der Schnupfen, der Klein-Tyltyl weiter gar nicht beschäftigt, im Parkett aber die Heiterkeit unbedingt für sich hat. Das sind Possenspäße ohne Humor, und seltsam heben sich von ihrer Oberflächlichkeit, die Tiefsinnigkeiten ab, die anderwärts aufleuchten. Welch eine Schönheit ist dies, daß die Toten allemal aus ihrem ewigen Schlummer erwachen, wenn die auf Erden ihrer gedenken! Welch eine geniale Wendung nimmt dieser Schluß, der Mytyl und Tyltyl den blauen Vogel, den sie vergebens rund um die Welt suchten, im Bauer daheim auffinden und gleich wieder ihren Händen entschweben läßt, da sie seinen Sinn und sein Bedeuten nunmehr erkannten, die Seele der Dinge sich aber nur dem unwissenden Gemüt offenbart! Das deutsche Volkstheater, das dieses Märchenspiel aufgeführt hat, darf kein weiteres Verdienst als diese Tatsache für sich beanspruchen. Aus dem Märchenspiel Maeterlincks wurde eine kitschige Feerie.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Erfrischend für Geist und Nerven ist eine mehrwöchentliche Seereise, die soviel Abwechslung und Anregung bietet, wie die Kaukasusfahrt, welche die „Schleswig", der bekannte Exkursions-Dampfer des Norddeutschen Lloyd, Bremen, vom 28. April bis 29. Mai unternimmt. Von Genua aus geht die Reise über die interessantesten Punkte des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres zum Kaukasus, dem eigentlichen Ziel der Fahrt. Von Odessa und Batum aus führt sie in die großartige kaukasische Gebirgswelt und endet nach dem Besuch der Krim, Konstantinopels und Korfus am 29. Mai in Genua.

Auskünfte und illustrierte Prospekte über diese Fahrt durch den Norddeutschen Lloyd, Bremen, und seine Vertretungen.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt's Cigaretten

Cairo-Bremen

Leopold Engelhardt, GmbH

Hoflieferant Sr. H. d. Khediven Cairo-Bremen

General-Depot für die Schweiz

Adolf Staehle & Co. Zürich I. Theaterstrasse 12

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf

BAHLSEN'S

Pangani-Gebäck

TET-Paket 40 Pf

H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.

Gegründet München 1897.

Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover

Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 6 Berlin, den 10. Februar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Französische Konzessionsgesellschaften im deutschen Kongogebiet.

Von

W. Roß, Hamburg.

Durch die Abtretung eines Teiles von Französisch-Kongo sind die großen französischen Konzessionsgesellschaften teilweise unter deutsche Herrschaft gekommen. Es ist in der deutschen Presse vor Abschluß der Verhandlungen mehrfach darüber gestritten worden, was mit diesen Gesellschaften zu geschehen habe. Ob sie enteignet und abgefunden werden sollten und durch wen, oder ob Deutschland das neue Gebiet mit allen Aktiven und Passiven, also mit den Gesellschaften übernehmen solle. Inzwischen sind die Verträge perfekt geworden und die Konzessionen, wie in der für den Reichstag bestimmten Denkschrift über die Neuerwerbungen ausgeführt ist, mit allen Rechten und Pflichten in deutschen Besitz übergegangen.

Für das abgetretene Gebiet kommen in der Hauptsache zwei große Gesellschaften in Frage: Die „Compagnie de la Ngoko-Sangha" und die „Compagnie Fôrestière Sangha-Oubangui". Das Konzessionsgebiet der ersteren Gesellschaft umfaßt 70 000 Quadratkilometer und wird begrenzt im Norden durch die Südgrenze Kameruns, im Westen durch die Grenze von Rio Muni, im Osten durch den Sangha, während die Südgrenze eine gerade Linie bildet zwischen dem Schnittpunkt 9° ö. L. von Paris mit dem Breitengrad 0° 50" bis zur Kreuzung des Meridians 11° 30" ö. L. mit dem 1° 30" n. Br. Die Grenze verläuft dann weiter längs des Meridians 11° 30" bis zum Schnittpunkt mit der Wasserscheidelinie, die die Nordseite des Likouala-Mossaka Bassins abschließt, dann längs dieser Wasserscheidelinie bis zu ihrem Zusammentreffen mit dem Breitengrad, der durch die Mündung des Flusses N'Daki in den Sangha geht, dann längs dieses Breitengrades bis zum Sangha. Das Gebiet der Gesellschaft umfaßt also das ganze abgetretene Stück südlich von Kamerun, mit Ausnahme des kleinen an der Coriscobucht gelegenen Zipfels und eines ganz schmalen südlich der Ngoko-Sangha Konzession gelegenen Streifens, der zum Gebiet der Société du Haut Ogooué gehört, der aber bei der endgültigen Grenzfestlegung wohl bei Frankreich verbleiben dürfte. Ferner fällt ein schmaler Streifen der „Compagnie Française du Haut Congo" am linken Ufer des Likouala in das deutsche Gebiet. Am linken Ufer des Sangha beginnt dann das große Gebiet der „Compagnie Forestière Sangha-Oubangui", das 177 000 Quadratkilometer umfaßt und den größten Teil zwischen Mittel-Ubangi und Kamerun umschließt. Die Grenzen werden gebildet im Westen von Kamerun bis zum Sangha, dann den Sangha abwärts bis zur Einmündung in den Ubangi, im Osten durch den Lauf des Ubangi von der Einmündung des Sangha aufwärts bis nordöstlich von Bangui, dann nordwestlich bis zur Einmündung der Nana in den Mambéré, dann den Mambéré aufwärts bis zum 6. Breitengrad, endlich längs dieses Breitengrades bis zur Kameruner Grenze. Am Oberlauf des Mambéré und der Nana liegt die Konzession der „Compagnie de commerciale de colonisation du Congo français", und hieran anschließend erstreckt sich zwischen der Kameruner Grenze und der Karawanenstraße nach dem Tschad-Territorium einerseits und dem 7. Breitengrad und der Konzession Sangha-Oubangui andererseits die Konzession der „Compagnie française de

Digitized by Google

L'Ouahmé et de la Nana". Also auch das neuerworbene Gebiet im Osten von Kamerun ist bis zum 7. Breitengrad hinauf von Konzessionsgesellschaften in Beschlag genommen. Zu unserer freien Verfügung steht nur die Steppenzone nördlich des 7. Grades, ungefähr $^1/_4$ des ganzen Territoriums. Für die Bewertung unseres neuen Besitzes ist daher die Frage von ausschlaggebender Bedeutung: Welche Rechte und welche Pflichten haben die Konzessionsgesellschaften?

Hier dürften ein paar Worte über die Entstehung der französischen Konzessionsgesellschaften am Platze sein. Trotz der großen Aufwendungen an Gut und Blut, die Frankreich an seine Kongo-Kolonie machte, wollte sie nicht so recht aufblühen. Besonders standen die Handelsergebnisse in gar keinem Verhältnisse zu dem Zuschuß, den das Mutterland leisten mußte. Der damalige Kolonialminister Etienne verfiel nun unter dem Einfluß Leopolds II. auf den Gedanken, das ganze Gebiet an Konzessionsgesellschaften auszuliefern, denen die weitestgehenden Rechte auf Ausbeutung der Landesprodukte zugesichert wurden, die dafür aber verpflichtet waren, das Land aufzuschließen und eine feste Gebühr nebst 15 % vom Gewinn an Frankreich abzuführen. Durch Dekret vom 19. Juli 1899 wurden 19 20 des Congo française an 40 Konzessionsgesellschaften auf 30 Jahre vergeben. Den Gesellschaften wurde das alleinige Recht verliehen, alle Produkte des Konzessionsgebietes einzusammeln und damit Handel zu treiben. Dritte waren nicht befugt, dort Faktoreien oder Gebäude zu errichten, sie durften sich nicht einmal auf dem Umwege, daß sie Eingeborene für sich sammeln ließen, Produkte aus dem Gebiet verschaffen. Damit war die Handelsfreiheit total ausgeschlossen. Trotz dieser großen Vorrechte ging das Geschäft der Gesellschaften nicht besonders gut, da es an den nötigen Arbeitskräften mangelte. Leute waren zwar genug vorhanden, aber sie wollten nicht arbeiten. Hier nun mußte die französische Regierung helfen. Auf Antreiben der Gesellschaften führte sie im Jahre 1902 für die Eingeborenen eine Steuer von drei Francs pro Kopf oder sechs Francs pro Hütte ein, die 1907 auf fünf Francs pro Kopf erhöht wurde. Da Geld im Lande nicht vorhanden, so mußte die Steuer in Arbeit oder Landesprodukten geleistet werden. Die Gesellschaften beanspruchten aber sämtliche von den Eingeborenen gewonnenen Produkte als ihnen gehörig. Daher bestimmte die Regierung, daß die Eingeborenen die als Steuerleistung gesammelten Produkte an die Gesellschaften verkaufen mußten. Natürlich bezahlten diese nicht den vollen Wert, da es ja nach dem Vertrag ihr Eigentum war, sondern nur eine kleine Summe, die als Entgelt für die bei der Einerntung aufgewendete Arbeit betrachtet wurde. Brachten die Schwarzen mehr, als der Steuerbetrag ausmachte, so bekamen sie den Ueberschuß nicht etwa bar ausgezahlt, sondern in Waren ausgehändigt, für die ihnen außerordentlich hohe Preise berechnet wurden.

Die Arbeiterfrage war dadurch zum Vorteil der Gesellschaften geregelt, so daß sie nicht wie früher mit Verlust, sondern zum Teil mit hohem Gewinn arbeiten konnten. Ein Teil der Gesellschaften hatte sich inzwischen aufgelöst, mehrere andere sich miteinander verbunden, so daß Anfang 1910 nur noch 32 bestanden. Von diesen gingen 11 neue Verträge mit der französischen Regierung ein. Sie verzichteten auf die 1899 angenommenen Konzessionen und erhielten als Entschädigung Ländereien zur Kultur von Lebensmitteln bis zum Höchstbetrage von 10 000 Hektar, die unter den früher überwiesenen Gebieten auszuwählen sind, ferner auf die Dauer von 10 Jahren die Ausbeutung der Kautschukbestände auf ihren alten Konzessionsgebieten. Nach Ablauf der 10 Jahre, also 1920, erhalten die Gesellschaften volles Eigentumsrecht an allen bebauten, bepflanzten oder in planmäßige Nutzung genommenen Ländereien. Für weitere 10 Jahre bleibt den Gesellschaften das Ausbeutungsrecht für Kautschukpflanzen nur auf einem Gebiet, das zehnmal größer ist, als die im Jahre 1920 bepflanzten oder in planmäßige Nutzung genommenen Ländereien. Das ganze übrige Konzessionsgebiet fällt an den Staat zurück. Ebenso wie nach Ablauf der ersten 10 Jahre erhalten die Gesellschaften am Schlusse der zweiten zehn-

Digitized by Google

jährigen Periode alles in Kultur genommene und planmäßig benutzte Land zum vollen Eigentum, über das sie nach Belieben verfügen können, während der Rest an den Staat zurückfällt.

Schließlich wurden diese elf Gesellschaften ausdrücklich ermächtigt, sich untereinander zu fusionieren oder einer neuen Gesellschaft ihre Rechte zu übertragen. Von dieser Ermächtigung machten sie alsbald Gebrauch und schlossen sich zu einer Gesellschaft zusammen, nämlich der „Compagnie Forestière Sangha-Oubangui".

Die übrigen Gesellschaften, also auch die für uns besonders in Betracht kommende „Compagnie Ngoko-Sangha", blieben zu den alten Bedingungen bestehen. Diese haben also das Ausbeutungsrecht auf alle Produkte, und zwar bis zum Jahre 1929. Es kommen hier außer Kautschuk hauptsächlich Elfenbein und Hölzer in Betracht. Nach Ablauf der Konzession fallen die nicht in Nutznießung genommenen Ländereien ebenfalls an den Staat zurück. Die Bestimmungen von 1903 über die Arbeitsleistungen der Schwarzen bleiben bei diesen Gesellschaften in Kraft, während sie bei der Sangha-Ubangi-Gruppe wesentlich präziser und schärfer gefaßt sind. Vor allem sind hier die Eingeborenen nicht mehr verpflichtet, das in ihren Siedlungen gewonnene Kautschuk an die Gesellschaft abzuliefern, sondern können frei darüber verfügen. Ferner behalten sie das Recht der Jagd, der Weide- und Holznutzung der Wälder für ihren eigenen Gebrauch, ausgenommen der Ländereien, die bereits Eigentum der Gesellschaft geworden sind. Auch für ihren persönlichen Schutz ist in dem Vertrag besser gesorgt worden. So kann der Gesellschaft die Konzession ohne Entschädigung entzogen werden, wenn ihre Agenten die Eingeborenen betrügen oder mißhandeln und quälen, und die Gesellschaft, sobald sie Kenntnis davon hat, keine Maßnahmen zur Abhilfe trifft. Auch die sonstigen Verpflichtungen der Gesellschaft sind im Vergleich zu den alten Verträgen bedeutend verschärft worden. Es darf kein Raubbau getrieben werden. Alle durch die Gewinnung des Kautschuks etwa eingegangenen Stämme sind durch Neuanpflanzungen zu ersetzen. Ferner kann die Regierung jederzeit solche Terrains wieder in Besitz nehmen, die von der Staatsverwaltung oder von der Kolonie gebraucht werden oder zur Ausführung öffentlicher Arbeiten nötig sind. Sind solche Ländereien bereits Eigentum der Gesellschaft, so ist eine entsprechende Entschädigung zu zahlen, andernfalls sind sie ohne weiteres zurückzugeben. Liegt ein öffentliches Interesse vor, so kann überhaupt die ganze Konzession aufgehoben werden unter Zahlung einer nach bestimmten Normen festzusetzenden Entschädigung; ausgeschlossen von der Rückgabe sind die Ländereien, die bereits in das Eigentum der Gesellschaft übergegangen sind. Ebenso erlischt die Konzession ganz oder teilweise, wenn die Abgaben nicht rechtzeitig gezahlt werden oder die festgesetzte Mindestausbeute an Kautschuk in drei aufeinander folgenden Jahren nicht erreicht wird (ausgenommen, wenn force majeur vorliegt). Des weiteren ist in dem Vertrage bestimmt, daß die Gesellschaft keine Entschädigungsansprüche für Verluste, die ihr durch die Unsicherheit des Landes, durch Eingeborenenaufstände und -revolten, durch ungesetzlichen Wettbewerb der Eingeborenen oder durch Krieg mit einer fremden Macht entstehen, geltend machen kann. Die Gesellschaft ist allen Verordnungen allgemeinen, fiskalischen und forstwirtschaftlichen Inhalts, die bereits erlassen sind oder in Zukunft erlassen werden, unterworfen. Endlich unterliegen alle Streitigkeiten, die über die Auslegung der Konzession entstehen sollten, der verwaltungsgerichtlichen Entscheidung.

Dies wären im wesentlichsten die Rechte und Pflichten der für uns am meisten in Betracht kommenden Konzessionsgesellschaft. Wie stellt sich nun für diese Gesellschaft der Uebergang unter die deutsche Jurisdiktion? Die deutsche Regierung hat in der vorhin erwähnten Denkschrift ausgeführt, daß sie darauf halten werde, daß die Konzessionsbedingungen strikte befolgt würden. Wenn dies wirklich geschieht, und wenn die Kameruner Gesetzgebung in unserem neuen Gebiet zur Anwendung kommt, so wird die Gesellschaft auf einen beträchtlichen Teil ihres Gewinnes verzichten

Digitized by Google

müssen. In erster Linie werden die großen Erträgnisse aus der Steuerleistung der Eingeborenen fortfallen. Das deutsche Recht kennt nur eine Steuer in Geld. Arbeitsleistung an Stelle der Geldsteuer kann nur der Staat beanspruchen. Will die Gesellschaft also ihre Wälder ausnutzen, so muß sie Arbeiter einstellen, und, um überhaupt Arbeiter zu bekommen, ist sie gezwungen, höhere Löhne zu zahlen. Eine Entlohnung in Handelsartikeln darf nicht mehr stattfinden, und da die Regierung sicherlich die Niederlassung von Händlern und die Gründung von Faktoreien innerhalb des Konzessionsgebietes gestatten wird, so sind die Eingeborenen nicht mehr allein auf die Faktoreien der Gesellschaft angewiesen. Ferner ist das Monopol der Kautschukgewinnung durchlöchert, weil die Eingeborenen das in ihren Siedelungen gewonnene Kautschuk verkaufen können, an wen sie wollen. Eine weitere verwundbare Stelle der Gesellschaft ist die Verpflichtung, alle durch Raubbau vernichteten Kautschukpflanzen zu ersetzen. Diese Bestimmung bestand schon in den alten Verträgen, ist aber, wie französische Berichte selbst zugeben, bisher wenig befolgt worden. Halten die Regierungsorgane streng darauf, daß dieser Paragraph beobachtet wird, so läßt sich eine weitgehende Entwertung des Konzessionsgebietes wohl verhindern. Vielleicht würde auch die Gesellschaft, um diese Verpflichtung los zu werden oder zum mindesten zu mildern, bereit sein, sich auf gütlichem Wege mit der Regierung zu verständigen, die es dann in der Hand hätte, diejenigen Aenderungen der Verträge eintreten zu lassen, die ihr für eine gedeihliche Entwicklung der Kolonie notwendig erscheinen. Von Bedeutung ist ferner, daß die Regierung die Konzession für bestimmte Terrains aufheben kann, wenn „ein öffentliches Interesse" vorliegt. Dadurch ist ihr die Möglichkeit gegeben, zu verhindern, daß die Gesellschaft alle wichtigen Verkehrspunkte besetzt.

In ähnlicher Weise sind die übrigen im Kongogebiet arbeitenden Konzessionsgesellgesellschaften an ihre Verträge gebunden. Nur daß ihnen zum Unterschied von der Sangha-Ubangi-Gruppe die Ausbeutung aller Landesprodukte gewährleistet ist. Auch sie werden auf manchen Gewinn, besonders aus der Steuerarbeit der Eingeborenen, verzichten müssen.

Jedenfalls ist wegen der Konzessionsgesellschaften das neuerworbene Gebiet nicht als unbedingt wertlos zu bezeichnen, wie mehrfach behauptet worden ist. Die Gesellschaften haben eine ganze Reihe von Verpflichtungen, die nicht nur für den Staat eine bedeutende Rente abwerfen (die Sangha-Ubangi-Gruppe muß z. B. 175 000 Francs und außerdem 15% vom Gewinn jährlich zahlen), sondern die auch bei strenger Aufsicht durch die Regierung hindern, daß die Konzessionsgebiete durch Raubbau entwertet werden. Auch dem deutschen Handel wird noch Platz für eine genügende Betätigung bleiben, besonders da die Gesellschaften nur einen kleinen Teil ihres Gebietes erschließen können. Nach eigener Schätzung der Sangha-Ubangi-Gruppe kann sie bis 1920 nur etwa 2000 Quadratkilometer in Bebauung und Nutzung nehmen, so daß von diesem Jahre ab etwa 155 000 Quadratkilometer ihres 177 000 Quadratkilometer umfassenden Konzessionsgebietes der Regierung und somit dem deutschen Handel zur Verfügung stehen werden.

Das Rätsel der erhöhten Knabensterblichkeit und andre Vererbungsprobleme.

Von

Dr. J. Spier, Berlin.

Der Augustinerpater Gregor Mendel war es, der zahlenmäßig Vererbungsgesetze festlegte. Er verließ den Boden der Spekulation, in den achtziger Jahren des vorigen Säculums, und studierte durch Experimente und Pflanzenbastardierung diese Fragen.

Er fand das Gesetz der Prävalenz; bei Kreuzung von rot- und weißblühenden Erbsen war die erste Bastardgeneration rein rotblühend; der rote Elter, wie Mendel

Digitized by Google

sich ausdrückte, prävalierte; diese rotblühende Neugeneration, unter sich befruchtet, zeigte dreimal soviel rotblühende als weißblühende Erbsen (Spaltungsregel); die erste Generation hatte also die Eigenschaft, weißblühende Erbsen zu erzeugen, latent besessen.

Dann formulierte er die Begriffe „dominant" und „rezessiv"; wenn z. B. Kurzfingrigkeit sich vererbt, so übermitteln nur die daran erkrankten oder besser damit behafteten Kinder auf ihre Nachkommen diese Anomalie; die gesunden Kinder erzeugen wieder Sprossen ohne Kurzfingrigkeit; die gesunden Mitglieder der Familie sind im Mendelschen Sinne rezessiv, der Kranke dominant; er herrscht über, drückt sozusagen seinen Charakter auf; diese Beobachtungen leiteten nun zu mancherlei Aufklärungen in bisher dunklen Gebieten.

Die Statistiken stellen 100 neugeborene Mädchen 105 Knaben fest.

Im fünften Lebensjahre existieren davon nur noch ebensoviel Knaben wie Mädchen, und später ist die Sterblichkeit bei den Knaben bedeutend größer wie bei den Mädchen.

Noch rätselhafter war bisher, daß auf 100 totgeborene Mädchen 132 tote Knaben kamen.

Prof. Jendrassik fand heraus, daß sich diese Probleme auf Grund der Vererbungsgesetze und besonders der Mendelschen Erfahrungen lösen lassen; noch herrscht zwar keine Uebereinstimmung in den Fragen der Vererbung.

Boveri steht auf dem ziemlich verlassenen Standpunkt, daß alle Eigenschaften der Kinder von der Mutter vererbt würden. v. Lenhassek kann sich nicht auf eine bestimmte Erklärung festlegen. Mendels Versuche helfen hier aus dem Dunkel ans Licht; die Begriffe Dominanten und Rezessiven (d. h. die offenkundigen und die in der Keimanlage verborgen gebliebenen, später wieder hervortretenden Eigenschaften) können mit Gewinn bei der Deutung des Geburtenüberschusses und Sterblichkeitsausgleiches verwandt werden.

Eigentlich werden Knaben und Mädchen mit gleicher Lebensfähigkeit in gleicher Anzahl geboren; die Ueberzahl der geborenen Knaben ist die mit den rezessiven Eigenschaften, mit der mangelnden (vererbten) Lebensfähigkeit; diese in der Keimanlage vererbten Schwächen zeigen sich später. Die Mendelschen Gesetze beweisen ferner, daß die Vererbung von Eigenschaften auf die Nachkommen eine Grenze hat, nach der fünften Generation hört sie auf; man bedenke, wenn das nicht so wäre und sämtliche Ahnen auf den Deszendenten einen bestimmenden Einfluß hätten, alle Menschen schon längst gleich wären, da ein lebendes Individuum in den 500 vorausgegangenen Jahren 26 000 Eltern hätte.

Auch beweisen die Mendelschen Experimente und Gesetze, daß nur bis zu einer gewissen Grenze die Verbesserung der Rasse, solange es sich um das Durchschlagen der guten Eigenschaften des einen Elters handelt, möglich ist; in der 5. Generation stehen sich die Dominanten und Rezessiven wie 33:31 gegenüber, in der ersten wie 3:1.

Dreimal so viel rotblühende Erbsen wie weißblühende; die rotblühenden als die Dominanten, die weißblühenden als die Rezessiven (zurückbleibenden) angesehen. Also nach der 5. Generation tritt so ziemlich die Erhaltung der Art wieder ein, wie sie ursprünglich war. - -

Die Umwandlung der Art im Sinne Lamarcks (es ist hier nicht Höherzüchtung gemeint), wird nun so ziemlich von den meisten Gelehrten durch Anpassung an die Lebensweise und die Umgebung unter Vererbung erworbener Merkmale angenommen, im Gegensatz zum strengen Darwinismus. (Gustav Fritsch.)

Fritsch hätte, falls er Prof. Semons', München, Buch „Die Mneme als Prinzip der Vererbung" beachtet haben würde, sich seine Beweise leicht machen können.

Darwins Haupttheorie von der natürlichen Zuchtwahl genügt nicht.

Cuvier und Geoffroy St. Hilaire hatten die sehr beachtenswerten Gesetze der Correlation, die Wichtigkeit der Veränderungen

Digitized by Google

der äußeren Lebensbedingungen, der Umgebung, des Klimas begründet.

Geoffroy St. Hilaire fand auch das Gesetz von dem „Gleichgewicht der Organe", wonach es keinen Fortschritt in der Umwandlung der Arten gibt, der nicht durch einen partiellen Rückschritt kompensiert würde.

Zum Beispiel haben die Lauftiere durch teilweise Reduktion der Endgliedmaßen nur des Schultergürtels sich die mächtigen Stützen des Körpers unter Verlust anderer Funktionen erkaufen müssen.

Der hintere Beckengürtel der schwimmenden Waltiere verfällt als Kompensation der Regression; er kann entbehrt werden. Der Mensch liefert ein prägnantes Beispiel für „Gleichgewicht der Organe". Wieviel kann er nicht, im Vergleich zu anderen Geschöpfen, wieviel haben wir auf Kosten unserer geistigen, hochentwickelten Fähigkeiten verloren!

Im Makrokosmos läßt sich Hilaires Gesetz vom Gleichgewicht (labilen) gut verfolgen.

Tierwelt und Menschheit halten sich im Existenzkampf ziemlich die Balance; z. B. kann durch die Trypanosoma gambiense (Erreger der Schlafkrankheit) und andere Trypanosomen die Lebensmöglichkeit der Menschen in vielen afrikanischen Gegenden fraglich werden; wenn wir keine besseren als die jetzt gebräuchlichen Gegenmittel finden, wird dort die dann ungestörte Tierwelt in alter Vielfältigkeit aufkommen. Der Lamarckismus erkennt die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften an, im Gegensatz zu den modernen Darwinisten (Weismann u. a.).

Konnte doch z. B. Kammerer für den Lamarckismus folgende Beweise liefern: Er veränderte die Lebensbedingungen der Geburtshelferkröte, veranlaßte sie, ihre Gewohnheiten der Brutpflege aufzugeben, um diese neuerworbene Eigenschaft auf die Nachkommen zu vererben; ebenso konnte er bei anderen Tieren erworbene Eigenschaften auf die Deszendenten übertragen sehen.

Fritsch führt folgenden sehr beweiskräftigen Fall an: Eine Mutter (im Zustande der Schwangerschaft) mußte zusehen, wie zwei Kinder vor ihren Augen im Feuer umkamen, und bekam plötzliches einseitiges Kopfhaarergrauen; ihr Sohn, mit dem sie damals gravide war, bekam die gleiche weiße Stelle im Haar, als er erwachsen war; von dessen Söhnen bekam einer wieder diese weiße Stelle, der andere nicht.

Darwins Genialität und Sehfähigkeit konnte manche Erkenntnis nicht herauserschauen aus dem Chaos der Phänomene. Deshalb muß sich seine Theorie, soll sie nicht zum Petrefakten werden und hemmen, Ergänzungen und Modifikationen gefallen lassen.

Otto Liebmann.

Von

Friedrich Lipsius, Bremen.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wie die Philosophie der Bewußtseinsimmanenz, so ist auch die an Kant gerühmte „neue Problemstellung" in Wahrheit nicht originalkantisch. Liebmann denkt an die Frage nach den anschaulichen und intellektuellen Bedingungen, die im Sinne der Vernunftkritik alle mathematische und naturwissenschaftliche Erkenntnis erst möglich machen sollen. Aber schon Cartesius und Leibniz haben das Bewußtsein mit angeborenen Ideen, mit einem Apparat aprioriſcher Begriffe ausgestattet; und ob der Apriorismus wirklich eine so große Errungenschaft der Philosophie bedeutet, ob nicht John Locke, der viel verschricene Empirist, über seinen großen Gegner Leibniz schließlich doch den Sieg davon tragen wird, das scheint uns noch keineswegs ausgemacht! Doch haben wir hier nicht Kant zu kritisieren, sondern Liebmanns Stellung zu Kant darzustellen. Liebmann bekennt sich zur Lehre von der Apriorität des Raumes, der Zeit und der Kategorien; nicht weil ihm alle Aufstellungen Kants unantastbar wären, sondern weil er, wie er sagt, keine bessere Hypothese kennt.

„Sämtliche Einzeldoktrinen der Kritik der reinen Vernunft," so faßt Liebmann sein Urteil über die „Bibel des Kritizismus" zusammen, „sind streitig oder zweifelhaft oder bereits

Digitized by Google

widerlegt. Aber der ganze Standpunkt, der prinzipielle Grundgedanke des Werkes ist unveraltet und unsterblich; eine vorher nicht dagewesene und nachher nicht überholte Erkenntnisstufe des menschlichen Geistes." (Ged. u. Tats. II., S. 8.)

Auch wer diese Sätze nicht ohne weiteres zu unterschreiben vermag und das Heil der Philosophie nicht vom Kantischen Skeptizismus erwartet, wird doch der rückhaltlosen Ehrlichkeit, die uns in allen Gedankengängen Liebmanns entgegentritt, seine Anerkennung nicht versagen können. Wohl sind wir — im Gegensatz zu Liebmann — der Ueberzeugung, daß es ein- für allemal unübersteigbare Schranken der Erkenntnis überhaupt nicht gibt. Daß aber im einzelnen Fall mit einem mutigen Geständnis des Nichtwissens dem geistigen Fortschritte unendlich viel mehr gedient ist, als mit einer Verschleierung der Schwierigkeit und einer von der Oberfläche hergeholten Scheinlösung, darüber sind wir selbstverständlich mit ihm einig.

Liebmanns kritische Vorsicht hat jedenfalls keine anderen, als rein wissenschaftliche Gründe; die Absicht, „das Wissen aufzuheben, um für den Glauben Platz zu bekommen," liegt ihm fern. Wer sich einen lebendigen Eindruck von dem Freimut verschaffen will, mit dem Liebmann über die höchsten Daseinsfragen redet, der lese das Kapitel „Gehirn und Geist" in seiner prächtigen „Analysis der Wirklichkeit". Offen bekennt sich Liebmann hier zur Hypothese des „empirischen Materialismus". Es ist seiner Meinung nach die Aufgabe der physiologischen Psychologie, den innigen und unlösbaren Zusammenhang zwischen seelischen und Gehirnprozessen immer vollständiger nachzuweisen. „Je mehr dies gelingt, um so willkommener wird es uns sein .... der Freund der Wahrheit — der Philosoph — muß jeden nach dieser Richtung errungenen Fortschritt mit Freuden begrüßen, ohne Rücksicht darauf, ob damit subjektiven Glaubenssätzen, liebgewonnenen Vorurteilen u. dgl. mehr gedient oder widersprochen wird."

Freilich kann der Materialismus nie mehr sein wollen, als die „Asymptote der Psychologie" — eine Linie, auf der wir uns den seelischen Tatsachen fortschreitend nähern, auf der wir sie aber niemals erreichen. Es gibt kein Denken ohne materielles Organ, das lehrt uns die Erfahrung; aber Gehirn und Geist, Empfindung und Bewegung, Naturgesetz und logisches Gesetz sind mindestens der äußeren Erscheinung nach toto genere verschieden und unvergleichbar. Auch die vollständigste und genaueste Kenntnis der sensorischen und motorischen Sphären, der Assoziationsbahnen und Apperzeptionszentren unserer Großhirnrinde würde zur Lösung des hier verborgenen metaphysischen Problemes nichts beitragen. „Das Welträtsel läßt sich noch viel weniger in der Retorte zersetzen oder mit dem Skalpell zerschneiden oder mit dem Mikroskop und Galvanometer erlauschen, als mit metaphysischen Spekulationen ergrübeln." Denn „man kann aufs innigste von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß sämtliche Funktionen der Intelligenz begleitet, vielleicht bedingt und getragen sind von einem durchgängig korrespondierenden Fluß materieller Vorgänge .... so ist damit doch über die allgemeine Weltanschauung noch gar nichts entschieden."

Immerhin glaubt Liebmann eine Folgerung seiner Arbeitshypothese wenigstens von ferne andeuten zu dürfen: „Ist die Vernunft Naturprodukt, so muß die Natur Vernunft haben; wodurch man denn auf so etwas wie den Nus des Anaxagoras, den Logos des Heraklit und der Stoiker hingewiesen wird." Aber dieses „eminent Logische," das wir nach Liebmann dem Naturmechanismus zugrunde zu legen nicht umhin können, ist noch längst nicht der Gott der positiven Religion. Hier einen bequemen Kompromiß mit altgeheiligten Vorstellungen abzuschließen, dazu ist ein Liebmann viel zu vorsichtig — und zu ehrlich! Ihm liegt nichts daran, für seine Philosophie den Ruhm der Gläubigkeit zu ernten. „Auf Physikotheologie reflektiere ich deshalb nicht, weil — abgesehen von Hungersnot, Pestilenz, Kampf ums Dasein und anderen natürlichen Mißständen abgeleiteter und sekundärer Art — die Vereinbarkeit dieser Theorie mit der Existenz einer Menge mißratener und verun-

Digitized by Google

glückter Geschöpfe aus erster Hand, wie der hirnlosen Mißgeburten, Mikrozephalen, Taubstummen, Blindgeborenen, Geisteskranken usw. sich durchaus nicht einsehen läßt.

(Schluß folgt.)

Der Ärmel des Priesters.*)

Ein Priester, dessen Namen und Heimat man nicht kannte, begehrte einmal bei dem Fürsten Lu vorgelassen zu werden. Der Pförtner weigerte sich, ihn zu melden. In diesem Augenblick trat einer der Hofherren aus dem Schloß. Der Priester verneigte sich und brachte ihm seine Bitte vor. Da er unansehnlich gekleidet war, stieß ihn der Würdenträger weg, und als er wiederkam, ließ er ihn durch einen Diener hinaustreiben. Der Priester lachte, zog hundert Taels in Gold hervor, ersuchte den Mann, ihn beim Hofherrn mit dieser Gabe zu empfehlen und sagte noch: „Ich habe gehört, daß im inneren Garten Pflanzungen und Lustgebäude sind, denen kein Ding auf Erden an Schönheiten gleicht. Möchte man mir sie zeigen, das wäre mir fürs Leben genug.“ Dann schenkte er dem Diener eine Handvoll Silber. Der freute sich und brachte die Botschaft dem Hofherrn, der ebenfalls erfreut war und den Priester durch eine Hintertür in den Garten führte.

Sie besahen nun eine Herrlichkeit nach der andern. Zuletzt bestiegen sie, um die ganze Gegend zu überschauen, einen turmartigen Bau. Als der Hofherr sich an die Brüstung lehnte und hinunterblickte, gab ihm der Priester einen Stoß. Er fühlte sich hinabstürzen, blieb aber an einem dünnen Rindenfaden hängen, dessen eines Ende an seinem Gürtel, das andere an einem Vorsprung des Turmes haftete. Als er nach unten sah, erschien es ihm, daß er hoch oben in der Luft hing, und ihn schwindelte. Im nächsten Augenblick spürte er ein Nachlassen des Fadens, als wolle er reißen, und schrie laut auf. Sogleich kamen einige Wächter herbeigelaufen, die, als sie den Hofherrn hoch über der Erde hängen sahen, heftig erschraken. Endlich bestiegen sie den Turm und versuchten, den daran befestigten Knoten zu lösen, aber der Faden war so dünn, daß man ihn nicht anfassen durfte. Die Wächter suchten nun den Priester; er war verschwunden. Sie wußten sich keinen Rat mehr und meldeten die Begebenheit dem Fürsten. Er kam herbei, wunderte sich und befahl sodann, große Polster auf dem Boden auszubreiten. Als sie es getan hatten, riß der Faden, und in demselben Augenblick wurde es allen offenbar, daß die Gefahr nur eine Täuschung gewesen war und daß der Hofherr in Wahrheit kaum einen Fuß hoch über der Erde geschwebt hatte, und sie brachen in helles Gelächter aus.

Der Fürst ließ den Aufenthalt des Priesters erkunden. Die Boten erfuhren, daß er beim Hsiu-tsai Tschang wohnte; sie fanden ihn nicht zu Hause, begegneten ihm aber auf dem Rückwege und führten ihn zum Fürsten. Der lud ihn zu einem Mahle ein und bat ihn, ihm seine Gaukelkünste zu zeigen. Der Priester sagte: „Ich bin ein Mann aus der Wildnis und besitze gar keine Kunst. Da Eure Hoheit mir aber wohlgesinnt ist, werde ich es wagen, Ihnen einen Frauenchor vorzuführen, der Ihnen ein langes Leben wünschen soll.“ Er zog nun aus seinem Ärmel eine schöne Frau hervor und stellte sie auf den Boden. Sie verneigte sich zur Erde und trug das Lied vor, das die Feen im Schlosse der Mutterkönigin des Westens singen. Dann ließ er in der gleichen Weise eine zweite, eine dritte und noch viele Sängerinnen erscheinen. Zuletzt kam die Fee, welche die Weberin genannt wird, und brachte ein himmlisches Gewand, dessen goldene Strahlen das Zimmer füllten. Der Fürst meinte, das Kleid sei wohl ein Trug, und verlangte, es in der Nähe zu betrachten. Der Priester sagte, das gehe nicht an, aber der Fürst hörte nicht auf ihn und besah das Kleid von allen Seiten. Es war ohne Naht und nicht wie Menschenwerk. Der Priester sagte ärgerlich: „Ich wollte Ihnen mit aufrichtigem Herzen dienen und habe Ihnen zur Freude das Kleid den Himmelssöhnen entliehen. Nun ist es von der unsauberen Luft berührt. Wie kann ich es den Eigentümern zurückgeben?“ Dann zündete er das Kleid an und steckte es wieder in seinen Ärmel. Als man den untersuchte, war darin nichts mehr zu finden.

Der Fürst glaubte nun daran, daß die Sängerinnen Feen wären, und hätte gern einige an seinem Hofe behalten. Als er aber noch einmal hinsah, entdeckte er, daß es seine eigenen Hofsängerinnen waren. Nun fiel es ihm jedoch ein, daß die vorgetragenen Gesänge den Mädchen unbekannt sein mußten. Er fragte sie danach, und sie wußten gar nicht mehr, was sie getan hatten.

Der Fürst erwies dem Priester große

*) Wir entnehmen diese kleine Geschichte der Sammlung „Chinesische Geister- und Liebesgeschichten“, erschienen im Verlag Rütten und Loening in Frankfurt a. M. Eine eingehende Würdigung des Buches finden unsere Leser an anderer Stelle.

Digitized by Google

Ehren und bat ihn, bei ihm auf seinem Schlosse zu bleiben. Der Priester sagte: „Ich bin ein Wilder, und dieses Schloß ist ein Käfig. Im Hause des Hsin-tsai habe ich Freiheit.“ Doch kam er fortan oft am Tage ins Schloß und ging am Abend, blieb auch manchmal auf das Drängen des Fürsten über Nacht. Bei Tisch pflegte er außer der Jahreszeit die köstlichsten Blumen und Gewächse aller Art hervorzuzaubern.

Einmal fragte ihn der Fürst: „Ich habe gehört, die Unsterblichen vergäßen die Liebe nicht. Ist das wahr?“ Der Priester antwortete: „Bei den Unsterblichen ist es wohl so, aber ich bin nicht von ihnen. Mein Herz ist ein verdorrter Baum.“

In einer Nacht, die der Priester im Schlosse zubrachte, hieß der Fürst eine junge Dirne zu ihm gehen. Als sie in sein Zimmer trat und ihn anrief, erhielt sie keine Antwort. Sie zündete eine Kerze an und sah, daß er auf dem Lager mit geschlossenen Augen saß. Sie schüttelte ihn; er öffnete die Augen und schloß sie wieder. Sie schüttelte ihn noch einmal; da begann er zu schnarchen. Sie stieß ihn; da fiel er hin, lag unbewegt da und schnarchte mit Donnerstimme. Sie berührte mit dem Finger seine Stirn; es klang hart, wie wenn man auf eine Eisenpfanne schlägt. Nun ging sie zum Fürsten und berichtete es ihm. Der Fürst befahl ihr, den Schlafenden zu stechen; die Nadel drang nicht ins Fleisch. Man versuchte den Körper zu heben; zehn Menschen konnten ihn kaum vom Platze bringen. Sie ließen ihn zu Boden fallen, und es war wie der Fall eines zentnerschweren Felsblocks. Am nächsten Morgen suchte man ihn wieder auf; da lag er noch auf der Erde und schlief. Als er erwachte, lachte er und sagte: „Das war ein guter Schlaf, ich habe es nicht einmal gespürt, als ich vom Bette fiel.“ Danach vergnügten sich die Mädchen oft daran, ihn im Schlafe anzufassen. Bei der ersten Berührung war er noch weich, bei der zweiten hart wie Eisen.

Der Hsiu-tsai Tschang, bei dem der Priester wohnte, hatte einst vor Jahren die Bekanntschaft der Sängerin Wei-ku gemacht und hatte sie heiraten wollen. Wei-ku war berühmt um der Schönheit ihres Gesanges willen; der Fürst Lu hörte von ihr und nahm sie in seinen Dienst. So wurde sie von Tschang getrennt; sie dachten aneinander mit großem Weh, denn sie konnten weder zueinander kommen, noch einander Nachricht geben. Eines Abends fragte Tschang den Priester, ob er Wei-ku gesehen hätte. Er antwortete, er habe alle Frauen am Hofe gesehen, aber er wisse nicht, welche er meine. Tschang beschrieb sie ihm nach Alter und Gestalt; da erinnerte er sich ihrer. Nun bat ihn Tschang, ihr ein Wort von ihm zu überbringen. Der Priester sagte lächelnd: „Ich bin von der Welt abgeschieden und kann nicht zwischen Menschen vermitteln.“ Aber Tschang flehte ihn unablässig an; endlich schüttelte der Priester seinen Aermel und sagte: „Wenn Sie denn unbedingt zu ihr wollen, kommen Sie hier herein.“ Tschang blickte in den Aermel, da war er wie ein großes Haus; doch konnte er nicht anders als gebückt und halb kriechend hineinkommen. Als er es getan hatte, war er in einer weiten Halle; reiches Licht strömte aus unzähligen Fenstern herein; Tische, Stühle, Lagerstätten standen umher. Er wohnte nun darin und fand es sehr behaglich. Indessen ging der Priester ins Schloß, spielte mit dem Fürsten Schach und wartete auf Wei-ku. Als sie kam, schüttelte er den Aermel, wie um den Staub abzustreifen, und schon hatte er Wei-ku hineingebracht, ohne daß es jemand bemerkte.

Tschang saß gerade in tiefem Sinnen, als eine schöne Frau durchs Dach hereingefallen kam. Es war Wei-ku. In staunendem Entzücken umarmten sie einander. Nachdem sie liebend und genießend eine Zeit beisammen verbracht hatten, sprach Tschang: „Diese wunderbare Begegnung dürfen wir nicht unbeschrieben lassen. Daher möchte ich mit Ihnen ein Gedicht machen.“ Und sie schrieben an die Wand diese Verse:

Tschang: Das Haus des Fürsten ist wie das Meer. Wer es betritt, läßt keine Spur zurück.

Wei-ku: Wie hätte ich je die Hoffnung gewagt, meinen Geliebten wiederzusehen?

Tschang: Im Aermel ist eine unendliche Welt. Sie hat nicht Maß und nicht Grenze.

Wei-ku: Die einsamen Wandrer empfängt sie gnädig und die sehnsüchtigen Frauen.

Kaum war das Gedicht zu Ende, kamen fünf Menschen in rosafarbenem Kleid und kantigen Hüten herein, ergriffen die Frau und führten sie hinaus. Tschang war erschreckt und wußte nicht, was er beginnen sollte.

Bald kehrte der Priester nach Hause zurück, rief Tschang heraus und fragte ihn, wie es ihm ergangen sei. Er erzählte es, jedoch nicht ohne einige Einzelheiten zu verschweigen. Der Priester lächelte, nahm sein Kleid ab, und zeigte ihm die Rückseite des Aermels. Tschang sah darauf in winzigen, kaum sichtbaren und doch völlig deutlichen Zügen die Verse, die er und Wei-ku an die Wand geschrieben hatten.

Nach einigen Wochen durfte Tschang wieder in den Aermel gehen, und dann noch etlichemal. Als er wieder einmal mit Wei-ku

Digitized by Google

zusammenkam, sagte sie zu ihm: „Es regt sich in meinem Leibe. Ich bin sehr bekümmert darüber. Ich habe mich fest gegürtet, aber im Schlosse gibt es zu viele Augen und Ohren, und wenn das Kind geboren wird, wo kann ich es schreien lassen? Bitte den Priester, mir zu helfen, wenn meine Stunde kommt.“ Tschang versprach es ihr. Als er den Priester wiedersah, warf er sich vor ihm nieder und wollte nicht aufstehen. Der Priester hob ihn auf und sagte: „Was gesprochen wurde, war mir schon bewußt. Seien Sie unbesorgt. An diesem Faden hängt die Erhaltung Ihres Geschlechtes; wie sollte ich da nicht mit allen Kräften helfen? Aber von nun an dürfen Sie nicht mehr zu ihr. Der Grund meines Beistandes ruht nicht in den persönlichen Verhältnissen.“

Nach einigen Monaten kam der Priester zu Tschang und sagte lächelnd: „Ich bringe Ihnen Ihren Sohn; holen Sie schnell die Windeln herbei.“ Tschangs Ehefrau, die etwa dreißig Jahre zählte, war von gütiger Natur. Sie war etlichemal schwanger gewesen, hatte aber nur einen Sohn behalten; eine Tochter, die sie vor kurzem geboren hatte, war gestorben, nachdem sie nur einen Monat gelebt hatte. Als Tschang ihr die Nachricht brachte, kam sie erfreut heraus. Der Priester holte das Kind, das sanft schlief, aus dem Aermel; die Nabelschnur war noch nicht abgebunden. Frau Tschang nahm es in ihre Arme, da fing es erst zu weinen an.

Dann zog der Priester sein Kleid aus und sagte: „Die Lehre des Tao verbietet, Blutflecken auf seinem Kleide zu haben. So muß ich das alte Ding, das mir zwanzig Jahre gedient hat, abtun.“ Während er ein neues anzog, das ihm Tschang gab, sagte er zu ihm: „Werfen Sie das alte nicht weg. Ein Lot davon hat, zu Asche verbrannt, die Macht, schwere Geburten zu lindern.“ Tschang versprach, darauf zu achten.

Eine Zeit verstrich. Eines Tages sprach der Priester zu Tschang: „Von dem aufbewahrten alten Kleid behalten Sie stets ein Stück zurück. Vergessen Sie es auch nach meinem Tode nicht.“ Tschang sagte, er solle nicht Worte von übler Vorbedeutung sprechen. Der Priester schwieg. Bald darauf ging er zum Fürsten und sagte: „Nun will ich sterben.“ Der Fürst mochte es nicht glauben und sagte nur: „Das ist ja des Schicksals Sache, wie kann man darüber sprechen?“ Doch hielt er ihn, als er gehen wollte, zurück und bat ihn, eine Partie Schach mit ihm zu spielen. Als sie es getan hatten, stand der Priester auf. Der Fürst hielt ihn wieder zurück und bat ihn, mit ihm in das äußere Haus zu treten. Der Priester folgte ihm und legte sich draußen hin. Als der Fürst sich nach ihm umwandte, sah er, daß er tot war.

Der Leichnam wurde eingesargt und mit großen Ehren begraben. Tschang ging an das Grab und trauerte. Auf dem Rückwege fiel ihm ein, was der Priester vom Kleide gesagt hatte. Er machte es bekannt, und es erwies sich, daß es ein Mittel von großer Kraft war. Viele Leute kamen zu Tschang und baten ihn darum. Anfangs gab er von dem befleckten Aermel, dann schnitt er Stücke des Kragens ab und so fort. Er beherzigte aber die Mahnung des Priesters, da er dachte, es sei wohl seine Frau gemeint, die eine schwere Geburt haben würde, schnitt ein handgroßes Stück ab und bewahrte es wie eine Kostbarkeit. Aber die Jahre vergingen, ohne daß er es brauchen konnte.

Da geschah es, daß eine Nebenfrau des Fürsten Lu, die gebären sollte, drei Tage lang in den Wehen lag, und alle Mittel, die die Aerzte anwandten, hatten keinen Erfolg. Nun erzählte jemand dem Fürsten von Tschangs wunderbarem Kleid. Der Fürst ließ ihn rufen. Sobald die Frau von der Asche eingenommen hatte, gebar sie. Der Fürst war sehr erfreut und wollte Tschang Silber und Seide schenken, aber er wollte nichts annehmen. Auf die Frage des Fürsten, ob er nicht doch einen Wunsch habe, sagte er: „Ich wage nicht, ihn auszusprechen.“ Als ihn der Fürst aufforderte, es unbesorgt zu tun, verneigte er sich zur Erde und sprach: „Wenn Eure Hoheit mir eine Gnade erweisen wollen, geben Sie mir Wei-ku. Das wäre mir genug.“ Der Fürst ließ sie kommen und fragte nach ihrem Alter. Sie sagte: „Als ich ins Schloß kam, war ich achtzehn. Seither sind vierzehn Jahre verstrichen.“ Der Fürst meinte, sie wäre zu alt, und ließ alle Sängerinnen rufen, damit Tschang sich eine nach Belieben wähle; aber Tschang wollte keine andere. Der Fürst lachte und sagte: „Närrischer Student, haben Sie sich schon vor so vielen Jahren vergeben?“ Tschang erzählte ihm nun alles. Der Fürst ließ einen reich geschirrten Wagen herrichten und alle Kostbarkeiten, die Tschang abgelehnt hatte, als Wei-kus Aussteuer draufladen. Dann begleitete er die beiden hinaus.

Wei-kus Sohn war Hsiu-scheng, das ist „der im Aermel Geborene“, genannt worden. Zu jener Zeit war er elf Jahre alt.

Tschang hörte nie auf, der Güte des Priesters zu gedenken, und ging in jedem Jahre am Totenfeste an sein Grab.

Ein Mann aus Sse-tschuan befand sich auf einer Reise in der Gegend. Da kam ihm der Priester entgegen, gab ihm ein Buch und sagte:

Digitized by Google

„Es ist aus dem Schloß. Als ich eilig fortging, habe ich vergessen, es zurückzugeben. Bringen Sie es in meinem Namen hin.“ Als der Mann ins Schloß kam, erfuhr er, daß der Priester schon lange tot sei. Da wagte er nicht, dem Fürsten zu berichten, was ihm begegnet war. Tschang tat es für ihn. Der Fürst schlug das Buch auf und erkannte es wieder. Er zweifelte aber noch und ließ das Grab des Priesters öffnen; man fand den Sarg leer.

Tschangs erster Sohn starb jung. Durch Hsiu-scheng blieb Tschangs Geschlecht erhalten. So erfüllte sich die Prophezeiung des Priesters.

Friedrich der Große in der bildenden Kunst.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Die Berliner Akademie hat uns in der umfassendsten Weise über das Verhältnis Friedrichs des Großen zu den bildenden Künsten in jener glänzenden Ausstellung von französischen Werken des achtzehnten Jahrhunderts aufgeklärt, nach der wir uns jedesmal wieder sehnen, wenn wir die Schwelle des Akademiegebäudes betreten. Ganz besonders aber wird heute diese Erinnerung in uns wach, da wir kommen und in den reichbehängten Sälen schauen sollen, wie die Person des großen Königs selbst, ferner sein Kreis und seine Taten von der bildenden Kunst im Laufe zweier Jahrhunderte aufgefaßt und umgestaltet worden sind.

Antoine Pesne, zu Paris geboren und gebildet, ist 1711, ein Jahr vor Friedrichs Geburt, Hofmaler in Berlin geworden. Er hatte damals schon seine italienische Reise hinter sich, aber seine von den Niederländern des siebzehnten Jahrhunderts herzuleitende Art ist weder durch Rom in der Zeichnung noch durch Venedig in der Farbe aufgebessert worden. Wir lieben ihn wohl am ehesten dort, wo er die Dämmerung, aus welcher die Gestalten hervortreten, mit kalten grünlichen Tönen versetzt; mit Geschick weiß er dann gewöhnlich ein Rot dagegen auszuspielen. So ist es bei dem Kinderbildnis von Friedrich und Wilhelmine und dem vielleicht zehn Jahre späteren Porträt derselben Schwester. Das im Aufbau und in der Verwendung breiter flutender Schatten und kleiner emportauchender Lichtinseln freieste und glücklichste Bild ist allerdings auf Warm und Braun gestimmt. Es gibt einen der Vorleser Friedrichs, den lachenden Materialisten Julien Offray de la Mettrie, wieder. Pedantisch und spröde sieht daneben die Tafel mit dem zweiten Vorleser, dem Prediger Karl Stephan Jordan, aus, obschon sie in der Zeichnung gewissenhafter ist; auf jede Lockung durch Farbe und Licht ist hier aber verzichtet. Es müßte auffallen, wenn Jean Etienne Liotard, der in allen Hauptstädten der Welt gearbeitet und die Großen gemalt hat, nicht auch einen von der Tafelrunde Friedrichs porträtiert hätte. Das Pastellbild des Grafen Francesco Algarotti mit den scharfen Linien und den säuberlich und glatt gewischten Flächen ist von seiner Hand. Da verlangte der eckige, narbige Kopf des berühmtesten aller Husaren, des Generals Joachim Hans von Zieten, schon eine andere Technik, ja einen Augenblick fragen wir uns, ob das weibliche Pastell einen solchen Gegenstand überhaupt vollkommen bewältigen könne. Edward Francis Cunningham hat nun in einer Zeit, wo er, der große Verschwender, aus Not wieder malen mußte, mit kühnen, fast gewalttätigen Strichen jenen Zietenkopf aufgebaut, durch den er uns für seine übrigen langweiligen Paradebilder entschädigt. Der erste Künstler, der sich ausführlich mit der Person des großen Friedrich beschäftigt hat, ist Daniel Chodowiecki gewesen. Sein Gouache von 1772, die Besichtigung der Garde zu Potsdam, ist von unglaublicher Gewissenhaftigkeit, um nicht zu sagen Aengstlichkeit, in der Zeichnung. Aber wir mögen daraus wenigstens ersehen, durch welche Feinheit der Naturbeobachtung er für die großen Illustrationszyklen vorbereitet war, für die Radierungen zu Steins Charakteristik Friedrichs II., zu den Anekdoten Friedrichs des Großen und zur brandenburgischen Geschichte. Aber das Auge Chodowieckis sah nicht weit und sah nicht in die Tiefe. Wir werden uns der gutbürgerlichen Wahrheitsliebe und Schalkhaftigkeit jener Blättchen nicht entziehen, aber „Friedrich den Einzigen“ suchen wir nicht dort, sondern bei jenem, der für alle Welt das Bild des großen Königs erfunden und seine Taten gedeutet hat, bei Adolf von Menzel. Wir wollen keines der vielen Bildnisse Friedrichs aus dem großen Saale, nicht den pausbäckigen Kronprinzen Pesnes, nicht den König des Ziesenis mit dem Schulmeistergesicht, aber jenen kleinen Steindruck Menzels, den er 1904 dem Grafen Rantzau schenkte. „Mein besserer Friedrich“ schrieb der Künstler darunter. Er hatte es im Gefühl, wie der König aussehen mußte, und durch zahlreiche kleine Korrekturen die erste Fassung dieses Bildes – es war als Holzschnitt für Scherrs Germania gedacht – verbessert. Man hat das

Digitized by Google

interessante Blatt mit den Randbemerkungen Menzels an dieselbe Wand gehängt. Ueber seine Holzschnitte zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen (1840), zu den Werken Friedrichs des Großen (1843–49), über die Steindrucke zur „Armee Friedrichs des Großen" (1851–57) hier eigens zu reden, darf man bei der ungeheueren Popularität dieser Werke unterlassen. Aber auf zwei frühe Menzelsche Aquarelle, die nachher wieder im Berliner Privatbesitz verschwinden werden, müssen wir acht haben: Friedrich auf der Kahnfahrt zu Rheinsberg (1860), Friedrich auf dem Malergerüst (1861). Mag unser Auge das Kompositionelle prüfen oder den Reizen der Farbe nachgehen, niemals werden wir es fassen, daß diese Bilder nur eine Art Erholung für den Künstler waren, ehe er sich an das große Krönungsbild machte. Kurz vorher waren zwei umfängliche Tafeln fertig geworden, welche einem Sieg und einer Niederlage Friedrichs des Großen galten. Zur hundertsten Wiederkehr des glorreichen Tages von Leuthen hatte Menzel den König gemalt, wie er mit „Bon soir, messieurs!" in das Schloß zu Lissa tritt. 1858 ist das Bild fertig geworden, eine meisterliche Behandlung des Lichtproblems. Ein eiliger Pinsel erzeugt alle die gaukelnden Lichter und huschenden Schatten, durch welche die Hast und der Schrecken der über die Treppe Herabstürmenden unserm Auge noch unheimlicher erscheint. Aber während dieses Bild uns von der Hamburger Kunsthalle so oft gezeigt werden wird, wie wir wollen, werden nur wenige Auserwählte das gewaltigste Menzelsche Bild wiedersehen, die Tafel von 1856, welche Friedrich und die Seinen bei Hochkirch darstellt. Sie ist aus dem Arbeitszimmer des Kaisers im Neuen Palais zu Potsdam hierher gebracht worden. Wir können nicht dankbar genug dafür sein. Es ist der Augenblick wiedergegeben, wo die Preußen zum letztenmal sich aufraffen, um der drohenden Niederlage zu entgehen. Bis tief in die Nacht ist gekämpft worden. Auf seinem Schimmel reitet der König hinter der Schützenlinie herunter, und schon sieht man den Erfolg seiner zündenden Worte; auch die Mutlosen spannen wieder die Büchse, und im Vordergrund erklimmt ein Trupp, geführt vom Offizier, eine Höhe, um dem Feinde aufs neue sich entgegenzustellen. Die Zaghaftigkeit dieser neuen Ankömmlinge kontrastiert effektvoll mit der Todesverachtung jenes Hellebardiers, der mit trotzigem Gesicht und gesträubtem Haare im Mittelgrund des Bildes zu sehen ist. Seine Gestalt zeichnet sich am schärfsten gegen den Feuerschein der brennenden Häuser des Hintergrundes ab. Mehr als das Schicksal eines Königs oder eines Volkes, in diesem Bilde ist „der Krieg" gemalt. Können wir noch nach den Bildern Karl Röchlings, Georg Schöbels und Artur Kampfs uns umsehen? Sogar die Schadowsche Statuette hat mit einem Male bedeutend verloren. Ja, dieses Menzelsche Werk rettet die ganze Ausstellung.

Ueber den Katalog, der anscheinend in großer Hast hergestellt worden ist, haben wir uns leider zu beklagen; was Ordnung, Deutung und Datierung der Werke anlangt, müßte er mehr leisten, zumal bei einer Ausstellung, deren Hauptgewicht im Historischen liegt.

Notizen über Hermann Bang †.

Die Kunst dieses Dänen, der ein Suchender war und in seinen Schriften die ganze Qual des Schaffenden verspüren läßt, der sich nicht genug tun kann, war ähnlich der des Schattenspielers. Er läßt seine Gestalten als Silhouetten auftauchen, und, weit entfernt, sich auf Seelenschilderungen, auf die Bewältigung innerer Konflikte, auf die Gestaltung von Menschen voll Blut und Leben einzulassen, gibt er, der ewige Zuschauer, der sich stumm und kalt an den Tisch des Lebens gesetzt hat, rasch vorübergleitende und kaum erhaschbare Bilder, die sich erst in der Phantasie des Lesers zu einem Daseinsgemälde zusammenfügen sollen. Wir alle erleben Stunden, wo wir unversehens in eine ausgelassene Gesellschaft geraten, und, ohne selbst mittun zu können, das Fratzenhafte und Unsinnige dieser Situation empfinden. Das Wesentlichste in der Kunst Hermann Bangs ist die Angst vor dem Leben, vor der blutvollen Leidenschaft, vor all den tausend Irrtümern der Begegnungen und Erlebnisse, die doch letzten Grundes als das allein Wahre zu gelten haben. Dieses Gefühl der Angst, die Notwendigkeit, bestehende Verhältnisse als etwas anzusehen, was sich auflöst und uns entgleitet, hat Bang zu einer ganz persönlichen Note ausgestaltet. Er gehört unzweifelhaft zu der nicht geringen Anzahl von Schriftstellern, die vollkommen nur aus der intimen Kenntnis des dänischen Landes und der dänischen Kultur, die ganz zu Unrecht oft mit der skandinavischen zusammengeworfen wird, zu verstehen ist.

Bang hat selbst einmal, im Vorwort zu „Tine" Kämpfe dargestellt, die mit der künstlerischen Produktion einhergehen: „Es ist ein eigentümliches Doppelspiel zwischen dem Künstler und seinen heuchlerischen Nerven, die aus Angst vor all den Anstrengungen, die ihrer harren, durch tausend Kunstgriffe seinen Plan vereiteln wollen. Es ist ein ewiges gegenseitiges Ueberlisten, wie von zwei pfiffigen Spielern, von denen jeder weiß, daß der andere „mogelt".

Das Hirn flößt dem Künstler nicht allein Wochen

Digitized by Google

hindurch unüberwindliche Angst ein vor dem bloßen Anblick des Pinsels, Bossierholzes oder der Tinte. Nein, es verwirrt ihn, indem es als Hilfstruppen Schwärme von fremden Erinnerungen und für seinen Plan nicht passenden Reminiszenzen hervorruft. Es belagert ihn mit andern Ideen und plötzlichen Entwürfen, als deren Fata Morgana die sichere Küste der fernen Vollendung selbst erscheint."

Dieser Krampf der Produktion ist bis in die Werke Bangs zu verspüren. Der Pessimismus seines großen Landsmannes Jacobsen hat trotz allem eine stärkere Lebenskraft. Während wir dessen Figuren im Leben wiederfinden, berühren wir uns mit der Schöpfung Bangs bei allem Können, das sie auszeichnet, doch letzten Endes nur in Stimmungen. Wenn nach alledem ein Schlagwort erlaubt ist, so möchte man das Künstlertum dieses Dänen als etwas Problematisches bezeichnen. Nur daß seine Naturen, die vielleicht allzu sehr mit seiner Blutlosigkeit getränkt sind, gar nicht erst in die Lage kommen, sich mit einem Konflikte abzufinden und ihm gegenüber ihre Willensstärke zu beweisen. Bang schildert mit Vorliebe gebrochene Naturen, wie den William Hög aus den „Hoffnungslosen Geschlechtern", und wie er Volkscharaktere geben will in seiner populärsten Schöpfung, dem Künstlerroman „Michael"*), da vermißt man an ihnen eine letzte Glaublichkeit. Seine künstlerische Technik bringt es überhaupt mit sich, daß in den Novellen „Leben und Tod" und in den Excentrischen Novellen mit ihren glänzenden Schilderungen des Artisten Lucas Höheres erreicht wird wie im Roman. „Ich sehe meine Personen nur Bild für Bild und höre sie nur in einer Situation nach der anderen reden. Ich muß oft stundenlang warten, bis sie durch einen Blick, eine Bewegung, ein Wort, mir ihre wirklichen Gedanken verraten, die ich ja nur ahnen kann, gleich wie man die anderer lebender Menschen ahnt — die derer, mit denen man umgeht und die man kennt. Wenn ich mich dann nicht bemühe, diese eine und kurze Situation, in der ich sie sehe, die Bewegung, die kleine Bewegung, in der sie sich verraten, den Ton der Worte, in denen sie sich entblößen, das alles so lebendig zu machen, so leibhaftig wie das Leben selbst — wie kann ich dann hoffen zu überzeugen."

Der künstlerische Mangel Bangs liegt aber gerade in der absoluten Richtigkeit der Details, der Bewegung, der Stimmungsreflexe. Ihm fehlt der eine starke Ton, in den alles zusammenströmt. Il est par trop artiste, und vielleicht gerade da am stärksten, wo er, wie in der Theaterscene im „Michael" ununterbrochen in seiner pointillistischen Art die Blicke herüber und hinüber von der Szene zum Seelenschauspiel der Zuschauer führen kann, und wo das Milieu selbst dazu auffordert, verdeckte Abgründe zu zeigen. Hans Landsberg.

*) Alle Schriften von Bang sind bei S. Fischer erschienen.

Aus Berliner Theatern.

Schönherr.

Im Berliner Lessingtheater war endlich mal wieder ein Premierenabend. Zuerst spielte man von Arthur Schnitzler: „Komtesse Mizzi oder der Familientag", eine nicht gerade ausgelassene, aber doch herzhaft freche kleine Burleske aus dem allerhöchsten Wiener Gesellschaftsleben, die besonders durch die ironische Parallele amüsiert, die mit dem Nebentitel zu unserem braven Kadelburg gezogen wird. Ab und zu blinken aus den grotesken Situationen, in denen diese lebenstüchtige Komtesse zum ersten Male der seit achtzehn Jahren dem Herrn Pappa innigst attachierten Lolo und zugleich zum ersten Male dem eigenen achtzehnjährigen, sehr außerehelichen Sohne gegenübertritt, ganz frische, kleine, erfreuende Menschlichkeiten; aber im ganzen bleibt es doch ein recht überspitztes, nur für eine leichte Theaterstunde hinzunehmendes Spiel.

Von ganz anderem Gewicht war die zweite Darbietung des Abends, Karl Schönherrs Komödie des Lebens „Erde". Gleichwohl bedeutet diese Aufführung kein Ruhmesblatt für den Direktor Brahm. Vor fünf Jahren hat er dies künstlerisch wirklich bedeutende und in einem wichtigen Sinne neue Werk abgelehnt und dem inzwischen verstorbenen Hebbeltheater das Wagnis der Berliner Erstaufführung überlassen. Jetzt, nachdem der nicht unbedingt erfreuliche Riesenerfolg von „Glaube und Heimat" auch ein minder publikumsfähiges Stück des Dichters ins Schlepptau nehmen kann, entschließt er sich zu einer Aufführung. Und diese Aufführung ist nicht gut. Ganz abgesehen davon, daß Emanuel Reicher, der im ersten Stück den alten abgedankten Lebemann rührend täppisch gab, für die Gestalt des unsterblichen Bauern, des erdverwurzelten alten Grutz nicht elastische Härte und Schärfe genug besaß — die ganze Aufführung verfehlte den Kern der Dichtung, ihr rhythmisch-symmetrisches Wesen, ihr architektonisches Prinzip, ihren musikalischen Gehalt. Alle Steigerungen waren verwaschen, alle Zuspitzungen verplattet, alle Refrains unakzentuiert oder wohl gar unterdrückt. Es zeigte sich wiederum, daß der nur im Engsten große Geist dieses Hauses überall versagt, wo der Dichter mehr als die starke Wirklichkeitsillusion, wo er rhythmisch musikalische Akzente verlangt. Die Regie dieses Hauses trifft so wenig den Takt des mächtigen Totenmarsches in „John Gabriel Borkmann" wie die silberne Mozartmusik in Hauptmanns „Griselda". Und daß Schönherrs Komödie solch eine inwendige überrealistische Musik besitzt, solch eine Musik, wie sie die Brahmsche Bühne eben nicht mehr zu treffen vermag, grade das macht den Wert dieser Dichtung aus.

Die neue Aufführung dieser Komödie sollte der allzu tonangebenden Berliner Kritik doch Anlaß sein, ihr Urteil über diesen Karl Schönherr

Digitized by Google

einmal zu revidieren. Es ist richtig, daß Erfolge im Stil von „Glaube und Heimat“ kultivierte Menschen immer mißtrauisch machen, und daß obendrein das norddeutsche Gemüt schon immer etwas gereizt ist, wenn der süddeutsche Stammesbruder so haltlos schwärmt, wie es hier der Fall war. Dennoch ist Schönherr von der allzu vernünftigen norddeutschen Kritik, die von vornherein geneigt ist, Volkstümlichkeit für Schwindel und Gemüt für Mumpitz zu halten, Unrecht geschehen. Selbst in Sachen von „Glaube und Heimat“. Nicht als ob mir dies nun ein wirklich jedes Ruhmes würdiges Meisterstück schiene; es ist ein starkes Theaterstück, aber als Dichtung eine halbe Sache mit vielen falschen Tönen. Denn Schönherrs „Glaube“ ist unerlebt, wirkt als bloßes rhetorisches Versatzstück, und läßt alle auf dem Glauben gegründeten Zusammenstöße als leere und laute Effekte erscheinen. Aber die „Heimat“ ist bei Schönherr erlebt; das Ringen des Menschen um ein Stück Erde, das Streben nach einem gesicherten und sichernden Stück Umwelt, das Kämpfen um einen festen Punkt, von dem aus wir unsere Welt nehmen können, daß ist das Motiv aus der großen Symphonie der Zeit, das Schönherr wahrhaft vernommen hat, und mit dessen Variationen er deshalb zu unserer Seele sprechen kann. Der Sandberger, der lieber alle Gewissensqualen als die Heimatlosigkeit dulden wird, der Engelbauer, der für jedes Kind vor der Geburt ein Stück Land haben will, selbst das Vagabundenpaar, Kesselflickwolf und Straßentrapperl, die die Erde so herzhaft im Wandern genießen und doch eine Begier nach Besitz in sich aufkeimen spüren bei dem Gedanken an ihr Kind, selbst diese zwei vom vorsichtigen Brahm als sentimental gestrichenen Gestalten erscheinen mir durchaus lebendig und echt und im rhythmischen Ausbau ihrer freilich nicht zahlreichen sprachlichen Motive, wenn nicht reich, so doch stark geraten.

Eben weil aber aus der Heimat, der Erde, alles Echte und Starke der Schönherrschen Poesie kommt, ist diese ältere Komödie soviel reiner und bedeutender, als die spätere, allzu erfolgreiche Tragödie. Mit mächtigen Linien ist der Bau dieses Dreiakters entworfen: mit dem Herbst scheint die Lebenskraft des alten Bauern tötlich getroffen; im Winter legt er sich mit seiner Erde wie zum Todesschlaf nieder und bestellt seinen Sarg; aber mit den Frühlingsstürmen steht er wieder auf und zerhackt seinen Sarg zu Brennholz, stark und genesen -- ein Unsterblicher. Und alle, die auf seinen Tod lauerten, sind verzweifelt, enttäuscht: die gealterte Magd, die seit zehn Jahren den 46jährigen Sohn des Alten aussichtslos liebt; der Sohn, der sich nicht von der Scholle trennen will, und ein alter, vertrottelter Knecht bei seinem Vater wird; und die junge kräftige Wirtschafterin, zu der sich bei der erwachenden Freiheitshoffnung der verschlafene Bauerssohn, der nur noch nach Kindern und Wiege Sehnsucht hat, wendet -- und die dann, als der unerbittliche alte Grutz wieder in neuer Kraft dasteht, davonzieht zum Eishofbäuerlein. Denn das Eishofbäuerlein will sie zum Weib trotz der „Zuwag“, die sie vom Grutzensohn mitbringt, will sie, weil er ein paar so rüstige Arme braucht für seinen harten Boden da oben, und sie lockt das Stück eigener Erde hinauf ins Eis. — Das alles steht in großen, harten, klaren Zügen da: der Sarg, den der Alte sich erst bestellt hat und dann zerhackt, die Wiege, die der verträumte Sohn sich so vergeblich im Winter zurechttischlert, die Wage, an der die Wirtschafterin erst das Hinschwinden und dann die Neugeburt des Alten ablesen muß, das sind alles so reine, aus der lebendigen Situation gewachsene Zeichen des inneren Wandels, wie die Jahreszeiten; sie gliedern das Spiel in einen sicheren Takt, dessen sprachliche Melodie nun von einer Zahl gleichmäßig wiederkehrender an- und abschwellender Leitmotive erschaffen wird. Dieses Aussparen, Ordnen und Steigern weniger Sätze zu einer monumentalen Wirkung zeugt gewiß nicht für großen Erfindungsreichtum; Schönherrs sinnliche Phantasie, sein Fond an lebendig Geschautem ist nicht groß, und wenn er die wirklich gefühlte Anschauung durch absichtsvoll Geredetes ersetzt (wie dies einige Male dem alten Grutz oder dem Eishofbauern passiert), so entsteht freilich etwas Unechtes und Sentimentales. Aber sein eigentliches Können besteht darin, die wenigen erlebten Motive kunstvoll zu einer großen Wirkung zu ordnen, und dieser Sinn für monumentalen Bau ist wahrlich nichts Geringes. An einer Lebensfülle, wie sie Gerhart Hauptmann besitzt, gemessen, erscheint ja auch ein Henrik Ibsen arm, und doch erzielt er Wirkungen, die in gewisser Weise über alles Hauptmannsche hinaus gehen, durch die architektonische Anordnung, die er seinen wenigen Motiven gibt. Schönherr hat mehr als irgend ein deutscher Dramatiker heute sonst von der Ibsenschen Technik gelernt. Innerlich freilich hat er mit dem großen Zweifler, dem erbitterten Analytiker wenig gemein. Wohl aber erinnert der Gehalt seiner hageren, spitzen Form an das Leben, das in dem üppig breiten Bau Emile Zolas wohnt: Natur und Mensch als ineinander verwachsene, miteinander wachsende Dämonen; der Mensch nicht mehr als getriebenes Teilchen Welt, nicht mehr eine im Sturm der Natur verwehende Seele, sondern selbst ein schicksalhaltiges, mächtig treibendes Stück Natur. Solch ein Gefühl baut sich aus den kargen Motiven in der großzügigen Rhythmik dieser Komödie empor. Und deshalb scheint mir Karl Schönherr, der Dichter dieser „Erde“, kein geringer Faktor unserer dramatischen und geistigen Entwicklung.

Julius Bab.

Digitized by Google

Literatur oder der reuige Schüler.

Von

Robert Walter, Nienburg.

Der Meister münzte seine Weisheit aus und versuchte sich in Bildern.

„Einmal wollten die Vogelweibchen das Vorurteil der Natur besiegen und begannen, sich im Gesang zu üben. Aber sie blieben in der Uebung stecken, und keinem gelang der neuschöpferische Ton."

„Das ist eine Lüge," dachte der Schüler, „so töricht sind Gottes unverstandene Geschöpfe nicht."

„Endlich, als sie begriffen, daß die Gloriole des Lächerlichen sie übel kleidete, wandte sich ihr Interesse wieder dem Eierstock zu."

Der Schüler runzelte die Stirn über seines Lehrers Torheit.

„Einmal hörte der Star den seltsamen Vogel Tysael, dessen Gesang gewiß ein Wunder ist. Der Hansmatz merkte sich ein paar Mäuler voll von Trillern, Läufen, Kopf- und Herztönen und pfiff sie mit den nötigen fachmännischen Erläuterungen den begeisterten Spatzen in den Städten vor."

„Das ist sinnlos," lächelte der Schüler überlegen für sich, „weshalb hören die Spatzen nicht den Vogel Tysael selbst?"

„Ein Mistkäfer mühte sich zwischen Roßäpfeln, ließ seine Flügeldecken von der Sonne befunkeln und lud mit ästhetischer Gebärde ein paar Schmeißfliegen zu sich. „Ich bin der geschätzte Freund jenes dahintänzelnden edlen Pferdes, lebe in seinem diskretesten Leben durchspüre seine intimsten Erzeugnisse und — kurz gesagt — bin der einzigste, der den unvergleichlichen Hauch der abgerundeten Werke dieses Schöpfers restlos genießen kann." So begann er seinen Kommentar, der nur eine monotone Variation der Einleitung blieb."

Der Schüler nannte in seinem Herzen den Lehrer einen dummen Zotenreißer und machte sich hurtig in die Welt.

Nach sieben runden Monden kehrte er wieder, küßte den Fuß seines Lehrers und gestand dankbar: „Du sprachst mir die Wahrheit, und jetzt verstehe ich die Welt. Erzähle mir neue Fabeln."

„Verstehst du die Welt," erwiderte der Meister, „wozu soll ich dir noch Fabeln sagen!"

Neue Bücher.

Chinesische Geister- und Liebesgeschichten, herausgegeben von Martin Buber, erschienen in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening, Frankfurt a. M., in Seide geb. 6,50 M., num. Ausgabe auf China 20 M.

Das sind Geschichten, die erzählen, wie die Geister verstorbener Menschen, von Tieren, besonders von Füchsen, von Bäumen und Blumen usw. sich in Menschengestalt verwandeln und derart leibhaftig, und dazu noch unirdisch schön oder schauerlich, mit den lebenden Menschen verkehren, ihnen aber mehr Liebe als Leid bringen, weil sie selbst ja durch Menschenliebe irgendwie erlöst oder in einer anderen Menschengestalt wieder geboren werden wollen. Diese morgenländischen Geschichten sind von Dämonie, Zauberei und vom Wunder beherrscht, erfüllt von der heimlich-unheimlichen Stimmung des Märchens — und doch werden wir davon ganz anders berührt, wie die abendländischen Geistergeschichten.

„Gesichte haben ihren Ursprung in denen, die sie sehen. Welche Erklärung kann ich da geben?" Keine. Wir wollen sie auch gar nicht gegeben haben bei diesen merkwürdigen und doch nicht weltfremden chinesischen Geister- und Liebesgeschichten. Sie sind so naiv und einfach erzählt, die innige Verbindung zwischen der Welt der Geister und der Menschen ist so selbstverständlich, der Verkehr der Geister und Menschen in Liebe und Leid ist etwas so Natürliches, daß uns kein Grauen erschauern macht, sondern nur ein wunderliches und köstliches Erstaunen rührt. Und mit einer traumhaften Vertrautheit eignen wir uns diese Geisterwelt einfach an.

Das ist die Wirkung dieser Geschichten, ihr Wert ist aber auch ein kulturhistorischer oder wenigstens ihre Uebertragung in unsere Sprache, als Vermittlung zwischen dem chinesischen Geistesleben und dem unsrigen. Denn nichts ist ein besseres Kulturelement als das von Mund zu Mund im Volke weitererzählte und später aufgeschriebene und künstlerisch geläuterte Märchen. Die chinesischen Märchen sind im 17. Jahrhundert von Pu-Sfung-ling, von seinen Freunden Liu-Hsien „der letzte der Unsterblichen" genannt, gesammelt worden, und sie vermitteln uns eine ganz seltsame, überraschend feine, kostbare Geistes- und Seelenkultur, eine Kultur der unbegrenzten Menschlichkeit, die in ihre geheimnisvollen Lebens- und Schicksalsbeziehungen auch die des Unbelebten und Toten als das Natürlichste miteinbezieht. Heinrich Noeren.

Während der nächsten Wochen

führt in meiner Abwesenheit Herr August Lembach, Adresse: Verlag Hellmuth Johnke, W. 15, Meineckestr. 25, die Redaktion der Gegenwart. Sprechstunde: 3—5 Uhr nachmittags.

Heinrich Ilgenstein.

Digitized by Google

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Deutsche Hausfrauen! Die im Kampfe ums Dasein schwer ringenden armen **Thüringer Handweber bitten um Arbeit!**

Dieselben bieten an: **Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Scheuertücher, Rein- und Halbleinen, buntes Schürzenleinen, Bettzeuge, Matratzendrell, Halbwollene Kleiderstoffe, Altthüringische und Spruchdecken, Altthüringische Tischläufer, Ueberhandtücher, Bufettdecken,** solche mit eingewebten, eingestickten und aufgezeichneten (zum Selbststicken) Sprüchen, **Serviertischdecken, reinleinene Vorhänge, Blusenbänder, Korbtücher, Kyffhäuser-Decken, Wartburg-Decken usw.**

Sämtliche Waren sind Handfabrikate, dauerhaft und preiswert **Muster und Preisverzeichnisse** wolle man verlangen vom

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Dies wird durch Tausende unverlangter Anerkennungsschreiben bestätigt.

Thüringer Handweber-Verein
„Carl Grübel-Stiftung", Gotha.
Vorsitzender C. F. **Grübel,** Kommerzienrat und Landtagsabgeordneter

Qualitätsmarke ersten Ranges
Engelhardt
Cigaretten
Cairo-Bremen
Leopold Engelhardt, GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven Cairo-Bremen
General-Depot für die Schweiz
Adolf Staehle & Co. Zürich I. Theaterstrasse 12

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 ₰
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.
Gegründet München 1897.
Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I., Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 7 Berlin, den 17. Februar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Der Fluch der positiven Arbeit.

Von

Otto Corbach.

Der neue Reichstag ist gewählt. Die schwarz-blaue Mehrheit ist dahin, und für den Block von Bassermann bis Bebel ist die Zeit gekommen. Wird er die Hoffnungen erfüllen, die heute vertrauensselige Gemüter auf ihn setzen? Sein Schicksal hängt von zwei Fragen ab. Welche Zugeständnisse werden die unsichersten der nationalliberalen Kantonisten an die heraufkommende liberale Aera zu machen bereit sein, und inwieweit werden die Radikalinskis in der roten Fraktion sich zu positiver Arbeit bequemen?

Eine gewisse Scheu vor „positiver Arbeit" im Parlament ist der Sozialdemokratie bisher nicht mit Unrecht immer zum Vorwurf gemacht worden. Es läßt sich aber doch nicht leugnen, daß dieser Partei ihre parlamentarische Unfruchtbarkeit vorzüglich bekommen ist. Die Erfahrung in Ländern, wo längst Sozialisten eifrig an der gesetzgeberischen Arbeit „positiv" mitzuwirken pflegen, lehrte immer wieder, daß die Arbeitermassen dadurch großenteils den Glauben an die Nützlichkeit des Parlamentarismus im „Klassenstaate" verloren. In Frankreich hat die Wahrnehmung, daß Gelegenheiten, im Rahmen des Gegenwartsstaates politischen Einfluß zu erlangen, aus den revolutionären Sozialisten harmlose Reformisten zu machen pflegt, die Wahlbeteiligung immer geringer werden, und immer größere Massen von Arbeitern zu den antiparlamentarischen, wirtschaftlich-revolutionären Syndikalisten stoßen lassen. Man vergleiche nur mit der Mißstimmung, die bei französischen Arbeitern die positive Wirksamkeit sozialistischer Parlamentarier hervorgerufen hat, die Begeisterung und den Eifer, womit die negativ wirkenden sozialistischen Parlamentarier für den Deutschen Reichstag bislang gewählt worden sind. Da kann es keinen Zweifel mehr unterliegen, daß der deutsche Proletarier mit der verneinenden Taktik, die seine Vertreter im Parlament befolgten, durchaus zufrieden gewesen ist. Im Grunde konnte er das auch, weil auf diese Weise nicht nur in den Massen der Glaube an den Zukunftsstaat genährt wurde, sondern zugleich im Bürgertum und besonders in den Kreisen der Bureaukratie die Furcht vor dem „großen Kladderadatsch", welche schließlich die Bureaukratie wie die bürgerlichen Parteien vor den sozialpolitischen Wagen spannte. Bismarck war ehrlich genug, einzugestehen, daß Deutschland ohne die sozialistische Agitation keine soziale Gesetzgebung von besonderem Belang erhalten haben würde, um so weniger kann man es dem sozialistischen Wähler verübeln, wenn er in allem, was der Gegenwartstaat bisher für ihn tat, Früchte des verneinenden Gebarens, der revolutionären Geste seiner Partei sieht.

Den sozialistischen Abgeordneten im Deutschen Reichstage war es bisher nicht schwer, sich derjenigen stets negierenden Taktik zu befleißigen, die dem revolutionären Wollen der proletarischen Bewegung entspricht. Denn die bürgerlichen Parteien stellten sich ihnen im Bunde mit der Regierung in jedem Falle geschlossen entgegen, wo sie nicht etwa bloß Handlangerdienste leisten, sondern einen wirklichen, unmittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben wollten. Auch in den ihnen am nächsten stehenden liberalen Gruppen war vor dem Zusammenbruch des Bülow-Blocks immer mehr Neigung vorhanden, rechts Anschluß zu suchen als links. Erst seitdem das Experiment

Digitized by Google

einer „konservativ liberalen Paarung“ ohne Erfolg gemacht worden war, breitete sich im Bürgertum die Ueberzeugung aus, daß ein, sei es auch nur vorübergehendes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie nötig sei, um die Herrschaft der blau-schwarzen Reaktion zu stürzen. Wie langsam dieser Prozeß immerhin vor sich ging, lehrt der Umstand, daß noch bei den jüngsten Reichstagswahlen 16 Wahlkreise den Blau-Schwarzen durch liberale Wähler, die die klare, scharf gegen rechts gerichtete Parole der Parteileitungen nicht befolgten, gerettet werden konnten. Indessen ist doch die Ueberwindung der reaktionären Mehrheit nur durch das Zusammenhalten des größten Teils der liberalen Wählerschaft mit der Sozialdemokratie ermöglicht worden. Jetzt winkt jedenfalls auch den sozialistischen Parlamentariern im Deutschen Reichstage die Möglichkeit, ihre persönlichen Neigungen und Interessen mit denen der Regierung und Bureaukratie in Verbindung zu bringen. Gelegenheit macht Diebe, warum nicht auch Reformisten aus Revolutionisten. Jeder, der auch in der Politik den Mut hat, die Dinge zu nehmen wie sie sind, wird nicht darüber im Zweifel sein, daß die Bahnen „positiver Arbeit“ die die meisten Roten im Reichstage, dem Beispiel ihrer Genossen in Baden folgend, gewiß einschlagen werden, wohl solche sind, die sie zu persönlichen Erfolgen führen können, aber auch solche, auf denen ein großer Teil der Arbeitermassen, die sie heute vertreten, ihnen kaum auf die Dauer folgen wird. Die Spuren, die die deutschen Revisionisten und solche, die es werden wollen, locken, die der Millerand, Briand, Burns in Frankreich und England, das sind Spuren, die die Arbeiter schrecken werden, solange sie noch an dem Glauben festhalten, auf den Trümmern des Gegenwartsstaates werde sich einst auf der Grundlage der internationalen Solidarität aller Arbeiter ein Zukunftsstaat erheben, der die ungeheuren Kraftsummen, die für Rüstungszwecke aufgewendet werden, für soziale Zwecke frei mache. Dieser Glaube aber ist von den sozialistischen Führern selbst in der Seele des Proletariats zu fest verankert worden, als daß es sich so schnell daran gewöhnen könnte, seine Vertreter im Parlament Zukunftshoffnungen gegen Geschenke des Gegenwartstaates „preisgeben“ zu sehen. Je mehr die sozialdemokratische Fraktion im Reichstage sich zu „positiver Arbeit“ erziehen lassen wird, desto weniger wird sie es verhindern können, daß sich in Deutschland wie in Frankreich starke antiparlamentarische, syndikalistische Arbeitergruppen von der sozialistischen Partei absondern.

Die Elektrizität als Materie.

Von

Prof. Dr. H. Dießelhorst, Braunschweig.

In jüngster Zeit ist die physikalische Forschung in ein Gebiet vorgedrungen, das von den Tagen Demokrits bis heute ein Tummelplatz der philosophischen Köpfe war, aber vor kurzem noch weit jenseits der Grenzen experimenteller Angreifbarkeit zu liegen schien. Es handelt sich um das Innerste der Materie, um die Welt der Atome und Moleküle. Wenn auch das Mikroskop die Vorstellung von einer Welt des Kleinen, sagen wir dem Leben im Wassertropfen oder dem Bau einer organischen Zelle in weite Kreise getragen hat, so glaubte man doch vor kurzem noch, daß die eigentlichen Bausteine der Materie, die Atome und Moleküle, wegen ihrer schier unfaßbaren Kleinheit niemals einzeln gesehen oder in ihren Einzelwirkungen beobachtet werden könnten, daß erst zahllose Moleküle vereint imstande seien, auf unsere groben Sinne eine merkliche Wirkung hervorzubringen. Und resigniert verzichtete man darauf, eine so fundamentale Vorstellung, wie die Atomtheorie, jemals aus dem Rang einer Hypothese zu einer wohlgesicherten Erkenntnis der Wirklichkeit zu erheben. Zwar waren die Atome unentbehrlich, wollte man überhaupt systematische Ordnung in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bringen, aber kein Philosoph war sicher, ob er diese nützlichen Dinger, wie seinerzeit den Feuerstoff Phlogiston, als Spukgebilde in der Phantasie

Digitized by Google

der Naturforscher oder als reale Wirklichkeit zu nehmen habe.

Das ist nun anders geworden. Man muß heute die Existenz der Atome als erwiesen betrachten. Die Materie ist nicht kontinuierlich bis zu den kleinsten Teilchen, sondern besteht aus räumlich getrennten Partikelchen, deren Zahl und Gewicht mit großer Genauigkeit gemessen ist. Der Weg, auf dem dieses Resultat sichergestellt wurde, hat eine weitere Tatsache von ebenso fundamentaler Wichtigkeit zutage gefördert. „Nicht nur die Materie besteht aus Atomen, sondern auch die Elektrizität. Auch die Elektrizität besteht aus diskret im Raume verteilten Partikeln von ganz bestimmter Quantität. Diese Elektrizitätsatome sind durchaus verschieden von denen der Materie, haben ganz andere Eigenschaften, sind aber gleichfalls im Raume beweglich und bringen da, wo sie in größerer Menge angehäuft sind oder sich bewegen, die elektrischen Erscheinungen hervor."

Wenn die Existenz der Atome erwiesen ist, so ist damit freilich noch nichts über ihre Natur gesagt, und nur sehr wenig ist darüber heute bekannt. Doch erscheint es sicher, daß die materiellen Atome recht komplizierte Gebilde darstellen, während an den Elektrizitätsatomen nichts auf einen komplizierten Bau hinweist. Fügen wir hinzu, daß die Elektrizitätsatome an dem Ausbau der materiellen Atome beteiligt sind, so ist damit das Wesentlichste dessen gesagt, was nicht vorläufig im Reich der Hypothesen verbleiben muß.

Daß die atomistische Struktur von Materie und Elektrizität eine sichergestellte Tatsache ist, bedeutet einen so großen Fortschritt in der Allgemeinerkenntnis, daß auch der Gang, den die Forschung genommen, einiges Interesse in der Allgemeinheit beanspruchen darf. Wir werden sehen, wie die Theorie allmählich zur Erkenntnis der Wirklichkeit erwächst.

Während die atomistische Molekulartheorie der Materie seit den Untersuchungen Daltons, also etwa seit 100 Jahren, eine der wesentlichsten Grundlagen des chemischen Lehrgebäudes bildet, ist die atomistische Elektrizitätstheorie ganz neuen Datums. Der erste, der von Elektrizitätsatomen sprach, war Helmholtz. Er ging aus von Faradays elektrolytischem Grundgesetz, das man so formulieren kann: „Mit jedem chemischen Aequivalent, einerlei welchen Stoffes, wird stets die gleiche Elektrizitätsmenge an die Elektroden befördert." Es geht daraus hervor, daß bei der Elektrolyse mit jedem chemischen Atom stets das gleiche elektrische Quantum verbunden ist oder ein ganzes Vielfaches davon. Für dieses Elementarquantum, das Helmholtz mit Fug ein Elektrizitätsatom nennen konnte, hat sich später, als das gleiche Quantum auch bei anderen Erscheinungen gefunden wurde, der von Johnstone Stoney herrührende Name Elektron eingebürgert.

Es ist zu beachten, daß die Elektrolyse nicht direkt das Elementarquantum, sondern nur die Elektrizitätsmenge zu messen gestattet, die mit einer bestimmten Substanzmenge, z. B. einem Gramm Wasserstoff, verbunden ist. Man muß erst die Anzahl der in einem Gramm Wasserstoff enthaltenen Atome kennen, um den Zahlenwert des elektrischen Elementarquantums zu finden.

Die Zahl der Atome kann durch chemische Versuche nicht bestimmt werden, wohl aber ergibt sie sich übereinstimmend nach verschiedenen physikalischen Methoden, von denen wir einige herausheben wollen, und zwar zunächst des historischen Interesses wegen die erste von Loschmidt herrührende aus dem Jahre 1865. Die Loschmidtsche oft wiederholte Berechnung untersucht, welche Molekülzahl man in der kinetischen Gastheorie zugrunde legen muß, um die Eigenschaften der Gase, speziell die Größe der inneren Reibung, zahlenmäßig richtig zu erhalten. Wegen einiger ungenauer Annahmen ergibt sich die Zahl nur angenähert, und zwar mit neuerem Versuchsmaterial zwischen 0,2 und 1,2 Quadrillionen Atome im Gramm Wasserstoff. Da nach der Elektrolyse mit einem Gramm (genauer 1,008 Gramm) Wasserstoff die Ladung 96 540 Coulomb oder 290 Billionen elektrostatische Elektrizitätseinheiten verbunden ist, so ergibt sich die Ladung des Elektrons zwischen 200 und 1500 Billiontel elektrostatische Einheiten.

Aus ganz anderen Daten, nämlich aus

Digitized by Google

den experimentell genau festgestellten Gesetzen der Licht- und Wärmestrahlung und ohne unsichere Zahlengrundlagen zu Hilfe zu nehmen, berechnete im Jahre 1900 Planck die Atomzahl zu 0,62 Quadrillionen und demnach das elektrische Elementarquantum zu 470 Billiontel.

Außer diesen auf speziellen Theorien beruhenden Berechnungen wollen wir nur noch eine von Perrin ausgeführte Bestimmung vom Jahre 1909 hervorheben, die ihrer überzeugenden Anschaulichkeit wegen besonders geeignet ist, von der Atom- und Molekularwelt eine Vorstellung zu geben. Perrin gründet seine Methode auf eine eigentümliche, unter dem Mikroskop wahrnehmbare und schon im Jahre 1827 von dem englischen Botaniker Brown erwähnte, aber lange Zeit unbeachtet gebliebene Bewegung kleiner, in einer Flüssigkeit schwebender fester Teilchen. Man erkennt diese Bewegung leicht an den feinsten Partikelchen von chinesischer Tusche oder an irgendeiner kolloidalen Lösung. Die Bewegung besteht in einem regellosen, zitterigen Durcheinanderwirbeln der Teilchen und ist um so heftiger, je kleiner die Teilchen sind. Durch sorgfältige neuere Untersuchungen ist festgestellt, daß diese sogenannte „Brownsche Bewegung" ganz anderer Natur ist, als sie etwa durch Erschütterungen hervorgerufen werden könnte, und daß überhaupt keine bekannte Ursache zur Erklärung vorhanden ist, als nur die direkten Stöße der in fortwährender Bewegung befindlichen Moleküle. Auf diese Stöße ist es auch zurückzuführen, daß die Teilchen trotz der Schwere nicht zu Boden sinken, sondern in der Flüssigkeit schweben, wobei aber die Konzentration der Teilchen unten größer ist als in den höheren Schichten. Perrin beobachtete diese Konzentrationsunterschiede, sowie die Größe der (kugelförmigen) Teilchen und konnte daraus die Stoßkraft der Moleküle und damit ihr Gewicht und ihre Anzahl bestimmen. Noch auf einem zweiten Wege, nämlich durch Beobachtung der Ortsveränderungen der kolloidalen Teilchen führte Perrin die Bestimmung mit Hilfe einer von dem Theoretiker Einstein stammenden Rechnung aus und kam auf beiden Wegen übereinstimmend zu der Atomzahl: 0,69 Quadrillionen, woraus für das elektrische Elementarquantum der Wert 420 Billiontel elektrostatische Einheiten folgt. Eine von Svedberg in diesem Jahre ausgeführte Bestimmung ergab 464 Billiontel.

Während diese und andere hier unerwähnt gebliebene, aber zu ungefähr demselben Resultat führende Methoden zunächst die Atomzahl und erst mit Hilfe des elektrochemischen Aequivalentes den Wert des elektrischen Elementarquantums oder Elektrons ergeben, liefern die nachfolgenden diesen direkt. Auch hier heben wir nur zwei besonders anschauliche Methoden heraus. Der Amerikaner Millikan veröffentlichte in den beiden letzten Jahren die folgenden, durch die Arbeiten anderer Forscher vorbereiteten Versuche: Er stellte mit einem Zerstäuber feine, in der Luft schwebende oder langsam fallende Oeltröpfchen her. Von diesen ließ er einige zwischen zwei horizontal und in geringem Abstand übereinander liegende Metallplatten gelangen, wo er sie bei starker seitlicher Beleuchtung wie Stäubchen im Sonnenlicht mit einem Ablese-Fernrohr beobachten konnte. Zwischen den Platten befand sich ein Radiumpräparat, dessen Strahlen, wie bekannt ist, in der Luft elektrisch geladene Teilchen hervorbringen. Diese Teilchen lagern sich bei zufälliger Begegnung infolge der elektrischen Anziehung an das Oeltröpfchen und verleihen diesem eine elektrische Ladung. Millikan konnte diese Ladung dadurch konstatieren, daß er die beiden Metallplatten, die eine positiv, die andere negativ elektrisch auflud, wodurch eine elektrische Kraft auf das geladene Tröpfchen ausgeübt wurde und dessen Fallgeschwindigkeit veränderte. Indem Millikan diese Geschwindigkeitsänderungen im Fernrohr maß, erhielt er die Größe der Ladung, die von den elektrischen Luftteilchen auf das Oeltröpfchen übertragen wurde, und fand dafür den Wert 190 Billiontel elektrostatische Einheiten oder ein ganzes Vielfaches davon. Es zeigte sich also, daß die Ladung dieser Teilchen aus denselben elektrischen Elementarquanten bestand, die bei der Elektrolyse an die Atome gebunden sind.

Die zweite Methode, welche wir noch betrachten wollen, benutzt die Radiumstrahlung,

Digitized by Google

die ja gleichfalls Elektrizität mit sich führt. Daß diese Strahlung diskontinuierlich ist, läßt sich sehr leicht an einer „Scintillation" genannten Erscheinung beobachten, wenn man die Strahlung eines schwachen Präparates auf eine fluoreszierende Substanz fallen läßt. Die Substanz leuchtet dann nicht gleichmäßig, sondern es blitzen vereinzelte Lichtpünktchen auf, die jedesmal andeuten, daß ein Partikelchen der Strahlung aufgetroffen ist. Regener in Berlin zählte im Jahre 1908 die in einer gewissen Zeit auftreffenden Teilchen und bestimmte anderseits die gesamte transportierte Elektrizitätsmenge. Er fand, daß auf jedes Teilchen 960 Billiontel elektrostatische Einheiten entfielen, daß also nach den früheren Zahlen jedes Teilchen zwei Elementarquanta trug und das Quantum danach den Wert 480 Billiontel besaß. Rutherford und Geiger kamen zu ungefähr derselben Zeit nach einer ähnlichen Methode zu dem Wert 465 Billiontel.

Gegenüber diesen den verschiedensten Gebieten der Physik angehörigen Tatsachen läßt sich der Schluß nicht von der Hand weisen, daß sowohl Elektrizität als Materie nicht kontinuierlich, sondern diskret, und zwar in zahlenmäßig ganz bestimmten und wohlbekannten Elementarquanten, eben den Atomen bzw. Elektronen, im Raume verteilt sind. Mit anderen Worten: die Atomtheorie der Materie wie der Elektrizität ist heute keine Hypothese mehr, die man annehmen oder verwerfen kann, sondern entspricht in den wesentlichen Zügen der Wirklichkeit.

Die Elektrizität erscheint im Lichte dieser Forschungen als stofflicher Natur im selben Sinne, wie die Materie stofflich ist. Die Elektronen sind mit den Atomen verbunden und bilden einen Bestandteil derselben. Hinzuzufügen ist noch die weitere Tatsache, daß die negativen elektrischen Quanten auch losgelöst von den Atomen als reine Elektrizität auftreten können, wie z. B. in den Kathodenstrahlen und den Betastrahlen des Radiums, während die positiven Quanten nur an Atome gebunden beobachtet sind. Es wird deswegen zweckmäßig der Name Elektronen nur auf die negativen Quanten angewandt. Daß die stoffliche Natur der Elektrizität uns nicht in dem Grade auffällig erscheint, wie die der Materie, liegt nur daran, daß die reinen Elektronen nicht wie die Atome der Materie in gedrängten Konglomeraten in kompakter Form auftreten können, weil sie wegen der abstoßenden Kräfte sich sofort in alle Winde zerstreuen würden. Die Elektrizität ist eher dem flüchtigen Gase vergleichbar, das ebenfalls der stofflichen Auffassung gewisse Schwierigkeiten bereitet und doch eine ganz reelle Materie darstellt.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß die rein stoffliche Auffassung, so sehr sie unserer ganzen Denkweise entspricht, weit davon entfernt ist, alle Eigenschaften der Materie darstellen zu können. Die Elektrizität hat eine zweite Seite, die durchaus unstofflich ist und jeder tieferen Erkenntnis heute noch die größten Schwierigkeiten bereitet. Dies zeigt sich sofort, wenn man versucht, sich von den Kräften, mit welchen die Elektrizitätsmengen aufeinander wirken, eine Vorstellung zu machen. Daß unvermittelt in die Ferne wirkende Kräfte nicht vorstellbar sind, ist zu verschiedenen Zeiten von Philosophen und Naturforschern aufs deutlichste ausgesprochen. Der englische Physiker Faraday wurde durch diesen Gedanken auf die glückliche Idee gebracht, nach einer wahrnehmbaren Mitwirkung des Zwischenmediums bei der Uebertragung der elektrischen Kräfte zu suchen. Ihm verdanken wir die Erkenntnis, daß nicht nur zwei getrennte Elektrizitätsmengen Kräfte aufeinander ausüben, sondern daß in der ganzen Umgebung einer Elektrizitätsmenge eigentümliche Zustände vorhanden sind, die auf das dort befindliche Medium verändernd einwirken. Das Wunderbarste ist nun, daß man sich genötigt sieht, diese eigentümlichen elektrischen Zustände auch dann als real bestehend anzunehmen, wenn gar keine materielle Substanz in der Umgebung der Elektrizitätsmenge vorhanden ist, d. h. im reinen Vakuum. Man weiß nämlich heute, daß das Licht eine elektro-magnetische Strahlung ist, durchaus wesensgleich mit den elektrischen Wellen, die von der Antenne einer funkentelegraphischen Station ausgesandt werden, nur durch die Größe der Wellenlänge unterschie-

Digitized by Google

den. Da diese Strahlung durch das Vakuum hindurchgeht und eine endliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit besitzt, so müssen in dem Vakuum während des Hindurchganges irgend welche elektromagnetischen Zustände vorhanden sein. Man hat aus diesem Grunde die Annahme einer den ganzen Weltraum erfüllenden und alle Materie durchdringenden Substanz, des sogenannten Licht- oder Weltäthers gemacht, dessen Existenz jedoch durch keinerlei wahrnehmbare Wirkungen bewiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht werden konnte. Dazu kommt, daß das in neuester Zeit erkannte allgemeine „Relativitätsprinzip" von der Unmöglichkeit, aus physikalischen Erscheinungen eine absolute Bewegung im Weltraum zu erkennen, schwer mit der Annahme eines Weltäthers vereinbar ist, der ja einen absoluten Standpunkt darbieten würde.

Mit der Materie sind wir freilich nicht besser daran. Auch sie übt eine Kraft aus, die Gravitation, deren Wirkung sich auf nicht minder geheimnisvolle Weise durch den leeren Raum hin bis zu Himmelskörpern in unermeßlicher Ferne erstreckt. Und wenn die formalen Gesetze der Gravitation und der elektromagnetischen in die Ferne eilenden Wirkungen in äußerst exakter mathematischer Form festgelegt sind, so bringt uns das die Vorgänge ihrer innersten Natur nach nicht um das geringste näher.

Ist uns die stoffliche Seite von Elektrizität und Materie heute bis zu einem gewissen Grade wohl vertraut, so bleibt es künftiger Forschung vorbehalten, wenn das überhaupt möglich ist, die nichtstoffliche Seite zu unserem Vorstellungsvermögen in ein harmonisches Verhältnis zu bringen.

Otto Liebmann.

Von

Friedrich Lipsius, Bremen.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Mag das unter Göttern nach einer höheren Staatsraison zweckmäßig heißen; unter Menschen wird es ganz anders genannt. Jeder unbefangene Beobachter muß sich im Hinblick auf dergleichen schreiende Disharmonieen und Paradoxieen darüber verwundern, wie so unermeßliche Genialität im Typischen, Generellen, mit so viel Stümperei im Individuellen, Einzelnen, zusammen besteht. Da bleibt nur übrig, daß die verborgene Substanz der Natur, jene natura naturans, die sich in der Körperwelt als Bewegungskraft, in der geistigen Welt als Denkkraft manifestiert, und welcher wir seit zwei Jahrtausenden unter Aufwendung des höchsten Menschenwitzes in der Tat einige ihrer äußeren Handgriffe (Naturgesetze) glücklich abgelauscht haben, etwas dem menschlichen Logos Analoges, ihm in einer Rücksicht unendlich Ueberlegenes sein muß, welches aber zugleich in anderer Rücksicht hinter ihm zurückbleibt. Läge in letzterem eine ärgerniserregende Blasphemie, so würden sicherlich nicht wir, sondern mit Stentorstimme sprechende Tatsachen derselben schuldig sein!"

Wer die Wirklichkeit in solchem Licht erblickt, dessen Philosophie muß notwendig einen pessimistischen Zug tragen. Diese pessimistische Stimmung kommt auch in den nachfolgend wiedergegebenen Gedanken zum Durchbruch: „Die ganze Stellung des Menschen in der Natur," sagt Liebmann, „ist eine wesentlich tragische. Nicht allein nur deshalb, weil der Mensch allein von allen Wesen den sicheren Tod vor Augen sieht, und weil er allein ein Heer von Gefahren, Uebeln und Qualen um sich erblickt, deren Bewußtsein den Tieren gänzlich fehlt, sondern noch aus einem ganz anderen Grunde: Der Mensch ist ein Mittelwesen und weiß, daß er es ist. Es steht gleichsam in der Mitte zwischen Tier und Gott; er kennt seine Grenzen und kann nicht darüber hinaus. Er hat Ideale, während kein anderes irdisches Geschöpf Ideale hat, und er sieht zugleich, daß er immer, trotz allen heißen Strebens hinter seinen Idealen zurückbleibt. Er blickt aus der Vogelperspektive auf die unter ihm stehenden Geschöpfe hinunter und aus der Froschperspektive ins Unendliche hinauf. Er allein von allen uns bekannten Kreaturen ist in der wahrlich nicht beneidenswerten Lage be-

Digitized by Google

wußter Begrenztheit, bewußter Unvollkommenheit; ohne Mitwisser, ohne Mitfühler. Er fühlt sich, ganz auf sich selber angewiesen, einsam und vereinsamt in der Weltordnung." (Ged. u. Taf. II., S. 341.)

Aber der Pessimismus wird bei Liebmann überwunden durch den sittlichen Imperativ: „Anstatt sich in unfruchtbaren Anklagen gegen die ewige Weltordnung zu ergehen, die du doch nicht begreifst, gehe hin, bekämpfe das Böse, befördere das Gute. Hilf dem Armen, Kranken, Schwachen, Leidenden; wehre der Ungerechtigkeit und Bosheit. Verbessere die Welt, wo sie nach deiner Meinung schlecht ist. Da liegt das Heilmittel!" Liebmanns Philosophie zeigt auch darin ihre Verwandtschaft mit der Kantischen, daß ein starkes, ethisches Pathos durch sie hindurchgeht. Und Liebmanns Ethik ist nicht minder wie die des Königsberger Rigoristen allem Relativismus und Endämonismus scharf entgegengesetzt. Handelt etwa der, klug und subjektiv betrachtet, zweckmäßig, so fragt unser Philosoph, der, um einen Ertrinkenden zu retten, sein eigenes Leben aufs Spiel setzt? Oder verurteilen wir etwa die Schandtaten, von denen uns die Akten der Gerichte, die Bücher der Weltgeschichte erzählen nur „aus geheimem Egoismus, aus verborgener Angst davor, selbst ähnlichen Katastrophen zum Opfer zu fallen?" Nein, „echte Moralität offenbart sich gerade da am leuchtendsten, wo es gilt, mit Ueberwindung jeder selbstsüchtigen Neigung zum Glück das zu tun, was man als Pflicht erkennt. Wenn es je Menschen gegeben hat, welche für ihre sittliche Ueberzeugung dem sicheren Tode entgegengegangen und als Märtyrer der Pflicht gestorben sind - ja, wenn dies auch nur nach unserem aufrichtigen Gewissensurteil unter bestimmten Umständen hätte geschehen sollen — dann scheitert hieran allein jeder noch so sophistisch aufgeputzte und verhüllte Endämonismus."

Die Annahme eines unbedingten „Du sollst", eines schlechthin verpflichtenden Vernunftgebotes, wie es Kant und Liebmann annehmen, gerät in Widerspruch zu der empirischen Tatsache der Verschiedenheit der sittlichen Gesetze bei den verschiedenen Völkern, zu den verschiedenen Zeiten. Schon die Sophisten und Skeptiker des Altertums haben bekanntlich auf Grund dieser Tatsache den Satz verfochten, daß die Moral nur thesei durch Uebereinkunft , nicht physei von Natur — in Geltung stehe. Liebmann läßt sich hierdurch an seinem Postulate absoluter Moral, deren Erkenntnis sich der Menschheit fortschreitend erschließt, nicht irre machen. Wohl kann der Mensch in dem, was er für Recht und Pflicht hält, irren; das ändert aber nach Liebmann nicht das Geringste an der anderen Tatsache, daß es einen unverwischbaren Unterschied von Gut und Böse gibt. „Freilich, fügt er diesem Bekenntnis hinzu, es handelt sich hierbei letzten Endes um individuelle Erlebnisse, um „Geheimnisse des persönlichen Innenlebens." Wie sich auch Psychologie und Anthropologie, Soziologie und Historie damit abfinden mögen: in jedes Menschen Brust redet lauter oder leiser sein Daimonion!

(Schluß folgt.)

Eine der bösen Nächte.*)

Von

Johann Falkberget.

Es ist Mitternacht in einer Grubenbaracke auf Dovrefjeld.

Dieses schreckliche Loch von einer Menschenwohnung!

Ich liege in meinem Bett und kann nicht schlafen. Die Wanzen peinigen mich über den ganzen Körper. Diese kleinen Raubtiere brennen wie glühende Messerspitzen in der Haut. Es ist auch so stockfinster hier drinnen. Nur ein paar rote Lichtschimmer von der Wand her treffen mein Auge. Wie das Blinken kranker Raubtieraugen.

Es sind zwei Kochöfen der Baracke, die in Glut stehen.

Ich versuche, mich in das Bettstroh zu

*) Aus „Minenschüsse und Fackelbrand" von Johann Falkberget, Erzählungen eines norwegischen Grubenarbeiters. Verlag Georg Merseburger-Leipzig. Das eigenartige Buch verdient das warmherzigste Interesse.

Digitized by Google

vergraben. Und ich ziehe das dreckige Schafsfell über den Kopf. Jedesmal wenn ich mich darunter rühre, kommt mir eine Wolke von Staub in Nase und Mund. Aber nun beißen die Wanzen wie ein Höllenbrand. Da haue ich meine Nägel in meinen armen Leib und kratze mich, daß die Haut zerfetzt.

Eine Weile liege ich ruhig und empfinde meinen Schmerz mit zusammengebissenen Zähnen.

Des Tages Sklavenarbeit da unten in den tiefen Gruben singt und klopft in meinem Blut. Und das Herz bebt und schlägt gleich den Flügeln eines todesbangen Vogels, dem man die Schlinge um den Hals geworfen hat. Aber dann wird alles ruhiger. Wie bei einem, der daliegt und stirbt.

Und es kommt mir die Empfindung, daß der Tod . . . diese knochige, klamme Gestalt, mit mir zusammen unter demselben Felle liegt.

Nun fühle ich seinen kalten Griff um meine Kehle. Es gilt nur noch eine Weile stille zu liegen. Dann ist alles vorbei. Und ich beginne mit mir selbst zu reden: Wirst du sterben in dieser Nacht! Sterben so jung mitten in des Lebens Frühling! Nun sollte ja das Leben erst beginnen. Sterben jetzt!

Ich wiederhole die Worte einmal über das andere.

Ein dumpfer Hustenanfall steigt wie ein Todesröcheln herauf durch meine Kehle. Und mir kommt etwas dickes, salziges in den Mund.

Das ist Blut.

Immer begleitet solche Angst diesen salzigen Blutgeschmack. Und das Herz beginnt wieder zu beben. Mein Leib ist bald kalt bald brennend heiß.

Und ein kalter Schweiß netzt meine Stirn.

Ist es Todesschweiß! Ist die Stunde gekommen! Soll ich nun die Grenze überschreiten zwischen Leben und Tod! Ist mein letzter und größter Augenblick da!

Nun ja. Es ist vielleicht am besten, daß es so ist. Nicht viele sind es, die an meiner Bahre trauern werden.

Es wird meine Mutter sein!
Meine eigene liebe Mutter
Sie wird mir den letzten Kuß geben.

Mir über das Haar streichen mit ihren sanften Händen und ihren Schmerz ausweinen über mein Leinentuch.

So will ich denn meines Lebens Rechnung aufstellen. Jahr für Jahr in der Erinnerung vorüberziehen lassen.

Es ist nun lange her, daß ich als Kind das erstemal an diesem fürchterlichen Ort kam.

Es war ein Frühlingsmorgen.

Ach, er ist mir so gut im Gedächtnis. Die Sonne flammte über allen Bergen. Der Birkenwald stand da und leuchtete in frischem Laub. Die Bäche schäumten weiß hernieder über die Berghalden. Die Luft war voll von dem unaufhörlichen Sausen der Gewässer – und vom Zwitschern der kleinen Vögel. Wie ich mich damals freute auf die Tage, die da kommen sollten! Große Träume glühten mir im Gemüte. Wenn ich erst erwachsen wäre, würde ich wohl die höchsten Zinnen erreichen. Ich wollte so hoch steigen, daß keiner mir folgen könnte. Keiner!

Aber das war nur ein Traum.

Das Leben bot mir etwas ganz anderes.

Wir waren eine Schar kleiner Burschen hier oben bei der Grube.

Jeden Abend schliefen wir ein unter den stinkenden Lumpen mit heiseren Flüchen auf den Lippen. Aber bald nach Mitternacht wurden wir aufgejagt und hinaus an die Arbeit getrieben. Verfroren und schlaftrunken standen wir beisammen draußen auf der kalten Bergöde. Die Steine waren schwer wie Blei, und wir rissen uns an ihren scharfen Kanten die Finger auf zu blutigen Fleischfetzen. Sank einer hin vor Ermattung, gab es Haue und brutale Worte. Da beobachteten uns beständig einige alte Männer grausame Sklavenhalter. Und sie schlugen uns mit langen Birkenstöcken. Wie ich diese Menschen haßte! Wenn ich größer und stärker würde, wollte ich sie zuschanden schlagen! Ihnen den Kopf spalten, daß die graue Hirnmasse hervorquellen sollte!

Wir versäumten die Schule. Wir wurden wie eine Schar kleiner wilder Heiden. Und

Digitized by Google

wir schufteten, fluchten und heulten früh und spät.

— -- —

Ich schleudere das dreckige Fell gegen die Wand. Und ich springe auf den Fußboden. Ich kann doch nicht sterben!

Kann nicht! In Verzweiflung balle ich die Fäuste und strecke sie drohend hinaus in die Finsternis. Ich will erst Rache haben . . . blutige Rache!

Ein schrecklicher Lärm strömt in meine Ohren. Ein wütendes Unwetter rast diese Nacht über die Berge. Alle Stürme des Gebirges jammern und heulen da draußen, wie hungriger Wölfe Schrei wie wenn Wahnsinnige toben. Gleichwie ich Leute schreien hörte, die in Fetzen zerrissen wurden von herabstürzendem Gestein oder von donnernden Minenschüssen da unten in den Gruben.

Nun nehme ich ein Streichholz und zünde meine glaslose Grubenlampe an. Sie qualmt verdammt schwarz.

Dichte Schneewehen fahren an den Fenstern vorüber wie Gespenster in weißen Gewändern. Ein leichtes Gerieſel von Schnee legt sich mir über Antlitz und Hände bei jedem Sturmesstoß, der die brüchige Grubenbaracke erschüttert. Und es siedet und ziſcht dort auf den glühenden Oefen.

Rund um mich her liegen meine Kameraden im Stroh. Wie lebendige Leichen. Sie schnarchen und knirschen mit den Zähnen. Und sie liegen und stärken sich auf diese Art.

Ja, Gott gebe, daß sie eine gewaltige Stärke bekämen! Und eine unbändige Raserei. So daß sie die Bande sprengen könnten, die sie an der Armut bittere Schmach fesseln.

Sie haben hier alle von klein auf das Joch der Knechtschaft getragen. Wurden gekettet an diese schwarzen Bergklippen gleich Adlern, die man an ihre Gipfel fesselt. Und wie die gefesselten Adler sterben an unsagbaren Sehnsuchtsqualen nach dem Flug in die Freiheit . . . so werden auch diese Menschen sterben.

Sterben und vergessen werden!

Diese, die das Land bauen . . . die die ganze Gesellschaft auf ihren Schultern tragen.

Die Kälte packt mich.

Und ich gehe hin nach einem der Oefen und setze mich auf eine Bank.

Da wird mir brennend warm auf der einen Seite. Und so eisig kalt auf der anderen.

Aber man muß sich nur dann und wann umdrehen. So wird es wohl gehen.

Wie ich so sitze, überkommt mich eine tiefe Wehmut. Nicht eine Spur von Härte ist mehr in meinem Gemüte. Ich beuge mich vornüber auf der Bank. Und ich lege mein Haupt in meine groben Hände und weine . . . ein jammervoll schmerzhaftes Weinen.

. . . Wie lange ich da so gesessen habe, weiß ich nicht. Mit eins erhebe ich mich und gehe an mein Speiseſpind. Zwischen gelblichem Speck und hartem Brot hole ich ein schmutziges Manuskript hervor. Ich bin doch Dichter und Grubenlümmel!

Ich blättere das Manuskript durch und lese die drastischen Schilderungen.

Aber in meiner armen Seele steigen neue dichterische Gesichte empor. Sie sind bald so zart und wunderbar weich . . . bald sind sie wild und rasend. Voll von Hohn über alles zwischen Himmel und Erde!

Wieder gehe ich zum Ofen. Lege mein Manuskript auf die Bank vor mich hin. Ziehe den Docht der Lampe herauf, daß sie qualmt wie besessen.

Sieh so!

Der Bleistift fährt über das Papier. Es geht immer noch zu langsam. Hier ist viel zu überwinden.

Schneller, zum Teufel!

Die Buchstaben jagen einander.

So vergeht Stunde auf Stunde. Ich vergesse alles um mich her. Nur einige dumpfe Hustenanfälle und etwas Blut im Munde erinnern mich an mich selbst.

Nun sehe ich in der Ferne hohe Berge. Große blaue Gewässer und herrliche, laubreiche Wälder. Ein Märchenland, zauberhaft in Sonnenglanz gebadet. Und ich höre irgendwo weit in der Ferne Silberglocken erklingen, sanft und zart. Elfensang . . . Geigenklang und Harfenspiel.

Digitized by Google

Die fernen lieblichen Erscheinungen und die herrlichen Laute erfreuen mich nicht. Sie peinigen mich vielmehr! Denn dieses Märchenland kann ich niemals niemals erreichen.

Und dies mein Manuskript? Möglich, daß ich es einmal unter die Menschen bringe - damit es verhöhnt und verachtet werde.

Nun wohl. Laß sein Schicksal so grausam werden. Es gleicht dann nur dem seines Dichters.

Es ist wohl auch gar nicht soviel dran an diesen Blättern. Nur einige Verzweiflungsschreie eines ungezähmten und aufrührerischen Sinnes.

Schon ist es Morgen. Ein langer, alter Mann steht dort an der Tür und läutet die Erzglocke der Grube. Er reißt mit aller seiner Kraft am Glockenstrang. Für mich ertönt diese Glocke wie ein Grabgeläute. Und ich rufe ihm zu, daß er aufhören soll!

Aber er kümmert sich nicht um mich. Läutet nur und läutet, bis alle wach sind.

Verschlafene Körper erheben sich in den Betten. Sie schütteln die Halme von sich ab gleich Tieren, die im Walde geschlafen haben oder in der Einöde. In Eile wird ein wenig Brot mit Margarine gegessen und eine Art starken Kaffees getrunken. Und so gehen wir still und stumpf wie Sklaven mit schweren Schritten und steigen hinab in die nachtschwarzen Abgründe. Unsere eisenbeschlagenen Holzschuhe schlagen Funken aus dem steinigen Boden. Und der Berg schließt sich um uns. Kalt und klamm. Keiner von uns weiß, was der Tag Böses bringen wird. Es kann das letztemal sein, daß wir hinuntergehen. Denn bevor der Abend kommt, kann es geschehen, daß dieser oder jener von uns hinüberwandert in das große Schweigen.

Hier sind die äußersten Grenzen der menschlichen Gesellschaft, wo der Tod heimtückisch immer auf der Lauer liegt. Während wir fronen - ohne zu mucksen. Kapital schaffen. Große glitzernde Haufen Goldes.

Die Schlacht am Birkenfeld.*)

Von

R. Gädke, Oberst a. D.

Denjenigen unserer Leser, die gerne lachen wollen, empfehlen wir eine Broschüre des französischen Majors Civrieux, die den ergreifenden Titel trägt: „Das Ende des Deutschen Reiches“ mit dem spannenden Zusatz „Die Schlacht am Birkenfeld“. Sie empfiehlt sich durch die große Auszeichnung, die der bekannte nationalistische Abgeordnete und Deputierte, Revancheprediger, Schwiegersohn Boulangers, Major Driant ihr zu erweisen geruht hat, sie mit einigen Begleitworten zu versehen. Was allein schon heitere Erwartung rechtfertigt!

Eines jener phantastischen Zukunftsbilder, wie sie in Deutschland und England seit Jahren auf den Markt geworfen sind; von der gleichen literarischen und militärischen Nichtigkeit, augenblicklichen Volksstimmungen schmeichelnd, mit dem Hauptzweck, ihren Verfassern Geld einzubringen!

Natürlich wird die deutsche Flotte noch vor der Bekanntgabe des Krieges überfallen und vernichtet. Man möchte sagen: das war kein Heldenstück, Oktavio! Aber in der Tat, ein deutscher Admiral, der sich nach den Ereignissen des letzten Sommers einer solchen Fahrlässigkeit schuldig macht, verdient am Schornstein seines eigenen Schiffes aufgehängt zu werden! Sehr originell ist der Anfang also nicht; und so ist das ganze Scherzchen nach berühmten Mustern und nach der Schablone gearbeitet. Nur ein ganz kleiner, aber recht bezeichnender selbständiger Zug ist darin er entschlüpft dem Verfasser, ohne daß er sich der Gefährlichkeit bewußt ist. . . . Die Deutschen werden zwar überall natürlich geschlagen, aber den Ausschlag geben die Aeroplane die englischen Hilfstruppen und die schwarze Armee! Ein widerwilliges Zugeständnis dafür,

*) La Bataille du „Champ des Boulaux“. Paris 1912. Henri Charles-Lavauzelle.

Digitized by Google

daß aus eigener Kraft die Franzosen verzweifeln, den Waffengang mit uns noch wagen zu können. Das Buch soll offenbar Siegeszuversicht mehr erwecken als verkünden!

Der Schluß ist so schön, daß ich ihn wörtlich gebe. Es handelt sich um die letzte Episode der „Schlacht am Birkenfelde".

„Im letzten Schimmer eines trüben Herbsttages erscheinen von Westen her grauenhafte Nachtvögel.

In Scharen ziehen sie über das Schlachtfeld hin. Durch die aufstöhnende Luft in rasender Eile sausend, streuen sie schreckliche Saat aus, die Mord gebiert und Entsetzen atmet.

Einer von ihnen, größer an Umfang, mit einem Vorsprung wie ein gewaltiger Kropf, wirft sich mit der Schnelligkeit von 200 Kilometern auf den Birkenwald, wie ein Raubvogel sich auf eine Stoppel stürzt, wo sein Opfer ihn bebend erwartet.

Und in einem furchtbaren Getöse berstenden Stahls, entfesselter Gase verschwindet Kaiser Wilhelm II. und sein Stab hingemäht, in Dunst gelöst! . . . . . " (Bum!)

Einige alldeutschen Zeitungen haben sich über solche Tiraden aufgeregt! Sie sehen immer die Dummheiten, die andere machen, nie ihre eigenen. Und so wird von beiden Seiten gehetzt während doch alle wahren Patrioten auf beiden Seiten sich zusammenschließen sollten, uns den Frieden zu bewahren, der schöner ist, als der siegreichste Krieg.

Randbemerkungen.

Das Ende der Fleischnot. Ein Vorschlag zur Güte.

Man wird sagen, daß ohne Wunder oder ohne Grenzenöffnung, was ja beides so ziemlich dasselbe ist, alles beim alten bleiben wird, daß sich nach einem ökonomischen Grundgesetz die Bildung des Preises nach Angebot und Nachfrage richtet und nicht nach irren Wünschen hungergeschwächter Phantasten. Das weiß ich wohl! Dieses ökonomische Gesetz kann ich ebensowenig ändern, wie ein Naturgesetz. Aber ich kann helfen!

Wie?

Indem ich meinem Volke neue, ungeheuer ergiebige Nahrungsquellen erschließe, indem ich es hinweise auf Millionen und Millionen Zentner des köstlichsten Materials, das noch nicht den einzig vernunftgemäßen Weg allen Fleisches geht.

Rückkehr zur Natur! Dieses von Weisen aller Zeiten gepredigte Wort bedeutet auch die Lösung dieses Rätsels!

Wie jedermann weiß, gibt es Tierfamilien, deren Mitglieder sich in Ermangelung anderer Nahrung untereinander verzehren, das heißt: um die Art zu erhalten, fressen sich einzelne Individuen dieser selben Art auf. Ein berühmter italienischer Gelehrter hat diese bewunderungswürdige Fähigkeit der Tiere, sich über Perioden großen Nahrungsmangels hinwegzuhelfen, mit dem bewunderungswürdigen Wort: „Homantophagie" benannt.

Nun, wer ist so feige, nicht selbst einen Schluß aus dieser Betrachtung zu ziehen?

Also rund heraus: Werden auch wir Deutschen Homantophagen!

Oder etwas deutlicher: Huldigen wir der Anthropophagie!

Oder etwas brutaler: Kehren wir reumütig zurück in die Arme des Kannibalismus.

Oder auf deutsch: Laßt uns wieder Menschen fressen!

Im Geiste sehe ich die Antwort, die dein Magen, verehrter Leser, auf diese Anregung gibt. Aber getrost, das vergeht alles, es ist alles Gewöhnung!

Unsere Vorfahren waren einst so gut Menschenfresser wie die vielen Völker Afrikas, Australiens, Asiens, Amerikas und der polynesischen Inseln, von denen uns glaubwürdige, ja unanfechtbare Zeugnisse ihrer anthropophagen Passionen überliefert sind. In Samoa gilt es heutzutage als fürchterliche Drohung, wenn einer dem andern die Phrase ins Gesicht schleudert: „Ich werde dich braten!" Nun, haben wir im hochkultivierten Deutschland nicht noch brutalere Ausbrüche avatistischer Neigungen auf diesem Gebiet? Aber sie sind uns so geläufig, daß wir uns noch nicht einmal darüber wundern. Wer hat noch nicht gehört, daß ein junger Mann seiner hübschen Braut gegenüber den Wunsch äußert: „Ich möchte dich fressen! Aus Liebe!" fügt er heuchlerisch hinzu. (Nebenbei bemerkt: in den meisten Fällen bereut er später bitterlich, daß er's nicht getan hat.)

Man sieht, anthropophagische Neigungen sind uns nicht fremd, unsere natürliche Anlage tritt uns bei dem Uebergang zur Menschenfleischnahrung nicht hindernd in den Weg.

Und wie steht es mit Bedenken kultureller, ethischer und ästhetischer Natur?

Digitized by Google

Was uns die Anthropophagie so gründlich verleidet hat, war nicht die Tatsache des Menschenfleischgenusses als solche, sondern das war die Masse barbarischer, widerlicher Begleitumstände. Der Mord, der grause Mord, war der Lieferant der Küche, unnötige Grausamkeiten der entsetzlichsten Art diskreditieren die an sich vernünftige Institution. Wenn man, wie es einzelne malaiische Städte taten, das zum Verzehren bestimmte Menschenopfer lebendig und gesund an einen Pfahl bindet, ihm dann je nach Bedarf ein Stück vom Körper herunterschneidet und es vor seinen eigenen Augen brät und verzehrt, so ist das eine Roheit, die von jedem fühlenden Menschen nicht scharf genug verurteilt werden kann und deren Urheber sich mit dem Argument, daß Fleisch vom lebenden Menschen besser schmeckt, wie vom toten, nur schwach entschuldigen dürften. Wenn sie wenigstens dem Opfer selbst die besten Stücke verabreicht hätten, damit es sich hätte neu kräftigen und die unsinnigen Quälereien seiner Peiniger widerstandsfähiger und standhafter ertragen können! Aber wie sollten solche feinste Regungen christlicher Kultur in einem wilden Kanibalenherzen auftauchen?

Nun wären noch Bedenken ästhetischer Art zu zerstreuen. Nun, verehrter Leser, ich möchte dich vor folgende Alternative stellen: Was ist dir lieber? Willst du in einem Holzkasten in die Erde verpackt werden, nach und nach alle grauenerregenden Phasen der Verwesung durchmachen, oder möchtest du köstlich gewürzt, fein säuberlich serviert, von einem hübschen Dienstmädchen aufgetragen, auf der Tafel eines ehrenwerten Mannes glänzen und in den zierlichen Eingeweiden einer schönen Frau jenen bedeutungsvollen Prozeß durchmachen, der das definitive Ende des wunderbaren Zustandes des Lebens bedeutet, jenen Prozeß, der der letzte Akt ist der Tragödie „Mensch", mit dem du stofflich ins All zurücksinkst, wie eine im Augenblick sich schäumend erhebende, im Sonnenlicht funkelnde Welle zurücksinkt in den Schoß des urewigen Meeres? Ist es nicht ein Gedanke von grandioser Schönheit, noch im Tode mit dem letzten Rest deiner irdischen Vitalität, mit der Kraft der in deinem Organismus angehäuften Stoffe, die Schönheit deiner Geliebten, die dich verzehrt, neu zum Erblühen zu bringen und damit andere glücklich zu machen, die nach dir sich ihres Besitzes erfreuen werden? Ist dies nicht ein wahrhaft großer, philantropischer Gedanke?

Nun wird sich wohl mancher fragen: Lohnt es sich denn überhaupt, mit so viel traditionellen Ansichten zu brechen, lohnt es sich, jahrtausendelange Gewöhnung, durch mehrtausendjähriges Herkommen geheiligte Gebräuche der Totenverehrung und Bestattung umzustürzen?

Die Antwort auf diese Fragen kann allein in der Güte des Menschenfleisches liegen, und sie lautet, wenn anders das Zeugnis vieler Hunderter Anspruch auf Authentizität machen darf, bejahend, enthusiastisch bejahend!

Das Menschenfleisch schmeckt deliziös, zarter und wohlschmeckender wie das beste Schweinefleisch, das doch gewiß mit größtem Recht im höchsten Ansehen steht. Auf den Fidschi-Inseln wird der Mensch mit humorvoller Anspielung auf seinen trefflichen Geschmack kurzweg „das lange Schwein" genannt. Europäer, darunter auch Deutsche, die Menschenfleisch aus Not oder Wißbegierde verzehrt haben, versichern übereinstimmend, daß das Fleisch gesunder junger Menschen geradezu hervorragend im Geschmack ist. Viele Naturvölker Afrikas, bei deren festlichen Gelagen Neger aller Stämme und Europäer aller Nationen auf der Speisekarte vertreten waren, versichern mit glaubhafter Begeisterung und seltener Uebereinstimmung, daß von allen Europäern Engländer, Deutsche und Holländer am besten schmecken. Sehr geschätzt werden auch Irländer, weniger beliebt sind Schotten. Franzosen und Italiener werden von Gourmets weniger gepriesen wie Neger und Malaien, Spanier verzehrt man fast überall nur aus Not, sie schmecken ungesund und bitter. (Daß in einzelnen Gegenden, wie z. B. auf den Hebriden, das Fleisch der Schwarzen und Gelben wegen seines pikanteren Geschmacks mehr geliebt wird als das der Weißen, sei als eine Ausnahme der Regel angeführt.) Man sieht, daß auch in dieser Beziehung die germanischen Völker in wunderbarer Weise von der Vorsehung begünstigt werden.

Zwar steckt die gastronomische Technik der Menschenfleischzubereitung noch in den Kinderschuhen, doch hat sich bei den meisten Antropophagen der Brauch herausgebildet, den Menschen als Ganzes im Ofen zu backen oder über dem offenem Feuer zu rösten, wie man im Mittelalter bei Kaiserkrönungen usw. die Ochsen für das Volk zubereitete. Nun denke man sich, daß sich die unübertreffliche Kochkunst der Franzosen des jungfräulichen Gebietes der Menschenzubereitung bemächtigte! Ein junger kräftiger, im schönsten Fleisch stehender preußischer Gardist in den Händen eines französischen Koches! Da wären Augenblicke!

Einen jährlichen Posten von mindestens 5000 Zentner würden die Offiziere beisteuern. Sie treten in ihren Beruf mit einem, durch den Eid gekräftigten Vorsatz, für das Vaterland

Digitized by Google

zu sterben, und es besteht kein Zweifel, daß sie beglückt wären, ihren Vorsatz ausführen zu dürfen. Nun, hier kann Hilfe geschaffen werden. Die verabschiedeten Offiziere werden in Zukunft, anstatt in Pension, in die Pfanne wandern. Damit ist allen gedient und am meisten dem Staat, der Riesensummen an Pensionen sparen und beträchtliche Gelder aus dem Erlös der verkauften Massen ziehen würde. Wenn die anderen Staatsbeamten darauf dringen sollten, in gleicher Weise wie die Offiziere vom Staate behandelt zu werden, so sollte man ihnen entgegenkommen.

In unserem Vaterlande werden jährlich ca. 1¼ Million Krieger ausgehoben, die nach ihrem Eide ebenfalls bereit sind, für das Vaterland zu sterben. In Zukunft könnte man sich etwa auf die Hälfte beschränken und die andere Hälfte dem Volke als Nationalgeschenk darbringen. Der Umstand, daß wir Anthropophagen sind und im Kriegsfalle alle Kriegsgefangenen für unsere Volkswirtschaft nutzbar machen würden, wird uns in den Augen der anderen Kulturnationen so furchtbar erscheinen lassen, daß uns nie mehr als die Hälfte unserer Kräfte zum Kriegführen nötig sein wird.

Die 125 000 Mann, die die Nation sich jedes Jahr selbst zum Geschenke machen wird, haben natürlich auch erst eine zweijährige Dienstzeit zu absolvieren, die aber, den Umständen angemessen, so angenehm sein wird, wie nur irgend denkbar.

Es liegt auf der Hand, daß man die Leute nicht durch Strapazen schwächen, nicht durch Mißhandlungen und Nörgeleien in ihrer schönen Entwicklung stören wird. Sie werden auf das Reichlichste und Beste genährt, alle körperlichen Anstrengungen haben sie tunlichst zu vermeiden.

Am Ende eines jeden Jahres wären allenthalben im Lande Ausstellungen zu veranstalten, in denen dem Volke gezeigt wird, was eine zweckmäßige, reichliche Ernährung mit einem Menschen zu machen imstande ist, sei er selbst ein preußischer Volksschullehrer.

Die geistigen Helden und Führer des Volkes hätten nach ihrem Abscheiden die Tafel der regierenden Landesfürsten zu zieren. Da diese verehrungswürdigen Männer meistens ein patriarchalisches Alter erreichen, so erwächst den Fürsten aus ihrem Konsum eine saure Repräsentationspflicht, die sie wohl oder übel zu den sonstigen schweren Pflichten ihres verantwortungsreichen Amtes hinzufügen müßten.

Genug. Die Reichstagswahlen sind vorüber. In der Hand des Parlamentes liegt jetzt die Entscheidung! Welcher Partei auch ein Abgeordneter angehören mag, in erster Linie sollte er sich verpflichtet fühlen, für die Einführung einer kulturell geläuterten Antropophagie zu stimmen.

Seit Jahren leidet das Volk peinlich unter der stets wachsenden Fleischnot.

Seit Jahren zittern die Einsichtigen vor dem immer drohender anwachsenden Gespenst der Uebervölkerung.

Hier gibt es nur ein Mittel: die Anthropophagie.

Denn jeder Braten mehr bedeutet einen Esser weniger!

Berliner Salons, Februar 1912.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Schulte hat in herkömmlicher Weise an Kaisers Geburtstag in einem Saale eine Jagd- und Sportausstellung eröffnet. Sie hat nichts Bedeutendes ans Licht gebracht. Nebenan sind dagegen Wilhelm v. Zügel und Ludwig Dettmann zu sehen. Unter den Zügelschen Bildern fesseln besonders drei von den älteren; jedesmal ist ein Bauer mit zwei Ochsen dargestellt; aber nicht nur der Gegenstand, sondern auch die künstlerische Aufgabe ist jedesmal dieselbe; ein volles, weiches, dunstgesättigtes Licht soll die Staffage umhüllen. Das Bild von 1876 — der Bauer steht vor den Köpfen der Tiere — muß man mit einem anderen, das darunter hängt und demselben Jahre entstammt, vergleichen, wenn sein besonderer Wert recht deutlich werden soll. Dort sehen wir eine Bäuerin mit zwei Kühen, und viel Kleinmalerei ist ihnen gewidmet; lockenweise sind den Tieren die Haare auf die Stirne gemalt; nur im Hintergrunde herrscht breites, alles Detail auffangendes Licht. Aber, die Sonne alles gleichmäßig erfüllen und umspielen zu lassen, wird von da ab die Aufgabe. Noch 1876 wird sie in dem zuerst genannten Bilde gelöst und das Jahr 1882 bringt zwei Varianten davon. Ueber dem einen Ochsengespann, dem mit dem Pfluge, steht die Sonne so hoch, daß nur ein schmaler Schatten über die Ackerfurchen fällt, auf dem anderen Bilde kommt das Licht so tief von der Seite, daß es nur da und dort, an der Schnauze und der weißen Wamme, helle Flecken erzeugt. Damals schon ist die Zügelsche Lichtmalerei also fertig gewesen. Weil Ludwig Dettmann dreimal die Geburt Christi und einmal die Verkündigung an die Hirten in Uhdeschem Sinne gemalt hat, soll ihm keiner Unselbständigkeit vorwerfen. Ein vorsichtiges Auge

Digitized by Google

wird auch trotz des goldenen Lichtes, das durch die Sparren des Daches sickert und den Weg des Engels begleitet, überall statt Uhdescher Weichheit jene heimliche Heftigkeit finden, an der man die Bilder Dettmanns erkennt. Es ist zu leicht an dem „Windstoß" von 1910 diese Qualität nachzuweisen. Aber da ist auch der „Bäcker" von 1899. Wie steht das frische Braun der neugebackenen Wecken zu dem wohligen Grau-in-Grau der Backstube? Oder gehen wir mit dem Auge die reich gegliederten Wände dieses engen Raumes entlang. Das hat einer gemalt, der, den Kopf zurückwerfend, unter seinem besonderen Gesichtswinkel die Dinge betrachtet. Fast möchten wir dem Künstler zürnen, daß er uns nicht schon lange und oft seine Pastelle gezeigt hat. Das „Haus mit den Sonnenblumen" von 1910 und „Allerseelentag" von 1911 sind die besten unter den Dettmannschen und allen Pastellen der letzten Jahre. Dort, wo jene Courbetsche Landschaft hängt, die man sich aus dem Schulte-Salon schon nicht mehr wegdenken kann, sind unter anderem zwei Landschaften von Karl Schuch zu sehen, ein „Oberbayrisches Bauernhaus" und ein „Steg im Moor". Courbet, der Lehrer, verschwindet gegen die breite Pracht und die Tiefe der silbergrauen und grünen Töne, die Karl Schuch, der Schüler, in jenen Bildern gefunden hat. An Walter Schnackenberg und seinen Spaniern und Spanierinnen dürfen wir nicht vorübergehen. Manet muß der Lehrer gewesen sein. Viel feine Berechnung steckt schon bloß in der Art, wie die Modelle ins Bild gestellt sind. Wer erfahren will, wie er eine Farbe anschlägt und durchspielt, muß den „Rosa Handschuh" betrachten; der „Pikador" aber zeigt, bis zu welcher Sicherheit seine Zeichnung gediehen ist.

Jene Atelierszene, die Gotthard Kuehl 1879 in der schwunghaften, betörenden Art Mariano Fortunys gemalt hat, müssen wir bei Schulte uns kurz ansehen, ehe wir bei Mathilde Rabl die größte Kuehl-Ausstellung, die je beisammen war, besuchen. Hier gehört alles in die Zeit der Freilichtmalerei des Meisters. In das warme Halbdunkel jener Seilerwerkstätte kann nur wenig von dem blendenden Licht hinter den Fenstern des Hintergrundes hereindringen; aber breit flutet die Sonne durch das Schiff der Ueberlinger Kirche. Wie die braunen Bänke glänzen und das Gold des Altares blinkt! Das Rot des Kanzeltuches leuchtet dazwischen auf. Wie sehr Kuehl den freudigen Zinnober in voller Sonne liebt, hat er oft schon auf den Bildern mit den rotgekleideten Lübecker Waisenmädchen gezeigt. Auch hier führt er uns diese Kinder vor, am besten auf dem Bild der Nähstunde. Dort nun, wo wir ein Mädchen und einen Knaben auf einer Altane arbeiten sehen, hat er eine besondere Farbigkeit angestrebt; das Violett eines Kohles im schattigen Vordergrund, das verblasene Blau einer Türe und die scharlachfarbigen Geranien bringen eine große Lebhaftigkeit in das Bild. Im „Familienrat der Fischer" ist er dafür in der Farbe enthaltsamer und, gleichsam als würde er sich auf das traditionelle Pleinair besinnen, beschränkt er sich vorwiegend auf graue Töne. Wer aber auf diesem Bilde nicht auch die Stutzuhr in der rechten Zimmerecke beobachtet hätte, hätte ein reizendes Stück Lichtmalerei übersehen. In einem besonders schönen Aquarell führt uns Kuehl zu den Kähnen und dem roten Haus am Ufer. Nun begreifen wir vollkommen, wie Gotthard Kuehl für die Dresdner Kunst der Retter in der Not werden konnte. 1891 war es gelegentlich der Berliner Sezessionsausstellung den Dresdnern gesagt worden, wie tief sie stünden, 1895 wird Kuehl gerufen, und 1901 schon ist sein künstlerischer Nachwuchs so stark gewesen, daß er zu dem Sonderbund der Elbier zusammentreten konnte.

Bei Cassirer scheint augenblicklich Lovis Corinth dieselbe Vielseitigkeit beweisen zu wollen, die der jüngere Slevogt in der letzten Sommerausstellung gezeigt hat. Alte und neue Bilder sind zu diesem Zwecke vereinigt worden. An dem liegenden weiblichen Akt wird jedem wieder klar, daß Corinth wie kein anderer das Spiel des Lichtes auf der Epidermis kennt; aber das Bild mit dem Blick auf die Alster sagt uns etwas Neues, nämlich, daß dieser Künstler auch als Landschafter groß sein kann. Es ist ein regnerischer, stürmischer Tag; schwarz-weiß-rote Fahnen flattern auf den Häusern ringsum, und viele Boote schießen über das Wasser, denn der Kaiser ist in Hamburg. Man muß an bestimmte späte Constables denken, wenn man die Zügigkeit des Striches und die Heftigkeit der Farbe auf diesem Bilde sieht.

Aus Berliner Theatern.

Tolstoi.

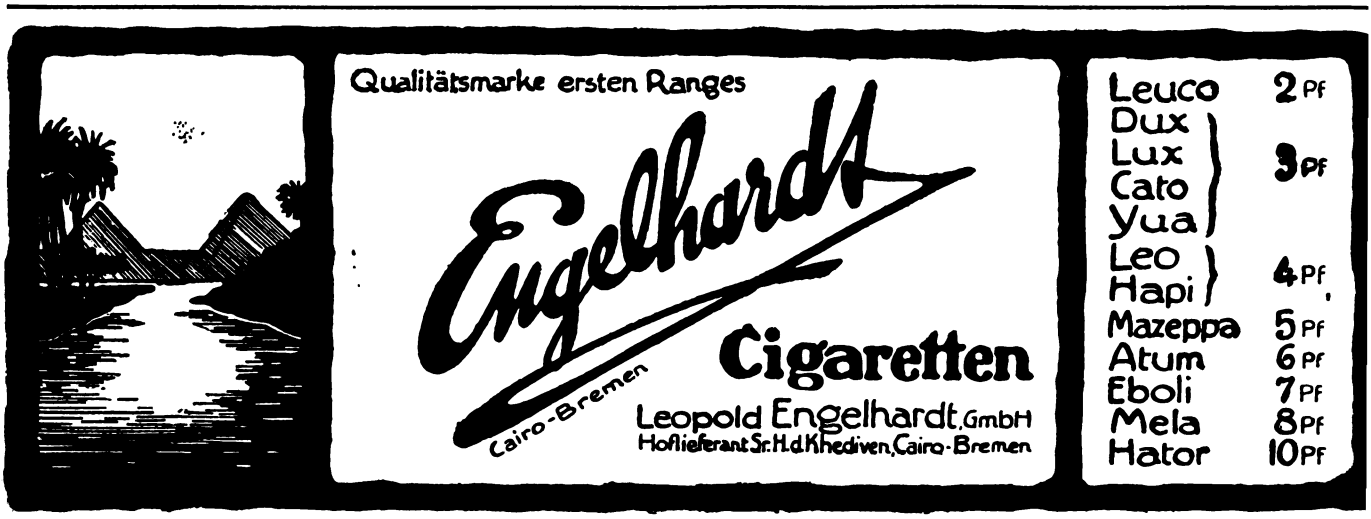
Das Kleine Theater zu Berlin hatte in der vergangenen Woche einen großen Abend. Nicht weil ein mächtiges Werk dramatischer Dichtkunst auf den Brettern gewitterte; es war weniger und es war mehr. Die Szene ward zum Tribunal für das Selbstgericht eines großen Geistes, sie ward fast ein Altar, an dem eine heilige Handlung zelebriert wurde: Die Beichte des Grafen Tolstoi. Mehr denn als Künstler, als Philosoph oder als

Digitized by Google

Sozialist wird Tolstoi mit Augustin, Rousseau und Strindberg leben als einer der großen Bekenner, der großen Verräter menschlicher Seele, der großen Erleber und Entlarver, die dem Mythos vom Menschen für alle Zeit eine neue Gestalt gegeben haben. — Im Jahre 1879 schrieb Leo Tolstoi die Schrift, die mit all seiner Vergangenheit brach, die seine ganze Zukunft begründete: „Meine Beichte". Da warf er die Sinnlosigkeit seiner bisherigen Existenz hinter sich; da schwor er, der Graf, der reiche Mann, der glückliche Familienvater, der berühmte Schriftsteller dies Leben ab, dies Leben der guten Gesellschaft, das arbeitslos auf der Ueberarbeitung, dem Elend, der Verzweiflung der großen Menge der Mitmenschen erbaut ist, und das doch keinen Sinn, keinen Wert, keinen Trost birgt, der die Seele über Krankheit und Tod hinaushebt. Und alles menschliche Wissen und Denken durchstürmend, an jedem tiefsten Pessimismus, an jahrelangen Selbstmordgedanken vorbei, findet er Halt und Sinn schließlich bei jener Kraft, von der diese Million russischer Bauern ja gehalten und getragen wird: beim Glauben. Durch die Lehre der Kirche, die ein gefügiges Instrument für Macht und Mord geworden ist, gräbt er sich hindurch zu der alten, einfachen Wahrheit des Christentums, die da Liebe, Selbstüberwindung, Hingabe an den Nächsten, an Alle, an Gott ist und nichts anderes. Nun verwirft er jeden arbeitslosen Lebensgenuß, verwirft Bodenbesitz, Soldateneid, Kirchendienst und Staatsdienst und die große Tolstoische Lebenspredigt hebt an.

Wenige Jahre nach dieser Beichte seines reinen Geistes schrieb aber Tolstoi eine Beichte seiner praktischen Menschlichkeit. In szenischer Form zeichnete er auf, welche Folgen diese neue Gesinnung nun für ihn und sein Privatleben hatte. Er zeigt, wie sein Familienleben zerbricht, wie die Frau, mit der ihn innige Liebe verbindet, ihn um der Kinder willen nicht verstehen, und am Besitze festhalten will. Bekehrungswut, Angriff, Spott und Haß trifft ihn von allen Seiten. Schlimm geht es denen, die ihm folgen: der junge Priester, der aus der Kirche austreten will, wird gebogen; der junge Boris, der dem Staate den Diensteid weigert, wird gebrochen. Schlimmer aber geht es ihm selbst, der es nicht vermag, der Reinheit seiner Idee nachzuleben, der von der Liebe zu seiner verzweifelnden Frau immer wieder gehalten und gebunden wird, der sein Land nicht den Bauern aufteilt, sondern seiner Frau überschreibt, der vergeblich in dem reichen Hause das Leben eines Arbeiters und Bauern durchzuführen sucht, und dessen immer erneuter Plan, einsam davonzuziehen, immer wieder an der Verzweiflung der Frau scheitert. Diese szenischen Skizzen, die den Titel „Und das Licht scheint in der Finsternis" tragen, sind zu keinem eigentlichen Abschluß geführt worden; mit einem nur skizzierten Schlusse fanden sie sich im Nachlaß und für die neuliche Uraufführung im Berliner „Kleinen Theater" mußte die Schlußszene (etwas steif und schwerfällig) ausgebaut werden. Aber den eigentlichen, den großen Schluß hat ja das Leben Tolstois geliefert, den legendarisch tiefen symbolhaft mächtigen Abschluß: Wie der greise Prophet sich noch einmal aufrafft, seiner Lehre in voller Reinheit nachzuleben, wie der Achtzigjährige von Haus und Weib davonflieht und auf der Flucht zusammenbricht und stirbt. — Es war vielleicht das Wissen um dieses große Ende, das als tiefste, verstärkende Resonnanz unter diesen Szenen der Beichte lag, und ihrer bitterlichen Aufrichtigkeit die höchste Weihe gab.

Die Inszenierung des Direktor Barnowski entsprach der Größe und Würde der seltenen Aufgabe. Er hatte für die Tolstoirolle Friedrich Kayßler gewonnen, der es wagte — was man bei diesem ganz außertheatralischen Bekenntniswerk vielleicht allein wagen darf, ohne geschmacklos zu sein — in der täuschend ähnlichen Maske des fünfzigjährigen Tolstoi zu kommen, — und der es wagen durfte, weil er vielleicht allein unter den deutschen Schauspielern



Digitized by Google

heute auch die ethische Kraft, den aus Inbrunst und Energie gemischten Ton besitzt, verbohrt und gütig, schwärmerisch und männlich, mit dem man auch innerlich Tolstoi darstellen kann. Frau Helene Fehdmer-Rahßler gab der Gattin all jene hilflose verzweifelnde Innigkeit, die ihr das gerechte Gefühl des Dichters gönnt. Alfred Abel spielte mit dem klaren Ton des edlen Fanatismus den Eidverweigerer Boris und Alma Renier, seine Mutter, versagte zwar im dramatischen Affekt überraschenderweise, war aber vorher voll vornehmer und liebenswürdiger Lebendigkeit. Dazu schuf Ilka Grüning als leidenschaftlich bornierte Philisterin eine Gestalt von schärfsten Konturen, Hans Sternberg gab ganz prachtvoll einen vulkanisch explodierenden General und Max Adalbert kaum weniger erschütternd einen schier übernatürlich trockenen Militärarzt. Von den anderen zahlreichen kleinen Rollen fiel keine einzige störend ab, und das Ganze war mit großem Takt, einfach, voll gedämpfter Lebendigkeit in ganz leicht stilisierten Szenenbildern bewegt.

Keine eigentlich dramatische Erschütterung und auch kaum evangelische Macht geht von diesen Szenen aus. Die Lehre Tolstois steckt zwischen der reinen Weltentsagung des indischen Mönches und dem Tatwillen des sozialen Revolutionärs in widerspruchsvoller Mitte. So wie das Leben des großen Schriftstellers zwischen Weltentsagung und herrischem Willen zur Welt unsicher schwankte. Aber vielleicht ist das Schauspiel dieser Unsicherheit, das Bild dieses Kampfes, dieses unerhört reinen und starken Ringens mehr wert, als jede klare, widerspruchslose Lehre; ein Weckruf zum Leben, zu wahrhaftem Sein, ein großes Menschenbeispiel — das ist auch diese szenische Beichte des Grafen Tolstoi.

Julius Bab.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Soeben erschien: **Johan Falkberget: MINENSCHÜSSE UND FACKELBRAND.**

Erzählungen eines norwegischen Grubenarbeiters .·. **Preis Mk. 2.— brosch., Mk. 3,— geb.**

Johan Falkberget war noch bis vor ein paar Jahren Bergarbeiter im hohen Norden. Aus eigener Kraft hat er sich aus der untersten Schicht des Volkes emporgerungen und als Dichter zur allgemeinsten Anerkennung gebracht. Der norwegische Staat hat ihm schon zweimal das Dichterstipendium verliehen. „Falkberget ist ein Dichter voll wundersamer Glut". Ein Teil dieser Erzählungen wurde von Falkberget geschrieben, als er noch in den Erzgruben arbeitete.

Nachstehend zwei Kritiken von nordischen Tageszeitungen:

In einer Sprache, so erz- und klangvoll wie das Gebirge, wo er in jungen Jahren das glitzernde Erz brach, erzählt er uns von den Tragödien, die sich in der finsteren Tiefe abspielen. („Dagbladet", Kristiania.)

Als der geborene Dichter und als einer, der zugleich eine starke impressionistische Auffassung besitzt, hat er einen grossen Sieg errungen! — Tiefe düstere Dichtungen vom Tode in der Erzbrechmaschine. Kräftige Kultur- und Sittenbilder, reine Perlen, ans Tageslicht gefördert aus der Tiefe der Erzgrube! (M. Oma.)

Bezug durch jede gute Buchhandlung :: **Prospekte kostenlos**

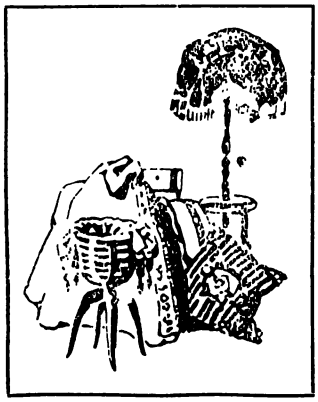
Leipzig, Georg Merseburger, Verlag der Nordischen Bücherei.

BAHLSEN'S

Pangani-Gebäck

TET-Paket 40 ₰

H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.



Geschenke von bleibendem Wert bilden Originalarbeiten von Künstlerhand

wie Teetische, Teewagen, Zierschränke, Nähtische, Sessel und andere Einzelmöbel, deutsche Teppiche, Läufer u. Diwandecken, Kissen, Fußbänke, Stoffe nach Entwurf von **Bruno Paul, R. A. Schröder, E. R. Weiß, P. L. Troost** und anderen; Arbeiten aus dem Stickerei-Atelier von **Marg. von Brauchitsch,** München; Services, Gläser, Bestecke, Kristalle, Keramiken, Bronze- und Messinggegenstände, Schmuck, Kleinplastik und Beleuchtungskörper wie andere Gebrauchs- und Luxusgegenstände sowie Spielzeug, nach Entwurf oder Auswahl von Künstlern.

Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A. G.

Gegründet München 1897.

Bremen — Berlin — München — Hamburg — Köln — Hannover
Nürnberg (Alexander Zadow) — Breslau (Albert Drachsel).

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 8 Berlin, den 24. Februar 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Die politischen Laubfrösche.

Von

Otto Corbach.

Lord Haldane, Englands Kriegsminister, ist in Berlin gewesen und hat mit den leitenden deutschen Staatsmännern „nicht formale und nicht bindende Unterhandlungen“ wegen einer englisch-deutschen Verständigung gepflogen, und diese Unterhandlungen haben, nach Erklärungen, die Mr. Asquith im englischen Unter-, Lord Crew im Oberhause und Bethmann Hollweg im deutschen Reichstag abgaben, ein befriedigendes Ergebnis gehabt, so daß sie, wie der deutsche Reichskanzler hinzufügte, fortgesetzt werden sollen. Bewegung und Beifall in den Parlamenten drüben und hüben. Aufatmen und Dankbarkeitsbeten der Völker. Die gespitzten Ohren der Parlamentsberichterstatter hatten wahrnehmen können, daß jene amtlichen Erklärungen mit „erfreulicher Wärme“ und in „herzlichen“ Tönen abgegeben wurden. Die Zeitungsleser erschauern in Ehrfurcht. Und da ihre geistigen Nährväter sie kennen, steigen immer neue und immer größere Weihrauchswolken aus Zeitungsartikeln zu den Diplomaten empor, die geruht haben, ihr Sträuben gegen das allgemeine Bedürfnis nach friedlicher Verständigung zwischen den beiden mächtigsten Nationen Europas aufzugeben.

Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, schlägt auch das Laub beizeiten aus, folglich, so hat einmal einer daraus geschlußfolgert, quaken die Frösche das Laub aus den Bäumen heraus. Genau solche Schlußfolgerer sind unsere Zeitgenossen, die das Händeschütteln der Diplomaten, erst recht das Sichumarmen und Sichküssen der Monarchen mit dem Wechsel von schlechtem zu gutem Einvernehmen zwischen zwei Nationen in ursächlichen Zusammenhang bringen. In Wirklichkeit hat das frühzeitige Quaken der Frösche mit dem frühzeitigen Ausschlagen der Bäume genau so viel und so wenig zu tun, wie der Besuch Haldanes in Berlin und die gegenseitigen Freundschaftskundgebungen englischer und deutscher Staatsmänner mit der Heraufkunft einer Epoche guter englisch-deutscher Beziehungen. Wie man an der Art, wie der Laubfrosch schreit, einen Witterungsumschlag erkennen kann, so kann man zuweilen an der Art, wie Staatsmänner reden, einen Umschwung politischer Verhältnisse angekündigt hören, aber gemacht wird dieser politische Umschwung von den Staatsmännern ebensowenig wie das Wetter vom Laubfrosch. Vielleicht gibt es irgendwo einen wilden Volksstamm, der dem Laubfrosch göttliche Ehren erweist; dessen Angehörigen würden Geistesverwandte solcher Zeitgenossen in unserer Kulturzone sein, die sich selber ernst nehmen, wenn sie in politisch-kritischen Zeiten sich neue Gehröcke anziehen und ihre Zylinder aufbügeln, um in feierlichen Audienzen bei hohen Staatsmännern etwas zu erfahren, womit sie die ehrfürchtigen Volksmassen, die Beruhigung wollen, aufklären können.

Im vorliegenden Falle liegt noch besonders wenig Grund vor, sich über die Reaktion der Diplomaten auf einen politischen Witterungsumschlag zu verwundern. Ganz gewöhnliche Sterbliche haben viel eher als sie gewußt, daß die unnatürliche Spannung in den Beziehungen zwischen England und Deutschland nicht mehr lange andauern kann. Seit Monaten greift in England eine wachsende Mißstimmung über die Ergebnisse der Entente cordiale mit Frankreich wie Rußland um sich. In englischen Han-

Digitized by Google

delskreisen gibt es heute nur eine Stimme der Verärgerung über den monopolistischen Zug in der französischen Kolonialpolitik. Obgleich die Bevölkerung der französischen Kolonien fast 1½ mal so groß ist als die der niederländischen, ist doch die englische Ausfuhr nach französischen Kolonien nur zweidrittel der Ausfuhr nach holländischen Kolonien wert. Die Bevölkerung der portugiesischen Kolonien ist fünfmal kleiner als die der französischen, und jene kaufen doch 1½ mal soviel von England als diese. Im Jahre 1909 wurden nach Algerien Waren im Werte von 363,8 Millionen Mark eingeführt, davon kommen aus Frankreich allein für 211 880 000 Mark, aus Großbritannien für 111 000 000 Mark. Nach Madagaskar wurden im Jahre 1910 eingeführt Waren im Werte von 26 740 000 Mark. Der französische Anteil betrug 22 200 000, der englische 670 000 usw. Aehnliche Klagen werden über die russische Abschließungspolitik innerhalb der gesamten politischen Machtsphäre des Zarenreiches erhoben. Weder Frankreich noch Rußland fühlen sich wirtschaftlich stark genug, um in ihren näheren oder ferneren Besitzungen und Interessensphären den freien Wettbewerb anderer Völker zu ertragen und deshalb entsprach die ganze Ententepolitik nicht den dauernden Interessen des englischen Volkes, sondern nur der Eitelkeit einer Diplomatie, die sich sträubt, einer Forderung der Gegenwart gemäß, die glänzende Rolle, die sie in der Vergangenheit spielen durfte, mit der bescheideneren, den veränderten politischen Verhältnissen entsprechenden, zu vertauschen. Solange sich das englische Volk über diese Sachlage täuschen lassen konnte, war es auch der englischen Diplomatie möglich, an ihrer unnatürlichen Rolle festzuhalten. Jetzt geht das nicht mehr länger. Zumal auch die jüngsten Ereignisse in Asien gebieterisch eine Dezentralisation der englischen Seestreitkräfte erheischen, die gerade infolge der englisch-deutschen Spannungen seit vielen Jahren fast vollständig in europäischen Gewässern konzentriert sind. Wenn Rußland in der Mongolei, Japan in der Mandschurei nach größerem Einfluß, wenn nicht völliger politischer Herrschaft trachten, so wird England in Tibet dauernd festen Fuß fassen wollen. Dazu bedarf es um so mehr der Möglichkeit einer stärkeren Machtentfaltung im fernen Osten, weil die japanische Bundesgenossenschaft im Verlöschen begriffen ist. Auch solche weltpolitischen Gründe erheischen zurzeit gebieterisch eine Beschwichtigung des deutschen Michels.

Die Stützen des Dreibunds.

Von

H. Prehn-v. Dewitz, Berlin.

Die Brüchigkeit des Dreibundes ist kein Novum, beileibe nicht. Berufspolitiker der Tripel-Entente setzen sie als feststehenden Faktor in die Berechnung zukünftiger politischer Konstellationen, und Staatsmänner des Dreibundes selbst gewähren ihr die Stelle einer bekannten Größe in der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wir wissen wo die Schwächen des Dreibundes liegen sie von neuem auszuplaudern hieße Ueberflüssiges sagen, würde auch nicht viel nützen. Viel wichtiger erscheint es mir, auf die Stützen des Dreibundes hinzuweisen, wie sie Jahrzehnte langes Zusammengehen dreier liierter Mächte geschaffen hat. Wirtschaftliche Bande bilden den festen Anker dieses Mächtekonzerns, und mag man sie selbst zwischen Oesterreich und Italien geringer einschätzen, zwischen Deutschland und Italien sind sie stark, unzerreißbar geworden. Das heilige römische Reich deutscher Nation, einst politisch geeint, hat heute wirtschaftlich seine Auferstehung gefeiert, die Kämpfe der deutschen Kaiser um Italiens Gebiete haben in der Jetztzeit als wirtschaftliche Kämpfe in späten Eroberungen ihr Ziel erreicht. Bliebe nur noch die Stellung Italiens zum österreichischen Völkerstaate, und diese halte ich, so lange Italien fest zu Deutschland im Dreibunde steht, oder wenn es schöner klingt, gehalten wird, durchaus nicht für so trostlos, wie sie die dreibundfeindliche Politik heute auszuposaunen beliebt. In der Frage Deutschland-Italien ruhen m. E. die Angeln des Dreibundes. Daß dies keine rein politische Frage ist, politisch fühlt sich Italien

Digitized by Google

entschieden zur Tripel-Entente hingezogen, sondern in hohem Maße auch eine wirtschaftliche Frage, wird man zugeben müssen. Die deutschen Kapitalinteressen in Italien haben im letzten Jahrzehnt einen ungeheueren Aufschwung genommen. Unsere Handelsbilanz, seit einem Quinquennium aktiv, erreichte 1909 mit einer Einfuhr nach Italien im Werte von 503,5 Mill. Lire, gegen eine Ausfuhr in Höhe von 307,2 Mill. Lire, einen Ueberschuß von 196,3 Mill. Lire, eine Summe, die für die Aktivierung unserer Zahlungsbilanz den Ausschlag gab. Ueber ganz Italien haben nach den Informationen unserer Konsuln, heute etwa 100 große und mittlere Handelsfirmen ihr Netz gespannt. Ihr arbeitendes Kapital dürfte auf reichlich 80 Mill. M. zu bewerten sein. Im gewerblichen Norditalien finden wir mit deutschem Gelde arbeitende Betriebe der Eisen-, Metall- und chemischen Industrien, während sich auf den Süden des Königreiches der Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse und der Import deutscher Manufakturwaren konzentriert. Für die deutsche Manufaktur liegt hier ein Markt, der von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt. In den großen Städten Norditaliens, in Piemont, Ligurien, der Lombardei, Venetien aber auch in Neapel sind deutsche Agenturgeschäfte ansässig, blüht der Kommissionshandel. In den großen Hafenplätzen des mittelländischen und des adriatischen Meeres haben deutsche Handelshäuser und Reedereien ihre Niederlassungen. Der in deutschen Händen befindliche Grundbesitz in Italien wird auf etwa 20 Mill. M. geschätzt. Hinsichtlich der von Deutschen dem italienischen Handel und der Industrie gewährten Kredite lassen sich nur schwer einigermaßen zuverlässige Zahlen geben. Sie werden für die Lombardei allein auf ca. 20 Mill. M. jährlich bewertet. Gerade die deutschen Kreditgelder aber spielen heute eine hervorragende Rolle im wirtschaftlichen Leben Italiens. Die Geschichte der deutschen Kredit- und Bankinstitute, besonders aber der Aufschwung, der von Deutschen gegründeten und bisher mit bestem Erfolge geleiteten Banca Commerciale Italiana, hängt aufs engste mit der ökonomischen Entwicklung des neuen Italiens zusammen. Der wirtschaftliche Aufschwung des modernen, geeinten Italiens war ein verhältnismäßig schneller, durch den Erfolg forcierter, möchte man sagen. Unaufhaltsam drängte die Großunternehmung vorwärts, ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes. Kredit und flüssige Zahlungsmittel entwickelten sich nicht im Gleichmaß zu den kommerziellen und industriellen Unternehmungen. Im Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts brach eine Finanzkrise aus, welche die vorherigen an Schwere weit übertraf und besonders die Banken und Finanzierungsinstitute in Mitleidenschaft zog. Letzten Endes hatten enragierte Terrainspekulationen, die in keinem Verhältnis zum Bedürfnis standen, und nur entriert waren, um eine künstliche Hausse herbeizuführen, den Krach unvermeidlich gemacht. Er wurde aber zu weit schlimmerem, einer allgemeinen Unternehmungsstockung, als fast alle großen Geschäfte und Geldinstitute des Landes ihre Zahlungen einstellten. In dieser schweren Krise mußte der Staat einschreiten, umsomehr noch als selbst die Banca d'Italia der Hilfe bedurfte. Wohl waren im Lande selbst noch Hilfsmittel vorhanden, um die weitgehenden finanziellen Schwierigkeiten zu beheben, aber um diese auch in hinreichendem Umfange flüssig zu machen, brauchte der Staat auf das entschiedenste den Einfluß eines großen und vertrauenerweckenden Finanzinstitutes, und dies in noch höherem Grade, als im Laufe des Jahres 1891 auch die bis dahin für kapitalkräftig gehaltene Banca Generale ihre Zahlungen einstellen mußte.

Von deutscher Seite kam die ersehnte Hilfe. Ein deutsches Bankenkonsortium, bestehend aus der Discontogesellschaft, der Deutschen Bank, der Darmstädter Bank, der Berliner Handelsgesellschaft und dem Bankhaus S. Bleichröder, beschloß die Errichtung einer deutschen Bank in Italien. Der Plan war ein durchaus glücklicher, und am 10. Oktober 1894 wurde die Bank mit einem Nominalkapital von 20 Mill. Lire (Gold) unter dem Namen Banca Commerciale Italiana begründet. Daß später zur Erleichterung des

Digitized by Google

Verkehrs mit anderen Ländern, zu denen Italien wichtige Handelsbeziehungen unterhält, auch noch schweizerische, österreichische und eine französische Bank an dem Unternehmen beteiligt wurden, tat der durchaus deutschen Gründung absolut keinen Abbruch. Das jetzt über 100 Mill. Lire betragende Vermögen der Bank, von denen mindestens an 10–15 Millionen in deutschem Besitze sind, sichert nach wie vor dem deutschen Interessenten die Führung des Unternehmens. Heute hat die Banca Commerciale ihre Filialen (einige dreißig) über ganz Italien verbreitet, und ihre Beteiligung an den verschiedensten Unternehmungen, wie Eisenbahnen, Minen, elektrischen Industrien, haben das deutsche Kapital in engsten Konnex mit dem wirtschaftlichen Leben Italiens gebracht. Selbst oder nominell durch die hinter ihr stehenden Banken hat die Banca Commerciale eine starke Beteiligung deutscher Gelder an einem großen Teil der italienischen Bahnen, namentlich der norditalienischen Kleinbahnen und der sizilianischen Privatbahnen herbeigeführt. In der italienischen Mittelmeerbahn sowohl, wie in der Süditalienischen Eisenbahn, der Sizilianischen Eisenbahn oder der italienischen Meridional-Eisenbahn, überall arbeiten deutsche Kapitalien. Der Gesamtbetrag der in Eisenbahnaktien und -Obligationen angelegten deutschen Gelder wird heute auf etwa 1½ Hundertmill. M. geschätzt. Eine der erfreulichsten und erfolgreichsten Seiten ökonomischer Leistungskraft des deutschen Elements aber liegt in der Industrie, besonders der Elektroindustrie und der Baumwollspinnerei und -Weberei. Unsere führenden Elektrizitätswerke wie A. E. G., Siemens & Halske, Siemens Schuckert, Union, Helios, Lahmayer und wie sie alle heißen, haben Kapital und Arbeitskraft in italienischen Zweigunternehmungen investiert oder durch die hinter ihnen stehenden Großbanken rein italienische Unternehmungen finanziert und mit sich in Interessenkonnex gebracht. Wenn wir die in den deutschen Zweiggeschäften angelegten Kapitalien heute auf über ¾ Hundertmill. Lire schätzen, so dürfen wir auch damit eher zu niedrig, denn zu hoch gegriffen haben. Endlich ist noch das deutsche Versicherungsgeschäft nach wie vor – die versuchte Verstaatlichung der italienischen Versicherungsanstalten im Frühjahr 1911 erlitt ja bekanntlich ein glänzendes Fiasko – sowohl im direkten wie im indirekten Geschäft stark interessiert.

Zwei gefährliche Rivalen stehen Deutschland im internationalen Wettbewerb um Italien gegenüber Frankreich und die Schweiz. Der Einfluß beider Wirtschaftsgebiete ist noch heute ein sehr starker, weil ein sehr alter. Der Rückgang in der französischen Industrie und Großunternehmung ist freilich geeignet, Frankreich in absehbarer Zeit aus seiner bevorrechteten Position zu verdrängen. Nach den besten Schätzungen hat schon heute Deutschland an 450 Mill. M. im italienischen Wirtschaftsgebiet investiert gegen 430 Mill. Frs. Frankreichs. Auch die Schweiz muß schließlich vor der deutschen Industrie die Fahnen streichen. Die Industrialisierung Italiens schreitet rüstig von Norden nach Süden vorwärts und die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes sind es, die hier überall Bahn brechen. Fortan wird das schweizerische Wirtschaftsgebiet nicht mehr aus seiner günstigen Lage zum italienischen die Vorteile zu ziehen vermögen, die es bis dahin zog. Als Durchfuhrland, in seinen deutsch sprechenden Teilen fast einem wirtschaftlichen Dominium Deutschlands vergleichbar, wird es hinfort nur dazu dienen, deutsches und italienisches Wirtschaftsgebiet einander immer mehr zu nähern.

Zwei Länder aber, die in so engen wirtschaftlichen Beziehungen zueinander stehen, wird keine scheinbar noch so schwierige politische Konstellation dauernd zu trennen vermögen, denn nicht Machtpolitik Wirtschaftspolitik ist die Losung unseres Jahrhunderts.

Otto Liebmann.

Von

Friedrich Lipsius, Bremen.

(Schluß)

An die absolute Ethik also „muß man glauben!“ „Der Glaube ist es auch hier, der

Digitized by Google

selig macht; und jeder echt und tief moralisch denkende Mensch glaubt tatsächlich daran." Nun enthält dieser Glaube aber latenter, versteckter Weise in sich die Voraussetzung einer gewissen transscendenten Teleologie. Er greift über alle Erfahrung, über Natur und Geschichte hinaus, in das Reich der dunkeln Welträtsel hinein. Er trägt in sich die Tendenz zur „Hypostasierung der Idee einer moralischen Weltordnung." Alle höheren Religionen haben dieser Nötigung nachgegeben, haben den abstrakten Gedanken eines letzten Grundes unseres sittlichen Bewußtseins in anschauliche Vorstellungen gekleidet. Doch besitzen alle diese Vorstellungen zunächst nur den Wert von Bildern und Symbolen. Die populäre Religionsmetaphysik kann keinen Anspruch auf streng wissenschaftliche Wahrheit erheben. „Wenn aber das aus tief moralischen Quellen genährte, rein und echt religiöse Gemüt der kühlen Verstandeskritik gegenüber die Frage nicht verschweigen kann, ob denn die Hypostasierung einer moralischen Weltordnung so ganz ohne jeden objektiven Erkenntniswert als rein subjektiver Gemütspostulat ins Leere hineingestellt sei; dann wird der unparteiische Kritiker .... die Antwort zu geben haben: Ganz gewiß existiert ein letzter Grund dafür, daß die Menschheit sich der Unterscheidung von gut und böse, wiewohl mit veränderlicher Grenzlinie, durchaus nicht entschlagen kann, und daß sie diesen Unterschied für den unbedingt wichtigsten hält. Jedoch wir kennen jenen Grund nicht; und Metaphysik, im alten unkritischen Wortsinn als absolute Erkenntnis des verborgenen inneren Wesens der Dinge verstanden, ist ein Problem für Menschen, eine Wissenschaft für Uebermenschen!" Wir können weder im Hinblick auf das, was er behauptet, noch in Ansehung dessen, was er bestreitet, ganz mit Liebmann gehen. Aber unser Respekt vor diesem Manne mit dem hellen und kühlen Verstande, mit dem warmen, für alles Edle und Schöne empfänglichen Herzen mindert sich dadurch nicht.

Liebmanns Stellung zu den Problemen der Aesthetik, seine anregenden und anziehenden Gedanken über Schönheit und Kunst, können wir in diesem Zusammenhang nicht einmal skizzieren. Genug, daß sich unser Philosoph durchaus nicht als der trockene Gelehrte oder als der langweilige Moralist erweist, der mit geschlossenen Augen und Ohren durch die Welt der Formen und Farben, durch die Welt der Töne hindurchgeht. Er habe sich sogar, bekennt er, lange Zeit mit dem Gedanken getragen, zu der neunten Symphonie, die ihn, wie der Blick der Sixtinischen Madonna, durchs ganze Leben hindurchbegleitet, eine Art von Kommentar zu schreiben. Doch habe ers aufgegeben: Denn „Worte reichen nicht an das heran, was dies hohe transscendente Wunderwerk in Tönen sagt."

Der Ausdruck „transscendentes Wunderwerk" scheint darauf hinzudeuten, daß „unsere ästhetischen Gefühle und Wertschätzungen mit dem inneren absoluten Wesen der Dinge im Zusammenhang stehen." Unser Transscendentalphilosoph verzichtet allerdings darauf, eine „Metaphysik des Schönen" im eigentlichen Sinne zu geben: „Unsere ganze Aesthetik ist, wie unsere Ethik, anthropozentrisch, anthropopathisch. Auch brauchen wir uns dessen nicht zu schämen: Wie sollte, wie könnte es denn anders sein? .... Wir sind nun einmal Menschen, wir sehen die Welt mit Menschenaugen, wir hören die Welt mit Menschenohren, wir fühlen sie mit Menschenherzen. .... Was geht uns Krötenästhetik an? — Und was Götterästhetik?" Dennoch: Wie im Felde der Ethik, so scheint auch auf dem Gebiete der Aesthetik durch alles Menschlich-Relative zuweilen ein Absolutes, Ewiges, über Raum und Zeit Erhabenes durchzubrechen. „Wir werden den Gedanken nicht loswerden können, daß selbst dem Barbaren angesichts der griechischen Marmorstatue und Säulenhalle schließlich einmal eine Dämmerung aufgehen, die Schuppen von den Augen fallen, und er ausrufen wird: „„Das ist es! So muß es sein!"" (Ged. u. Tats. II., S. 268 ff.)

Liebmann hat sein feines ästhetisches Empfinden, seinen künstlerischen Sinn, auch als Schriftsteller nicht verleugnet. Er ist ein Meister des Styles. Philosophie, die hehre Göttin, hüllt sich zumeist in den schweren Pan-

Digitized by Google

zer einer dem Laien fast unverständlichen Schulsprache. Liebmann verstand es, ihr ein leichtes und gefälliges Gewand über die Schulter zu werfen. Anschaulich und bilderreich sind seine Sätze. Unübertrefflich klar ist die Gedankenentwicklung. Thesen und Antithesen werden einander gegenübergestellt, spitzen sich zu und erhalten den Leser in steigender Spannung. Die „Analysis der Wirklichkeit" wird, um der vielen Fragezeichen willen, die sie stehen läßt, inhaltlich nicht jeden befriedigen. Formell, nach Aufbau und Darstellung, ist sie zweifellos ein Kunstwerk.

Seine glänzenden schriftstellerischen Eigenschaften sichern Liebmann einen dauernden Ehrenplatz in der philosophischen Weltliteratur. Seit David Friedrich Strauß hat kaum ein anderer Vertreter der Wissenschaft die deutsche Sprache mit der Eleganz und Leichtigkeit zum Ausdrucksmittel abstrakter Gedanken gemacht wie er. Sogar in gebundener Rede hat Liebmann die Grundgedanken seiner Weltanschauung wiedergegeben gesucht. Ein Bändchen philosophischer Gedichte unter dem Titel „Weltwanderung" redet von den uralten Träumen und Zweifeln der Menschheit, vom Ich und vom All, von der Vernunft und vom Unerkennbaren, von Natur- und Sittengesetz. Wenn es unserem Philosophen nicht überall restlos gelungen ist, den spröden Gedankenstoff dichterisch aufzulösen, so beeinträchtigt dies den Wert der schönen Sammlung nicht.

Nüchterner als sein schriftlicher war Liebmanns mündlicher Vortrag. Aber die vollendete Meisterschaft, mit der er es auch in seinen Vorlesungen verstand, die Probleme aufzurollen, den Kern der Fragen ins Licht zu stellen, oder von einer historischen Erscheinung ein scharf umrissenes Bild zu entwerfen, verschafften ihm einen großen und treuen Zuhörerkreis.

Im Leben und im Denken hat Liebmann seine eigenen Wege eingeschlagen. Wie er als Mensch eben nicht leicht zugänglich war, so zeigt er sich auch von den modernen Strömungen und Wandlungen der Philosophie auffallend wenig beeinflußt. Daß er seinem Kant von Anfang bis Ende treu geblieben ist, wird nicht Wunder nehmen; aber er setzt sich auch mit einem Wundt oder Hartmann und ihrem Bestreben, das Denken über Kant hinauszuführen, kaum auseinander. Noch weniger hat er mit Nietzsche die Klinge gekreuzt; weder die Abhandlung über den „Ursprung der Werte", noch die „Gedanken über das Wesen der Moralität" erwähnen auch nur den Namen des radikalen Umwerters und Immoralisten, an dem doch die Fachphilosophie in anderen ihrer Vertreter — man denke an Hans Vaihinger, Raoul Richter und Arthur Drews — längst nicht mehr glaubt schweigend vorübergehen zu dürfen.

Um der ihnen eigenen Lebendigkeit willen werden Liebmanns Werke trotzdem nicht leicht veralten, und noch weniger wird die bedeutsame Stellung, die ihr Verfasser in der Geschichte der neueren Philosophie einnimmt, dadurch erschüttert, daß die Epoche, die er eingeleitet, zugleich die Grenze seiner Entwickelung und seiner Leistung bezeichnet. Es wird immer der Ausdruck einer starken, manchen ernsten Geist beherrschenden Ueberzeugung bleiben, wenn Otto Liebmann dichtet:

„Vernunft, ein einsam Licht in tiefer Nacht,
Beleuchtet dir die Welt mit eignen Strahlen,
Und, wie Natur erscheint, das kann sie malen.
Doch was sie auch erforscht hat und erdacht,
Nie wird sie Unbeschreibliches beschreiben,
Und aller Ursprung wird Geheimnis bleiben!"

Rassenschmerz.

Von

A. Walther-Dresden.

In der Kommissionsberatung des Haushaltungsplanes für Ostafrika hat ein nationalliberaler Reichstagsabgeordneter eine Sache zur Sprache gebracht, die, wahrscheinlich einem Einzelfall entsprungen, allgemeine Aufmerksamkeit beansprucht. Der Sprecher warnte vor Verwendung weißer Krankenschwestern für Pflege schwarzer Männer. Welcher Anlaß zugrunde liegt, ist nicht bekannt ge-

Digitized by Google

worden, zumal der letzte Jahresbericht über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete mit der seitherigen Gepflogenheit bricht, die Vorgänge in unseren Kolonien eingehend darzulegen und die amtlichen Missionsberichte aufzunehmen.

Die Anregung von nationalliberaler Seite will der Gefahr vorbeugen, daß der Schwarze die Rassengrenze überschreitet und mit seiner Sinnlichkeit die Ehre des deutschen Weibes bedroht. Dieser nationale Hinweis hat gegenüber so manchen humanen Bestrebungen in Neudeutschland den Vorzug der Durchführbarkeit. Die meist den Missionsgesellschaften folgenden Krankenschwestern haben im deutschen Kolonialgebiet ein so weites Feld segensreicher Betätigung, daß die Krankenbehandlung schwarzer Männer getrost dem männlichen Geschlecht überlassen bleiben kann. Die Samariterinnen haben zunächst die Familien der weißen Siedler zu betreuen, denen Tropenklima und Küstenfieber noch genug schwere Prüfungen bringen, obwohl in Ostafrika, auch an den Küstenplätzen die Gefahren tropischen Aufenthalts wesentlich gemildert sind durch sanitäre Maßnahmen aller Art und durch Fortschritte hygienischer Forschung. Erst recht segensreich empfindet der Weiße die Hilfe einer Schwester in verkehrsfernen Gegenden, in denen ein Regierungsarzt oder ein Missionsarzt fehlt. Eben so sehr wie die Europäer, oft noch mehr als sie, bedürfen die Eingeborenen heilkundigen Beistandes. Es ist durchaus falsch, anzunehmen, daß der Schwarze gefeit sei gegen klimatische Gefahren seiner Heimat. Wohl leidet er nicht so schwer unter den typischen Tropenkrankheiten Malaria, Blutverarmung, Typhus, Herzschwäche, Nervenschwäche, wie die zugewanderte weiße Rasse, aber dafür wird der Farbige von anderen schlimmen Uebeln heimgesucht: von Schlafkrankheit und Aussatz, Wurmkrankheit und Ruhr, von Pocken, Augenleiden und allerhand Hautkrankheiten. In den Krankenanstalten des Schutzgebietes kamen im Berichtsjahr 1908/09 über 32 000 Krankheitsfälle der Eingeborenen zur Behandlung. Nicht zum wenigsten leidet die weibliche Bevölkerung, der außer der Kindererziehung ein reichlich Teil haus- und bodenwirtschaftlicher Lasten obliegt. Ferner leidet stark die Jugend. Da noch dazu die Negermütter trotz zärtlicher Liebe zu ihren Kleinen in der Säuglingspflege oft recht robusten Anschauungen fröhnen, ist es gar kein Wunder, daß bei vielen Volksstämmen die Kindersterblichkeit groß ist. Gesundheitspflege beim Negernachwuchs und beim weiblichen Geschlecht, das ist das zuständige Arbeitsfeld für Missions- und Krankenschwestern, wo sie heilen und helfen, verhüten und lindern, belehren und aufklären können. Diese Einschränkung ist die weiße Wohltäterin, sowohl ihrer persönlichen Unantastbarkeit, wie ihrer Rassenzugehörigkeit schuldig. Die Behandlung farbiger Männer dem Arzt und dem Krankenwärter, also in staatlichen Anstalten dem Regierungsarzt, auf den Missionsstationen dem Missionsarzt oder dem Missionar, der gewöhnlich auch in Heilkunde erfahren ist. Darin liegt zugleich eine Wegrichtung für die Missionsbestrebungen. Viele Gesellschaften sehen noch immer ihre Hauptaufgabe darin, den Neger zum Christentum zu bekehren, und verwenden, wie sie selbst rühmen, „Hauptzeit und -kraft auf die Taufvorbereitungen." Gerade die fähigsten Missionszöglinge werden oft ausschließlich in den kirchlichen Missionsdienst gestellt als Prediger und Religionslehrer. Dabei kommen natürlich die kulturellen Aufgaben zu kurz. Die Missionen können in dieser Hinsicht viel lernen von der deutschen Verwaltung. Die rückt das religiöse Moment in den Hintergrund und betont die Kulturwerte. Die Regierungsschulen wählen ihre Schüler aus nach Bildungsfähigkeit und -willigkeit, ohne Rücksicht auf Glauben oder Bekenntnis, und erziehen sie vor allen Dingen zu Kulturhelfern. Je nach Wahl und Bestimmung werden die Zöglinge der Oberklasse übungsweise in den verschiedenen Dienststellen der Verwaltung beschäftigt. Ein Teil der jungen Burschen wird für den Sanitätsdienst vorbereitet und muß an allen sechs freien Nachmittagen der Woche in Klinik oder Krankenhaus nützliche Handreichungen tun. Nach der Entlassung aus der Regierungsschule

Digitized by Google

siedeln die künftigen Heilgehilfen zur weiteren Ausbildung in eine Krankenanstalt über, um später als besoldete Sanitäter an den Siedlungen und Regierungsstationen, in Plantagen und anderen Wirtschaftsunternehmungen den leidenden Volksgenossen beizustehen.

Wie erklärt sich nun, daß der Schwarze so leicht die Rassengrenze überschreitet? Die Verwaltung trifft kein Vorwurf. Gewiß nimmt sie Farbige in den Lokal- und Landesdienst, in Zivil- und Militärverwaltung, aber die Zone zwischen Weiß und Schwarz wird gewahrt, sowohl durch Schule, wie durch Gericht und Polizei. Der Vorwurf, dem Schwarzen das Ueberschreiten der Rassengrenze zu erleichtern, trifft erst recht nicht den weißen Unternehmer. Nicht einmal im Gotteshaus mag er neben dem Neger sitzen. Und wenn es soll nicht entschuldigt werden einzelne Weiße in mangelnder Selbstzucht der sinnlichen Begier die Zügel schießen lassen, so wird das von der eingeborenen Bevölkerung noch lange nicht als Rassenverschwägerung gedeutet. Ein wesentlich Teil der Schuld trifft die religiöse Propaganda. Sie zielt auf Weltchristentum und Glaubensbrüderschaft. Sie erblickt im getauften Schwarzen den gleichberechtigten Religionsgenossen und nährt in ihm das Gelüst nach sozialer Nebenstellung. Nur zu gern überträgt der Farbige die kirchliche Vollberechtigung auf bürgerliche Verhältnisse. Eine eigenartige Quittung hat der internationale Taufeifer in Togo erhalten, wo im letzten Berichtsjahr die angesehenen Eingeborenen von Lome mit dem Gesuch um bürgerliche Gleichstellung mit den Weißen an das Gouvernement herangetreten sind. Jedenfalls handeln diese Leute ganz folgerichtig: Wenn ihr Weißen uns gut genug für die Kirche haltet, warum dann zu schlecht für den Staat? Mögen die Motive der Mission noch so edel sein, mag die Begeisterung der Missionare noch so ideal sein, zum vollbürtigen Christen ist der Schwarze nicht zu erziehen. Der Neger läßt sich von den Schauseiten der christlichen Kultur blenden, aber der Inhalt bleibt ihm verborgen. Der Neger nimmt den Firnis der Kultur an, nicht aber die Kultur selbst. Der getaufte Neger steht nach seinem wirtschaftlichen und kulturellen Wert dem ungetauften im allgemeinen durchaus nicht über, weder in den Augen der eignen Volksgenossen, noch der weißen Privatleute und Beamten. Unsere Behörden haben dem dringlichen Wunsche der Missionen nachgegeben und haben bei Besetzung von Jumben- und Akidenstellen den christlichen Bewerbern den Vorzug gegeben, aber auch die neueste Denkschrift muß wieder bedauern, daß sich die Versuche wenig bewährt haben. Der Schwarze, mag er nun heidnisch oder beschnitten oder getauft sein, steht eben geistig und sittlich unter dem Weißen. Das zeigt sich auch an den schwarzen Beamten, die in Regierungsanstalten für den niederen Staatsdienst ausgebildet sind. Sollen sie ihre Pflichten treu erfüllen, so müssen sie ständig überwacht werden. Fehlt die Aufsicht, überschreitet der Schwarze leicht seine Rechte und vernachlässigt seine Pflichten. Für Vertrauensposten zeigt sich von der farbigen Bevölkerung immer noch das kulturell gehobene islamitische Judentum am geeignetsten, ohne das schon der Sultan von Sansibar, der teilweise Vorbesitzer unseres Ostafrika nicht hat auskommen können, so daß der Forscher und Missionar Livingstone schreibt: „Wollte der Sultan seine Steuern und Zölle von Eingeborenen verwalten lassen, dann würden sich seine Einnahmen aus lauter Lügen und Ausreden zusammensetzen."

Nun werden allerdings klerikale Kreise bei der Hand sein mit der Meinung, daß sinnliche Uebergriffe der Schwarzen der niederen Auffassung über Frauenwürde entspringen und darum bekämpft werden müssen durch die christliche Religion, die durch die Ehe die soziale Stellung der Frau hebt. Gewiß sind Heidentum und Islam insofern kulturell rückständig, als sie die Vielehe dulden und damit das Weib niederdrücken zur geschlechtlichen und wirtschaftlichen Lastträgerin. Daran aber wird der religiöse Einfluß nicht viel ändern. Noch weniger die religiöse Strenge, mit der die meisten Missionen, was die Verwaltung nicht gutheißt, jeden Eingeborenen aus der Christengemeinde ausstoßen,

Digitized by Google

„der aus entschuldbaren, wirtschaftlichen Gründen oder bei chronischer Krankheit der Frau eine Konkubine in den Hausstand aufnimmt," daß aber die Kirche Familienbande zerreißt, indem sie Taufwillige veranlaßt, Nebenfrauen mit den Kindern zu entlassen, das erscheint dem toleranten Christen als Härte. Die Regierung geht anders vor. Wo nur irgend durchführbar, wird die Erbfolge zugunsten der rechtmäßigen, das heißt ersten Ehefrau und deren Kinder geregelt. So wird naturgemäßer Wandel angebahnt. Wirtschaftliche und kulturelle Volkshebung werden das ihrige und das übrige zur Förderung beitragen. Auf diesen Punkt, auf die rein kulturelle Erziehungsarbeit der Eingeborenen müssen die Missionen ihr Hauptaugenmerk richten, wenn sie helfen wollen, Rassenschmerzen zu lindern.

Ein Wiedersehn.

Von

Heinrich Noeren, Berlin.

Jemand klingelte an der Haustür. Die schöne Frau öffnete selbst und errötete; denn sie erwartete ihren Liebhaber. Aber enttäuscht zog sie ihre Matinee zusammen.

Vor der Tür stand ein unbekannter dunkelgekleideter Mann: er hatte den Hut tief ins Gesicht gezogen.

Sie erschrak etwas. Doch er drängte sich ins Entree hinein und atmete auf.

„Sie sind es selbst," stieß er hastig hervor. „O ja, ich könnte Sie unter tausenden der schönsten Frauen herausfinden, Sie sind schöner als alle anderen, noch immer, noch immer — wie ehemals."

Er starrte sie an, drehte dabei seinen Hut zwischen den Fingern hin und her und errötete langsam.

„Ich habe immer an Sie denken müssen, und immer habe ich Ihr Bild im Herzen getragen. Ich konnte Sie nicht vergessen und sehnte mich nur danach, Sie noch einmal wiederzusehen. — Und deshalb habe ich Ihr ganzes Schicksal verfolgt und mich oft nach Ihnen erkundigt durch den Gefängniswärter."

Seine Stimme war immer leiser geworden und seine Röte immer tiefer. Aber plötzlich sah er die schöne Frau erbleichen und flüsterte aus heiserer Kehle:

„Haben Sie keine Angst vor mir! Ich liebe Sie ja noch immer, doch ich tue Ihnen nichts mehr zu Leide. Ich bin ja so krank, ich habe — die Schwindsucht."

Seine Stimme wurde ganz gebrochen, seine Backen waren blutrot gefleckt.

Da überwand ihr Mitleid das unheimliche Gefühl, das ihr der Fremde eingeflößt hatte: sie führte ihn ins Empfangszimmer und deutete auf einen Stuhl.

Er sah sich schüchtern im Raum um, ging, den Hut noch immer in der Hand, ans offene Fenster und schaute hinaus.

Er blickte in einen weiten verwilderten Park: der wurde schon herbstlich bunt, und doch war es noch sommerlich warm — es war windstill — und sehr hoch und leicht zogen ein paar weiße Wolken vorüber.

Der Fremde sah ihnen nach und wandte sich dann der schönen Frau zu: sie stand ganz weiß auf dunklem Grunde mit großen blauen Augen da. — Und er seufzte:

„Ich will lieber hier stehen und hinausschauen, wie ich es vom Gefängnis her gewohnt bin. Eingeschlossen ist man ja immer und überall, und frei erscheint einem nur all das andere ringsum — und so schön wie Sie — und all das macht so sehnsüchtig, so unendlich sehnsüchtig. Es wundert mich eigentlich, daß es nie aufhört. Aber mein Wesen muß wohl schuld daran sein."

Er sah eine Weile stumm hinaus — die schöne Frau trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte — und hörte wieder auf — denn er hustete plötzlich — das klang so hohl — er sagte:

„Ja ich bin sehr krank, ich werde bald — "

Er stockte wieder und sah sie langsam schreiten — ihr hohes blondes Haar hob sich von einem köstlichen bunten Gobelin ab — sie lächelte ihm zu ihr Atem traf ihn und ihr Wohlgeruch hüllte ihn ein — so trat sie

Digitized by Google

lautlos neben ihn das ganze Zimmer war mit prächtigen dicken Teppichen abgedämpft und gewärmt dennoch fröstelte ihn und er fuhr fort:

„Ja, ich weiß, es wird Herbst. Der Garten ist noch ziemlich grün, eine wundervolle Wildnis wuchert vor diesem Fenster. Von meiner Zelle aus sah ich nur ein Stückchen blauen Himmels. Aber auch dort spürte ich schon den Herbst. Neben dem Gefängnis liegt ein Konzertgarten, und über die Mauer hinweg sieht man nur eine einzige riesige Zitterpappel: in deren Laub sah ich abends gern die Laternenreflexe spielen. Und wenn der Wind die Blätter bewegte, dann blinkten sie oben dunkelgrün und unten silberweiß: es war wie ein Aufschlag von tausend blanken Augen. Sie blickten zu mir herüber, traurig und liebevoll, voll von all der Liebe der ganzen seelenlosen Kreatur, und sehnsüchtig, ach, so sehnsüchtig.

Und manchmal sahen sie aus wie tausend Ohren: die horchten nach der Musik wie ich. Ich lauschte darauf dort am Fenster gestern zum letztenmal. Der Wind verwehte sie. Wie abgerissene welke Blätter schwebten die Töne davon, einzeln und ohne Zusammenhang — es stimmte so trostlos — da wußte ich: das war der Herbst. Verwehte Musik!" —

Er horchte auf: die schöne Frau hatte sich ans Klavier gesetzt und spielte leise ihr langes faltiges Gewand wogte zu dem entlassenen Sträfling hin.

Er ließ sich nieder, rutschte auf den Knieen heran und küßte plötzlich den Saum ihres Kleides. Sie hörte erschrocken auf zu spielen.

„Stehen Sie auf!" hauchte sie.

Er schluchzte:

„Nein! Lassen Sie mich! Verwehte Musik sind Sie für mich! O so wundervolle Musik!

Sieh mich an! Ich habe dich doch einmal aus Eifersucht erschießen wollen und habe dich lebensgefährlich verletzt. Aber du bist gerettet worden. Gott sei Dank! Dank den Aerzten! Dank dir, daß du noch lebst! Ich danke deinem Gatten, daß er dich glücklich gemacht hat. Denn du siehst so glücklich aus, und du bist so schön und so gut. — Erkennst du mich denn nicht?"

Er stand vor ihr, sie horchte und flüsterte: „Sei still!"

Draußen klingelte es wieder. Die Zofe erschien und meldete den Liebhaber. Die schöne Frau errötete und sagte hastig: „Ich bin nicht zu Hause."

Die Tür blieb offen stehen, man sah in eine Flucht von Räumen — ganz fern erklang eine Spieluhr.

Der Fremde lauschte, seufzte tief auf und sagte dann: „Entschuldigen Sie!" und ging.

Man hörte ein Kind rufen.

Die schöne Frau aber sank in einen Sessel und weinte.

Die Freundin eines deutschen Reichskanzlers.

Von

Hermann Kienzl, Berlin.

In einem ihrer ewigen Liebesbriefe schrieb Heloise, daß sie lieber die Geliebte Abälards, als die rechtmäßige Gemahlin des mächtigsten Monarchen der Welt sein wolle. Abälard und Heloise leuchten als treue Sterne am Firmament; zwei Menschen, die gegen den Widerstand des Geschicks ihre unendliche Liebe bewiesen. Wer daran glaubt, daß große Herzen ihre Gesetze in sich tragen, wird sich hüten, als Sittlichkeitsschnüffler die Polizei gegen jeden freien Liebesbund aufzurufen. Aber die große Liebe ist etwas anderes, als türkische Vielweiberei in westeuropäischer Illegitimität; etwas anderes auch, als ein Mittel, schönen Frauen in oder neben der Ehe wirtschaftliche Versorgung und etwa noch glänzende weltliche Vorteile zu verschaffen.

Dies sei ohne persönliche Spitze vorausgesagt und ausdrücklich betont, daß im folgenden keineswegs der Versuch unternommen wird, an irgendwelchen Leitsätzen der Moral die Beziehungen zu prüfen, die zwischen dem dritten Kanzler des deutschen Reiches, dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe zu Schillingsfürst, und der Baronin Alexandrine Hedemann durch nahezu vier Jahrzehnte bestanden; Beziehungen, die durch ihre lange Dauer eine gewisse Weihe erhielten. Der Respekt vor Herzensgeheimnissen ist vornehmen Naturen gewiß stärker

Digitized by Google

eingeprägt, als der Trieb nach Sensation. Das privateste aller Rechte hätte überdies dem Fürsten Chlodwig vom Frieden des Grabes geschützt werden sollen. Da aber jetzt die Baronin Alexandrine Hedemann selbst -- und ohne jeden Schein einer Nötigung -- ihr Verhältnis mit dem Fürsten wie Flachs vor der bleichenden Sonne ausbreitete, kann an ihrem Geständnisbuch nicht mit unnützer Blindheit vorübergegangen werden. Ich werde mich indessen hauptsächlich darauf beschränken, Einzelnes von dem Allzuvielen, so die Aufsehen erregende Dame mitteilt, wiederzugeben. Das Widerstreben gegen die Beschäftigung mit den Intimitäten einer noch unter uns lebenden alten Frau dämpft sich unter der Last von inneren Beweisen, daß die Verschulderin dieser sonderbaren Veröffentlichung die Leute an der Straße zwingen wollte, sich mit ihr zu beschäftigen. Kein ideeller Zweck, am wenigsten eine liebevolle Rücksicht auf den Fürsten Hohenlohe und seine Familie, nur banale Eitelkeit veranlaßte dieses Erzeugnis, das sich „Ein Blatt der Liebe" nennt. . . .

Hochtönend ruft der Waschzettel des Est-Est-Verlages die Kolportage-Memoiren als „historisches Quellenwerk allerersten Ranges" aus. Fachmann und Laie werden, je weiter sie in der Lektüre fortschreiten, über den stolzen Titel um so lauter lachen. Denn ob auch die „langjährige Vertraute und Ratgeberin" des späteren Reichskanzlers ihre politischen Schätze großenteils - aus Diskretion - zu verbergen behauptet, beweist doch das wenige, was sie verrät, eine so erschütternde Unwissenheit im politischen Alphabet, daß sich ihre und des Waschzettels Beteuerungen eines bestimmenden politischen Einflußes auf den alten Staatsmann nur mit zwei heiteren Augen lesen lassen. Dagegen kann das Interesse an vertraulichen Briefen und gewissen persönlichen Umständen eines historischen Mannes, wenn solche Dinge einmal preisgegeben wurden, nicht von der Hand gewiesen werden. Und daß die dem Fürsten Hohenlohe intim verbundene Frau, die Mutter zweier seiner Kinder, trotz ihrer politischen Naivität zu gesellschaftlichen Kundschafter- und manchen politischen Botendiensten herangezogen wurde, wird von einzelnen Briefstellen Hohenlohes bestätigt. Diese Tatsache ist immerhin sachlich bemerkenswert. Sie beweist neuerdings, daß nicht bloß die Armeen auf die Spionage nicht verzichten wollen; und daß manche diplomatische Handwerker ihre linken Hände und die Finger geschickter Frauen im Geschäfte benutzen. Die Progression geheimer Alkoven-Einflüsse auf die öffentlichen Interessen ist aber nicht bloß von der Schwäche des Männchens abhängig, sondern auch vom Zufall, der einer Freundin politisches Verständnis verleiht oder verweigert.

Die kuriose, ja in psychopathologischer Hinsicht unerhörte Publikation beginnt mit der Vorrede der Herausgeberin Denise Petit. Nach der vierten Seite ergreift Frau Alexandrine Erzberger, wie sie als geschiedene Gattin eines Bankiers heißt, oder Baronin von Hedemann, wie sie sich mit Vatersnamen nennt, selbst das Wort, und ihr „Ich" tönt durch 222 Seiten. Da Denise Petit Schriftstellerin sein will, ist anzunehmen, daß ihr keine Ausbesserung der fabelhaften Selbstbespiegelungen ihrer Freundin gestattet war; denn das Deutsch und der Stil dieser Bekenntnisse müssen einem Quartaner Bauchgrimmen verursachen. Es hieße ferner ein großes Wort entweihen, wollte man hier von Dichtung und Wahrheit sprechen. An Frau Marlitt erinnert nicht der Satzbau, aber gar manche „romantische" Stelle.

Obwohl in Deutschland geboren, leitet die Baronin von Hedemann ihr Geschlecht mit schwungvoller Etymologie des Namens von einem Hetmann der freien Kosaken ab, und da es dann schon in einem Aufwaschen geht, natürlich von Byrons und Puschkins kühnem Mazeppa. . . . „Ich selbst erscheine mir, überblicke ich mein Leben, als solch ein Geschöpf der Steppe, mit flatternden Haaren, auf schäumendem Pferde, auf dem Ritt in's romantische Land." Alexander von Humboldt ist ihr Großonkel und Pate. Der ganze Hauch seines Geistes, den sie in seinem Hause empfangen, ist eine Bemerkung über ihre schönen Zöpfe. Ihre Zöpfe und Augen sind im Buche wahre Leitmotive der Selbstverliebtheit.

(Fortsetzung folgt.)

Sechstagerennen.

Von

Julius Bab.

Sechstagerennen das ist ein Berliner Clou, das ist eine der jüngsten Weltstadtsensationen der deutschen Metropole, und wer in Berlin nicht gerade Augen und Hirn vor Zeitung, Litfaßsäule und Straßengespräch versperrt, der hat auch vom Sechstagerennen gehört. Aber in der „Pro-

Digitized by Google

vinz" wie der Berliner Hoamat das nichtberlinische Deutschland gern benennt da gibt es ganz bestimmt noch unbescholtene Gemüter, die gar keine Ahnung haben, was ein „Sechstagerennen" überhaupt ist. Ich hoffe, daß es auch unter den Lesern der „Gegenwart" solche Unkundigen gibt, und ich setze deshalb zuerst eine ganz nüchterne Definition hin: Was ist ein Sechstagerennen?

Ein Radwettfahren, das ununterbrochen sechs Tage dauert. Tag und Nacht daraus folgt nach den Bedingungen unseres Klimas schon, daß dies Unternehmen nicht im Freien stattfindet, sondern daß die verhältnismäßig kleine und doch für einen geschlossenen Raum noch ungeheure Rennbahn in einem riesigen Hallenbau untergebracht ist, der mit elektrischem Licht reich ausgestattet werden und von den Garderoben-, Restaurations- und Verwaltungsräumen ganz abgesehen auch einer vieltausendköpfigen Menschenmenge Aufnahme gewähren kann. Aus dieser Definition folgt zweitens, daß es sich nicht um den Wettkampf einzelner Fahrer handeln kann, denn der einzelne Mensch dürfte durch keinerlei Konstitutionsvorzug oder Uebung dazu zu bringen sein, sechsmal vierundzwanzig Stunden hintereinander auf einem Rad auszuhalten. In der Tat kämpfen auch nicht einzelne Menschen um den Sieg, sondern „Mannschaften", die aus je zwei Fahrern bestehen, die einander in ganz beliebigen Zwischenräumen ablösen dürfen. Auf diese Weise ist das Sechstagefahren keineswegs der aller Natur spottende Wahnsinn, die Vergewaltigung der physischen Möglichkeit, als die es oft hingestellt wird; in dieser Beziehung waren die früheren Vierundzwanzigstundenrennen, bei denen wirklich der einzelne Mensch einen Tag und eine Nacht lang hintereinander auf einem Stahlroß sitzen mußte, viel sinnlosere Ueberreizungen menschlicher Leistungsfähigkeit. Die jetzige Fahrordnung, bei der jedem einzelnen Fahrer täglich eine ziemliche Zeitsumme für Ruhe und Schlaf gesichert ist, scheint weniger naturwidrig und zugleich reizvoller; denn hier kommt es nicht einzig und allein auf die Schnelligkeit des einzelnen, sondern auch viel auf die Zusammenarbeit der beiden, auf ein präzises Ablösen, auf die richtige Taktik der Vorstöße an, und dadurch tritt zu der überwiegend physischen eine mehr intellektuelle Leistung. — Ueberall, wo zwei zusammenarbeiten sollen, fängt Organisation, Disziplin, planvolle Ordnung an, eine Rolle zu spielen.

Trotzdem — als eigentlich *sportliche* Leistung ist das Sechstagerennen nichts wesentlich Neues. Die Bedeutung disziplinierten Zusammenarbeitens tritt zum Beispiel beim Fußball und allen verwandten Mannschaftsspielen viel stärker hervor, und die rein körperliche Leistungsfähigkeit hat ja, wie eben erwähnt, sogar schon im Radsport perverse Gipfel erklommen. Das Neue liegt nicht in der Leistung, das Neue liegt lediglich in der Dauer und dadurch im *Publikum*. Daß es sechs Tage dauert, ist das wenigste, aber es dauert auch sechs Nächte, und das ist die weltstädtische Sensation dabei! Die riesige Zahl von 141 Stunden hat nur als Reklamewert eine gewisse Anziehung der eigentliche gesellschaftliche Erfolg beruht auf der Tatsache, daß in den vier oder fünf Nachtstunden, wo sonst auch die Großstadt keinerlei Schaustellungen mehr zu bieten hat so zwischen Mitternacht und 4 Uhr morgens, hier das Interesse kulminiert. Die Lust der Fahrer zu entscheidenden Vorstößen, zu den Kämpfen um die „Ueberrundung" (nur der Vorsprung, der eine volle Runde beträgt, bei dem man die Mitkämpfer von hinten wiederum einholt, wird gezählt) — die Disposition der Fahrer zu diesen entscheidenden Kämpfen und die Disposition des Publikums zum Besuch solcher Veranstaltung bedingen sich natürlich wechselseitig, und das alle beide nach Mitternacht ihren Höhepunkt haben, das kennzeichnet den eigentlichen Lebensnerv der ganzen Unternehmung.

Die hundert völlig verschiedenen Existenzen einer Großstadt brauchen hundert verschiedene Zeiten für jede ihrer Lebensfunktionen, und es sind sehr verschiedene soziale Gruppen, die sich im Bedürfnis nach solch einer mitternächtigen Sensation treffen. Auf dem vornehmen „Sattelplatz", der das Innere der ovalen Holzbahn bildet, und nur durch eine hohe Brücke von außen zu erreichen ist, sieht man die Jeunesse dorée; die jungen Leute, die sich nachts von der Arbeitslosigkeit ihres Tages erholen müssen, in Begleitung der dazugehörigen Damen, durchsetzt mit allerlei Größen der Publizistik, des Theaters, des Sports — mit denen die „dabeigewesen" sein müssen, die sogenannte gute, aber nicht die ganz gute Gesellschaft ausmachen. Immerhin ein paar Offiziere und höhere Beamte tauchen auch sporadisch auf. Hier sitzt man an elegant gedeckten Tischen, trinkt Champagner, ißt von den guten Dingen, die auf dem prächtigen Büfett stehen, winkt über die Barriere den Fahrern vertraulich zu, unterhält sich leutselig mit den Trainern und den Reservepartnern in den Kojen unter der Brücke, tut durchaus zu Hause, und genießt in behaglichen Rohrstühlen das Schauspiel — so behaglich wie römische Patrizier sich ihre Gladiatoren-

Digitized by Google

kämpfe angesehen haben mögen. — Eine ähnlich geschlossene soziale Gruppe gibt es dann nur noch auf den billigsten Plätzen, auf den überfüllten Stehplätzen über den Kurven, in denen sich die Bahn an beiden Enden hoch hinauf zieht. Das ist der schmutzige Pöbel, der in jeder Weltstadt das Gegenstück zum goldenen Pöbel bildet. Bedrohliche Erscheinungen, zum Teil mit Ballonmütze und verwegen gewundenem Halstuch, Leute, die gerade so wie die goldenen Jünglinge, die Nacht dem Vergnügen opfern können, weil sie am Tage geruht haben, und von denen nur niemand begreift, woher sie das Geld für das Entree nehmen. Sie haben es aber — sie haben es immer, so gut wie sie zwar oft nicht für Brot, aber immer für Schnaps Geld haben. Und sie sind da, dicht gedrängt, johlend, pfeifend, räsonnierend, zu Hunderten, zu Tausenden — meist ganz harmlos, frechvergnügt, immer aber etwas Agressives, Gefährliches im Hintergrund — die freiwillig Arbeitslosen, der Bodensatz der Großstadt, der Pöbel, wie er auch im alten Rom seine Circenses brauchte.

Das sind die beiden geschlossenen Gruppen, um derentwillen die Großstadt vor allem solch nächtliche Sensationen braucht. Minder einheitlich zusammengesetzt ist die Menge derer, die nun die mittleren Plätze an den äußeren Längsseiten der Bahn einnehmen und die immerhin noch sehr stattlichen Preise von 6—10 M. bezahlen. Der eigentliche Arbeiterstand und das bessere Bürgertum, sie sind beide so gut wie gar nicht vertreten. Soweit die überhaupt Geld und Zeit haben, verabscheuen sie dergleichen als roh und ungebildet und gehen in Theater und Konzerte. Was hier sitzt, sind allerlei mindertypische Existenzen, von denen doch die Großstadt viele Tausende hervorbringt. Das sind fette Kleinbürger, wohl begüterte Budiker und „gut gehende Ladeninhaber"; kleine Rentiers, die sich was leisten wollen; Commis voyageurs, die das Bohemeelement im Handelsstand verkörpern; interessierte Fachleute aller Art, Radfahrhändler, Schlosser, Techniker, Monteure; — und hier und da auch ein paar Versprengte aus geistigeren Bezirken, Leute, die nicht so recht dazugehören, die nicht so sehr das Radrennen wie diese Menge beim Radrennen sehen wollen.

Denn es ist schon sehenswert! Es gibt nicht vieles, was an unheimlicher Gewalt, an überwältigender Massenpsychose diesem Schauspiel gleicht. An zehntausend Menschen sitzen um die Arena und starren wie hypnotisiert auf die stählerne Kette mit 24 Beinen, auf dies Dutzend Radfahrer, das Runde um Runde um die Bahn zieht. Auch wenn stundenlang nichts geschieht als die gelegentlichen Ablösungen innerhalb der einzelnen Mannschaften, läßt die Spannung kaum nach. Langeweile kommt nicht auf, voll fieberhafter Erwartung hängen die zehntausend Augenpaare an dieser rollenden stählernen Gruppe, denn jeder Augenblick kann es ja bringen, das Erwartete, das Entscheidende, das schrecklich Spannende: der Vorstoß, mit dem einer der Fahrer die Ueberrundung versuchen wird, der große Wettkampf aller Kräfte. Man wartet und wartet und schließlich — da geht es los: Von den Kurven herab saust es wie heulender Sturm rund um die Arena, Rufe, Schreie, Gejohle, Bravos und Flüche. Die zehntausend Menschen brüllen, springen auf Stühle und Tische, sie winken, pfeifen, toben, denn unten hat die Jagd begonnen — die Kette ist gesprengt — einer ist davon und nun folgen ihm alle nach den verschiedenen Graden ihrer Schnelligkeit — das Tempo ist so, daß man die Stahlspeichen der Räder nicht mehr unterscheiden, die Gesichter der vorbeisausenden Fahrer nicht mehr erkennen kann — die gerade ruhenden Fahrer kehren auf die Bahn zurück, um ihre Partner in der Hetze zu unterstützen — Ablösung folgt auf Ablösung, die ganze Bahn wimmelt plötzlich von Rädern — das Tempo wächst noch immer, die stärkeren Paare gewinnen immer mehr Terrain, bald sind sie so weit, die schwächeren wieder von hinten zu fassen, bald gelingt die Ueberrundung — und die Menge jubelt, johlt, rast. Und das währt, bis der überheizte Kessel springt, bis zur Katastrophe. Schließlich platzt eine Pneumatik bei der wahnsinnigen Jagd, ein Fahrer stürzt, andere über ihn — ein Glockensignal der Rennleitung ertönt — der Lärm ebbt ab — ein Stöhnen der Ermattung läuft durch das Haus. Wenn ihnen nichts Ernsteres geschehen ist, erheben sich die gestürzten Fahrer wieder, lassen sich von ihren Partnern ablösen oder warten nur auf neue unversehrte Räder, und bald ertönt das Glockensignal und alles beginnt von neuem. Alle Stunde verkündet die Rennleitung die Zahl der zurückgelegten Kilometer und die Reihenfolge der Mannschaften, alle sechs Stunden erscheint ein gedruckter Rennbericht. Kellner schieben sich mit Schüsseln und Gläser durch die Menge; Monteure, Trainer, Beamte eilen geschäftig hin und her; Kontrolleure und Schutzleute halten mit schimpfender Energie Ordnung, und die zehntausend Menschen starren auf die stählerne Kette, die wieder um die Bahn rollt, und fiebern einer neuen Katastrophe entgegen.

Zweifellos als eine Entladung von Massenenergie, als Ausbruch animalischer Leiden-

Digitized by Google

schaft ist dies Sechstagerennen mehr als sehenswert, ist es imposant wie nur ein großes Naturphänomen. Ist es als Zivilisationsprodukt so verächtlich wie die einen, so gefährlich wie die anderen meinen? Ich glaube beides nicht. Die zehn- bis zwanzigtausend Menschen, die diesen Schauplatz anfüllen und überfüllen, sind doch nur ein ganz geringer Teil der Dreimillionenstadt Großberlin. Es sind Existenzen, wie es sie bisher in jeder Weltstadt gegeben hat, die kapitalistisch organisiert war (und andere Weltstädte hat es bisher noch nicht gegeben). Die eigentlich produktiven Stände der Gesellschaft sind aber an diesem Zirkusfieber ganz unbeteiligt, es besteht also keinerlei Gefahr, daß hier die Lust am müßigen Zeitvertreib den Arbeitsernst der Nation anfrißt. Und die Verächtlichkeit? Gewiß, es ist eine sehr primitive Phantasie, eine rohe Anteilnahme, die hier dem überwiegend physischen Wettkampf von Zähigkeit und Schnelligkeit fiebernd folgt. Und die Beziehung auf die olympische Sportbegeisterung der alten Griechen ist auch nur schwach, da der gesunde und starke Körper hier weniger als Substrat, denn als Surrogat des starken Geistes genossen wird. Indessen diese Befriedigung ungeistiger Instinkte hat den großen Vorzug der Ehrlichkeit für sich. Gelogen wird im Sportpalast nicht; die Begeisterung mag barbarisch sein, sie ist echt. Und der goldene Pöbel ist mir auf dem teuren Innenplatz des Sechstagerennens weit erträglicher, weit weniger unästhetisch, wie wenn er im Zirkus mit falscher Anteilnahme Beleuchtungseffekte an der Inszenierung eines christlichen Mysteriums bewundert, oder seines schnoddrigen Witzes voll aus einem Schauspielhause tritt, in dem er mit mühseligem Respekt der Lebensbeichte eines Leo Tolstoi lauschte, um sich nun fröhlich der Karnevalsnummer des Simplizissimus bemächtigt, die vor der Tür feilgeboten wird und seiner edlen Natur so viel mehr Genüge tut. Die Leidenschaft des Sechstagerennens ist echt, und deshalb nicht unästhetisch.

Dresdner Ausstellungen.

Von

Dr. Eduard Thoma.

In diesem Monat haben sich die Dresdner Salons nicht besonders schmuck hergerichtet, und nur wenig ist darin, dessen man sich länger wird erinnern mögen.

Mit besonderen Erwartungen gehen wir zu Emil Richter, weil er neue holländische Kunst zu zeigen versprochen hat. Wird es uns möglich sein, das Wenige, was unserer modernen Galerien und die internationalen Ausstellungen zu Berlin und München von den Epigonen Rembrandts, Vermeer van Delfts und Jakob van Ruysdaels uns vor das Auge gebracht haben, hier zu ergänzen? Nur Albert Neuhuys ist da, natürlich mit jenem Sujet, an das er sein Herz gehängt hat. Aber es ist keine der besten Varianten des Themas „Mutter und Kind" und, wenn nicht im Hintergrund dieses weiche Licht sich breit machen würde, hätten wir Mühe, seine geschickte Hand in dem Bilde zu finden. — Einen Augenblick glauben wir Jakob Maris vor uns zu haben, wenn wir sehen, wie Franz Langeveld ein Bild auf ein mattes Grau und ein frisches Grün aufgebaut hat. Breite, schwere Regenwolken sind über die üppige Marsch heraufgezogen, so daß die kleine Kälberherde ängstlich und fröstelnd vor die Stalltüre links im Vordergrund sich zusammendrängt. Ein scheckiges Tier ist darunter, und auf das Weiß des Felles ist all das Sonnenlicht zusammengesammelt, das sich noch durch das Gewölke hat stehlen können. In der graphischen Abteilung gewahren wir mit Staunen, mit welcher Liebe die ältesten Meister des Kupferstichs studiert und nachgeahmt werden. Von Jan Veth erwarten wir ja nicht mehr als eine sorgfältige Zeichnung von ängstlichem Realismus. Aber auch Pieter Dupont hat in derselben Art Theodor Steinle porträtiert. Am reichsten ist Marius Bauer vertreten, der uns wie gewöhnlich nach Kairo und Benares führt und auf seinen umfänglichen Blättern zeigt, was ihm an Rembrandt am meisten gefallen hat. Breite Schatten legt er über die Straßen, in die Hallen und füllt das entstehende Halbdunkel mit lärmenden Prozessionen oder feierlichen Begräbnissen. Sonst ist keiner von den Großen aus der neuen holländischen Kunst vertreten. Wir suchen vergebens nach Josef Israels und nach den Brüdern Maris, und scheiden mit dem Eindruck, daß diese Kollektion mit dem denkbar geringsten Kriterium zusammengestellt worden ist.

Ein wenig länger kann uns diesmal die Galerie Ernst Arnold fesseln. Für den historisch Interessierten sind zwei alte Schlachtenbilder hingehängt, das eine mit dem flammenden Rot vom jungen Fritz von Uhde, das andere im kalten Grau aus der Frühzeit des Hans von Marées. Da geht uns jenes kleine Bild von Max Liebermann schon näher, das einen holländischen Gemüsemarkt darstellt. Die Tafel

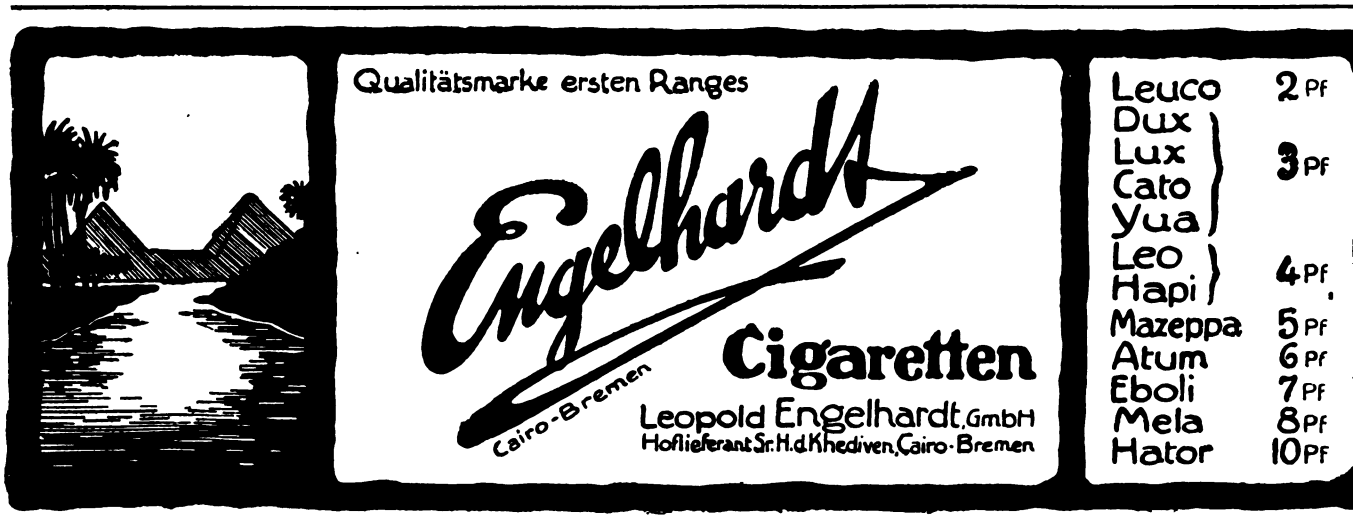
Digitized by Google

ist gar nicht weit gediehen, aber schon sind darauf in feinster Nuancierung jene grauen und braunen Mitteltöne aufgetragen, welche die feuchte Atmosphäre des Küstenstädtchens am besten wiedergeben. Das Blau der Blusen der Männer, das spärliche Grün des Kohles und der Kronen der Bäume und einige Sonnenflecke auf dem Pflaster bringen genügend Lebhaftigkeit hinein. Der Münchener Walter Püttner darf sich bei Arnold am meisten breitmachen. Aber schon eine Auswahl von zwei Bildern aus der Reihe genügt, um uns klar zu machen, was wir an ihm haben. Er hat sich, jedenfalls durch den jungen Leibl verführt, eine besondere Technik des Farbenauftrags zu eigen gemacht - die breiten Pinselstriche stehen unverrieben und unverbunden nebeneinander und benützt dieselbe, um lebendige Oberflächen zu schaffen. Was ist nicht aus jenem Kinderspielzeug geworden, nachdem er es aufgestellt und in seiner besonderen Art abgeschrieben hatte! In der Komposition ist die kleinste der Landschaften, die er ausgestellt hat, am fortschrittlichsten. Das Laubwerk jedes einzelnen Baumes und des ganzen Waldtales ist in derselben Art auf Hauptbewegungen und Hauptformen reduziert worden, wie es Theo von Brockhusen seit langem vorgemacht hat. Wie starr in bezug auf Farbe und Form sehen daneben die Bilder Gustav Bechlers aus, seines Kollegen von der „Scholle". Inmitten dieser Künstler gewahren wir Ferdinand Hodler, dessen „Weib in der Verzückung" am besten vom Stile des Meisters Zeugnis ablegt. Die auffälligen Verzeichnungen am rechten Halsmuskel und linken Oberschenkel scheinen die gewaltige Größe der Gesamtbewegung nur zu fördern, während sie den majestätischen Eindruck des Hauptes nicht beeinträchtigen.

Randbemerkungen.

Die Landtage in Oesterreich-Ungarn.

Wie aber sieht es in unseren Landtagen aus, den Provinzialparlamenten der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, denen die immerhin noch genug föderalistische 67ger Verfassung wichtige Rechte des Schul-, Sanitäts- und Verkehrswesens zur autonomen Regelung überlassen hat? Einst waren sie das Schoßkind der nichtdeutschen Nationen, aber auch der Liebling der Krone, da sich in ihnen zugleich mit der Wahrung ominöser historischer Rechte der ebenso historische Absolutismus deutlicher als im Zentralparlament konserviert hat, wie sich dies schon durch die Ernennung (nicht Wahl) des Landtagsvorsitzenden, Landmarschall, Oberstlandmarschall usw. genannt, zeigt. Einst waren die Landtage das Barometer für die politische Bewegung, Ruhe oder Unruhe im ganzen Reich. Und die Tschechen hatten ja geradezu die Formel geprägt: kein Reichsrat ohne böhmischen Landtag. Was hat dieser Aphorismus genützt? Das Abgeordnetenhaus wurstelt immerhin von Budget zu Budget weiter. Aber der böhmische Landtag kann seit der Aera Bienerth zu keiner Verhandlung kommen, und es ist eine allerweltbekannte Sache, daß das Kronland Böhmen seit Jahren vor dem Bankrott steht, der nur durch das Finanzgenie des deutschen Landesausschusses und Volkswirtschaftsprofessors Urban hinausgezögert wird. Ueber ein Jahr ist es jetzt her, daß Graf Thun mit der missio solemnis eines Ausgleichstatthalters nach Prag geschickt wurde, wo seither eine permanente Ausgleichskommission arbeitet, aber in einem Tempo, das erst unter den Enkeln des Fürsten Thun einen wirklichen Ausgleichsakt absehen



Digitized by Google

läßt. Ganz ähnliche Verhandlungen werden in Galizien für den gleichfalls obstruierten Landtag zwischen Polen und Ruthenen geführt, in Tirol stockt die Arbeit durch den Gegensatz zwischen Deutschen und Italienern, in der Steiermark infolge der Slovenen, in Istrien und Dalmatien steht es nicht anders und nicht besser. Und seit jüngst ist zu all den gemischtsprachigen Ländern das einsprachige Oberösterreich dazu gekommen, wo die klerikal-sozialistische Majorität durch eine neue Wahlordnung jede freisinnige Kontrolle erdrücken will. Wohin das führt, dafür ist Niederösterreich ein trauriges Beispiel. Da sind die Christlichsozialen unbehelligt unter sich. Hier ist der Karren im Korruptionsschlamm noch nicht stecken geblieben und der Parteiklown Bielohlawek gröhlt zum tragisch komischen Gaudium aller Eingeweihten: „Wir haben die beste Verwaltung von ganz Europa." Christlichsoziale untereinander; die reinlicheren Elemente, Heilinger, Hraba, Silberer haben sich abgeschichtet und erzählen jeden Tag, wie man Landesausschuß, Oberkurator der Landesirrenanstalten und Inhaber sonstiger mehr erträgnisreicher als ehrenvoller Ehrenämter werden kann. In den 15 Jahren christlichsozialer Herrschaft sind die Landesumlagen von 55 auf 100 % gestiegen. Trotzdem ist die budgetäre Balance nur durch die vier Millionen Steuern aus dem Nachlaß Rothschilds zu retten gewesen. Aber es gibt nur eine Familie Rothschild in ganz Oesterreich und ihr Haupt stirbt nicht jedes Jahr. Auch Niederösterreich steht also vor der finanziellen Katastrophe. Die klerikale Vorherrschaft und der durch Jahrzehnte verschlampte Nationalitätenhader beginnt sich allerorten zu rächen. Charakteristischer Weise zunächst in den Landtagen, weil hier die nationalen Gegensätze einander greifbar nähergerückt sind und weil die Klerikalen hier Legislative und Exekutive, Kassierer und Revisoren zugleich sind. Gegen diesen Uebelstand eines Verwaltungsmonopols dürfte sich die Wählerschaft wehren. Der andere Uebelstand, der nationale, bedarf einer gesetzlichen Regelung, den niemand anderes als die Regierung, der unparteiische Mittler über den Parteien anzuregen hätte. Graf Stürgkh aber kümmert sich nicht darum, er regiert an den Provinzialparlamenten vorbei und erquickt sich an den Reichsratsferien, als gingen ihn die Landtage gar nichts an. Was heißt das aber? Nichts anderes als föderalistische Zersetzung Oesterreichs. Diesen jüngsten, geradezu vernichtenden Kurs, hat bisher noch keiner richtig bemerkt. Das laisser faire des Grafen Stürkgh ist nicht Ohnmacht, sondern Absicht.

Janus, Wien.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Ein Raabe-Brunnen.

In dem altehrwürdigen, in der Mitte der „raabeschen Lande" gelegenen Hildesheim hat sich ein Ausschuß gebildet, um den größten niedersächsischen Dichter in einem Brunnen ein Denkmal zu setzen. Im Einverständnis mit dem Magistrat und den städtischen Kollegien daselbst ist Professor Ernst Müller, Charlottenburg, der einzige Plastiker, dem Raabe gesessen hat, mit der Anfertigung eines Brunnenentwurfes betraut worden. Jeder Raabefreund, dem die Ehrung des Dichters durch einen Brunnen gefällt, wird gebeten, sein Scherflein an das Bankhaus August Dux & Co. in Hildesheim einzusenden. Zu näherer Auskunft ist der Vorsitzende des Ausschusses, Prof. Dr. Heinr. Goebel, Hildesheim, gern bereit.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 ₰
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 9 — Berlin, den 2. März 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Ein anderes Wahlrecht?

Von

Heinrich Ilgenstein.

Seitdem Maximilian Harden, der verdienstvolle Drachentöter aus den Tagen der Eulenburg-Kamarilla im Zeichen nicht gerade leicht erworbenen Märtyrerruhms das Bedürfnis gefühlt hatte, sich einem hochverehrten Publikum auch in persona vorzustellen, ist ihm eine fleißig und betriebsam durchgeführte politische Wanderrederei immer mehr zum Bedürfnis geworden. Es geht bei diesen Hardenvorträgen meist nicht ohne Blutvergießen ab. Natürlich ist das nicht wörtlich zu nehmen. Nicht rauflustige Unbildung, auch nicht unbegüterte Intelligenz, sondern die westberlinische Plutokratie und ihre mehr oder weniger wesensähnlichen Ableger in der Provinz bilden das Hauptkontingent seiner begeisterten Hörerschaft.

Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schrie Maximilian Harden in ebenso leidenschaftlichen, wie in ihrem Endeffekt total wirkungslosen Dauervorträgen zur letzten Sommerzeit immer wieder nach dem das faule Deutschland erlösenden Weltkrieg. Und der Krieg bleibt sein Lieblingsthema. Versteht sich. Aber im Augenblick ist es zum Besten eines aktuelleren Vorwurfs zurückgetreten. Herr Harden, der sich vor Gott und den Menschen zum einzig würdigen Verwalter des Bismarckschen Erbes berufen fühlt, hat durch einen Münchener Vortrag soeben angefangen, gegen Bismarcks tapferste und weitschauendste Schöpfung, das deutsche Reichstagswahlrecht, einen im Augenblick gewiß sehr lohnenden Redefeldzug zu eröffnen.

„Gewiß wird vielleicht in Bälde die Zeit kommen, da sich die Notwendigkeit erweisen dürfte, an die Stelle des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts ein anderes System zu setzen, das auch der Intelligenz des Landes den ihr gebührenden Anteil in der Volksvertretung sichert . . .“ So der Gedankengang. Wer in der bei uns stets aktuellen Wahlrechtsdiskussion zu Hause ist, weiß, daß dies – so sehr Maximilian Harden auch sonst ein Eigner ist – weder in der Begründung, noch im Ziel etwas Neues ist. Das Reichstagswahlrecht nur scheinbar eine höchste Gerechtigkeit. Im Grunde nur der Weg zur ausschließlichen Pöbelherrschaft . . . Wer hätte es nicht schon gehört? Und wann hätte es je wahrer, je bewiesener geschienen, denn jetzt, da die Sozialdemokratie auf Kosten der bürgerlichen Parteien einen solchen Zuwachs erfahren? „Nichts Neues? – Gewiß nicht! Aber heute, wo eine Kritik dieses Reichstagswahlrechts noch als Verletzung des Heiligsten gilt, gehört Mut zu solchem Bekenntnis . . .“ Gewiß gehört Mut dazu. Und niemand, der Harden, den Politiker kennt, hat ihn je für einen Furchtsamen gehalten. Aber was mutig ist, ist noch nicht wahr. Nichts ist leichter als der Beweis, daß es weniger die Art des Wahlrechts, als die politische Stimmung des Landes ist, die den deutschen Reichstag so oder so gestaltet.

Aber ohne dies Bismarcksche Reichstagswahlrecht kämen doch nie die Roten so scharenweise in die Volksvertretung hinein? Eine Tatsache, die noch gar nichts besagt. Das deutsche Reichstagswahlrecht ist eine Institution, die ein so politischer Kopf wie Harden nicht an dem zufälligen Wahlrechtsresultat von heute, sondern an der Summe ihrer ganzen geschichtlichen Erfahrungen messen sollte. Und die Geschichte des deutschen Parlaments gibt Bismarck Recht und den Eiferern gegen seine Schöpfung durchaus Unrecht. Diesmal hat sich

Digitized by Google

das Reichstagswahlrecht, um sich auf den Standpunkt Maximilians Harden zu stellen, als „unzweckmäßig" erwiesen? Zugegeben. Und die Wahlen zu den andern deutschen Reichstagen, die der augenblicklich gekürten Volksvertretung Vorgänger waren? Man braucht nur an den letzten Reichstag zu erinnern, um zu sehen, wie es sich bei dieser ganzen Frage weniger um die Gestaltung des Wahlrechts, sondern um die politische Stimmung handelt, die die Art der Regierung im Volke erzeugt. Dasselbe Wahlrecht, dem jetzt die Sozialdemokratie ihre wahrscheinlich nur sehr vorübergehenden Erfolge verdankt, hat vor fünf Jahren der gleichen Regierung, die jetzt an diesem Wahlrecht rütteln möchte, eine Volksvertretung geschaffen, in der die Sozialdemokratie praktisch überhaupt nichts zu sagen hatte. Und nun soll, was vor diesen fünf Jahren — man denke nur an des Kaisers noch unvergessene Wahlkundgebungen — noch eine herrliche Einrichtung war, plötzlich eine unsinnige Institution geworden sein? Die Lösung des Problems ist einfacher: Fürst Bülow, der Exkanzler, der jetzt in seinem buon retiro zu Rom diesen Hardenschrei nach Abschaffung des Reichstagswahlrechts gewiß nicht ohne mitleidiges Lächeln hört, hat die Kunst des Regierens immerhin noch besser verstanden als Herr Bethmann Hollweg. Voilà tout.

Und nun der Punkt von dem durch das Reichstagswahlrecht bedingten Ausschluß der Intelligenz! Auch dies ist eine Tageswahrheit. Nichts mehr. In dem Reichstag, der uns durch die letzten Wahlen ward, brillieren nicht gerade hervorragende Intelligenzen. Stimmt. Aber weshalb? Weil Bismarck sie durch sein allgemeines, gleiches und geheimes Wahlrecht von der praktischen Teilnahme an den Staatsgeschäften ein für allemal ausschloß? Auch hier antwortet die bisherige Geschichte des deutschen Parlamentes dem Politiker Harden mit einem bündigen „Nein". Es liegt nicht an dem Reichstagswahlrecht. Es liegt an den Gebildeten. Die Gebildeten unseres lieben Vaterlandes unterscheiden sich von den auf gleicher Stufe Stehenden der andern großen Kulturländer darin, daß sie sich bis auf wenige Ausnahmen, die der Deutsche heute an den Fingern seiner Hand zählen kann, für praktische politische Betätigung viel zu fein dünken. Der Reichstag hat unter dem Gros der jeweiligen Volksvertreter schon ein ganz anderes Kontingent Intellektueller gesehen. Also auch hier heißt es nicht die Institution, sondern die Signatur des Tages verantwortlich machen.

Gewiß. Es gibt nichts Vollkommenes auf dieser Welt. Auch das Reichstagswahlrecht hat, wenn es auch dem modernen Bedürfnis viel gerechter wird, als das preußische Klassenwahlrecht, mehr als einen Schönheitsfehler. Aber darin ist es unersetzbar: Der bei jedem andern Wahlrecht immer wiederkehrenden Klage, daß der großen Masse des Volkes sein Recht vorenthalten wird, entzieht es ein für allemal den Boden. Es schafft die Möglichkeit, daß gelegentlich, wenn die Verärgerung des Volkes überhand nimmt, die Masse der weniger Gebildeten die Minorität der Intellektuellen allzusehr zurückdrängt. Aber wer glaubt im Ernst, daß hierin wirklich eine große Gefahr liegt? Wenn nun die Sozialdemokratie versagt, wenn sie als ausschlaggebende Partei etwa in politisch ernsten Zeiten wie den unsern die Verteidigungsfähigkeit des Landes unterbinden sollte, — wer glaubt, daß das gesunde Volk der Deutschen aus solcher Erfahrung nicht die Konsequenzen zöge und in einer nächsten Wahlschlacht mit dem gleichen Reichstagswahlrecht die Sozialdemokraten wieder zurückdrängen würde?

Man mag gegen das allgemeine, geheime und gleiche Wahlrecht sagen was man will. Es schafft ein Auf und Ab. Es schafft Bewegung. Es schafft für die Regierung nicht selten schwierige Situationen. Aber sein Wesen ist das gleiche Recht für jeden Volksgenossen ohne Rücksicht auf Stand und Rang. Und diese zum eisernen Prinzip erhobene Gerechtigkeit ist es ja erst, die, wenn es sich wirklich einmal um Existenzfragen der Nation handeln sollte, so etwas wie politisches Verantwortlichkeitsgefühl in die großen Massen hineintragen kann. Nicht ob das Volk immer nach dem Gustus der jeweiligen Regierung wählt, sondern ob es sich von der politischen Unfähigkeit

Digitized by Google

überführten Abgeordneten wieder zu befreien weiß, ist das Wesentliche. Es mag aus begründetem oder unbegründetem Aerger mal vermittels des allgemeinen Wahlrechts auch ein scheinbar revolutionäres Parlament zusammenwählen. Solange es jedoch diesem Parlament wohl eine freiheitliche, aber keine antinationale Politik gestattet, ist durch das Zufallresultat eines Wahlgangs nichts gegen ein Wahlrecht bewiesen, das wie kein anderes die Gleichstellung aller Volksgenossen gewährt.

Zwischen Rom und Carthago.

Von

Josef Sonntag, Rom.

Es war just das richtige politische Wetter, als Frankreichs ehemaliger Außenminister, Gabriele Hanotaux, seinen Landsleuten im „Figaro" mit leuchtenden Farben die drohende „punische Gefahr" an die Wand malte. Es stimmt alles, was dieser beste Kenner der Schwächen seiner grande nation da erzählt. Auch über den Grad der Gefahr wird man mit ihm einig sein können. Und die Verbreiter der Gefahr, Herrn Hanotaux's „Punier", halten es nicht einmal für der Mühe wert, die Kassandrastimme mit Beschwichtigungen zu dämpfen. Schlimm für die grande nation, sehr schlimm! Ueber Nacht ist ihr ein Feind jenseits der Alpen erstanden, der ihr schon jetzt nicht weniger furchtbar deucht als der traditionelle Gegner, dem sie durch das Loch der Vogesen ins Antlitz schaut. Der Franzose, dessen Ruhe hin ist, und dessen Herz schwer wird, nennt seinen neuen Feind den „Punier". Wozu dieser gewaltsame Rollentausch!? Sind denn die Italiener von heute nicht die Erben der alten Roma? Und haben die Gallier denn nicht erst vor wenigen Jahrzehnten die Herrschaft des einstigen Carthago cum beneficio inventarii übernommen sehr zum Verdruß der Nachfahren jenes zornwütigen alten Römers, der mit seinem Cetero censeo jeden Herrgottstag Tod und Verderben für den Erbfeind predigte? Lassen wir also Personen und Dingen den alten ehrlichen Namen, so sehen wir das zweitausend Jahre alte weltgeschichtliche Drama mit den französisch gewordenen Puniern und den italienisch gewordenen Römern als Partner von neuem in Szene gehen. Der Ausgang des Völkerspiels um die Herrschaft des Mittelmeers — — — — kann er zweifelhaft sein?!?

Die Lebenskraft der Gallier von heute ist nicht weniger erschöpft als die Widerstandsfähigkeit der Punier Hannibals, denen die Schlendertage von Capua gefährlich wurden. Nachwuchs heißt das Zauberwort, dessen Klang jedes Patriotenherz in Italien höher schlagen, in Frankreich aber erzittern läßt. 3,73 Lebendgeborene auf je 100 Italiener, 1,96 Lebendgeborene auf je 100 Franzosen! Wenig mehr als die Hälfte von dem italienischen Nachwuchs. Hier Blühen, Wachsen, Gedeihen! Dort in die Augen springende unaufhaltsame Dekadenz! Wer's nicht glaubt, fahre von Rom nach Paris und halte Umschau. Und wenn der bloße Augenschein trügen sollte, so sind die Zahlen unerbittlich: Frankreich zählte vor 50 Jahren 37 Millionen, heute 39 Millionen Bürger, Italien vor 50 Jahren noch nicht 24 Millionen, heute 35 Millionen Bürger. Frankreich gibt alljährlich an das Ausland und in seine Kolonien noch nicht 5000 Bürger seines Mutterlandes ab, Italien mindestens eine halbe Million seiner Söhne, in besonders schlimmen Jahren sogar bis dreiviertel Millionen. Wenn diese nun an der Scholle gehalten werden?! Wie lange braucht Italien wohl, um auf den Stand der französischen Bevölkerung hinauf zu gelangen? Das statistische Rechenexempel ist nicht schwer. Oder machen sich auch in Italien Zeichen einsetzender Dekadenz bemerkbar? Genau vor 50 Jahren zählte man 3,71 Lebendgeborene auf je 100 Italiener, heute aber 3,73. Also auch hier Fortschritt, nicht Stillstand, nicht Rückgang, wie bei den stammverwandten Franzosen, die vor einem Jahrhundert noch 3,17, vor 50 Jahren noch 2,59 Lebendgeborene auf je 100 Bürger zählen durften. Es scheint nicht, als ob die Volkswirtschaftler der grande nation das viel gesuchte Mittel zur Hebung und Stärkung der Nachkommenschaft schon gefunden hätten. Es macht weit mehr den Eindruck, daß gegen den Niedergang des französischen Volkstums ebensowenig ein Kraut gewachsen ist, wie gegen den Tod selber! „Das beste Mittel gegen die Entvölkerung, ruft der Bischof Gibier von Versailles aus, ist Gottesfurcht und Glaube!" Der fromme Herr brauchte sich nur an den Vatikan zu wenden, um zu erfahren, daß es mit dem Glauben und der Gottesfurcht der Italiener nicht um ein Haar besser bestellt ist, als in der gleichermaßen katholischen Bevölkerung Frankreichs. Und doch ruht der Segen der Nachkommenschaft auf der glaublosen Ein-

Digitized by Google

wohnerschaft Italiens, die den lieben Gott wenig, die Franzosen aber gar nicht fürchtet.

Wenn nun die Volkswirtschaftler drüben mit ihrem Latein zu Ende sind, brauchten es darum ihre Staatsmänner noch lange nicht zu sein. Sie hätten sich die Invasion der nachkommenreichen Italiener nicht nur gefallen, sondern sie auch fördern sollen. Schon manchem hat das Divide et impera über momentane Schwierigkeiten hinweggeholfen. Aber schon einem Julius Cäsar fiel, als er seinen Römern die erste Bekanntschaft mit den Galliern vermittelte, bei diesen ein großes Maß von Neid und Eifersucht auf und den Parisern der alten Lutetia sagte er nach, daß sie „semper rerum novarum cupidi" waren. Hat sich seit den 1900 Jahren etwas geändert in dem Volkscharakter der Gallier? Händel-, Scheel- und Neuerungssucht steckt ihnen als schlimmes Erbteil im Blut. Nur zu gern möchten sie das Mittelmeer als mare nostrum beherrschen. Herr Hanotaux klagt's, daß es nicht so ist. „Frankreich kann nicht zugeben, daß sein afrikanisches Reich nunmehr von seinem Mutterland getrennt und abgeschnitten wird." Ja, was möchten die Franzosen überhaupt noch zugeben? Spanien und Deutschland mißgönnen sie Marokko, Italien das bischen Tripolis. Doch der „Matin" setzt großmütig statt des mare nostrum ein mare latinum. Allein der Name macht es nicht. Das Bewußtsein der Kraft allein ist ausschlaggebend, jener Kraft, die nicht mit tönenden Schlagworten um sich wirft, sondern zur Tat schreitet. Das wiedergeborene Italien fühlt sich jung und kräftig, braucht Land für seine überschüssige Bevölkerungszahl und wird, geschützt durch Bündnisse, die Hemmungen für seine Expansionsbedürfnisse aus dem Wege räumen. Italien steht zu Frankreich im selben Verhältnis wie Deutschland zu England! Hier wie dort sollten die Bande des Blutes die Völkerpaare einigen. Aber hier wie dort tut sich eine Kluft auf, die zu überbrücken der bloße gute Wille nicht genügt. Oft aber ist die Macht der Verhältnisse im Leben der Völker stärker als der gute Wille einzelner ihrer Lenker ... Der Mangel an gutem Willen zur Verständigung mit den Nachbarn ist es, was die „punische Gefahr" für Frankreich so eminent gefährlich macht. Dieser Mangel in Verbindung mit der Wucht der Verhältnisse wird die gallischen Erben Carthagos lehren, daß die Weltgeschichte zum Weltgericht wird.

Träumen, Denken und Dichten.

Von

Prof. Dr. Adolf Mayer, Heidelberg.

Der Traum ist durch die konkrete Form seiner Schlußfolgerungen, die in ihm als Ursachen erscheinen, dem Künstlerischen nahe verwandt. Eine Beklemmung der Brust wird zu einem Ringkampfe, ein Wohlgefühl zu einer süßen Melodie, die dieses Gefühl hervorzuzaubern scheint, ein Kitzeln zu einem Necken von Kobolden. Daher, daß der Dichter sich oft des Traumes bedient, als eines untergeschobenen Poeten, dem die mitzuteilenden Visionen zugeschrieben werden. Heines Lyrik ist eine zeitlang voll von Traumgesichten, und auch in seiner Prosa hat er oft von dieser Darstellungsform Gebrauch gemacht. Jean Paul desgleichen.

Ich meine dabei selbstredend nicht den Umstand, daß der Traum erdichtet wird. Denn welches andere Ereignis: Mord, Liebesleidenschaft, wird nicht erdichtet? Ich meine vielmehr den Umstand, daß der erdichtete Traum und darum auch der wirkliche — denn jener ist doch diesem nachgebildet — selber wieder einer Dichtung so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, so selbst, daß man oft nicht weiß, wo der erdichtete Traum aufhört und die gewöhnliche Dichtung wieder anfängt, ja, daß eine ganze Erzählung, wie auch bei Dickens und vielen anderen vorkommt, schließlich nur ein erdichteter Traum gewesen zu sein scheint. Traum und Dichtung haben aber zwei wesentlichste Umstände miteinander gemein: Konkrete Erscheinungsform und Phantasmus. Nur ist der Traum ungeordneter, weil keiner höheren künstlerischen Regel unterworfen.

Es will mir weiter vorkommen, als ob das Träumen, vorläufig diese Erscheinung im Wachen und im schlafenden Zustande nicht auseinandergehalten, einem natürlichen Dahinströmen der Gedanken zu vergleichen sei, oder einem Sichtreibenlassen im Schiffchen, wobei jede Anziehungskraft von im Gedächtnis aufgespeicherten Bildern sich nach ihren vom Willen ungestörten Affinitäten geltend macht. Das Denken dagegen ist dem künstlerischen Ein-

Digitized by Google

dämmen, Abgraben von Hindernissen, Sammeln und Hinlenken dieser selben Gedankenflut auf einen bestimmten, als wichtig erkannten Punkt vergleichbar. Dasselbe ist nur die Disziplin des schon ohnehin vorhandenen, ja gar nicht zu vernichtenden Gedankenlebens.

Weil dies Fixieren, Einengen und Verstärken Mühe macht, ist das Denken mühsam, während das Träumen mühelos ist. Es ist die natürliche Tätigkeit eines willenlosen Gehirnes, ja die Ruhe selber, nicht die absolute, aber soweit das, was lebt, überhaupt zur Ruhe gelangen kann.

Schlaf ist wohl immer Träumen. Bei mir selbst ist er es ganz bestimmt; und wie sollte er bei verschiedenen Individuen etwas so ganz Verschiedenes sein! Nur daß beim sogenannten traumlosen Schlaf die Träume nicht dem erwachenden Bewußtsein erhalten bleiben.

Aus dem Gesagten ist auch erklärlich, warum man im Schlafe trotz des unausgesetzten Träumens ruht. Der Geist strengt sich nicht an, den natürlichen Gedankenfluß einzudämmen und zu fixieren. Es ist offenbar das Wollen, das Kraft erheischt, und nicht das Denken an und für sich. Wenigstens gilt dies für die Nervenkraft, die im Schlafe gespeichert wird, und über Kräfte überhaupt verfügt ja der Organismus, solange er atmet.

Dichten aber steht zwischen Träumen und Denken in der Mitte, oder besser, es ist beides zugleich. Es vereinigt wie alle Kunst zwei Dinge, die im wirklichen Leben beinahe unvereinbar erscheinen, das Wahre und das Schöne. Der Traum ist schön, weil in ihm die Gedanken natürlich fließen. Der qualvolle Traum ist hier auszuschalten; denn die Qual desselben stammt nicht aus dem Traum sondern aus dem Leben selber, wie leicht nachzuweisen ist. Der disziplinierte Gedanke aber führt zur Wahrheit oder zu der Annäherung an dieselbe, zu der wir befähigt sind.

Zum Dichter wird der Träumer, wenn seine Natur so harmonisch ist, daß der natürlich fließende Gedankenstrom etwas Aehnliches leistet wie die gute Logik des Denkenden. Und auch der Denker kann zum Dichter werden, wenn er die Technik seiner Eindämmungsanstalten dem Auge sorgfältig verbirgt, so daß der bewußt geschaffene Wasserlauf mit der Anmut eines natürlichen Baches dahinströmt, was den Meisten freilich schwer fällt.

Der wahre Traum will nur gelingen, wenn alle frischen Eindrücke, von denen jeder wieder eine neue Kette von natürlich dahinfließenden Gedanken auslösen würde, soviel wie möglich vermieden werden. Bei dem Schlafträumer ist dies von selbst der Fall, bei dem Wachträumer, dem Dichter und Denker muß die Ruhe äußerlich gegeben sein. Das dolce-farniente, oder wenigstens eine leichte mechanische Tätigkeit, wie das Langsamgehen in der Einsamkeit, ist hierfür der beste Zustand, und umgekehrt erträgt nur der Träumer dieses dolce-farniente und die Einsamkeit. Der Phantasielose geht in ihr zugrunde durch das endlose Dehnen der Zeit.

„Mancherlei wird wohl erlernet. Doch lernet das dolce far niente, nur wen der Traumgott besucht treulich am hellichten Tag." Das bequeme Sofa, das Lotterbett, auf dem man in der bequemsten Lage bei Tage sich dem süßen Nichtstun ergeben kann, ist darum das unentbehrliche instrumentum philosophicum des denkenden und dichtenden deutschen Studenten, wie es das einsame Sils-Maria für den großen Phantasten war, der sich eine neue Philosophie zusammendichtete.

Die Technik des Träumens ist dabei offenbar dieselbe wie bei der Erinnerung, wobei ein Bestandteil des Erinnerungsbildes die anderen auslöst und zu einem vollständigen Erlebnis ergänzt, eine Eigenschaft, die die Erinnerung nach Herings berühmter Entdeckung mit der physischen Erblichkeit, in der auch aus Teilen von reproduzierenden Organen wieder ein Ganzes gewirkt wird, gemein hat. Man empfindet im Schlafe einen Drang, der sich aber nicht zu der kausal gegebenen Wirklichkeit ergänzt, weil die strenge Beobachtung fehlt, die Zugehöriges zu Zugehörigem fügt, sondern zu irgendeinem andern ähnliche Gefühle auslösenden Geschehnis der Vergangenheit, das gerade am bequemsten Wege der Erinnerung gelegen ist.

Eine andere Traumerfahrung sei hier noch

Digitized by Google

zur Sprache gebracht: Wenn man in bekannten Räumen seine Siesta hält und aufwacht und plötzlich die Augen öffnet, so ereignet es sich beinahe regelmäßig, daß man die bekannte Umgebung anders deutet als im dauernd wachen Zustande, z. B. eine grüne Tapete als Landschaft, oder die scharf von der Sonne beschienene weißgraue Fläche einer Verandawand als Nebelmeer. Der Irrtum dauert nur den Bruchteil einer Sekunde, aber trotzdem dürfte er zu beweisen geeignet sein, daß der Schlaf den Teil unseres Urteils beseitigt, der auf lückenlos aneinandergereihtem Gedächtnis beruht. Unsere richtige Beurteilung des optisch gegebenen Bildes im wachen Zustande beruht offenbar darauf, daß wir schon wissen, daß wir es mit einer Tapete oder einer gestrichenen Wand zu tun haben. Durch die Kontrolle der Erfahrung fällt eine Neudeutung, die nur bei dem Erscheinen fremder Gegenstände eine Notwendigkeit ist, hier weg, und also besteht der Schlaf darin, daß etliche unserer geistigen Fakultäten außer Wirkung gesetzt werden, andere fortdauern.

Da die künstlerische Empfindungsweise dem Träumen nahe verwandt ist, eine Hingabe an Gedanken, die von selber fließen, ohne Kontrolle, darf es nicht Wunder nehmen, daß die Künstler, diese Weise auf das gewöhnliche Leben übertragen, zu moralischen Extravaganzen besonders geneigt sind.

Hoe grooter geest,
hoe grooter beest

heißt es sogar in dem etwas plumpen holländischen Sprichworte, wobei aber unter geest (Geist) ein künstlerischer zu verstehen ist, soll das Wort überhaupt einen Sinn haben! Das wache Leben, das von allen Fakultäten des menschlichen Geistes nach Bedarf Gebrauch macht, ist wesentlich ein Leben der Zucht. Denn Zucht ist eben das Regulieren, Korrigieren unserer natürlichen Neigungen durch den Kanon der Vernunft und der Erfahrung. Der Künstler aber, so sehr auch er in der Verwendung der künstlerischen Mittel der Schulung, der Zucht bedarf, muß doch in bezug auf den eigentlichen Zweck der Dichtung seine Phantasie strömen lassen, unbekümmert um die einengenden Schranken des gewöhnlichen Lebens. Nicht zufällig vergleichen wir sein Tun dem Fluge eines Pegasus, während man im bürgerlichen Berufe, der Peitsche und dem Zuruf des Führers, auch der eigenen Erfahrung folgend, seinen Karren ziehen muß. Dort hohe Flucht, hier strenge Zucht. — Nun versucht der Künstler diese Gangart auch im gewöhnlichen Leben. Der Träumende aber ist gänzlich unschuldig für jedes moralische Delikt, das er in diesem Doppelleben begeht, und die keusche Susanna sinkt straflos hinab zu den Gepflogenheiten von Loths verbuhlten Töchtern.

Dann kommt noch eines und sehr wesentliches:

In der Welt des Stoffes herrscht das Kausalverhältnis; d. h. wir können in derselben mit stets wachsendem Erfolge je zwei Tatsachen miteinander kombinieren, von denen die eine mit der andern in unabänderlichem Verhältnisse steht, nicht bloß in der erfahrungsgemäß zeitlichen, sondern auch in der experimentell zu erhärtenden zwingenden Aufeinanderfolge, und von denen uns dann die eine als die Ursache, die andere als die Wirkung erscheint.

Ganz anders in der Welt der geistigen Erscheinungen. Auch hier zwar können wir solche Beziehungen entdecken. Aber die Wirkung geht hier der Ursache voraus. Zuerst kommt hier der Entschluß, so genannt, weil er in der stofflichen Welt den Schluß der Kette bilden würde, den aber der Intellekt voraussieht. Hier also ist er zuerst vorhanden. Das Ziel ist bereits gesteckt, das durch die Handlung erreicht werden soll. Dann erst kommt die Handlung, die auf das Ziel lossteuert. Wie dort das Kausalverhältnis, so herrscht hier die Teleologie, das zielbewußte Streben.

Sehr deutlich wird diese umgekehrte Reihenfolge des Geschehens auch im Zustande des Halbbewußtseins, im Traum, und zwar, wohlgemerkt, für dessen stofflichen Inhalt.

Wie oft erwacht man über ein Geschehnis in der äußeren Welt! Ueber einen Schuß z. B., der aber schon in die geträumten Ereignisse derart verwoben war, daß er nur als das letzte Glied von vorgespiegelten Tatsachen erscheint.

Digitized by Google

Ich bin lange im Zweifel gewesen, ob dies sich wirklich so verhält; denn das allerdings naheliegende Beispiel eines Schusses ist nicht völlig überzeugend. Wenn es schießt, so können auch vorher schon Schüsse gefallen sein, die das Gedankenleben im voraus orientierten. Ja, meist ist dies sicher der Fall, da bei einer Attacke, beim Felsensprengen, auch beim Böllerschießen bei festlichen Gelegenheiten die Wiederholung sehr wahrscheinlich ist und daher nicht bewiesen, daß der erste Schuß zum Bewußtsein dringt. Aber ich habe einen Fall ermittelt, wo das Herabfallen einer Petroleumlampe vom Nachttische der Schlußstein des Traumgebäudes war, und diese Tatsache ist unstreitig singular, da eben nur eine Lampe vorhanden war.

Manche meinen nun zwar, man träume so blitzschnell, daß Anfang und Ende gleichgültig sei. — Obwohl es sicher ist, daß man wirklich blitzschnell träumt, wie sich aus der Fülle der Traumphantasien während des Fiebers ergibt, während die Uhr, die man vor- und nachher beobachtete, kaum vorgerückt ist, sind schnell nacheinander und gleichzeitig doch verschiedene Dinge. Nur wird die Möglichkeit verteidigt, daß das Ereignis erst später zum Bewußtsein komme, als es schon seelisch auf uns eingewirkt habe, wie man z. B. auch im Wachen bei einem Schusse zusammenfährt, ehe man sich desselben bewußt wird.

Ein anderer, schon vorhin berührter und ganz unzweifelhafter, hierhergehöriger Fall ist der: Ich habe vor dem Schlafengehen ein hitziges Getränk zu mir genommen. Die Hitze meines Blutes äußert sich in Zornausbrüchen im Traume, und ich zanke mich in diesem Zustande mit jemandem herum. Die Ursache des Zornes erscheint aber, trotzdem sie a posteriori gefunden sein muß, im Traume — ganz logisch — als etwas a priori Gegebenes.

Hieraus wäre zu schließen, daß auch die in scheinbar logischer Folge sich aneinanderreihenden Tatsachen des Traumes in Wirklichkeit sich in umgekehrter Folge ereignen. Die Seele kann doch — um bei dem einfachsten, wenn auch nicht sichersten Falle zu bleiben — nicht voraus wissen, daß ein Schuß fallen wird. Dieser, der als das Ende erscheint, ist also notwendig der Anfang, an den sich erst später, wenn auch nur einen Augenblick später, die begründende Geschichte anreiht, und die dann in umgekehrter Reihenfolge ins Bewußtsein tritt.

Mir träumte, daß ich aus einer Gesellschaft abseits gehen mußte. Dann befand ich mich nach allerlei Schikanen, wie sie den Verlegenheitstraum charakterisieren, auf dem Hof des Hauses, ohne mir bewußt zu sein, daß ich geladen sei und deshalb verpflichtet, zur Gesellschaft zurückzukehren.

Die Ursache der gehäuften Verlegenheiten ist natürlich der Drang, der, weil er im Schlafe nicht befriedigt werden kann, immer wieder zurückkehrt. Aber sollte die eben erwähnte Vergeßlichkeit nicht beweisen, daß ein Unbewußtes die Gelegenheiten regelt? Was wir unseren Geist nennen, und was im wachen Zustande eine Versammlung verschiedener Fakultäten ist, deren Beschlüsse offenbar werden, fällt im Schlafe in diese Fakultäten auseinander, in ein Selbstbewußtes, das eigentliche Ich, und in ein Unbewußtes, mit Phantasie begabtes. Das erstere ist mehr der Schauplatz, das letztere das aktive Moment.

Diese Unterscheidung ist deshalb von Wichtigkeit, weil bei der mechanistischen Erklärung eines Teils unserer geistigen Befähigungen und Eigenschaften sehr wohl ein anderer Teil übrig bleiben kann, der sich auf die Dauer dieser Erklärungsweise entzieht, und so schließlich allen monistischen Bestrebungen den Boden einschlagen könnte.

Auch noch eine andere scheinbar abliegende Erfahrung spielt hier herein: Im Halbschlaf sieht man wohl deutliche Bilder vor sich, auch z. B. Gedrucktes. Wenn man sich aber anschickt, die Einzelheiten der Bildung, der Zeichnung oder der Wörter nahe ins Auge zu fassen, so fängt die Form an zu zerinnen. Ganz ähnlich ist auch die Erscheinung der geträumten Bonmots, die sich im nüchternen Lichte des wahren Verstandes als barer Unsinn ergeben. Aber was beweist dies? — Daß im Traume die Wirkung vorhanden ist ohne die Ursache, die Empfindung der Perception ohne das Vor-

Digitized by Google

handensein eines Zu-percipierenden. Also wieder eine Umkehrung von Ursache und Folge. Die Empfindung des im wirklichen Leben Folgenden löst die Ursache aus, nach dem Gesetze des Ergänzens eines Erinnerungsbildes aus einem Bruchstück desselben, aber in umgekehrter Reihenfolge von der Logik der Tatsachen.

Die besondere Kraft dieses Vorganges, infolge deren es gelingt, die dazu erfundene Ursache festzuhalten, macht den Künstler.

Der Traum ist also nur scheinbar kausal, hierin die äußere Welt des Geschehens nachahmend. In Wirklichkeit ist er zielstrebig wie das Geistesleben überhaupt. Und damit kommen wir mit verstärktem Zwange zu einem durchgreifenden Unterschied, so können wir es nennen, der objektiven Welt und der subjektiven.

In jener Welt ist alles gegeben, das eine durch das andere bedingt, ein ewiger Kreislauf vom Ei zur Henne, von der Henne zum Ei, oder allgemeiner vom Potentiellen zum Aktuellen und umgekehrt. Kein wirklich Neues ist möglich.

In der Welt des Geistes dagegen herrscht die Freiheit. Die Seele des Menschen ist intuitiven Einflüssen ausgesetzt. Der Wille ist schöpferisch.

Der moderne materialistische Monismus will es unternehmen, der gewünschten Einheitlichkeit der Weltanschauung zuliebe, das Geistesleben hineinzuzwängen in das System des Stofflichen.

Die ältere Weltanschauung ist demgegenüber verpflichtet, die Punkte des nicht zu vertuschenden Unterschiedes zu betonen, ohne aber, wenn sie wissenschaftlich bleiben will, für die Zukunft zu präjudizieren. Das sogenannte Rationelle und Intellektuelle, das im Monismus jetzt so große Ansprüche macht, ist das Objektive, mit dem sich die Naturwissenschaft beschäftigt; es ist aber zugleich das Sekundäre, erst durch unsere Wahrnehmung Vermittelte und sollte darum keine so großen Ansprüche auf Gewißheit machen.

Das Primäre ist immer das Ichgefühl und die Empfindung. Es ist nicht einleuchtend, daß man dies jetzt ganz ausschließen oder zum Tertiären stempeln will.

Das Religiöse sowie das Dichterische gehört ganz diesem Primären an. Das erstere ist im Monismus schon verdrängt oder verflüchtigt; und das andere würde bald verdrängt oder verflüchtigt werden, wenn man ihm freien Lauf ließe. Aber, wie man sieht, der ganze monistische Grundgedanke ist noch unreif. Durch tieferes Nachdenken allein kann er schon überwunden werden.

Die Freundin eines deutschen Reichskanzlers.

Von

Hermann Kienzl, Berlin.

(Schluß.)

Alex (Alexandra) liebt als junges Mädchen einen wenig bemittelten Herrn v. Scheffer und heiratet ohne Liebe den reichen Augsburger Bankier Erzberger.

„Meine Jugendliebe erfüllte mein Herz. Aber dann schaltete ich Romantik und Schwärmerei aus, stellte mir das reale Leben vor ... und sagte schließlich Ja." Sie wird Mutter, aber ihre „Sehnsucht nach dem großen Stil der Lebensführung" bleibt unbefriedigt. Sie knüpft mit Herrn v. Scheffer ein ernsthaftes Liebesverhältnis an. „Mein Mann," bemerkt sie nicht ohne Genugtuung, „war natürlich der Letzte, zu dem ein Echo unserer Liebe drang." (Aber auf einer späteren Seite sagt sie, sie habe ihrem Mann schon bei Beginn des Verhältnisses freiwillige Geständnisse gemacht.) Der Gatte teilt nicht ihre „freieren, nicht kleinlichen Anschauungen" und läßt sich scheiden. Alexandrina muß Augsburg verlassen und schenkt in München dem Herrn v. Scheffer einen Sohn. Der üble Roman erwähnt nebenbei, Herr v. Scheffer, der sie heiraten wollte, habe mit der Pistole (!) die Erlaubnis der Kirche vom Dekan erzwingen wollen ....., und dann habe Alexandrine ihrem sterbenden Vater gelobt, sich von Scheffer zu lösen, und deshalb hätten sie sich getrennt. Als es ihr in München schlecht geht, begegnet sie dem König Ludwig. Die Autobiographie erzählt von Fensterpromenaden, die ihr der König machte und von 2000 Gulden, die

Digitized by Google

er ihr in einer Privataudienz schenkte. Sie steht Piloty zu einem seiner Bilder „für den Arm."

Nun tritt Fürst Chlodwig Hohenlohe in ihr Leben — ich glaube: im Jahre 1863, also vierundvierzigjährig. Das Kapitel, das dieses Ereignis einleitet, ist eines der köstlichsten des Buches. In der Folge gibt es auch noch seitenlange Reden, die, preisend die Schönheiten ihrer Seele und ihres Leibes, Fürst Hohenlohe gehalten haben soll, und die das fast fünfzigjährige Gedächtnis der Baronin nun im vollen Wortlaut — ach, in einem fürchterlich bombastischen 10 Pfennig-Wortlaut! — wiederherstellt. Aber hier wird in direkter Redeform der genaue Dialog zwischen Hohenlohe und dem Dichter Bodenstedt aufgeschrieben, ein von überschwänglichen Verherrlichungen der Baronin strotzendes Gespräch, bei dem sie selbst — gar nicht gegenwärtig war. . . . .

Item: Fürst Hohenlohe nähert sich ihr. Zuerst inkognito als ein Graf von L. Sie ist enttäuscht, als sie (wieder in einer romanhaften Szene) erfährt, daß der Verkappte der verheiratete Fürst ist. Zweifellos war die Gattin Hohenlohes eine hochherzige Frau und seine Ehe auch während seines Liebesverhältnisses mit Alexandrine glücklich. Aber, auch ohne Aussicht auf die glänzendere Stellung einer fürstlichen Gemahlin, kalkulierte die Baronin, wie sie selbst schreibt: „Tiefer fallen konntest du nicht, nimm die Hand, die sich dir bietet, es ist ein edler Freund, er schenkt dir Liebe, Freundschaft, er gibt dir Ansehen und Stellung wieder."

Frau Baronin Hedemann unterscheidet selbst genau zwischen ihrer einstigen Leidenschaft für Scheffer — „Damals war ich ein kleines, unerfahrenes Dornröschen, Scheffer ein junger Prinz" — und ihrem Gefühl für Hohenlohe, „das nichts mit jener brennenden Lohe gemein hatte". Indessen — sie will „auf die frühere Höhe zurück", in den „sicheren Hafen"; und in der Tat ist sie als Freundin Hohenlohes alsbald „überall begehrt", und es kommen besonders die Personen, von denen sie früher mit Haß verfolgt worden ist, an sie herangekrochen. . . . .

Fürst Hohenlohe ist, man kann nicht zweifeln, in die schöne Baronin sehr verliebt. Mehr als drei Jahrzehnte seiner Treue (man muß nicht an Ausschließlichkeit glauben) beweisen es — trotz der geschwollenen Romanphrasen, die ihm die ungeschickte Selbstgefälligkeit der Freundin jetzt in den Mund legt. Er spricht immer in solchem Pathos: „Lassen wir die traurigen Ereignisse in der Vergangenheit schlummern. . . . Brich mit allem, Alex, sei meine treue Freundin und ich sorge für dich auf ewig. . . . Du schönes Weib, jetzt, mit deinem aufgelösten Haar, dem Feuer in deinen Augen, erscheinst du mir wie eine wilde Amazone an der Spitze ihrer kriegerischen Truppe, die nur auf das Signal ihrer Anführerin wartet. Mir ist in solchen Augenblicken wie jetzt, als ob du in eine ganz andere Welt gehörtest, nur nicht in unsere so kleinliche und glatt nivellierte . . . und dich darf ich mein nennen, mein Eigentum!" — Wie schlecht paßt dieser lächerliche Schwulst zur Physiognomie des „faszinierenden Causeurs"! Wie unklug verschleiert die Freundin mit ihrer posthumen Phantasie den Wert der Tatsache, daß der Bund der beiden Menschen unzerstört bis zum Tode des greisen Hohenlohe dauerte.

Es ist auch einzusehen, daß Sympathie und Geschicklichkeit der Nebenfrau den alternden Mann wirklich zu fesseln verstanden. Ueber die Geheimnisse des Geschlechtslebens zu grübeln, die oft sehr ungleichartige Menschen verknüpfen, ist unnütz. Eine psychologische Erklärung der Baronin sei schon des klassischen Satzes wegen hier wiederholt: „Fürst Chlodwig gehörte von seiner Jugend an bis zu seinem hohen Alter zu den bei Staatsmännern so seltenen Charakteren, die neben ihren äußerlichen Werken eine intensiv empfindende Seele besitzen. . . ." Und sie nennt sich seine „Ame-soeur".

Gewiß hat der Fürst bis zum Ende als ein Gentleman an der Frau gehandelt, die mit ihm die Jahre verlebte, mit ihm den Aufenthaltsort wechselte, bei seinem Tode allerdings nicht in seiner Nähe war. Er war ihr auch durch die Gemeinschaft der Elternliebe verbunden. Als sich Alexandrine nach langen Jahren des Verhältnisses Mutter fühlte, lag ihr der Gedanke nahe, dem sie im Buch mit dem Worte „Endlich" Ausdruck gibt. Das Kind starb. Das zweite, eine Tochter, wuchs in unverhohlener väterlicher Liebe auf.

Nachsichtig und vorurteilsfrei war die Spätsommerliebe Chlodwigs. Er duldete die Liebe des unglücklichen Schweizer Dichters Heinrich Leuthold, der in den siebziger Jahren, ehe er unheilbarem Irrsinn verfiel, in München lebte. Wieder stehen wir vor den Rätseln der Leidenschaft, wenn wir diesen Mann (Leuthold) zu dieser Frau stellen und etwa eines seiner dunkelschönen Gedichte an Alexandrine mit deren hochmütigen

Digitized by Google

und äußerlichen Worten in dem Sensationsbuche vergleichen. „Lebewohl 1871" heißt ein kleines Gedicht:

„Es ist dein Loos, in Glanz und Duft
Des Glückes dich zu baden.
Mein Leben liegt in Finsternis,
Du bist ein Kind der Sonne."

Die Frau Baronin schreibt: „Ihr aber empfand der Unglückliche ebenso sehr die Qualen wie die Freuden der Liebe zu mir, denn die Kluft zwischen uns war eine zu große: ich im blühendsten Alter, gefeiert und geliebt, er ein armer Dichter von gebrochener Gesundheit. . . . Zudem geboten mir einerseits mein Verhältnis zum Fürsten von Hohenlohe, andererseits meine Mutterpflichten eine gewisse Zurückhaltung Leuthold gegenüber."

Immerhin hat Leuthold längere Zeit in der Wohnung Alexandrines gelebt (was dem Fürsten „unangenehm" war), und seine Briefe, in denen er die Geliebte duzt, enthalten Stellen wie diese: „Alle meine Freunde denken, daß Du mich aufgegeben hast, aber ich glaube unverbrüchlich an Deine Neigung zu mir und Deine Treue." Die Leuthold-Forschung wird die Beziehungen des Dichters zur Baronin von Hedemann, die unselige Leidenschaft, die seine Umnachtung beschleunigt haben mag, aufzuhellen trachten. Nicht die alberne Geschichte, die Alexandrinens Eigenliebe von der Anknüpfung der Bekanntschaft zum Besten gibt, wird Glauben finden. Doch aus Leutholds Briefen scheint hervorzugehen, daß der Dichter, während er sich in eifersüchtiger Verzweiflung wand, aus den Händen der Geliebten die Geldunterstützungen des Nebenbuhlers empfing. „Dennoch vertraue ich auf Dein Ehrenwort und hoffe, daß ich Deine ebenso schöne als freigebige Hand wieder streicheln und küssen werde." Der zerrüttete Mann hatte zu jener Zeit kaum mehr die Pflicht moralischer Selbstverantwortung. Kurze Zeit später geleitete Frau Alexandrine den Geisteskranken nach der Schweizer Heimat.

In den Memoiren wird auch noch eines zweiten leidenschaftlichen „Bewerbers" gedacht, der trotz Hohenlohes großem Vertrauen dem „sicheren Hafen" gefährlich zu werden schien. Hohenlohe weilte damals in Paris, und ehe er zurückkehrte, hatte die Freundin die Liebesbriefe des anderen Mannes ihrem Beichtvater übergeben. . . .

Alexandrine war im Jahre 1871 zum Katholizismus übergetreten. Fast so hübsch, wie die Geschichte von dem Liebhaber, der den kirchlichen Ehekonsens mit drohender Pistole vom Geistlichen erpressen wollte, ist das Histörchen, das dem heute längst verstorbenen Domdekan Erzler gewidmet wird. Als die Baronin an der Cholera erkrankt war, sei der katholische Priester an das Bett der Protestantin getreten und habe ihr Genesung prophezeit, wenn sie Katholikin zu werden gelobe. Sie gelobte, genas, wurde katholisch. So steht es schwarz auf weiß. . . . Ob sie noch eine Hoffnung nährte, mit dem Katholiken Hohenlohe getraut zu werden?

Das Gegenteil, das höchst auffällige Gegenteil behauptet Baronin von Hedemann. Abermals tritt in einem mystischen Augenblick der Beichtvater in Aktion. Der Beichtvater, so erzählt Alexandrine, bestimmte sie, dem achtzigjährigen verwitweten Reichskanzler mit Nein zu antworten, als dieser ihr im Jahre 1899 die Ehe anbot . . . Allerdings: „Auch ein anderer Grund, ein Ehrenversprechen zwischen mir und der überlebenden Familie des Fürsten, hing wie ein drohendes Schwert über mir." Den Greis soll die Weigerung derart erbittert haben, daß er die vieljährigen Beziehungen lösen zu wollen erklärte, worauf die Baronin einen Selbstmordversuch unternahm. Sie wurde gerettet und reiste an die blaue Küste. Der zweite Mensch, der bei jener Aussprache zugegen war, ruht im Grabe. Armer Yorik!

Ja, armer Chlodwig! Deine „Denkwürdigkeiten", im Gedächtnisse der Nation gebucht als die „Geheimnisse der alten Mamsell", hatten deinen altersbleichen politischen Nimbus erstickt. Das hattest du dir mit eigener Hand getan. Nun tun fremde, wenn auch vertraute Hände deinem menschlichen Bilde nichts Besseres; so lebhaft auch deine Freundin dich, nein, wohl nur sich selbst, zu verherrlichen sucht! Da ist keine Seite in dem Buch, auf der der weibliche Spiegel nicht mit Tand und Flittergold aufgeputzt wird. In diesem Spiegel aber erscheint das Bild des alten Seladon, dem solche Wesensergänzung genügte. . . .

Ihrem Körper, ihrem Geist, ihrer Seele widmet die Verfasserin der Memoiren einen Panegyrikus nach dem anderen. Fast alle Personen, die je ihr begegnet, singen in diesem Chorus mit. Sie beginnt bei ihren frühen Kindheitstagen und läßt irgendeine Tante reimen:

„Alexandrinchen, liebes Kind,
Die alle Herzen schon für sich gewinnt - "

Digitized by Google

und sie bedauert, die übrigen Verse dieses schönen Tantengedichtes vergessen zu haben. Im Zeugnis der Mädchenschule findet sie den Satz: „Sie ist das Zeugnis selbst.“ Als der Fürst von Hohenlohe sie zur Geliebten macht, meint sie: „Jugend, Schönheit und Geburt hatten mich bestimmt, in der Welt eine führende Rolle zu spielen, nur Glanz und Bewunderung zu ernten.“ Unaufhörlich läßt sie den Freund die letzten Superlative sagen. Sie besitze alle Eigenschaften, so taut Münchhausens Trompete nach 48 Jahren auf, die er je an einem Weibe hochschätzte, „mädchenhafte Grazie und männlichen Verstand, Haß gegen die Lüge und natürlichen Hang zur Wahrheit . . .“ Ecco . . . Die Erinnerung an die vornehmen „Adorateurs“ bereiten ihr sichtlich Behagen. Als sie die Tochter geboren hat, versäumt sie nicht, die Prophezeiung einer alten Frau zu notieren, dieses Kind werde einen Prinzen heiraten. Später wird die Tochter redend eingeführt. So etwa: „Gehörst du denn überhaupt in unsere prosaische Welt, du glücklich machende Glückliche, du mit den Segen spendenden Händen?“ Oder: „Mama, du hast den keimenden Ehrgeiz beim Fürsten von Hohenlohe zur Entwicklung gebracht, du bist es, die ihn von Stufe zu Stufe bis zum Reichskanzler emporgehoben.“ — Es ist hahnebüchen.

Baronin von Hedemann spricht auch sehr oft von ihrer Diskretion. Trotzdem stellt sie den Toten in all' seiner Schwäche bloß; in seinen Liebesbriefen, in seinen - - Gedichten. Die Briefe stechen auch in der Zeit des Paroxysmus durch einen nüchternen Grundton ziemlich stark von den verstiegenen Worten ab, die Alexandrine aus den Gesprächen zitiert. Der Viveur war eine Mischung von Aestheten und Philister. Die Gedichte sind Blüten eines grauhaarigen Gymnasiasten. . . .

Und endlich die Politik. Ja, wenn ich sprechen wollte! Wenn ich nicht so verdammt diskret wäre! Gewisse Rücksichten halten mich ab! Ohne Vertrauensbruch könnte ich nicht erwähnen. . . . So geht es fort. Derlei Andeutungen sind, was Frau v. Hedemann kaum richtig beurteilen mag, schwere Verdächtigungen des Staatsmannes, dem mit ihnen nachgesagt wird — und das wird sogar ausdrücklich hervorgehoben —, daß er wichtige Staatsgeheimnisse einer schönen Frau preisgegeben habe. Glücklicherweise widerlegt die Schreiberin den Verdacht am gründlichsten durch den Geist, den ihre politischen Aeußerungen atmen. Sie schreibt „Meine politische Mission“ und erzählt von allerlei Notizen, die sie im gesellschaftlichen Verkehr mit politischen Personen aufgesetzt habe und dann von einer ganz unverständlichen Intervention in Wien, wo sie anno 1866 einem Journalisten ein bayerisches Ministerportefeuille angeboten habe. Sie sagt reizend: „Ich weiß nicht, ob meine diplomatischen Fähigkeiten vom Fürsten nicht überschätzt worden sind, - immerhin machte er keinen Plan, unternahm keinen Schritt und hielt keine Rede, ohne mich davon in Kenntnis gesetzt oder (!) um Rat gefragt zu haben.“ . . . Dann wieder: „Obgleich ich meine Rolle als Mitarbeiterin gewissenhaft erfüllte und immer wieder für meine Ratschläge und Auskünfte anerkannt wurde, so war meine Seele doch zu frauenhaft, um der Politik die erste Stelle einzuräumen.“ Selten aber wird man etwas finden, das an unfreiwilliger Komik an die paar Sätze hinanreichte, mit denen diese „Mitarbeiterin“ des deutschen Reichskanzlers für ihre politischen Begriffe Zeugnis ablegt. „Wie er selbst sagt,“ schreibt sie vom Fürsten Hohenlohe, „war er eben liberal, wo Amt und Stellung ihm auflegten, seiner Ueberzeugung gemäß zu sprechen und zu handeln; ich begnüge mich hier, die Ausdrücke „Amt und Stellung“ zu betonen, denn meiner Ansicht nach war er sozusagen mehr ein „konservativer“ Liberaler, als ein echter Anhänger des Fortschritts. Er fürchtete zu sehr, die Revolution um Fortschritt und Freiheit, die damals in allen Geistern Deutschlands auftauchte, zu fördern und zu unterstützen. „Der Fortschritt führt zur Revolution,“ sagte er. Die Revolution und das Ungewisse bezeichnete er mit dem Ausdrucke „Nebel“.“ Genug? O wehe, Deutschlands Kanzler!

Ich könnte diese Bekenntnisse einer schönen Seele nicht würdiger ausklingen lassen, als mit dem lapidaren Satze, der sich auf Seite 178 des „Blattes der Liebe“ findet. Wieder öffnen sich längst im Tode verstummte Lippen, und Baronin Hedemann läßt den Fürsten Chlodwig Hohenlohe zu ihr sprechen: „Das Schicksal selbst (wer sonst? Anm. des Setzers) hat mich zu dir geführt, mein Alex; à nous deux, nous arriverons bien à remettre l'Allemagne d'aplomb.“

Bisher bestand das Vorurteil, das Schicksal habe dem Fürsten Bismarck die Wiederherstellung des deutschen Ansehens anvertraut. Baronin Alexandrine von Hedemann weiß es besser.

Digitized by Google

Ernst von Bergmann.

Von

Dr. F. Moses-Berlin.

Wie so viele bedeutende Söhne seines Volkes, entstammt auch Ernst v. Bergmann einer evangelischen Pastorenfamilie. In gereiftem Alter hatte der Ahnenstolze das gewaltige Material an Dokumenten, Stammbüchern usw., das er sich zu beschaffen gewußt, zu einer Geschichte seiner Vorfahren verarbeitet. Aus ihrem Wandel hatte der Enkel gelernt, „daß das Leben nicht ein Mittel zum Glück, sondern eine Aufgabe zum Wohle anderer sein soll."

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist der aus Ostpreußen ausgewanderte Theologe Ambrosius Bergmann in Livland als Pfarrer tätig. Er ist der Stammvater eines Geschlechtes von Pfarrern, die in engster Verbindung mit der Kultur ihrer deutschen Heimat, sich durch intensive Arbeit auszeichneten und so gewissermaßen in Jahrhunderte langer Zucht ein hochkultiviertes Menschenmaterial darstellten.

Im Pfarrhause von Rujen wächst Ernst als ein reichbegabtes Kind, geliebt und gepflegt von seiner Umgebung, auf. Das Gymnasium muß der primus omnium wegen seines ritterlichen Eintretens für einen gemaßregelten Kameraden vorzeitig verlassen, um nach abgelegter Maturitätsprüfung in Dorpat sich dem Studium der Philologie zu widmen. Das Schicksal wollte es anders. Da nach einem Erlaß des Ministers für Volksaufklärung die Zahl der Philologie-Studierenden eine beschränkte war, so war Bergmann gezwungen, wollte er überhaupt Student werden, Medizin zu studieren. Welch feine Ironie des Zufalls, daß jenem Erlaß zur Unterdrückung des Deutschtums die deutsche Chirurgie ihren größten Vertreter zu danken hat.

Den Freuden des studentischen Korporationswesens ergeben, vergaß Bergmann nie den Ernst der Arbeit. Er war bei aller Ausgelassenheit ein fleißiger Student, der die Examina mühelos bestand. Er wird Assistent an der chirurgischen Klinik in Dorpat und schon in kurzer Zeit Privatdozent für Chirurgie. Nun ist es ein steiler Aufstieg, den seine chirurgische Laufbahn nimmt, bis er auf der Höhe medizinischen Wissens und Könnens mit Ehren überhäuft, bewundert von einer Schar begabter Assistenten, geliebt von zahllosen Patienten, als ein Siebzigjähriger mitten aus der Fülle seiner segensreichen Tätigkeit die Lebensbühne verläßt.

Er hatte das Glück, in den Feldzügen 66 und 70-71 und im Russisch-Türkischen Krieg 77 ärztlich tätig sein zu können, und hier in wenigen Wochen mehr zu sehen und zu lernen, als es anderen in langen Jahrzehnten nicht vergönnt ist. Am 17. Juli 1866 schreibt er, dessen menschliche Größe hinter seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht zurückstand, aus dem Lazarett in Königinhof an seine Frau:

„Kaum daß ich in meinem Quartier angelangt bin, kaum, daß ich den Entschluß gefaßt, wieder ein paar Worte Dir zu schreiben, so ist schon ein Trainsoldat da und ruft mich ins Lazarett zurück. Wenn ich die Phantasie eines Dumas oder Sue besäße und wollte nur etwas grausam Aufregendes ausdenken: ich glaube kaum, daß schrecklichere Szenen mir ins Gehirn kommen würden, als die, die ich tagtäglich hier sehe. Verzerrte, sterbende Gesichter, Schreien, Wimmern, Stöhnen und Delirien der an Septicämie Leidenden. Es ist mir selbst zu fürchterlich . . . Morgen sind es acht Tage, daß ich in Königinhof bin. Was habe ich in der Zeit alles gesehen! Mir schwindelt in diesem ungeheueren Material. An eine wissenschaftliche Ausbeute kann ich aber noch nicht denken. Nur praktische Routine bei solcher Massenwirtschaft wird mir zuteil."

Eine Reihe wertvoller wissenschaftlicher Arbeiten, deren berühmteste die „Lehre von den Kopfverletzungen" geworden ist, verdanken diesen Kriegserfahrungen ihre Entstehung. Nach dem Kriege 70 71 wird Bergmann Professor und Leiter der chirurgischen Klinik in Dorpat. Es ist der Beginn seiner glänzenden akademischen Laufbahn, die ihn über Würzburg nach Berlin führt und ihn zum gefeiertsten Chirurgen seiner Zeit macht.

Als Kronprinz Friedrich im Jahre 1887 erkrankte, und von seiten Gerhards die Zuziehung eines Chirurgen gewünscht wurde, fiel die Wahl auf Bergmann. Es ist allgemein bekannt, welche Tragödie am Krankenbette des edlen Dulders sich abspielte und längst hat die Geschichte ihr Urteil gefällt. Trotzdem wirken auch heute noch Bergmanns Briefe, die er aus San Remo an seine Frau richtete, in dem zornigen Schmerz, von dem sie erfüllt sind, tief erschütternd. Ueber die, von seinem Assistenten Bramann ausgeführte Tracheotomie schreibt er:

„Das Versehen liegt daran, daß absichtlich nichts geschehen ist, die schwere und gefährliche Operation zu erleichtern durch Heranziehung von mehr als einem Chirurgen. Stolz bin ich auf Bramann, aber es ist doch, seitdem es Könige und Operateurs gibt, nicht geschehen, daß der nächst dem Kaiser mächtigste Mann auf Erden von einem Secundärarzt hat

Digitized by Google

operiert werden müssen. Der deutschen Chirurgie und meiner Berliner Klinik gereicht das Handeln Bramanns zur größten Ehre. Daß aber die mit der Behandlung des Kronprinzen betrauten Aerzte es auf diese Kunstprobe ankommen ließen, daß würden sie noch unter Friedrich dem Großen am Galgen zu bereuen gehabt haben."

Es war für Bergmann eine schmerzliche Genugtuung, seine frühzeitig gestellte Krebsdiagnose durch die Sektion später bestätigt zu sehen. — — —

Bergmann als Mensch! Dem vielbeschäftigten Operateur wurde sein Fach niemals zur Routine, nie war ihm der Patient „Material", immer war er sich seiner menschlichen Pflichten bewußt. „Das Wohl und Wehe seiner Kranken ging Bergmann so sehr zu Herzen, daß, wenn nach glücklich gelungener Operation irgendein niemals vorauszusehendes Unglück zu einem schlimmen, unabwendbaren Ausgang führte, er tagelang tief verstimmt und geradezu verzweifelt war. So hatte er, um nur einen Fall herauszuheben, einen Grafen A. operiert, und ihn am Leben zu erhalten gehofft; da versagte plötzlich das Herz, und das Ende war nicht aufzuhalten. Aus solcher Mißstimmung heraus ist folgender Zettel hingeworfen, den er seiner Frau schrieb, und der in wenigen Worten seinen ganzen Jammer zu ergreifendem Ausdruck brachte: „Ich schreibe Dir von Bade (sein Heilgehilfe) aus, bei dem ich die halbe Nacht am Sterbebette des Grafen A. verbracht habe — es geht langsam zu Ende. Ich bin selbst mehr tot als lebendig: der Fall geht mir zu nahe. Er erhielt soeben die letzte Oelung und stirbt ruhig und gefaßt — aber wie ist mir zumute. Ich muß wenigstens Dein Mitleid haben, daher diese kurze Nachricht. Es kann höchstens noch zwei, drei Stunden dauern. Dein tiefgebeugter alter Mann."

Und noch eine Schilderung von Schleich, der in der chirurgischen Klinik Famulus war, als Langenbeck ging und Bergmann kam:

„In jenen Tagen der Neuordnung war eines Morgens ein zwölfjähriger, auffallend schöner Knabe in die Klinik eingeliefert worden, der nach einer Verletzung schwere Anfälle von Wundstarrkrampf bekommen hatte. Obwohl die Wunde mit größter Sorgfalt geöffnet und desinfiziert worden war, wiederholten sich gegen Abend die Krämpfe, und Bergmann beauftragte uns jüngere Famuli, bei dem Kranken die Nacht zu durchwachen und jeden Anfall mit Chloroformnarkose zu bekämpfen. Drei Uhr nachts war es, als sich plötzlich die Tür auftat und der neue Chef in Frack und vollem Ordensschmuck eintrat, um nach dem Kinde zu sehen. Er schlug die Decke von dem Tiefbetäubten zurück und sprach ergreifende Worte: über die Griechenschönheit dieses jungen Leibes, über den Segen der Narkose und über das Mysterium des Todes. Wir waren erschüttert, als er trauernd dem sterbenden Kinde die Stirn strich und dann sinnend davonging. Die Szene hatte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Niemals in meinem Leben hatte ich einen Menschen so hinreißend, so wehmütig tief und so ganz im Ton einer ärztlichen Priesterschaft am Krankenbett reden hören."

Zwei Münchner Frauenmaler.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Die größten Frauenmaler des heutigen Deutschland sind Albert von Keller und Hugo von Habermann, ein Romantiker und ein Realist. - Jener Maler, der von sich sagte, daß seine besten Werke ohne sein Zutun geworden seien, ist immer darauf bedacht gewesen, die Grenzen der nächsten Wirklichkeit zu durchbrechen und des Jenseitigen sich zu bemächtigen. Was er in der Disputation mit Karl du Prel und Schrenk-Notzing nicht vollkommen erfahren konnte, das suchte er durch Sitzungen mit den berühmtesten Medien der Gegenwart, mit Eusapia Paladino und Marie Madeleine zu erhaschen. Und Albert von Keller hat das ganze Gebiet der Trance (Hypnose, Somnambulismus, Traumtanz, Vision, Hexenschlaf und Stigmatisation) als neuen Gegenstand in die Malerei eingeführt. Auch der Frauentypus, end er malt, ist dadurch ausgezeichnet, daß er bald mehr bald weniger der Trance teilhaftig zu sein scheint. Wir blicken gewöhnlich in Augen von abgründiger Tiefe und auf ein heimliches Zittern der Mundwinkel, der Nasenflügel, der schmalen Hände. Die Gestalten sind von schlankem Bau, schmal an den Schultern; das Becken zeigt eine heftige, aber steil verlaufende Kurve. 1877 hat der Künstler in Irene von Eichthal, seiner nachmaligen Gattin, die Inkarnation des Frauenideals gefunden, dem er huldigte, und diese Muse ist nun auch jedem kommenden Werke beigestanden, der „Auferweckung einer Toten" so gut wie der „glücklichen Schwester". 1905 war der sechzigste Geburtstag des Malers, 1908 die Ausstellung des ganzen Werkes in den Räumen der

Digitized by Google

Münchner Sezession; eben jetzt erst aber hat Hans Rosenhagen 130 Bilder ausgezählt, gewissenhaft datiert und der von ihm geschriebenen Biographie als Illustrationsmaterial beigegeben. Weil glücklicherweise gerade dem jungen Keller in diesem Buche besondere Liebe gewidmet ist, birgt es eine Fülle großer Schönheiten. Die farbige Wiedergabe des für die Kellersche Kunst symbolischen Bildes, des nackten Weibes, das bei sinkender Nacht am Strande liegt, ist so gut, daß sie eigens gerühmt werden muß. Velhagen und Klasings Künstlermonographien sind um den 104. Band reicher geworden. Zu gleicher Zeit, zwei Jahre nach der Sammelausstellung zum sechzigsten Geburtstag, hat Piper & Co. die literarische Ehrung Hugo von Habermanns durch Fritz von Ostini besorgen lassen und das stattliche Buch mit vielen Abbildungen geschmückt und fein gebunden. Unser Auge streift aber die lange Reihe von Damenbildnissen nach 1897 kommen ungezählte Variationen von Fräulein Olga H. , um sofort zu entdecken, daß Habermann keinesfalls durch die Tiefe eines Auges oder den Purpur eines Mundes begeistert wird, sondern durch die rassige Herbheit der Linien oder der Bewegung. Wie sehr dabei die jeweilige Mode mithelfen kann, muß man von den Bildern dieses Malers sich sagen lassen. So sehr liegen ihm lineare Rhythmen am Herzen, daß er der üppigen Farbenspiele der Pilotyschule später sich niemals mehr erinnert hat und bei den selbstgewählten neutralen grauen Tönen geblieben ist. Innerhalb derselben aber kennt er reiche Abschattierungen. Um seiner Motive und seiner Farbe willen hat ihn die Kurzsichtigkeit der Philister gezwungen und pretenziös genannt. Es ist eine Prüfung des Geschmacks, Habermannsche Kunst zu verstehen.

Aus Berliner Theatern.

Strindberg.

Die „Neue Freie Volksbühne“ war das einzige Berliner Theater, das sich zur rechten Zeit der großen schwedischen Nationalfeier für August Strindberg, diesen gigantischen Mitmenschen, angeschlossen hatte. Etwas später erschien nun noch das „Theater an der Königgrätzer Straße“ auf dem Platze und spielte — einmal und nicht wieder — Strindbergs „Königin Christine“. Ich möchte bezweifeln, daß das die rechte Art ist, Strindberg zu feiern. — Strindberg ist ein Gigant, aber kein Olympier. Er ist wahrhaft welterschütternd, wenn er die Brandfackel in der einen, Felsbrocken zertrümmerter Tempel in der anderen Faust, den heiligen Berg hinanstürmt. Wenn er selber oben thronen und herrschen soll, so hat er die ganze linkische Unbeholfenheit eines Riesen, so tappt er mit steifen Händen in die Masse, hat nicht den göttlichen Griff, den beseelenden Atem. Dieser Autor ist im Grunde so wenig ein Philosoph wie ein Dichter; er ist ein Bekenner ist einer der wahrhaftigsten Menschenkinder, die je dem großen Vater ihre Beichte gesagt haben. Persönlichstes Bekennen, ringendes Selbstgespräch, Tagebuch ist alles, was am Werke dieses Außerordentlichen von tiefem bleibenden Wert ist; wo die wütende Inbrunst seiner Beichte spricht, da wird die spröde, dilettantisch karge, zweckmäßig spitze Form dieses Dichters von innen durchglüht, von einem Feuer, das wahrhaft Steine erweichen kann. Da wird dieser schreibende Bekenner zum Dichter: Verzweiflung, Ingrimm und Sehnsucht leihen seiner Phantasie Flügel, Worte wie feurige Schwerter gehen über seine Lippen, und seine Augen blicken Bilder des Himmels und der Hölle in die Welt. — Wenn er aber gesiegt zu haben meint, und auf dem Sessel des Richters niedersitzt, dann versiegt seine Kraft. Das ist Strindbergs letzte Tragik: ihm ist wahrhaft gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn; er ist ein Kämpfer, kein Sieger. Wenn er, der große Enthüller, der liebende Zerstörer, nun die Welt bauend gestalten will, dann wird jenes Barbarische, völlig Autodidaktische seines Wesens, das ihn so lange frei und stark machte, plötzlich zur Schwäche, und er erscheint dürr, unkünstlerisch, dilettantisch. Mit unbehauenen Felsblöcken kann man Mauern einschmeißen, nicht Monumente errichten.

Das gilt auch für Strindbergs historisches Drama. Dies halbe Dutzend mit verdächtiger Schnelle herausgeschleuderter schwedischer Königsdramen mag vielleicht für das Nationalbewußtsein des Wasalandes von Bedeutung sein, eine menschheitliche Angelegenheit liegt kaum vor. · · Strindberg erzählt in seinem Vorwort, wie ihm an Shakespeares Julius Cäsar die Lust zu historischer Dramatik gewachsen sei; ihm handelt es sich darum, historische Größen mit allerlei menschlichen, realpsychologischen Zügen auf die Bühne zu bringen, und höchst gewissenhaft registriert er bei jedem einzelnen Stoff, wie er diejenigen Traditionen, die ihm hinreichend verbürgt erschienen, aufgenommen und psychologisiert und inszeniert habe. Diese planvolle Dramatisierarbeit hat etwas unglaublich Naives. So kann nur ein Homer schaffen oder ein Dilettant. Strindberg aber, der so im tiefsten Subjektivist ist, der in die Welt seinen Sinn hineinsprechen muß und keineswegs ein homerisch reiner Widerhall der Welt zu sein vermag, der bekommt bei solcher planmäßigen Dichterei einen entschieden dilettantischen Zug. Gerade wie in seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen

Digitized by Google

Systemen — wenn auch, gerade wie dort, immer wieder in merkwürdigen Augenblicken das grundgeniale Wesen seiner Menschlichkeit aufleuchtet. Ein Drama, das nicht als Ausdruck eines ganz bestimmten, starken Verhältnisses zur Welt entstanden ist, das uns nur irgendeinen Stoff, und wäre es den denkbar ehrwürdigsten, vermitteln will, das wird uns immer kalt lassen. Strindberg verkennt, was an Shakespeares historischen Dramen das Wesentliche ist: nicht die psychologische Inszenierung eines weltgeschichtlichen Faktors, sondern die rhythmische Abspiegelung einer leidenschaftlich erlebten Haltung zur Welt durch irgendein Stück Historie hindurch. Und Strindberg verrät diese Verkennung durch die ganz oberflächlich dilettantische Art, wie er vom Verse spricht, der ihm etwas wie eine schöne Dekoration erscheint, durch die man früher vornehme Leute in den Stücken von geringeren unterschied, und den er dann gerechter verteilt hat. Daß Shakespeares Vers der Strom ist, der die innerste Leidenschaft des Dichters herträgt, die alle Gestalten umhüllt, erfüllt, leben macht, das fühlt dieser große Schriftsteller nicht — weil er im Grunde kein Musiker, kein Musischer, kein Dichter ist.

Und „Königin Christine" gewinnt kein Leben, weil ihr solch Rhythmus zentraler Leidenschaft fehlt; all ihre Sätze weisen so spitz, hart, nackt auf ihren Zweck. Diese Worte teilen mit, klären auf, führen weiter — sie bringen nicht den Ueberfluß mit, aus dem Leben wächst, der aus einer Karte ein Landschaftsbild, aus einem Skelett eine Gestalt macht. Gewiß, wenn klein Christel auf ihrem Thron, ein sehr entzückendes und ein sehr gefährliches Kind, mit den Männern spielt, und sich schließlich in ihrer nicht unterdrückten, sondern nur verwilderten Weiblichkeit selbstmörderisch verstrickt, da wacht für Augenblicke die innere Spannkraft Strindbergs, des Bekenners, auf, und sein ewiges Thema vom Zweikampf der Geschlechter erhält ein paar neue, packende Variationen. Aber die ganze historische Welt, in die dieser Liebeskampf gestellt ist, bleibt leere Kulisse. Was Christine am Schluß vom Kampf ihres deutschen Heimatgefühls mit der schwedischen Nationalität, ihrer geistigen Neigung mit der kriegerischen Brutalität ihrer Umgebung, ihres katholischen Gefühls mit der protestantischen Lehre redet, das ist nie vorher gestaltet worden. Und selbst die äußere Handlung wird in diesen energischen, aber dünnen Szenenskizzen nicht ausreichend motiviert: entscheidende Wendungen des letzten Aktes, die den Geliebten durch die Erkenntnis ihrer Dirnennatur aus Christinens Armen reißen sollen, sind so schlecht vorbereitet, daß sie unbegreiflich bleiben und die an sich stärkste Szene des Stückes um ihre halbe Wirkung bringen.

Warum spielt man von diesem Strindberg, von dem große, ganz durchglühte Bekenntniswerke, wie der „Totentanz" und das „Traumspiel" noch unaufgeführt sind, diese kaum halblebendige Historie? Warum? Weil die sogenannte Sexualdämonie immer noch das einzige ist, was unser sogenanntes Publikum und seine sogenannten theatralischen Anführer wirklich interessiert, und weil ein ganzes Geschlecht von Schauspielerinnen im Grunde genommen gar nichts spielen will, als solche — weiß Gott nachgerade langweiligen - Kinderwesen voll unschuldig gefährlicher, gänzlich entfesselter Sexualität. Diesmal spielte diese Rolle, die Gertrud Eysoldt, Tilla Durieux, Ilona Ritscher, Johanna Terwin und noch fünf oder sechs andere genau so gern und genau so gut gespielt hätten, Irene Triesch. Ausgezeichnet in den hundert verschiedenen Nuancen, aber für mein Gefühl ohne den letzten persönlichen Grundton, der diesen zum Ueberdruß bekannten Typus einen neuen, bezwingenden Ton individueller Menschlichkeit hinzugefügt hätte. Von dem übrigen, nur eben „ausreichenden" Ensemble, ist lediglich Herr Lindner erwähnenswert. Er spielte Christinens tragischen Liebhaber und wiederum, wie so oft gab es zwischen Momenten, in denen ein Ton echten und eigenen Lebens ergreifend vibrierte, Takte, in denen nichts zu hören war, als die tönende Schelle akade-

Digitized by Google

mischen Theaterhandwerks. Dieser begabte Künstler wird für den wesentlichen Besitz deutscher Menschendarstellungskunst nur zu retten sein, wenn er noch das Glück hat, einem ganz genialen Regisseur, einem Bildner schauspielender Menschen in die Hände zu geraten.

Alles in allem — es war kein verlorener Abend, denn es war immerhin Strindberg, und es waren immerhin respektable Theaterleistungen. Aber eine wirkliche Strindbergfeier verlangt ein reineres Objekt und größere Mittel.

Julius Bab.

Neue Bücher.

Louis Hourticq, Geschichte der Kunst in Frankreich. Deutsch von G. Teissèdre-Stuttgart. Mit 887 Abbildungen und 4 Farbentafeln. 475 S. In Leinwand gebunden 6 Mark. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Als dritten Band der bereits vorzüglich eingeführten Sammlung von Kunstgeschichten ARS UNA (die beiden ersten Bände behandeln die Kunstgeschichten von England und Norditalien) freuen wir uns, unsern Lesern heute die Geschichte der Kunst in Frankreich anzeigen zu können. Wenn einer, so war Louis Hourticq die berufene Persönlichkeit, die, gestützt auf die umfassendste Kenntnis der französischen Kunstdenkmäler, wie auf eine hohe philosophische Intelligenz und außergewöhnliche Sicherheit des ästhetischen Urteils, eine Geschichte der Kunst seines Landes zu schreiben vermochte. Hourticqs Verdienst ist es, die französische Kunst in eine Betrachtungssphäre gerückt zu haben, die den Anschluß an die größten Kapitel der Menschheitsgeschichte gewinnt und seine Kunstgeschichte zu einer Psychologie des französischen Volkes erhebt. Die Ideen der französischen Rasse, die ihre wahre Größe ausmachen, werden uns auf den Gebieten der Architektur, der Plastik und Malerei in ihrem Werden und Wandel vorgeführt. Hourticq schreibt in einer bezwingenden Sprachvollendung und mit einer durch Begeisterung gesteigerten Anschaulichkeit und Klarheit, die den Leser in einer Spannung hält, wie sie bei Büchern dieser Art nur allzuselten empfunden wird. Das ungeheure Material erscheint in diesem Buche nicht nur glänzend, sondern geradezu spielend bewältigt; Anordnung und Gliederung sind übersichtlich und großzügig durchgeführt. So entstand ein lückenloses, in seiner Mannigfaltigkeit ungemein packendes Bild, dessen unvergleichliche Schönheiten gerade dem deutschen Leser ein Neuland erschließen. Das Buch ist mit nahezu 900 Abbildungen geschmückt.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Hans Dittmar hat durch langjähriges, zielvolles Verfolgen des Gedankens, eine vornehm-einfache deutsche Wohnung zu schaffen, schöne Erfolge im Einrichten erlangt, von denen jeder Kaufende Nutzen für die zweckmäßige, feine, behagliche Ausstattung seiner Wohnung haben kann. Auch wer mit fertigen Gedanken für die Einrichtung seiner Wohnung zu Dittmar kommt, wird doch Anregung finden, und er wird in der Lage sein, sie in individuellem Sinne zu verwenden. -- Die Ausstellung in der Tauentzienstr. 10, das Hauptgeschäft Molkenmarkt 6, die Fabriken Kadiner Straße 20 und die Schriften „Wie richte ich meine Wohnung ein?“ und „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“, die sämtlich, je nach dem, zur Besichtigung oder zur Verfügung kostenfrei stehen, werden dem sich Ausstattenden von der Dittmarschen Art Kunde geben. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

„Gegenwarts-Möbel“, darunter wären Möbel zu verstehen, die zu dem heutigen Menschen passen, sowohl zu seinem Aeußeren, seiner Kleidung wie zu seinen Gewohnheiten. Solche Möbel werden weder hypermodern sein, noch sich allzu stark an vergangene Stilarten anlehnen. Wer solche Formen besonders gut treffen will, wird die Käufer, die aus der großen Schicht der Gebildeten kommen, beobachten und deren Wünsche sorgfältigst studieren müssen, denn gerade diese Käuferschicht ist es, die hier die Richtlinien angibt. Natürlich müssen die Forderungen der Kunst dabei berücksichtigt werden. - Alle diese Vorbedingungen werden bei der Firma W. Dittmar, Berlin C., Molkenmarkt 6, erfüllt. Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“ gibt darüber Aufschluß, sie ist kostenfrei zu Diensten.

Leibniz-Keks

TET-Paket 30 Pf

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf, Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 10 | Berlin, den 9. März 1912. | 41. Jahrgang Band 81.

Das hessische Beispiel.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Nicht gegen Personen richte sich der Kampf, sondern gegen das System."

Albert Kalthoff in seiner Zarathustrapredigt: „Die Schulmeister".

Das wirksamste Mittel, um dem Vorwärtsdrängen der immer mehr sich zum Bürgertum entwickelnden Untertanenschaft Einhalt zu tun, ist für die einseitig reaktionären Kreise Preußens noch immer die möglichst strenge Zurückhaltung jener Kulturgüter, die den Menschen erst für die Nutznießung einer gesunden Freiheit begabt machen. Die Machthaber der exklusiven Gesellschaftsschichten haben sich im Laufe der Zeit ein ganz eigenes Erziehungssystem für die Erhaltung der alten Untertanenart ausgearbeitet, und wer die Geschichte der bewußt gepflegten Entwicklungshemmungen schreiben wollte, hätte in Preußen-Deutschland nicht über Stoffmangel zu klagen. Der Wege sind viele, die zur Erhaltung dieser alten Untertanenart führen. Aber als der wichtigste wird von den Fortschrittsfeinden mit einer Einsicht, die einer besseren Sache wert wäre, noch immer derjenige erachtet, den die zukünftige Generation in der Schule zurückzulegen hat.

Man achte streng darauf, daß der künftige Lehrer, der in den tausenden und abertausenden Gemeindeschulen des Landes später dazu berufen ist, des Volkes eigentlichster Erzieher zu sein, in seinen Ausbildungsjahren ja von den Quellen jener Bildung zurückgehalten wird, die zur geistigen Selbständigkeit führt. Man halte ihn, der später selbst mehr Untertanen als Bürger für die Regierung heranbilden soll, möglichst auch noch bis über das letzte Examen hinaus in jener geistigen Untertanenschaft, die nur das an Wissen empfängt, was eine allzu ängstliche Regierungsbehörde für bekömmlich hält. Man halte den jungen Volksschullehrer vor allen Dingen in fest geschlossenen Bildungsanstalten. Man achte darauf, daß nicht etwa der freie Hochschullehrer, dem das oberste Lehrgesetz nur die Wahrheit und nicht die Sinnesrichtung des jeweiligen Herrn Kultusministers ist, durch allzu leicht zugängliche Vorträge dies edle Erziehungswerk verdirbt. So heischt es das Rezept für die Vorbildung des preußischen Volksschullehrers, ein Rezept, mit dem schon die Lehrer unserer Großväter beglückt wurden, und das auch heute noch in Preußen im größten und allergrößten Stile die Geschäfte der Rückständigsten besorgen will.

Der für das ganze Entwicklungsleben des Staates hochwichtige Stand des Volksschullehrers ist von allen Ständen unseres preußischen Vaterlandes derjenige, der unter dem Willen seiner maßgebenden Erziehungsgewalten am meisten zu leiden hat. Man wünscht nicht, daß der Volksschullehrer Gelegenheit hat, sich das Rüstzeug zu einer höheren Bildung anzueignen. Man wünscht keine durchgebildeten Persönlichkeiten für diesen Beruf. Nur eine bessere Art geistiger Unteroffiziere sind das Endziel des ganzen Systems.

Aber schon seit einer langen Reihe von Jahren regt sich glücklicherweise auch hier frischer Wind. Die Volksschullehrer rütteln an den geistigen Fesseln, die ihnen während der wichtigsten Jahre ihrer Entwicklung in den Präparandenanstalten und Seminaren angelegt werden. Es gibt eine sehr gesunde Bewegung unter den Volksschullehrern, die für eine freiere Vorbildung ist, in der auch die Hochschulen und Universitäten ihre unentbehrliche Rolle spielen sollen. Man hat, um dies Bedürfnis

Digitized by Google

nach einer tieferen und freieren Bildung gewissermaßen im Keime zu ersticken, den Bettelbrocken von gelegentlichen Ferienkursen an den Universitäten für die Volksschullehrer hingeworfen. Aber die Volksschullehrer geben sich nicht damit zufrieden. Sie wollen mehr. Sie sind dahinter gekommen, daß die beste Vorbildung für einen künftigen Menschenerzieher nicht die Internierung in geschlossenen Schüleranstalten, sondern das freie rückhaltlos wahre Studium der wissenschaftlichen Erkenntnisse ist.

Wer die Rolle kennt, die der preußische Volksschullehrer nach dem Willen gewisser Ostelbier politisch spielen soll, versteht die Schwärmerei der Rückständigen für einen möglichst nur halbgebildeten, politisch und wirtschaftlich gedrückten Volksschullehrerstand. Aber die Entwicklung läßt sich nicht halten. Sie kommt. Und es ist gut, daß wir in Deutschland neben Preußen auch noch die vielen andern Bundesstaaten haben. Ist das Fortschrittliche in Preußen noch immer auf Post, Eisenbahn und Militär beschränkt, so sorgen die andern Bundesstaaten mit Ausschluß des heiligen Mecklenburgs dafür, daß daneben auch die kulturelle Entwicklung nicht ganz vergessen wird. Diesmal ist es Hessen, das voran marschiert. In Hessen hat die Regierung eingesehen, daß die geistige Entrechtung der künftigen Volksschullehrer ein Vergehen am ganzen Volke ist, und schon Ostern 1912 soll mit der alten Lehrervorbildung, wie sie heute in Preußen noch ein Unantastbares ist, endgültig gebrochen werden.

Für diejenigen, die einst die großen Schichten unseres Volkes erziehen sollen, ist die gründlichste Vorbildung, nämlich der beste Unterricht, das heißt, das freie Studium an den Universitäten, gerade gut genug. Zu dieser letzten Konsequenz, die den Volksschullehrer, der ja dieselbe Verantwortung und dasselbe hohe Menschenamt hat, dem Oberlehrer auch gesellschaftlich gleichstellt, hat sich freilich auch die hessische Regierung noch nicht bekennen können. Aber sie hat den ersten Schritt dazu getan. Sie wirft die überlebten Präparandenanstalten über Bord. Sie schafft in neuen Lehrerseminaren ein Mittelding zwischen der Universität und der bisherigen Vorbildung für Volksschullehrer in geschlossenen Erziehungsanstalten à la Preußen, und läd auch die Abiturienten der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen zum Besuch dieser neuen Lehrerseminare ein. Dies letztere ist von besonderer Wichtigkeit, weil die hessische Regierung damit zu erkennen gibt, daß der Volksschullehrerstand jedenfalls einen ebenso hohen und edlen Beruf umschließt wie der des Gymnasiallehrers.

Das Endziel muß, wie gesagt, das Hochschulstudium sämtlicher Lehrer sein. Der Volksschullehrer, der neben dem studierten Oberlehrer von der Regierung wie ein besserer Lampenputzer behandelt wird, muß endlich der Vergangenheit angehören. Auch die Oberlehrer werden es einsehen. Nicht ob man ausschließlich die Söhne der Bemittelten, sondern wie man die Schüler unterrichtet, ist das Wesentliche. Alle Lehrer im Lande haben im Grunde genommen den gleichen Beruf. Deshalb sollten die Volksschullehrer jetzt recht eindringlich den Blick auf Hessen richten. Hessen zeigt, wie man mit dem alten System aufräumen kann. Und wenn diese neue hessische Reform auch nur ein Uebergang ist, so zeigt sie doch den praktischen Weg, wie man zu dem Endziel einer freien würdigen Vorbildung für alle Lehrer kommen kann.

Rassenkongreß.

Ein Rückblick.

Von

Leopold Ratscher, London.

Man kann darüber, ob der erste Weltkongreß der Rassen (London) wohlgelungen und gut organisiert war, verschiedener Meinung sein nicht aber darüber, daß er eine ethische Großtat, eines der allerbedeutendsten Ereignisse der Geschichte der ethischen Kulturbewegung war. Nicht verwunderlich das, denn der Vorschlag zu seiner Einberufung war von Professor Felix Adler ausgegangen, jenem ausgezeichneten Deutsch-Amerikaner, dem die genannte Bewegung ihre Entstehung verdankt, und die Organisation lag hauptsächlich in den Händen des hochverdienten Leiters des

Digitized by Google

Internationalen Ethischen Bundes, Gustav Spiller.

Die Beteiligung war eine gewaltige. Ueber zweitausend Teilnehmer hatten sich aus allen Weltgegenden angemeldet und ihren Beitrag bezahlt.

Der Riesensaal der Universität war meist wohlgefüllt und bot ein malerisches Bild: Männer und Frauen aller Völkerschaften und in allen Hautfarben, viele in ihren bunten Nationaltrachten. Vierundzwanzig Regierungen ließen sich amtlich vertreten — ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Der ausgesprochene Zweck des Kongresses war, „die allgemeinen Beziehungen zwischen den verschiedenen Rassen im Lichte moderner Erkenntnis und des modernen Gewissens in der Absicht zu besprechen, ein besseres Verständnis, freundschaftlichste Beziehungen und ein herzliches Zusammenarbeiten zwischen ihnen zu fördern." Hervorragende Angehörige aller Rassen wurden um Referate über einschlägige, ihnen persönlich besonders vertraute Stoffe gebeten, wobei man ganz besonders Gewicht darauf legte, die Eingeborenenprobleme von Eingeborenen behandeln zu lassen. Sämtliche Referate — zwischen 50 und 60 — wurden in einem sehr stattlichen Bande in englischer und französischer Ausgabe etwa zwei Wochen vor dem Beginn der Tagung verschickt: „Rassenfragen. Herausgegeben von Gustav Spiller im Auftrage des Kongreßausschusses, London, P. S. King & Sohn." Dieses Buch gehört zu den wertvollsten, lehrreichsten, vielseitigsten und fesselndsten unserer Zeit; jeder Menschenfreund muß es gelesen haben, wenn er eine Reihe der wichtigsten Probleme verstehen lernen will, die die Welt heutzutage aufzuweisen hat. Das erfreulichste daran ist die vollständige Einmütigkeit, die zwischen den Referenten bezüglich der Grundfragen der Beziehungen der Rassen zueinander herrscht: der „weißen" wie der „farbigen". Lord Wear-dale der berühmte Vorsitzende des Kongresses meinte mit Recht: „Es besteht eine kompakte Meinungsmasse hinsichtlich der Schaffung gerechter, freundlicher und achtungsvoller Beziehungen zwischen den verschiedenen Rassen."

Angesichts der ungeheuren Fülle, die der Rassenkongreß an fesselndem und wichtigem positiven Fachmaterial darbot, darf ich nicht daran denken, mich auf eine noch so kurze Wiedergabe des letzteren einzulassen. Ich bin genötigt, mich auf einige der Gesichtspunkte zu beschränken, die sich auf und aus dem Kongreß ergeben haben und daran Auszüge der Anträge und Beschlüsse zu fügen, die er sich teils einstimmig, teils mit überwiegender Mehrheit zu eigen gemacht hat. Nur so viel sei vorangeschickt, daß, da die Neger und die Ostindier auf dem Kongreß am zahlreichsten vertreten waren, soweit der Osten in Betracht kommt, naturgemäß die indischen und die Negerfragen den breitesten Raum in den praktischen Teilen der Beratungen einnahmen.

Gesichtspunkte: Einerseits hat das stetige Anwachsen des Austausches materieller und geistiger Güter zwischen den Rassen den Wunsch erweckt, an die Stelle des alten Mißtrauens und der hergebrachten, auf Vorurteilen beruhenden Absonderung eine nähere gegenseitige Bekanntschaft zu setzen. Anderseits hat das fürs 20. Jahrhundert bezeichnende „Erwachen des Ostens", das seit den Siegen der Japaner über die Chinesen und die Russen mächtig gewordene Streben der orientalischen Völker nach Freiheit und westlicher Kultur die Tendenz, die Menschheit zu vereinheitlichen und einander näher zu bringen. Diese beiden Umstände lassen eine Tagung, wie der Weltkongreß der Rassen als notwendig und berechtigt erscheinen, da es von hohem Wert sein muß, alle jene Bestrebungen in jeder Weise zu unterstützen und ihnen insbesondere durch Zerstörung der zwischen den Völkern und Rassen herrschenden Vorurteile größeren Spielraum zu verschaffen und der Beseitigung der vielen Ungerechtigkeiten in der Behandlung der östlichen Rassen und Völker durch den Westen vorzuarbeiten. Der Aberglaube von der Ueberlegenheit der Weißen und ihrer Kulturen sowie von der Minderwertigkeit der Farbigen und ihrer Zivilisationen wurde auf dem Kongreß von zahllosen Rednern gründlich widerlegt; schon die Person vieler der „farbigen" Referenten und Diskussionssprecher bildete ein glänzendes Argument gegen die gedankenlose „Inferioritäts"-Theorie; welch außerordentliche Tüchtigkeit steckt in diesen bedeutenden Schwarzen, Gelben, Braunen und Roten, in diesen indischen, chinesischen, japanischen, türkischen, persischen, afrikanischen Gelehrten, Professoren, Aerzten, Staatsmännern, Rechtsforschern usw.! Aber auch die große Masse der Nicht-Weißen kam reichlich zu ihrem Recht, indem „weiße" Redner sie immer wieder in Schutz nahmen und betonten, daß selbst die niedrigst stehenden Naturvölker uns in manchen Dingen überlegen sind, daß sie an sich zumeist gutmütig, entgegenkommend und vertrauensvoll sind und in der Regel erst durch längere Berührung mit habgierigen, selbstsüchtigen, rücksichtslosen „Weißen" verdorben werden. In allen Tonarten wurde das, besonders von Westermarck so stark bekräftigte Wort Gellerts

Digitized by Google

variiert: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen". Glücklicherweise war es geradezu auffallend, welch lebhaften Beifall jeder der vielen vorgebrachten Proteste gegen Rassenungerechtigkeiten entfesselte ein gutes Zeichen dafür, daß die Welt für Kongresse dieser Art reif ist.

Die Ergebnisse des Kongresses, wie sie sich in dessen Beschlüssen darstellen, sind sehr bedeutsam und zielen vor allem auf das Beständigmachen der Rassenkongresse und der mit ihnen zu verknüpfenden neuen kosmopolitischen Einrichtungen ab. Ich gebe nur die bemerkenswertesten wieder: Abhaltung einer ähnlichen Tagung alle vier Jahre, jedesmal in einem andern der fünf Erdteile, unter dem veränderten Titel „Weltkonferenz zur Förderung der Eintracht innerhalb der ganzen Menschheit", mit dem Hauptzweck, „herzliche Beziehungen zwischen allen Teilen des Menschengeschlechts zu fördern, ohne Rücksicht auf Rasse, Farbe oder Glaubensbekenntnis, und insbesondere das gegenseitige Verständnis von Ost und West zu ermutigen." Schaffung eines ständigen „Internationalen Ausschusses" zur Ausführung der Beschlüsse der „Weltkonferenzen"; vorläufiger Sitz der Exekutive: London als wohl internationalste aller Städte der Erde; Zusammensetzung: 1 bezw. 2 Vertreter jedes Landes von unter bzw. über 10 Millionen Einwohner, außerdem 1 bzw. 2 Vertreter jeder „Rassengruppe" von weniger bzw. mehr als 10 Millionen Zugehörigen. Gründung eines großen „Internationalen Instituts" durch diesen Weltausschuß. Zwecke: Umfangreiche Propaganda für die Ziele der Weltkonferenzen. Förderung der Veröffentlichung gemeinfaßlicher zuverlässiger Forschungen über die verschiedensten vorhandenen Kulturen in Buchform und durch die Presse. Sicherung vertrauenswürdiger Berichte über die von Fall zu Fall auftauchenden Zwistigkeiten zwischen einzelnen Rassen behufs Aufklärung der öffentlichen Meinung über den jeweiligen wahren Sachverhalt. Beeinflussung der Ausbildung der diplomatischen Vertreter und der Kolonialbeamten in der Richtung einer unbefangenen Würdigung der Völker, in deren Mitte zu arbeiten sie berufen werden. Unterstützung moralische und materielle aller wohldurchdachten Bestrebungen oder Versuche zur friedlichen Hebung zurückgebliebener Rassen oder Völkerschaften. Schaffung einer „Weltvereinigung zur Förderung der Eintracht unter den Rassen" mit örtlichen Vereinen in sämtlichen Ländern der Erde; Zweck: ausgedehnte Propaganda durch Versammlungen, Zusammenkünfte, Vorträge, Drucksachen, schöne Literatur, Eingaben, Denkschriften usw.; enge Verbindung mit dem „Internationalen Ausschuß" und rege Mitarbeit an der Organisierung der Weltkonferenzen. Agitation für die Einrichtung von Professuren der morgen- und der abendländischen Zivilisationen, zu besetzen durch Angehörige jeder Zivilisation. Gründung von Forschungs- und Reisestipendien zwecks Ausbreitung des gegenseitigen Verständnisses. Regelmäßige Veröffentlichung einer „Zeitschrift für vergleichende Kulturwissenschaft".

Ganz besonders vortrefflich war der Beschluß, den Staatsregierungen, namentlich den Ministerien des Aeußern, der Kolonien und des Unterrichts, ferner den Gouverneuren der Kolonien, den Missions-, Friedens-, Religions-, Kolonial-Gesellschaften usw., vor allem aber der nächsten Haager Friedenskonferenz, eine Denkschrift mit folgenden leitenden Gesichtspunkten zu unterbreiten: Es ist heutzutage von größter Wichtigkeit, Rassenvorurteile zu bekämpfen, die die Menschheit außerordentlich schädigen und unseres fortschrittlichen Zeitgeistes unwürdig sind. Die Herstellung einträchtiger Beziehungen zwischen den verschiedenen Teilen der Menschheit ist eine wesentliche Vorbedingung jedes ernsthaften Versuches, die Kriege zu bekämpfen. Jedes Volk sollte die Kultur der anderen Völker studieren, denn selbst die der zurückgebliebensten kann uns viel lehren. Unterschiede in der Kultur bedingen weder Ueberlegenheit noch Minderwertigkeit. Es ist im allgemeinen durchaus unstatthaft, die eigenen Sitten, Gebräuche usw. für besser zu halten als andere. Bei der Hebung niedrigstehender Völkerschaften sind ausschließlich humane Methoden angebracht.

Außerdem stimmte der Kongreß einer langen Reihe nützlicher Anregungen aus den Kongreßverträgen zu, von denen ich Raummangels halber nur einige wenige erwähnen kann:

Alfred H. Fried: Billigung der geplanten Gründung eines Weltverbandes der Friedenspresse. Professor Felix Adler: Wer in fremden Gegenden die örtliche Kultur studiert, um einen leitenden Einfluß auf die Verwaltung ausüben zu können, sollte in erster Reihe auf eine großzügige Würdigung von allem sehen, was an dem Wesen und der Zivilisation der betreffenden Rasse oder Völkerschaft schön und gut ist. Nur durch Freundlichkeit gewinnt man die Leute. Nur wer die Vorzüge der Fremden ehrlich würdigt, kann ihnen ihre Fehler überwinden helfen und sie dem Fortschritt zuführen. Sir Charles Bruce: Hinsichtlich der Behandlung abhängiger Völker und Länder verwirft das moderne Gewissen den Anspruch der abendländischen

Digitized by Google

Kultur auf die alleinige Befähigung zur Selbstverwaltung auf Grund der unteilbaren Dreifaltigkeit: europäischer Ursprung, Christentum, weiße Haut. Der Zwist zwischen West und Ost muß geschlichtet werden nach den Grundsätzen: Freiheit der Person und des Gewissens, sowie Gleichheit der Entwicklungsmöglichkeiten für alle ohne jeden Unterschied. Sir John Macdonell: Je zurückgebliebener ein Volk, desto größer die Verpflichtung seiner westlichen Beherrscher, seine Arbeit oder sein Eigentum nicht auszubeuten und es mit väterlicher Weisheit zu behandeln. Unterworfene Völker sollten ihre Existenzmittel, ihre Sitten und Gesetze behalten dürfen. -- Lacerda: Zum Gebrauch für alle Schulen der Welt sollte ein Lehrbuch der Beziehungen der Rassen zu einander geschrieben werden.

Wer bei dem Kongreß anwesend gewesen ist und über den Gegenstand reiflich nachgedacht hat, wird nicht bezweifeln, daß diese imposante, großartige und durchaus neuartige Welttagung sich als Vorläuferin einer der weitesttragenden sozialen Bewegungen erweisen wird. Die Namen einer bedeutenden Anzahl der mit der guten Sache eng verknüpften Persönlichkeiten bürgen dafür, daß die geplanten Neueinrichtungen in absehbarer Zeit verwirklicht werden.

Ich schließe mit der Anführung zweier Sätze aus den Zustimmungsschreiben berühmter Männer: „Es ist erstaunlich, daß das Christentum 19 Jahrhunderte alt werden konnte, ohne daß bisher ein solcher Rassenkongreß abgehalten worden wäre.“ „Man muß auf das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgreifen, um auf eine Bewegung von gleicher Wichtigkeit und Bedeutsamkeit zu stoßen.“

Zu Verhaerens Deutschlandsreise.*)

Von

Hans Franck, Hamburg.

So tiefe Wahrheit das Wort Ben Akibas, daß alles schon dagewesen sei, in sich birgt, nicht minder wahr ist sein Gegensatz, daß keine Sekunde in dem ewigen Verlauf der Dinge dem Menschen in der gleichen Gestalt wiederkehre. Zwar die Außendinge selbst, die dem Menschen Glück und Leid bringen, die seine Seele in Krisen und Entscheidungen reißen, die ihn jauchzen und weinen lehren, die Dinge erweisen sich, sobald man sie ihrer neuzeitlich modischen Draperie entkleidet, nur zu sehr in allem Wesentlichen als konstant, und mehr als einmal haben Dichter dem Grauen vor dem unsterblich Gestrigen, das in uns wirkt, erschütternden Ausdruck gegeben; jedoch der Mensch, der dem Ewiggleichen gegenübersteht, ist und wird in jeder Generation ein anderer, fühlt dasselbe anders in seinem unruhvollen Herzen. Gewiß, wo Tausende bebten, kann auch er nur beben, wo Millionen schrien, bleibt auch seiner Not nichts als der Schrei, aber der Rhythmus seines klopfenden Herzens, der Timbre seines Schreies der Qual, die Melodie des Jubelgesanges seiner Entzückungen, mit einem Wort: sein Fühlen, das ihn von dem Ansturm der Dinge befreit, wandelt, nuanciert, rhythmisiert sich mit jedem Neuaufsteigenden. Ja: Neuaufsteigenden! Denn in dem menschlichen Erfühlen gewirkt und wirkend zugleich durch das empfindungsmutige Ergreifen werden die Erscheinungen, die erst im Menschenherzen Leben erhalten, stetig neu. Die verwandelte Weise der Betrachtungen wandelt auch die Dinge. Wir empfangen sie von dem Gefühl der Geschlechter vor uns geformt. Geben wir sie weiter, spielt um sie der Widerschein der Stunden, da sie uns gehörten. Wie stark er glänzt, wie lange er das Neue, das ihn zu überdecken sucht, durchleuchtet, hängt von der Hingabe, der Liebe, der Bewunderung ab, mit der wir uns unsere Welt zu eigen machen, mit der wir das Ewig-Gestrige in uns neu erschaffen.

Wäre dem anders, längst wäre alles ausgesungen, ausgesagt und ausgebildet, was dem Menschenherzen zu singen und zu bilden gegeben ist. Der Dichter könnte seine Feder rosten, der Musiker seine Instrumente verstummen lassen, die Bildner könnten Meißel und Pinsel in die Ecke schleudern. Und wirklich mag es manchem, gedenkt er der urtümlichen Dinge, erscheinen, als sei ihre Widerspiegelung in unseren Empfindungen restlos in Wort, Ton und Bild erschöpft, als sei die Kunst am Ende, da sie, was längst deckenden Ausdruck gefunden habe, nur noch wiederholen, also abschwächen, nicht aber neuformen, also verstärken könne. Kann man wirklich noch ein neues Liebeslied singen? Kann man den Frühling, den

*) Emile Verhaeren. Nachdichtung von Stefan Zweig. Erschienen im Insel-Verlag. Band I enthält, leider in zu knapper Auswahl, das gesamte lyrische Werk Verhaerens. Band II bringt, in der gleichen meisterlichen Uebertragung, drei seiner vier Dramen: „Helenas Heimkehr“, „Philipp II“, „Das Kloster“. Der umfängliche Essay Stefan Zweigs, der den III. Band füllt, ist in allem Einzelnen von einer Reichhaltigkeit und Eindringlichkeit, als Ganzes von einer zwingenden Architektonik, daß, wer Verhaeren liest, ihn nicht anders als mit seinen Augen sehen, wer über ihn schreibt, nichts Besseres tun kann, als ihn verkürzen.

Digitized by Google

Herbst durch seine Worte die Menschen anders als bislang empfinden lehren? Kann man dem Morgenleuchten strahlendere Hellen, dem Abenddunkel noch unempfundene Tiefen geben? Aber wenn man auch diesen und allen wesensverwandten Fragen Nein! Nein! antworten müßte — man muß es nicht! wenn man auch zu glauben gezwungen würde, daß alle Grundempfindungen unseres Herzens, alle beharrenden und stetig wechselnden Erscheinungen der Natur durch Formung bezwungen, voll erworben seien welch vermessener Glaube gegenüber der Unendlichkeit des Weltgeschehens! wenn auch eines Tages der Naturverlauf und, so weit es ihm angehört, das Menschsein durch schaffende Hände restlos gestaltet wäre, an der Kunst zu verzweifeln wäre darum doch kein Anlaß. Wenn es hinter uns auch versinkt, vor uns steigen mit jedem Tage neue Weiten auf. Ein Blick auf die im engeren Sinne menschlichen Bezirke zeigt uns, wie Unübersehbares geradezu nach einer allerersten künstlerischen Erlösung schreit.

Das Neue, daß das alternde Geschlecht, das neben uns hergeht, der Welt gebracht hat, war die Maschine und mit ihr ein neues Lebenstempo, war die Industrialisierung des Landes, die Mechanisierung des äußerlichen Lebens, die Ausgleichung der Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, der Gewohnheiten, Bedingungen, Schicksale des Daseinsverlaufes und damit die Schaffung des Proletariats, der Menge und ihrer Wohnstätte: Der Großstadt. Wie stets empfanden die Menschen, da ihnen das Alte viel zu lieb geworden war, als daß sie es ohne Kampf hingeben konnten, dies Neue als häßlich. Sie lehnten seine Wertung ab denn blindwütiges Neinsagen ist nicht Wertung! — und glaubten, so mit dem beunruhigenden Neuen fertig geworden zu sein. Aber immer bedrohlicher stieg es vor ihnen auf, immer gigantischer wuchs es, aller Hemmungen ungeachtet, sich aus, immer gebieterischer zwang es die Greinenden sich zu willen. Ja sagten sie selbst als sie die Vorteile des Maschinellen, statt wie anfangs mit Zagen, mit Freuden nutzten, als sie seine Segnungen mit hohen Worten priesen, noch nicht zu ihm. Seinen Nutzwert gestanden sie zu, um es als schön zu empfinden, waren sie mit dem Alten auch jetzt noch durch zu viele Gefühlsbande verknüpft. Aber außer ihnen wuchs die neue Menschenwelt von Tag zu Tag, forderte die Tätigsten ihrer Söhne, nahm ihre Töchter in Sold, fraß und fraß, um zu leben, Tausende, Millionen. Da retteten sich manche der Besten, immer noch nicht der Hingabe fähig, in ihre ängstlich gehütete Empfindungswelt, wurden Subjektivisten, Artisten, Snobs oder sie flohen in die Vergangenheit, predigten Abkehr, predigten Zerstörung des Neuen; schön, nein: schön, war ihnen die hastende neue Zeit nicht. Wir lächeln heute derer, die eine Postkutsche schöner empfanden als eine Lokomotive, die glaubten, die Zweckschönheit eines Fahrrads, eines Automobils durch ornamentale Attrappen verdecken zu müssen; wir spotten über jene, die Schienenstränge und Bahnhöfe, Schlote, Hochöfen und Förderanlagen, die den Wald der Helgen, die Kais und Krähne, Warenhäuser und Boulevards, etwas prinzipiell Unschönes nannten und darum der poetischen Darstellung unzugänglich erklärten. Denn wir haben, von einer Schar wagemutiger Künstler geführt, neue Augen für die neuen Dinge bekommen. Die Maler sind voraufgegangen, die Dichter folgten und die Musiker werden ja wohl auch eines Tages Melodien hören, wo ihnen heute nur stumpfe Geräusche entgegenhallen. Aber wie wenig von dem Neuen ist doch erst wirklich durch das Gefühl erfaßt und zu seinem notwendigsten Ausdruck verdichtet! Wie zag sind insonderheit die Künstler des Wortes gewesen! Johannes Victor Jensen, der Vielgerühmte, gibt er in seinen Novellen und Essays, wenn man's recht betrachtet, mehr als eine Bezeichnung der neuen Stoffe, als ein paar Bausteine, die der Hand des Meisters harren? Wie äußerlich und darum wie formlos reihen Alfons Paquet und Ernst Schur ihre Beobachtungen aneinander, Deskription statt Melodien gebend! Wie krampfig, absichtsvoll, wie knallbunt wirken Hans W. Fischers Apostrophierungen des Neuzeitlichen, wie verstiegen schwafelt Jakob Schaffner davon! Und selbst in Wilhelm Schmidtbonns „Lobgesang des Lebens" wie verschüchtert stehen die rapsodischen Gesänge aus unseren Tagen neben den Sagen, Mären und Legenden aus Urväter-Zeiten. Gesang ist ihnen das neue Leben, das von den Unzähligen in rasender Arbeit geschaffen wurde, noch nicht geworden, Gesang wurde es nur dem Einen, dem, wie es in einem seiner schönsten Gedichte heißt, der Rhythmus der neuen Welt so stark rann, der so sehr die großen Gedanken, die sie durchbeben, als lebendig empfand, daß nicht mehr er es war, sondern sie selber, die seinen Vers mit Rausch und Rhythmus beschwingten; Gesang wurde unserer Zeit in ihrer einzigartigen Fülle bisher nur einem: Emile Verhaeren.

* * *

Das ist die Lebenstat Emile Verhaerens: in der als häßlich verschrieenen Arbeitswelt unserer Tage die Schönheit empfunden, mit dieser Schönheit, bis sie sich ihm ergab, gerungen und ihr im Wort unvergänglichen Ausdruck gegeben zu haben. Er fand für das neue Leben die neue, seinem Pulsen parallel laufende Wortweise. Denn nicht eigentlich besungen hat er die großen Städte,

Digitized by Google

die Fabriken, die Singspielhallen, die Bahnhöfe, die Menge mit ihren Nöten, Schreien und Sehnsüchten, das Toben, Tosen, Lärmen und Gieren der restlos Tätigen, er hat, weit über die Betrachtung, die auch das ekstatischte Bedichten noch immer darstellt, hinausgehend, die Rhythmen, die das maschinelle Zeitalter aus sich schuf, durch das Wort gebannt. Er hat gehorcht, gelauscht, gerungen, ist erschauert, ist überwältigt, vernichtet worden, hat sich erhoben, aufs neue gekämpft, bis ehrfürchtige Hingabe, bis Bewunderung ihn obsiegen ließen, bis in seinen Versen, geläutert und verstärkt, der Widerhall des neuen menschlichen Seins lebte, dessen fieberndes Pulsen ihn beseligte. Denn nicht im Wort, das oft stumpf, schwer, nüchtern ist, nicht in den Bildern, die karg, blaß, stereotyp anmuten, im Rhythmischen liegt Verhaerens Eigenart, liegt seine Stärke. In diesem freien, gereimten dithyrambischen Vers, den die Ekstase, den das Hochhinausgehobensein über die Objekte schufen, in diesem breitflutenden Vers, der jeder Herzenswallung von dem leisen Zittern über das wuchtige Erbeben hinweg bis zum aufbrandenden Jubel in wundervoller, unmittelbarster Willigkeit gehorcht; in diesem Vers, der die Eintönigkeit des Regenfalles, das bleierne Sinken des Schnees, das Heulen des Novembersturms so gut nicht eigentlich malt, sondern zwingend gibt, wie das Donnern der Züge, das Surren der Räder, das Pochen der Hämmer, den Jammer der Auswanderer, das Schreien der revoltierenden Menge. Der jetzt gleichmäßig breit dahinfließt, dann langhin verebbt und nun in einem hochgeschleuderten Worte sich entlädt. Der unbegrenzte Freiheit in sich trägt, und doch immanent von einem Gesetz beherrscht wird, von dem Gebot, die lauthallenden, nicht am Schreibtisch gesuchten, sondern beim Schreiten aus Innentiefen aufdrängenden Worte zu fassen, zu begrenzen, zu mitreißender Klarheit zu ordnen.

Einen langen Weg hat Verhaeren zurücklegen müssen, ehe er seine Form fand, ehe der Zögling, der frommen Patres der zum Priester Bestimmte zum Prediger der neuen Lebensschönheit werden konnte. Er begann mit einem mehr malerischen als dichterischen Abschildern der Objekte. Sein Heimatland, seine Kindheitserlebnisse, die zufälligen optischen Eindrücke, die Wirklichkeitserfahrungen hat er in Verse gebracht, wie man sie ihn gelehrt hatte. Lediglich die Hinneigung zu unobligaten, unsentimentalen, realitätsstarken Stoffen deutet den vor, den später die häßlich gescholtene Alltäglichkeit zu Hymnen begeisterte. Wie seltsam — komisch fast! — kontrastieren in diesen frühen Gedichten oft Gegenstand und Form. So wenn in glatten Alexandrinern von den keuchenden Mägden berichtet — ja: berichtet! — wird, die den Nacken gesenkt, indes ihr Schweiß ins Brot niederzischt, mit den derben Fäusten aus dem Teige ungeheure Laibe walken, rund wie ihre Brüste. Mit den „Mönchen" gibt Verhaeren, obwohl auch hier die übernommene Form dem Empfindungsgehalt noch nicht gerecht wird, zum ersten Mal eine Gefühlsbefreiung. Unauslöschliche Jugendeindrücke werden bezwungen, indem er in seinen Worten die Schar der frommen Brüder nachbildet, den ekstatischen und den sanften Mönch, den begehrlichen und den werkhungrigen, und sie alle, die den letzten Rest des toten Christentums wie einen Königssarg ungebeugt auf ihrem Rücken tragen, zu dem einförmigen stummen Zuge ordnet.

Nun aber bricht in dem Dichter, dadurch, daß die Gegensätze, die durch Natur und Erziehung in ihn gelegt waren: Weltliebe und Weltflucht, Gegenwartsglaube und Vergangenheitssehnsucht, Wirklichkeitswille und Vergeistigungszwang aufeinanderplatzen, ein furchtbarer Kampf aus, der ihn zehn Jahre seines Lebens gekostet hat. Die Psyche zerstört die Physis, das Physische infiziert das Psychische. Bis an den Rand des Abgrundes reißt es Verhaeren, der Zusammenbruch der Körperkräfte droht, der Wahnsinn grinst ihn an. Und er, von dem Urtriebe beseelt, seinem Fühlen Ausdruck im Wort zu geben, hat auch diese grauenvolle Epoche nicht nur tatsächlich durchgehalten, sondern in Versen eingefangen. In drei Büchern (Les Soirs. Les Débâcles. Les Flambeaux Noirs) von Stefan Zweig als „Trilogie der Qual" zusammengefaßt, sehen wir in diesen Wirbel des Leids hinein; sehen die Müdigkeit der schlaflosen Nächte, in denen selbst der fahle Mond am grauen Himmel schläft, den düsteren Abend, dessen Oede die endlos schwingende Mühle nicht aufhebt, sondern nur noch gespenstiger macht, die tristen Herbststunden mit den starren Baumreihen. Wir hören den Hohn des Tätigen, dem alle diese Qualen nur das Ergebnis einer erlöschenden Vitalität sind, hören den Schrei des Verwirrten, der betet, zu einem, an den er nicht glaubt. Dann aber wacht mitten im Erleiden der Wille wieder auf: der Wille zum Schmerz. Bis ins Letzte soll das Leid unter wollüstigem Jasagen ausgekostet werden. Auch Verhaeren will eine Dornenkrone tragen, die Dornenkrone der schmerzenden, hirnverzehrenden Gedanken. Und alles gipfelt in dem grauenvollen: „Sei selbst dein Henker!" In dem Gelübde, die Qualen wie belebenden Wein zu trinken. Wie belebenden! Denn mit dem irren Auflachen, mit dem Begehren des Schmerzes, mit der tiefsten Erniedrigung ist die Wende zum neugefestigten Sein erreicht, dessen Kraftquelle die Bejahung des tätigen Gewartlebens, dessen Ziel der Wortausdruck seiner geheimen Melodien ist.

Und siehe, schon auf dem Wege dahin ist

Digitized by Google

Verhaeren ein anderer, ein eigener. Alles Bisherige hat er mit vielen Ringenden unserer Tage gemein. Jetzt erst, wo er von den subjektiven Befreiungen zu Gestaltungen fortschreitet, ist er ganz er selbst. In den nun zum erstenmal auch extensiv großen Gedichten: der Regen, diesem monotonen Gesang der Verzweiflung, ein Fährmann, dieser grandiosen Symbolisierung des sieghaften Lebenskampfes, im Glöckner, dieser erschütternden Typisierung des Unterliegens, in den Gedichten der Schnee, der Novemberwind, der Müller, mit seiner halluzinatorischen Lebendigkeit, ist nun der neue Ton in Verhaerens Versen da. Jetzt kann man aus wenigen Zeilen auf den Autor schließen, jetzt haben seine Gedichte ihre volle Eigenheit errungen.

Ihre letzte Größe, ihre vorbestimmte Freiheit und Weite noch nicht. Die konnte Verhaeren erst erblühen, als er sich von sich selbst erlöst hatte und mit den neuerwachten Kräften eines Gesundeten, der des drängenden Lebens in sich kein Ende weiß, in die neuen, nun schon langerschauten Bezirke einbrach. Als ihn Stoff um Stoff, Schönheit um Schönheit zur Gestaltung reizte, als er die Gesänge des Lebens unserer Tage erschuf. Erst mit Les Campagnes Hallucinees, Les Villages Illusoires, Les Villes Tanticulaires, mit grandiosen Gedichten Hymnen müßte man sagen, wenn das Wort nicht von der Vergangenheit her so eingeengt wäre erst mit unvergleichlichen Gestaltungen des Neuzeitlichen wie: Die Auswanderer, Die Fabriken, Die Singspielhallen, Die Revolte, Die Menge ist Verhaeren der geworden, dessen Bedeutung für unsere Zeit, dessen Lebenstat in ihrem Wesen und ihrer Art eingangs zu schildern versucht ist, erst hier ist Verhaeren, wo so viele Schilderer sind, der Dichter unserer Zeit, ist er der Neuschöpfer wo hunderte gepriesen darum! armselige Kärrner sind.

Wie sich nun nach einem Ausruhen in der Liebe, die bezeichnenderweise erst jetzt zu Worte kommt, mit dem absteigenden Leben Verhaerens Weg zum zweiten Male wendet, wie er, reifer und reicher geworden, noch einmal zu allen Stationen der Lebensreise zurückkehrt, wie er wieder durch die belgischen Lande streift, Eindruck um Eindruck sammelt und festhält, wie er abermals bei den Mönchen einkehrt und ihr tiefstes Sein zu gestalten sucht, wie er noch einmal in die großen Städte geht und ihren Sinn und ihre Zukunft zu enträtseln trachtet, wie mit einem Wort nun das Erfassen des Objekts sich zur geistig bedeutsamen Zusammenschau, zur Synthese der vorher als Einzeldinge bewältigten Erlebnisse steigert, dem soll hier nicht nachgegangen werden. Und auch von den vier Dramen, die Verhaeren, sich in ihnen wie in allen als Lyriker beweisend, geschrieben hat, mag geschwiegen sein, da sie für das Urpersönliche seines Werkes ohne Bedeutung sind und nur in einer Sonderbetrachtung voll in ihrer Art und Vorbildlichkeit für szenische Lyrik gewürdigt werden können. Hier galt es lediglich, die Zukunftskeime bergende Mannestat Verhaerens und den Weg zu seiner höchsten bleibenden Form darzustellen, jene schöpferische Tat und jenen bitterharten Leidensweg, die Verhaeren ein Recht geben zu dem wundervollen Anruf an seine zukünftigen Leser, mit dem er ihnen beides selber stolz-bescheiden verkündet:

Der mich dereinst spät Abends liest in fernen Jahren
Mein Werk aus seinem Schutt und Schlafe störend
Und gierig meiner Seele stummen Sinn beschwörend,
Mit welcher Hoffnung wir von einst gewappnet waren:
Er wisse, wie durch Tränen, Schreie und Revolten
Mit wilder Inbrunst erst sich mein Frohlocken mühte,
Wie es im herben Manneskampf der Schmerzen glühte,
Bis es die Liebe fand, der seine Brunst gegolten.
Denn Leben heißt allein: Empfangen und Verschwenden.
Und nur die Sehnsuchtswilden haben mich begeistert,
Die auch so gierig standen, keuchend und bemeistert
Vom Leben und von seiner Weisheit roten Bränden.
Und Große sind nur, die sich an die unzählbaren
Massen der Menschheit, tiefer Inbrunst voll, verschenken,
Nur in Unendlichkeit wiegt trunken sich das Denken:
Ein Schöpfer braucht die Liebe, um zu offenbaren!

Verhaeren, der, wie bekannt, soeben seine erste Vortragsreise durch Deutschland begonnen hat, besitzt diese tiefe Inbrunst und ist der erlösenden Bewunderung voll, die uns alle schöpferischen Menschen schenkte.

Das heilige Schauern!

Von

Dr. J. Spier-Berlin.

Das Märchen von dem Burschen, der das Gruseln lernen wollte, ist für ein sehendes Auge, wie so viele andere Kindergeschichten, eine konstante Dokumentierung des menschlichen Sehnens nach dem Ungewöhnlichen.

Digitized by Google

Das heilige Erstaunenkönnen, das Schauern, das unter Erschütterungen der Seele Genießenkönnen, ist in unserer Zeit eine Gabe, ein Vorzugsvermögen der Dichter und der Kleinen geworden.

Als wir jung waren, kamen seelische Vibrationen über uns, wenn wir lasen von Cortez, wie er unter Zehntausenden der Krieger Montezumas mit seiner kleinen Schar kämpfte, oder wie Napoleon als junger Leutnant allein eine von Artillerie besetzte Brücke stürmen wollte; fremd werden uns diese Gefühle.

Aber wir wollen es wieder lernen, das „Gruseln", und wir halten Umschau nach unseren Lehrmeistern, welche Herren sind im Märchenlande und den Zaubergärten.

Unendliche Begeisterung erfüllte uns, wenn wir mit glühenden Wangen und pochendem Herzschlage die Schilderungen fremder Länder tropischer Herrlichkeiten, von Stürmen auf dem Weltmeer usw. „verschlangen".

Heute können wir das alles mit einem Rundreisebillet von Cook haben, ohne unsere Seele nur einen Moment aus dem gewohnten Takte und Tempo fallen zu lassen.

Wir reisen, lesen, konversieren und erkalten. „Weiße, höfliche Manschetten usw." (siehe Heines Harzreise).

Alles ist, Gott sei Dank, schon genügend beschrieben, klassifiziert und mit einem Stern versehen; wir brauchen es nur zu lesen. Merkwürdig bleibt aber die Erscheinung, daß viele große Geister, die uns etwas waren, sich weigerten, Tagesschriften in die Hand zu nehmen.

Der Islamausbreiter Omar ließ die Bibliothek von Alexandrien verbrennen, weil sie entweder enthalte, was im Koran stehe, und dann überflüssig, andernfalls aber gefährlich und deshalb auch zu vernichten sei.

Das war nicht schön von Omar; aber manchmal fühlt man bei dem uns erdrückenden Bücherwust, der jeden Tag anwächst, das Bedürfnis nach einem uns erwachsenden Omar sich regen.

Gleich den wissenden Menschen des Paradieses haben wir unsere seelische Unberührtheit, unser Unvorbereitetsein, verloren; wir lassen, allzu klug gemacht, alles „auf uns zukommen"; wie wir im bezahlten Logensitz gelangweilt das entgegennehmen, was der arme Dichter dem tausendköpfigen Ungetüm, „genannt Publikum", zu geben weiß, wenn er seine nackte Seele präsentiert.

Die modernen großen und kleinen Kinder stehen übergescheit, nur phantasielos den zu fein ausgetüftelten Spielen gegenüber, ohne sich die Genußfähigkeit erhalten zu können. Dafür laufen sie aber im Trabantenzug des Allherrschers Kino und „genießen" bestellte und gestellte Rührszenen, hochdramatische Situationen, falschgestimmte historische Maskeraden; die Aermsten wollen da „Gruseln" lernen.

Nur die Yankees bleiben konsequent und pendeln nicht zwischen hohen und niedrigen Sentiments. Man arrangiert dort Lynchjustizen vor geladenem Publikum, Zugzusammenstöße und derartige Seelenregeneratorien mehr.

Wir dagegen sind komplizierte, mosaikartig komponierte Wesen, die von weitem wie persönliche Einheiten aussehen, doch beim genauen Zuschauen gut gekittete Bruchstücke sind. Goethe, der ja jetzt zu allem herhalten muß, und Freiherr von Stein treffen sich nun seltsamerweise in der Bewertung der Persönlichkeit.

Goethe konnte die klugen Alleswisser nicht ausstehen, und Freiherr von Stein sagte: „In großen Momenten entscheidet nur die Persönlichkeit"; mit anderen Worten, der ganze Kerl, nicht der Uebergescheite, der alles weiß, ist dann der Höherzuwertende, weil nicht die Bildung, sondern der Charakter in die Wagschale fällt.

Unsere Zeit scheint aber, wie manche Anzeichen deuten, sich aus dem Banne des Rationalismus, der Nüchternheit, freizumachen. Religiöses Gefühl, Neoromantik, heben schüchtern hier und da, wie zarte Frühlingsblumen aus winterkalter, frostiger Erde, ihr Haupt aus dem sterilen „geschaftelhubernden" Getriebe; unsere Seele ist müde der Schulmeisterei, sie sehnt sich nach stürmischen Erschütterungen,

Digitized by Google

nach Kraftentfaltungen; sie will „das Gruseln wieder lernen"; denn hieraus schöpfen wir neuen Auftrieb, der uns hinaufhebt aus der sterilen Selbstauflösung des Alltags.

Randbemerkungen.

Von den Frauen und von den Damen.
(Zum Berliner Frauenkongreß).

Die Dame, das heißt die wirklich vornehme Dame der großen Welt, wie die Menschen die engste und kleinste aller gesellschaftlichen Lebenssphären zu nennen pflegen, ist jene Spezies der Gattung Frau, die sich von Alters her in wirklich massenhafter Verbreitung nur an den Ufern der Seine findet. Auch heute noch. „Aber mein Herr, da kennen Sie nicht Berlin W. und die anderen Zentren menschlicher Gesellschaftskultur. Das mit Paris war einmal. Aber heutzutage ist die Dame längst eine allgemeine mitteleuropäische Erscheinung."

Ich habe nun wieder einige Zeit unter Franzosen gelebt, und meine schon bei früheren Reisen durch Frankreich gemachte Beobachtung ward aufs neue bestätigt: Keine Spur von fortschreitender Ausbreitung. Gerade umgekehrt ist es richtig. Nachdem die absolute Nur-Dame im Laufe des vorigen Jahrhunderts einen kurzen Anlauf nahm, um sich gewissermaßen über ganz Europa zu verbreiten, ist das menschenähnliche Gattungstierchen, die elegante „Nichts als Dame", in wirklichen Massen auch heute wieder nur noch an der Seine zu finden. Gewiß, auch die nicht französische Nur-Dame sieht heute wieder auf Paris wie der fromme Katholik auf Rom. Wer als die Tochter eines reich gewordenen Amerikaners das Menschenrecht vornehmer Nichtstuerei ererbte, sieht sich bei der Reise in die alte Welt wohl auch das Land der Deutschen und das Reich der Briten an, aber um die Kunst wirklich eleganten und graziösen Nichtstuns zu lernen, gibt es trotz allen Reichtums in den andern Metropolen heute mehr denn je wieder nur den einen Pilgerort: Paris. Das elegante London und das elegante Berlin, dessen Spezialität freilich immer ein ungraziöses Protzentum war, hat in dem edlen Kampf um ein möglichst großes Kontingent vornehmer Nichtstuerinnen längst die Waffen gestreckt. Wenn die amtliche Statistik ihre auch sonst nicht immer höfliche Neugier auch auf die Feststellung jener vornehmen weiblichen Nichtstuerei ausdehnen würde, deren Lebensinhalt die Toilettenfrage, gemildert durch öffentliche Wohltätigkeit ist, würde sie feststellen, daß sich diese Art in den anderen Großstädten trotz ihres Wachstums in den letzten Dezennien stark vermindert und sich auf wirklich imposanter Höhe nur noch in Paris erhält.

Die Selbstbefreiung der Frau ist die unblutigste, aber in ihrer schließlichen Endwirkung vielleicht einschneidendste Revolution, die die Menschheit je gesehen hat. Erst wer auch in jene andere Welt der absoluten Nur-Damen hinübersieht, bekommt einen Begriff davon, wieviel junge unverbrauchte Kraft sich heute auch in dem weiblichen Teil des deutschen Volkes regt. Es ist kein hurrapatriotischer Chauvinismus, kein Verliebtsein in die Art seiner Frauen, es ist die Wahrheit: Die deutsche Frau, oder besser gesagt, die nicht romanische Frau — wir wissen, wie auch die gebildete Frau der Engländer und Skandinavier für ihre guten Menschenrechte kämpft — steht ihrem ganzen Wesen nach turmhoch über dem Weiblein des gebildeten Franzosen. Geht nach Paris und sucht in diesem Lande, das einst für die ganze Welt die Freiheitsfackel anzündete, nach den kämpfenden Frauen von heute. Sucht sie, wie sie sich in England um ihre politischen Zukunftsideale heute zu Hunderten ins Gefängnis werfen lassen. Sucht sie, wie sie in den Ländern Schwedens und Norwegens schon seit einem Menschenalter statt damenhaften Müßiggangs werktätiger sozialer Arbeit nachgehen. Sucht sie, diese im besten Sinne modernen Frauen, die noch als gute Mütter eigener Kinder die mütterliche Fürsorge für die Mühseligen und Beladenen nicht vergessen. Sucht in der Hauptstadt der angeblichen Freiheitsrepublik Frankreich nach den gebildeten Frauen des Landes, deren Ehrgeiz es wäre, an der sozialen Befreiung des Menschengeschlechts mitarbeiten zu dürfen. Ihr findet sie nicht. Paris, diese angebliche Hauptstadt der Welt, dieser Sitz des auch heute wieder wachsenden männlichen politischen Intellektualismus, hat zu dem internationalen Heer der für ihre soziale und politische Selbstständigkeit kämpfenden Frauen bis heute nicht einen Führer gestellt. In der ganzen zivilisierten Welt, selbst im heiligen Rußland, kämpfen die Frauen mit einer Energie und einem Zielbewußtsein, die selbst dem prinzipiellen Gegner

Digitized by Google

Achtung abringen müssen, um eine bessere und freiere Stellung. Im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gibt es das nicht. Ehe ich den letzten Frauenkongreß in Berlin besuchte, diesen Kongreß, auf dem wir auch, wie man so zu sagen pflegt, die „Damen der besten Gesellschaft" im Dienste eines gesunden Fortschritts und einer gesunden Anteilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens stehen sehen, habe ich mal wieder Frankreichs Damen gesehen. Und ich sage: Dieser Kongreß wäre in gleichen Gesellschaftskreisen an der Seine eine Unmöglichkeit. Während sich sonst überall, wo Frauen Muße und Zeit haben, über sich und ihresgleichen nachzudenken, so etwas wie eine soziale oder politische Sehnsucht regt, ist die Durchschnittspariserin durchaus zufrieden, nichts als Nur-Dame oder, was das gleiche für das breitere Volk bei geringerem Toilettenaufwand ist, Nur-Weibchen zu sein. Keine welterschütternde Entdeckung, aber kein uninteressantes Kulturproblem: Während in allen anderen Kulturländern die absolute Nur-Dame zugunsten eines Frauenwesens mit höheren Ansprüchen zurückgedrängt wird, bringt es das Franzosenvolk bei seinen Frauen nicht über die Grazie und ein allerdings sehr tiefes Verständnis für geschmackvolle Toiletten hinaus.

Spectator.

Die drei Musen.

Novelle von El-Correï.

Nachdem Saturno Roggi – der Dichter der berühmten, pessimistischen „Pellegrinaggio alla fortuna" – sein kühles Bad genommen hatte, im Fluß hinter seiner Villa Solitudine, kleidete er sich in einen ganz neuen, weißen Flanell-Anzug, dessen unschuldsvolle Heiterkeit er jedoch stimmungsvoll abtönte durch eine elegisch gestreifte Weste von krankem Mattblau. Auch den weißen Leinenhut setzte er mit einer Note Melancholie auf seinen spärlichen, ergrauten, duftend pomadisierten Haarwuchs. Der Spiegel belehrte ihn dabei zum zehntenmal, daß sein kleines, geschwärztes Bärtchen korrekt in dem etwas bleichen, länglichen, vornehmen Antlitz stand. Für seine 56 Jahre war Saturno Roggi noch äußerst patent und wirkungsvoll.

Noch entnahm er der parfümierten Kassette ein Batisttuch, ein zur Weste passendes, streifte flüchtig, mit unnachsichtig prüfendem Blick die polierten Fingernägel, tastete leicht die Brusttaschen ab nach Portefeuille, Augengläsern und Füllfeder, und verließ endlich leichten Schritts, sein sanftes Weltkennerlächeln auf dem Antlitz, das Toilettenzimmer.

Im Korridor, wo der rote Terrazzoboden glänzte, zog ihm ein angenehmer Duft in die Nase. Nicht von den beiden großen Oleandersträuchern, die in den Vasen auf einer Marmorkonsole standen. Deren Duft drang nicht bis zu seinem Bewußtsein. Sondern der appetitliche Küchengeruch war's, der seine Nüstern weitete und sein Auge in erwartungsfreudiger Lebendigkeit erglänzen ließ.

Noch leichteren Schritts wendete er sich nun der Souterraintreppe zu und rief nach unten mit einem fast zärtlichen Tone, ohne aber die respektvolle Wertschätzung dabei auch nur im geringsten zu beeinträchtigen: „Carolina – wann wird das Essen fertig sein?"

„Wann Sie wollen, Signore, auch gleich!" kam's etwas barsch zurück, und ein Tiegel klapperte zornig.

„Es eilt mir nicht, Carolina!" rief Saturno Roggi wieder so gütevoll und doch in Ehrerbietung. „Aber wenn es Ihnen paßt, so lassen Sie bitte auftragen."

„Va bene, Signore."

Das klang schon freundlicher. Denn diese vorzügliche Köchin ließ sich nicht kommandieren.

Nun schlenderte Signor Roggi nach dem Speisesaal. Der Tisch war in der Loggia gedeckt, und soeben war Cesco, der Diener, dabei, die rotgestreifte Jalousie tiefer zu ziehen, da die Abendsonne blendete. Als aber jetzt der Herr eintrat, ließ Cesco von seiner Hantierung ab und schoß lautlos, gleich einem Pfeile, auf ein Tischchen zu, nahm dort den silbernen Teller und überreichte stumm und steif dem Herrn die eingegangenen Postsachen, die auf dem Teller lagen.

„Ah – schon die Post?" lächelte Signor Saturno huldvoll. „Danke, mein Lieber! Danke."

Digitized by Google

Außer der Zeitung und zwei Geschäftsbriefen, fand Signor Saturno auch einen von zarter Damenhand. Und sofort trat in das ausdrucksvolle Mienenspiel des Romandichters der Widerschein großer Rührung, tiefen, wenngleich verklärten Mitleids.

„Ah, von Fride [illegible]"

Etwas umständlich setzte er einen Kneifer auf, tat einen Blick hinaus in die Loggia, die von der Abendsonne rot durchleuchtet war. Er zögerte, ließ sich dann in einen etwas altfränkisch bestickten Lehnstuhl neben der Ture sinken und betrachtete die zierlichen, fast minutiösen Schriftzüge der Adresse. Sacht führte er das Kuvert seinem Geruchssinn näher, seufzte, lächelte traumerisch und liebkoste mit seinen feinen, zum Tastgenuß kultivierten Fingern das leise knisternde, seidenzarte Papier, dem ein süßer Heliotropduft entströmte.

Ihm war dabei, als liebkose er die Hand, die dieses Briefchen geschrieben hatte, jene neroös bebenden, blassen Finger, die die leidende Seele einer unglücklichen Frau so deutlich — fast zu deutlich — verrieten.

All ihr Leid empfand er jetzt in *seiner* Seele, während er so das Briefchen hielt und dessen Magnetismus erlag.

Er hatte lange keine Nachricht von Signora Fride erhalten, und schon hatte er fühlbar das Fluidum ihres Wesens vermißt. Er war gewissermaßen abhängig von ihr geworden in den Jahren ihrer Seelenfreundschaft, die nur selten, ach nur sehr selten, von dem heißeren Glücks- oder persönlichen Zusammenseins durchweht war.

Aber der seelische Kontakt war ein so starker, daß die Freundschaft *nicht* litt unter dem Getrenntsein. Ja, Saturno Roggi war davon überzeugt, daß ein steter persönlicher Verkehr nur jene Freundschaft beeinträchtigen würde. Diese Freundschaft trug Feierkleider ... Im Alltagsgewande würde sie bald sterben.

Lautlos servierte Cesco jetzt das Abendessen, und Signor Saturno setzte sich zu Tisch. Nur sein Lieblingskater Sokrates, ein großes, orangegelbes Tier, leistete ihm Gesellschaft.

Schon das Gläschen Vermout, mit dem er die Antipaste begleitete, weihte er der Fernen, seiner „Muse", wie er die schöne, leidgeprüfte Frau nannte. Dann aber zog er einen sammetweichen Vorhang schonender Ausschaltung vor ihr holdes Bild in seinem Innern, denn die rührenden Linien ihrer schmerzlichen Hoheit paßten nicht recht zu den materiellen Genüssen, die Carolino ihrem Herrn bereitet hatte.

Erst als das gute, ja, sehr gute Mahl beendet war und der schwarze Kaffee in dem winzigen Täßchen bereit stand, der Leuchter für die Virginia brannte und Sokrates sich so eingehend putzte, als habe er nicht nur ein Geflügelknöchelchen verspeist, sondern sei in die Bratpfanne gefallen — da schob Signor Saturno wieder den sammetweichen Vorhang schonender Ausschaltung in seinem Innern beiseite und ließ sie wieder hervortreten, die er so wonnegern betrachtete und belauschte in all ihren Schicksalsnöten.

Sie hatte einen leichtsinnigen, untreuen Gatten, der nichts nach ihrem feinen Frauengemüt fragte. Sie hörte trotzdem nie auf, diesen Unwürdigen zu lieben. Sie kämpfte mit ihm, um ihn und für ihn. Ihre Verehrung und Neigung zu Saturno Roggi war ihr dabei nur Labe in ihren Leiden um den andern. Der Zuspruch, das Verständnis des Dichters, löste ihr die Hochspannung des gereizten Gefühlslebens aus.

Saturno Roggi hatte schon mehrere Dichtungen auf ihre Konflikte aufgebaut. Fast jeder Brief dieser intelligenten und doch psychologisch geprägten Dulderin inspirierte ihn zu neuen Betrachtungen über Weib, Ehe und Liebe. Und sogar ein *geschlossener* Brief vermochte seinen Geist zu befruchten und seine Vorstellung mit den feinsten Offenbarungen zu bereichern.

So auch jetzt, während der Kaffee duftete, die Kerze flackerte und Sokrates sich zierlich und gründlich putzte.

Gedankenvoll führte Signor Saturno die Virginia an die Lippen. Der noch immer uneröffnete Brief erfüllte ihn mit zahllosen Ahnungen und bewußten Ideen.

„Ich habe ihm noch einmal verziehen", würde sie schreiben. „Ich führte ihm die Kinder zu; und Aida, mein Ebenbild, schmiegte sich mit der ganzen Hingabe *meines* Wesens an

Digitized by Google

seine Brust. Und ich bemerkte, wie die Reue ihn erbleichen ließ. Er sah mich an ich aber – wie soll man die eigene Natur verstehen — sank ihm nicht widerstandslos zu Füßen, ich zeigte ihm Stolz wo doch nur Erschöpfung mich schweigen machte . . .“

Schon versenkte sich Signor Saturno reflektierend in diese von ihm gedachte und wohl früher einmal von der Frau angedeutete Wendung. Er nippte am Mokka, setzte das Lichthütchen über die rötlich flackernde Kerzenflamme und schnitt endlich mit einem ungebrauchten Dessertmesser das duftende Briefchen auf. Behaglich, im Bewußtsein, daß niemand und nichts seinen Genuß stören werde, glitten seine Blicke einheimsend über die dichten, zierlichen Zeilen. Wehmut stand auf dem Antlitz des Lesenden ein Lächeln verstehenden Mitleids teilte leicht die schmalen Lippen aber nicht lange . . . Die etwas angegrauten Brauen hoben sich, der Mund tat sich weiter auf, und der Blick wurde starr und mißmutig in Ueberraschung. Was stand da ?

Signor Saturno begann noch einmal von Anfang an.

„Teurer Freund! Lange schwieg ich. Und Ihre Dichterseele wird geahnt haben, daß mein Schweigen eine Wendung meines Geschicks bedeutet. Ich habe meinem Angelo noch einmal verziehen. Er kehrte zu mir zurück, voll Reue und Ergebenheit. Die Kinder sind doch ein festes Band zwischen uns, und meine Liebe hat endlich den Sieg über alle seine unheilvollen Leidenschaften davongetragen. Er ist wieder mein mehr als je mein; und unser häusliches Glück ist voll Sonnenschein und Harmonie. Denn auch ich habe alle meine Fehler, meinen falschen Stolz und meine törichte Selbstqual von mir getan. Ich will mich mit dem Los der Hausfrau, Mutter und Gattin begnügen und Befriedigung in treuer Pflichterfüllung finden. Anbei sende ich Ihnen, treuer Freund, ein Bildchen, das mehr als Worte sagt. Sie sehen mich im Kreise meiner Lieben, im Garten unseres Landhauses. Erkennen Sie mich? Ich bin genesen im Glück der Meinen . . .“

Signor Saturno tastete nach dem Momentbildchen, das noch im Kuvert steckte. Eine wohlgerundete Dame in einer bequemen Battistbluse, drei Kinder und einen behaglich rauchenden Mann um sich her. Sie lachte und eine runde Hand lag breit und sicher auf dem Arm des Gatten . . .

Signor Saturno las den Brief nicht zu Ende.

Ihm war, als nahe sich eine Migräne. Er erhob sich, sah irritiert umher, befühlte seine Stirn und stieg endlich hastig in den Garten hinab, ganz konsterniert und in seinen feinsten, ästhetischen Lebensbedingungen beleidigt . . .

Erst eine Woche später schrieb er ihr einige kühle Zeilen, dann war Signora Fride endgültig für ihn tot und begraben.

Das Bildchen hatte er schaudernd verbrannt.

— . . — — — . — . . . .

Was nun aber ohne Muse beginnen?

Saturno Roggi konnte in der Tat nicht arbeiten. Die Inspiration fehlte. Die unglückliche Frau als solche, als Typus, als Begriff, war für ihn ein Kunstrequisit gewesen, das allmählich zum ausschließlichen Gegenstand seines Schaffens geworden war. Von Frides Seufzern angeregt, hatte er sich in einer Weise in die weibliche Psyche hineingelebt, daß alle Welt darob erstaunte, wie sicher und hellseherisch scharf er das Innenleben des mondänen Weibes zu deuten wußte. Denn er glaubte an dieses Innenleben. Er ließ dem Gemüt des Weibes außerordentliche Gerechtigkeit widerfahren, und nur sehr selten flog ein fantastischer Blitz mitten durch das Dunstgewölk femininer Schmerzen und Sehnsüchte.

Er glaubte ans ideal-geistige, unter dem Materiellen leidende Weib er lebte davon. Eine nüchterne, zufriedene Hausmutter verursachte keine Erschütterungen. Er aber brauchte Erschütterungen. Er lebte davon.

Woher nun Erschütterungen nehmen ?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zur Ausstellung: „Die Frau in Haus und Beruf".

Von

Dr. Eduard Thoma.

Die Ausstellung in den Hallen des Berliner Zoologischen Gartens, „Die Frau in Haus und Beruf", ist ein imponierendes Zeugnis von ernsten Absichten und bedeutenden Erfolgen. Nur von der Gruppe der bildenden Kunst, Nummer XV, möchten wir dies keineswegs behaupten, trotzdem aus aller Herren Länder die Künstlerinnen beigesteuert haben. „Als eingeladene Gäste mit eigener Jury haben die Kunstgruppen der Lyceum-Clubs Paris Florenz Rom London in einem besonderen Raum unserer Abteilung ausgestellt." Nicht so viel Wesens machen! Dafür fehlen ein paar Namen, die ins Gewicht fallen könnten. Und warum haben Cornelia Wagner-Paczta, Alice Trübner, Maria Slavona, Kaethe Kollwitz, Rose Plehn und Anna von Amira nicht ihr Schönstes gesandt? Julie Wolfthorn-Berlin wird unter den Malerinnen uns am meisten erfreuen. Von Anfang ab hat sie die Ausdrucksfähigkeit der Linie kultiviert; unten, wo alle von Frauen entworfenen Titelblätter der „Jugend" zusammengestellt sind, liegt eine Probe aus ihrer frühen Zeit. 1910 hat sie die Familie des Geheimrats Muthesius gemalt, und wir mögen daran abmessen, wie groß ihre Kunst inzwischen geworden ist. Einen der berühmten neuen Franzosen müßte man zum Vergleich heranziehen. Die Gestalten sind wenig modelliert, alles liegt in der Zeichnung. Es gibt nicht viele unter den Männern, welche mit so freier und sicherer Hand ein Gesichtsoval hinschreiben und das Auge, die Nase, den Mund einsetzen können. Die Wendung zur Farbe hat diese Malerin also nicht mitgemacht. Eugenie Pilotty-München ist Meisterin und Verführerin durch ihre gleißende Farbe und ihr gleißendes Licht. In den Blumenstilleben von Eugenie Focke-Paris und Else Luthmer-Hochheim aber verrät sich die Anhänglichkeit an das frische, ungebändigte Grün und Rot des Matisse. Die feinsten Töne indessen hat Cläre Neuhaus-München zur Verfügung, wenn sie auf ihren farbigen Holzschnitten eine alte Gasse oder die roten Malven vor dem Bauernhause uns zeigt. Jedesmal benutzt sie breite, zusammenhängende, geschickt gelegte Schatten zur Gliederung und Bereicherung des Bildes. Die überfüllten Schaukästen des Kunstgewerbes bringen nur selten etwas, das über das Niveau der Kunstschulausstellungen hinausginge. Die Architektin Emilie Winkelmann aber hat eine Spezialität, den Neubau und Umbau von Gutshäusern, wobei sie die ihr geläufigen Formen des Empire mit so viel Sinn für räumliche Funktion verwendet, daß man an Messel erinnert wird. Einst war ein Kritikus zu einer malenden Berliner Rätin eingeladen, und mit finsterer Braue überschaute er die Wände des Ateliers. Sie aber hat ihn sofort beschwichtigt: „Bitte, ich male zu meinem und nicht zu Ihrem Vergnügen." Das ist ein trefflicher Standpunkt. Ja, wer aber einen Beruf haben muß ? Von allen Männerberufen ist der des bildenden Künstlers den Frauen am meisten zu widerraten.

Aus Berliner Theatern.

Reinhardt redivivus.

Nach langer Zeit hat Max Reinhardt auf der Bühne seines Deutschen Theaters zum erstenmal wieder eine dramatische Dichtung inszeniert. Keine Gozzische „Turandot", die eine allzu gewichtslose Partitur für das allzu freie Spiel eines Theaterkünstlers darstellt, sondern ein Shakespearesches Lustspiel. Shakespeare aber bedeutet noch in seinen leichtesten Werken und „Viel Lärm um nichts" gehört fast dazu noch eine ganz ernsthafte Aufgabe für die Menschendarstellung des Schauspielers, für die Menschenführung des Regisseurs. Auch wenn er nicht, wie in seinen Tragödien, aus eines lebendigen Menschen Wesen heraus ein ganzes Schicksal furchtbar einheitlich wachsen läßt, auch wenn er in seinen Lustspielen eine Fülle von Geschöpfen in einem Reigen verschlingt, der nur eine musikalisch-rhythmische Einheit hat auch dann sind die Elemente seines Spieles nicht Marionetten, sondern Menschen, und seine Heiterkeit gibt uns nicht nur buntsinnliches Ergötzen, sondern auch irgendein Stückchen seelischen Erwerbs. Der lustige Zungenkampf, in dem Benedikt und Beatrice sich und der Welt ihre Liebe verbergen, bis die List der Freunde sie hervorlockt er stammt doch schließlich aus dem gleichen Keim menschlichen Lebens und Liebens, aus dem auch der Untergang des Achill und der Penthesilea sprießt. Und während Intrige die verborgene Liebe dieser beiden ans Licht zwingt, wird die offenbare Liebe des Claudio und der Hero durch Intrige so tötlich gefährdet, daß sie dem düsteren Ausgang des Othello und der Desdemona nur eben noch entgehen und zwar durch die Enthüllungen der biederen Bürgerwehr, in deren närrischer Einfalt Gottes Güte aufs drolligste offenbar wird.

Diese drollig offenbarte Güte des Geschicks, diese lachenden Auflösungen aller doch aus ernstesten Menschenwesen geschlungenen Knoten --

Digitized by Google

das ist der Grundton, der auch durch dieses Shakespearesche Lustspiel vom ersten bis zum letzten Wort klingt. Diesen Grundton hat Reinhardt geweckt und festgehalten und hat damit bewiesen, daß sein Genie nicht geröstet ist. Daß er als ein rechter Künstler immer darauf aus war und ist, ein Bild seelischer Bedeutung zu fassen und zu formen, daran habe ich nie gezweifelt; nur täuschte er sich über die Möglichkeiten seines künstlerischen Materials, als er, vom Dichter fast emanzipiert, noch Bedeutungsvolles glaubte gestalten zu können. Das Theater, das keinem Dichtergeist mehr dient, muß auch in der Hand des geistvollsten Regisseurs zum bloß sinnlichen Arrangement, zum Opernpomp gleiten. Daß dies aber Reinhardts Geschmack und Wille sei, daß seine Tendenz an sich im Bunten, Lauten, Prächtigen liege — dies zu meinen von dem Inszenator Maeterlincks, Wedekinds, Ibsens, hat auch unter den Unbegabten bisher nur der Böswillige zuwege gebracht. — In dieser Shakespeareaufführung gab es vom vielfältig Lauten nur soviel, als die feste Fröhlichkeit der Komödie verlangt, und an bunter Pracht sogar etwas weniger. Diese Gasse in Messina, die doch vorm Palast des Gouverneurs liegt, machte einen gar zu typischen südlich-proletarischen Eindruck, und auch die Kirche, in der Claudios und Heros Hochzeit scheitert, brauchte in aller Einfachheit minder armselig kahl zu sein. Hier hat vielleicht mehr technische Not als künstlerischer Geschmack entschieden. Um so köstlicher waren die anderen Bilder: Der rote Tanzsaal mit den strahlenden Kerzen, die Gartenmauer mit dem vertieften hohen Gittertor, durch das man über die schwarzen Wipfel ins Abendrot sieht, und vor allem der Park mit den hohen Boskетts vor dem gemauerten Teich, der Park, der im Mondlicht dem lauschenden Benedikt, bei Tag der horchenden Beatrice zur Falle wird, und so im Lichtwechsel zwei Bühnenbilder von gleich starkem, verschiedenem Reiz bietet.

Diese Szenenbilder füllte nun Reinhardt mit wirbelndem Leben. Es war seine alte geniale Art, wie er die in Shakespeares Text überall höchst latente Pantomime heraushob und gestaltete. Mit wie köstlicher Laune war das Spiel des Terzetts, das den lauschenden Benedikt foppt, gezogen, geteilt, variiert; wie glücklich war der Bericht des Intriganten vom Gelingen des uns ja schon bekannten Planes belebt, durch die Wache, die grotesk heranschleicht und sich in die Vertiefung des Gittertores stopft; wie hübsch der Szenenschluß mit den Mädchen, die sich zu einem jubelnd bunten Knäuel ans Fenster der Hochzeitsmusik entgegendrängen; wie humorvoll das Spiel der beiden alten Brüder, die gegen die Beleidiger Heros wettern, sich im Eifer abwechselnd überbieten und zurückhalten und vor brüderlicher Liebe sich fast in die Haare fahren; wie charakteristisch, wenn der halbblinde alte Schlehwein immer in falsche Arme freundlich einhakt und schließlich der Arm der Gerechtigkeit den schwarzen Schurken traulich umfaßt hält. Solcher Züge waren hundertundeiner zerstreut über das ganze Spiel und trieben das Leben aus allen Poren empor. Hier fand ich nirgends ein zuviel, wohl aber in den Schauspielerleistungen, deren einzelne Reinhardt wohl hätte mehr zügeln sollen.

Bassermanns Benedikt war in seiner Laune anfangs gar zu lärmend und körperlich und wuchs erst in den entzückenden Liebesszenen der letzten Akte in eine empfundene menschliche Heiterkeit; ähnlich verschüttete Waßmann zuerst die gutmütige Einfalt seines Gerichtsdieners mit Clownspäßen, um später freilich mit der grotesk-überlegenen Zärtlichkeit für den „guten, alten Schlehwein", der sprunghaften Würde, mit der er den „Lümmel" anbläst, der ehrlich tiefen Gekränktheit über den ihm angehefteten „Esel" zu echtester Menschengestaltung vorzudringen. Else Heims, deren etwas nüchterner Anmut die überquellende Lebendigkeit der Beatrice im Grunde nicht liegt, Diegelmann, dessen würdiger Papa mit Recht auf einen unpathetischen, philiströsgutmütigen Ton gewiesen worden war, zeugten mehr für den guttural fest gerichteten Willen ihres Regisseurs als für eigenes inneres Verhältnis zur Rolle.

Völlig geglückt aber war Reinhardts Bemühung um den reinen Ton dieses Lustspiels, der alles Schwere leicht machen soll, bei Don Juan, dem Jago dieser Komödie, den Paul Biensfeld revolutionär glücklich verkörperte. Wer Augen hat, Shakespeare zu lesen, der sieht, daß dieser Bösewicht, bei dessen Anblick Beatrice „Sodbrennen" bekommt, und der von nichts als seiner Bosheit redet, nicht pathetisch genommen werden darf. Man verwechselt Shakespeare mit Sudermann, wenn man glaubt, er habe diesen sentimentalischen Uebelredner für ernsthaft „dämonisch" gehalten. Lebendige Bösewichte wußte Shakespeare anders zu geben; dieser, der keinerlei Wesensgrund, sondern nur die monotone Geste des Bösen hat, ist nichts als die groteske Type eines Gallikers, eines boshaften Griesgrams, dem kleine, schlechtangelegte Niederträchtigkeiten mißlingen. Biensfeld spielte ihn ohne jede Clownerie mit grimmiger Komik, knurrend, polternd und überheblich großartig. Diese Besetzung war vielleicht das genialste an Reinhardts Inszenierung. Zum vollen Gelingen fehlte es der liebenswürdigen Beatrice am Ursaft, dem kräftigen Benedikt an der von Anfang an liebevollen Hingabe; die ernsthaft menschlichen Elemente des Spiels blieben so um eine Nuance zu schwach. Aber der Grundton war angeschlagen, die allverbindende, allösende Heiterkeit des Spiels lebte auf den Brettern. Reinhardt im Dienste des großen Dichters war auch wieder der Meister, dessen wir uns dankbar freuen. Julius Bab.

Digitized by Google

Jenseits des Stromes! Ein Lied der Sehnsucht von Otto Overhof. Verlag von Carl Curtius, Berlin. 1911.

Der Verfasser, der sich schon mit seinem Erstlingswerk, einem Worpsweder Roman, „Du und Ich", einen achtunggebietenden Namen verschafft hat, tritt hier mit einer ganz eigenartigen Sammlung kleiner lyrischer Sachen in gebundener und ungebundener Form an die Oeffentlichkeit. Der Untertitel, „Ein Lied der Sehnsucht", gibt ungefähr die Stimmung des Ganzen an. Ich habe viel Schönes in diesen Ergüssen gefunden, aus denen zwischen den Zeilen zu lesen eine in des Lebens Glück und Enttäuschung gereifte Weltanschauung zu uns redet. Man wird an Nietzsche und nicht selten an Karl Hauptmanns Tagebuch erinnert, und jeder, der als ein tiefempfindender Erleber sich seinen Weg durch des Daseins Wirrnisse bahnt, wird immer wieder gern zu dem Buche greifen, darin er an vielen Stellen des eigenen Herzens Stimmung wiederklingen hört. Es sind ephemere Produkte, deren erlebtes Motiv in keuscher Verhüllung zurücktritt, aber gerade darin, daß die greifbare Deutlichkeit des Erlebten von einem zarten Schleier diskret umwoben erscheint und uns zu ahnender Nachempfindung reizt, liegt die eigenartige Wirkung dieser Dichtungen.

Ich greife aus all dem vielen Schönen als Probe der dichterischen Eigenart Overhofs nur ein Stück zur Einladung heraus. Daran wird jeder am besten erkennen, ob dieser Dichter auch ihm etwas zu sagen hat.

Höher wollen.

Noch immer tiefer, schwerer sinkt der Wolkenschleier nieder,
Und hüllt, ob's Tag auch ward, mir Wald und Strom in Dunkel ein.
Noch immer schwerer, düstrer werden alle meine Lieder.
O Seele, Seele, sprich! Kann ich auf falschem Weg auch sein? — —
Den Durst wollt' ich euch lehren. — selber dü stend bis zur Neige —
Wirst Becher, den ich trank, du bitter mir und schal statt leer?
Still, Horch! Nein, nichts! Aufheulend peitscht der Wind die kahlen Zweige.
Laut gurgelnd quirlt der Strom und schäumt an mir vorbei ins Meer.
Die dürren Blätter rascheln unter meinen müden Schritten,
Nur weiter! Weiter! Füße, tragt mich noch aus dieser Nacht!
O dieses Lachen! Diese Stimmen! . . . „Freund, was du gelitten,
Du nur mit deinem Höherwollen, hast dir's selbst gemacht."
Ha, wie das traf! Doch traf es anders, als ihr lachend dachtet.
Die Wahrheit eurer Worte traf. Ihr Hohn trifft euch, mich nicht.
Ich nur mit meinem Höherwollen?! Grad', was ihr verachtet,
O nimmermüde Sehnsucht, du verfügst den Weg zum Licht.
Mag denn des Nichtverstandenwerdens Wolke mir versagen
All eurer kurzer Tage heißbegehrten Sonnenschein:
Nach tausend sonnenlosen Tagen will ich in mir tragen
Dies Sehnen wund und sonnentrunk'ner als ihr alle sein!

Friedrich Steudel (Bremen).

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 ₰
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Tohnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Tohnke, Berlin W. — Druck und Kommissionsverlag: Kastner & Lehlaub, G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 11 Berlin, den 16. März 1912. 41. Jahrgang Band 81.

In dulce jubilo.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Seitdem die knappe Linksmajorität, die in Wirklichkeit sofort ausgeschaltet wäre, wenn auch nur ein halbes Dutzend liberaler Abgeordneter den Schnupfen hätte, dem reaktionären Reichstag von gestern das fortschrittsfreundliche Gesicht von heute gegeben hat, kommen die biedern Vertreter des Liberalismus aus ihrem leichten, aber andauernden Siegesrausch nicht mehr heraus.

Kein Tag vergeht, an dem sich die liberalen Volksvertreter nicht gegenseitig zu beglückwünschen hätten. Nun erst die Erfolge dieser Woche! Die Rede des Grafen Posadowsky, des wirklichen und wahrhaftigen preußischen Staatsministers a. D. Dazu das nun gesicherte Reichstagspräsidium liberaler Observanz. (Mit einer Stimme Mehrheit.) Und last not least der Kommissionsbeschluß, daß der Reichstag künftighin dem Herrn Reichskanzler die Billigung oder Mißbilligung seines Verhaltens aussprechen kann. . . . Kein Zweifel: Die „liberale Aera" ist plötzlich über Deutschland gekommen. „Jetzt gibt es kein Aufhalten mehr. Die Ritter und Heiligen fühlen, daß es mit ihrer Macht reißend bergab geht. . ." So wird es dem deutschen Zeitungsleser, dem man noch gestern predigte, daß, wenn es gut geht, höchstens seine Kinder diese bessern Zeiten sehen würden, nun täglich als fröhlicher Besitz serviert.

Wem wirklich die Sache einer höhern politischen Freiheit am Herzen liegt und wer sich jener Tage erinnert, da im Zeichen des Bülowblocks die Liberalen Alldeutschlands ein ähnlicher Siegestaumel ergriff, sieht sich genötigt, in diesen Wein der Begeisterung kühlendes Wasser zu tun.

Was wir allenfalls erreicht haben, ist ein Unzufriedenheitsvotum des Volkes über die feudal-klerikale Richtung der offiziellen Reichspolitik. Wir haben es zu einem flammenden Protest des Volkes über die Wirtschaftspolitik der Regierungsgewalten gebracht, die das Portemonnaie einer bevorzugten Kaste schont, um dem Volke dafür die notwendigsten Lebensmittel immer unerschwinglicher zu machen. Das ist etwas. Auf diesen Protest läßt sich Zukünftiges aufbauen. Es verleiht der gesunden bürgerlichen Opposition Gewicht, wenn man weiß, daß hinter den Worten für die preußischen Staatsminister sind es wirklich vorläufig nur Worte nicht nur die Sozialdemokratie, sondern auch die bürgerlichen Kreise des Volkes stehen.

Mehr ist vorläufig nicht erreicht. Und es ist bedenklich, daß die bürgerlichen Liberalen wieder in ihren alten Fehler der Rosaseherei verfallen. Ich fürchte die deutschen Liberalen, wenn sie zufrieden sind. . . . Das Recht, dem Kanzler unter Umständen in einer wohlgeformten Resolution die Mißbilligung des Volkes auszusprechen? Und wenn schon! Solange der deutsche Kanzler nur das Vertrauen seines allerhöchsten Herrn hat, wird er solch ein Mißbilligungsvotum zu tragen wissen. „Ein kleiner Schritt auf dem Wege, an dessen Endziel der Wille des Volkes für die Staatsregierung das einzige Gesetz sein wird. . . ." Wenn man es so ansähe, ginge es noch hin. Aber dieses Recht, eine wirkungslose Oberlehrerzensur zu erteilen für die Sache des Liberalismus ein Sieg, des Feierns wert? Wie bescheiden zeigt sich da wieder der deutsche Liberalismus! Wie schnell ist er wieder bereit, die dringendste politische Forderung, die For-

Digitized by Google

derung nach einem Gesetz, das den Ministerpräsidenten für seine Taten verantwortlich macht, ad calendas graecas zu vertagen, wenn ihm nur im Augenblick eine liberale Scheinkonzession wird.

Und die freudige Erregung über Posadowskys Forderung nach einer Diplomatenzunft, die endlich mit der vorsintflutlichen Hochachtung vor dem Wörtchen „von" bricht und nur nach des Kandidaten Tüchtigkeit und Fähigkeit fragt. „Graf Posadowsky hat den Mut gehabt, sich in der Frage des diplomatischen Korps, das uns soeben nach Marokko geführt, gegen die Bevorzugung des Geburtsadels auszusprechen . . ." so stand es in mehr als einem liberalen Blatte. Der deutsche Liberale ist verwunderlicherweise gegen die Ueberschätzung adliger Herkunft. Aber er rechnet sich und dem sympathischen Posadowsky, dem einzigen liberalen und deshalb auch baldigst entlassenen preußischen Staatsminister, diese Selbstverständlichkeit als Courage an.

„Aber unser Kaempf ist Reichstagspräsident geworden. . ." Ist er. Zugegeben: Auch das ist ein ganz hübsches Stimmungsmoment. Bedeutend sympathischer, als wenn es wieder einer der Blauen oder Schwarzen gewesen wäre. Aber wann hätte in all den Fällen, da der Reichstag schon einen Konservativen oder einen Zentrumsmann mit dem Amte des Präsidiums betraut, die Presse der Gegner angesichts dieses Ereignisses je ein solches Getöse gemacht?

Die gute Sache des Liberalismus ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, auf dem Marsch. Aber die praktischen Vorkämpfer des liberalen Zukunftsgedankens, die liberalen deutschen Parlamentarier von heute, sind mal wieder zu wonnetrunken, zu sehr in den Reiz der Stunde verliebt, zu sehr geneigt, für kleine Augenblickseffekte das große Ziel aus den Augen zu verlieren. Der latente Optimismus der Liberalen hat schon mehr als einem dämmernden Freiheitstag die Kraft zum Werden genommen, noch ehe die Sonne, auf die wir alle warten, sich wirklich durchgekämpft. Die Liberalen sollten sich in acht nehmen. Wenn dieser Jubel über belanglose Kleinigkeiten nicht bald aufhört, könnte Herr von Bethmann Hollweg, um den Prozeß abzukürzen, an maßgebender Stelle einen neuen Ordensregen für deutsche Freisinnsmänner empfehlen, hoffend, daß die beglückten Empfänger dann dies Beruhigungsmittel für eine Ehrung nehmen und wieder wie zu Bülows Zeiten ihre besten Chancen versäumen.

Der englische Bergarbeiterstreik.

Von

Otto Corbach.

Geh nicht in ein Kohlenbergwerk, mein Sohn, du kannst immer sagen, du seiest da gewesen und niemand kann dir widersprechen, sagte einmal ironisch Lord Chesterfield. Was wollte er damit sagen? Die englische Gesellschaft kümmert sich nicht um das Schicksal der weißen Sklaven, die unter Tage arbeiten, um den schwarzen Stoff zutage zu fördern, der die britische Industrie, die Spenderin des Reichtums der Oberschicht der englischen Nation, nährt. Diese Unbekümmertheit rächt sich jetzt bitter. Fast hilflos steht man dem Riesenstreik der englischen Kohlengräber gegenüber, der „größten Katastrophe, die das Land seit der spanischen Armada bedroht hat", wie ein Angstausdruck der Londoner „Times" lautet. Weit über eine Million Bergleute streiken, Hunderttausende von Arbeitern in den verschiedensten Industriezweigen haben unfreiwillig die Arbeit niederlegen müssen; wenn der Streik nicht bald beendigt ist, werden mehrere Millionen Arbeiter feiern, zahllose Betriebe stillstehen, die Lebensmittelpreise für ärmere Volksschichten ins Unerschwingliche steigen, Milliarden an Nationalvermögen verloren gehen.

Die Torypresse gießt fortgesetzt ihren Zorn über das liberale Kabinett aus, das nach ihrer Meinung imstande gewesen sein soll, das Unheil zu bannen. Aber was hätte es ausrichten können? Bis kurz vor dem Ausbruch des Streiks waren beide Parteien gegen jegliche Regierungseinmischung, und als schließlich

Digitized by Google

unter den Auspizien des Kabinetts Einigungsverhandlungen eingeleitet waren, sah man bei ihnen wohl die Grubenbesitzer vollständig vertreten, aber die Bergleute nur durch vier Vertrauensmänner, die gestehen mußten, daß sie keinerlei Vollmacht hatten, bindende Abmachungen zu treffen.

Es ist der Regierung vielfach vorgeschlagen worden, es sollten künftig allen Arbeitern, die für die Versorgung mit Wasser, Nahrungsmitteln und Kohlen und für die Eisenbahnen arbeiten, mit gesetzlichen Mitteln Ausstände unmöglich gemacht werden, wie es in Australien geschehen sei. Die sozialen Verhältnisse in England haben aber nichts mit denen in Australien gemein. In England herrscht in Wirklichkeit immer eine Plutokratie; in Australien gilt der Handarbeiter im wirtschaftlichen wie politischen Leben längst viel mehr als irgendwo anders. Australien leidet an Arbeitermangel, weshalb dort der Unternehmer dem Arbeiter gleichsam nachläuft; in England wächst unausgesetzt das schon zu einem erschrecklichen Umfange angewachsene Arbeitslosenelend, so daß es nie an Lohndrückern fehlt. In Australien kann sich infolgedessen eine Regierung auf die überwiegende Mehrheit der Arbeiterschaft selbst stützen, wenn sie Ausstände, die das Gemeinwohl gefährden, unmöglich machen will; in England ist das undenkbar.

Vom Streikfieber sind seit zwei Jahren fast alle Teile der englischen Arbeiterschaft ergriffen. Schon bei den vorjährigen Ausständen war die „industrielle Unruhe" so beängstigend, daß ein ruhiger Beurteiler in der Fortnightly Review einer allgemeinen Empfindung mit den Worten Ausdruck gab: „Wir stehen eigentlich erst am Anfang einer Bewegung, die die britische Industrie in ihren Grundlagen erschüttern wird." In den Jahren 1899–1909 gingen im Vereinigten Königreich 31 Millionen Arbeitstage durch Streikbewegungen für das nationale Wirtschaftsleben verloren, in den Jahren 1910 und 1911 aber allein fast 10 Millionen. Danach kann man sich ungefähr vorstellen, wie stark die allgemeine Streiklust zugenommen hat. Das bedenklichste dabei aber ist, daß in den Kreisen der streiklustigen Arbeitermassen anarchosozialistische Ideen um sich greifen. Die alten Gewerkschaftsführer und die parlamentarischen Arbeitervertreter klagen darüber, daß ihnen die Massen nicht mehr folgen, daß diese vielmehr wilden Agitatoren mehr und mehr Gehör schenken, die erklärte Anhänger des antiparlamentarischen revolutionären Syndikalismus sind.

Diese „französische Schule" hat die „Industrial Syndicalist Education League" begründet, deren Präsident Tom Mann und deren Organ die Monatsschrift „The Syndicalist" ist. Auf Anhänger dieser Gruppe ist die Urheberschaft eines Pamphlets zurückzuführen, das in den Kreisen der Südwalliser Bergleute verbreitet wurde, und worin ein ganzes Programm darüber entwickelt ward, was die Bergleute anstreben sollen, sobald sie die durch den gegenwärtigen Streik erreichten Minimallöhne erreicht haben. Man soll die Existenz der privaten Grubenbesitzer solange unterwühlen, bis sie selbst nach Verstaatlichung der Gruben schreien, und wenn die Verstaatlichung durchgeführt sein wird, soll man auch den Bergfiskus in völligen Bankerott hineintreiben. Dann bliebe nichts übrig, als die Verwirklichung des Gedankens einer „industriellen Demokratie", in der die Arbeiterschaft eines bestimmten Industriezweiges über die Produktionsmittel selbstherrlich verfügt, die Betriebsleiter anstellt und besoldet, sich selbst verwaltet, während der Staat durch eine Industriezentrale ersetzt wird, die mit Hilfe eines statistischen Departements dazu verhilft, daß sich Produktion und Konsumtion im nationalen Wirtschaftsleben die Wage halten.

Die revolutionäre Stimmung in der englischen Arbeiterschaft wird einigermaßen erklärlich durch die unaufhaltsame Verschlechterung der weltwirtschaftlichen Bedingungen, denen die englische Industrie unterworfen ist. Im Jahre 1909 gingen 33 Hundertstel der englischen Ausfuhren nach den Kolonien, 24 Hundertstel nach Ländern, die dem freien britischen Wettbewerb noch mehr oder weniger offenstehen wie Mexiko, Südamerika, China, die Türkei, und nur 25 Hundertstel nach anderen Ländern, vor

Digitized by Google

allem Mitteleuropa und Rußland. Die wichtigsten Kolonien, vor allem Kanada und Australien, emanzipieren sich aber immer rascher von der wirtschaftlichen Vormundschaft des Mutterlandes, um nach und nach dieselben egoistischen Bahnen zu wandeln, wie unabhängige fremde Staaten; Süd- und Mittelamerika geraten mehr und mehr in wirtschaftliche Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, während Ostasien Japan botmäßig wird. Das alles läßt die Preise der gewaltigen Mengen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die England aus überseeischen Ländern bezieht, immer rascher steigen. Jeder Mehraufwand für diesen Zweck muß aber durch eine Zunahme des Ertrages des Exporthandels aufgewogen werden, wenn der Lebensstandard des englischen Volkes nicht sinken soll. Darum werden von jedem Rückgang des Exports Bergarbeiter so gut betroffen wie Arbeiter der unmittelbar auf die Ausfuhr angewiesenen Industriezweige. Daß sich die Lage der ganzen englischen Arbeiterschaft unausgesetzt verschlechtert, beweist auch der Umstand, daß die Arbeitslosigkeit sogar unabhängig von dem Auf- und Niedergang des Außenhandels fortgesetzt zunimmt. Im Jahre 1901 betrug der Gesamtwert des englischen Außenhandels (Ausfuhr heimischer Produkte plus Einfuhr) 801 Millionen Pfund Sterling. Die Beschäftigungslosigkeit wurde nach amtlichen Erhebungen auf 2,5 Hundertstel geschätzt. 1905 hatte sich der Außenhandel auf 894 Millionen Pfund Sterling gehoben, die Zahl der Beschäftigungslosen hatte sich jedoch verdoppelt. Und obschon der Wert des Außenhandels in diesen vier Jahren um nahezu 100 Millionen Pfund zugenommen hatte, waren die Löhne um 13 Millionen Pfund gesunken. Im Jahre 1907 erreichte der Wert des Außenhandels die Höhe von 1072 Millionen Pfund Sterling; die Zahl der Beschäftigungslosen aber war noch um ein Hundertstel größer als im Jahre vorher, wo der Handel viel geringer war. Im Jahre 1908 erfuhr der Außenhandel eine Abnahme um 3 225 000 Pfund Sterling, um sich im folgenden wieder auf 1003 Millionen zu heben. Die Beschäftigungslosigkeit war in diesen beiden Jahren überhaupt größer als je, und die Löhne sanken fast um 7 Millionen Pfund Sterling.

Der englischen Industrie im allgemeinen und der englischen Lohnarbeiterschaft im besonderen ist demnach mit einer Hebung des Exports noch nicht einmal geholfen, wenn ein solcher nur dazu dient, die Mehrkosten der vom Auslande bezogenen Produkte zu decken, und wenn sich gleichzeitig die Verhältnisse auf den inneren Märkten mehr verschlechtern als sich die auf den auswärtigen verbessern. Was wird man nun erst erleben, wenn sich auch der britische Außenhandel zu dauerndem Krebsgang anschickt?

Ein Nachwort zum Berliner Frauenkongreß.

Von

Dr. phil. Helene Stöcker-Berlin.

Uneingeweihte waren in den Tagen des Berliner Frauenkongresses des Staunens voll, wie ungeheuer die Frauenbewegung sich auf einmal entwickelt, wie intensiv sich die Zahl ihrer Anhänger vermehrt hat. Es war mit einem Schlage gesellschaftlich „fair" geworden, sich an Veranstaltungen zu beteiligen, von denen sonst die Damen, die in der Gesellschaft etwas gelten wollen, sich mit leiser spöttischer Ueberlegenheit fern halten. Und nun auf einmal dieser dieser wunderbare Umschwung! Bei einem simplen deutschen Frauenkongreß die Spitzen der Behörden, die Hofdamen der Kaiserin als Teilnehmer, ostelbische Freifrauen und Freifräulein und katholische Ordensritter als Referenten, wem wollte da nicht das Herz vor Freude springen! Welch märchenhafte Wandlung! Und dazu die in allen Variationen von der Kongreßleitung wiederholte frohe Botschaft von der „Gemeinschaft und Teilnahme aller Richtungen" und von der „Toleranz" und „Duldung", die, wenn man den Ver-

Digitized by Google

anstalterinnen glauben sollte, noch weit über die von Lessings „Nathan" hinausging!*)

Das war alles zu schön, um ganz wahr zu sein. Zu schön, um ohne schwere Opfer des Intellektes oder der Ueberzeugung erkauft werden zu können. Für den draußenstehenden kritischen Beobachter war dieser Kongreß die glänzendste Bestätigung der Behauptung, die bürgerliche Frauenbewegung alten Stils vertrete nur so weit die Interessen der Frauen, als sie dabei nicht die egoistischen Interessen ihres Standes zu verletzen brauchen. Um eine Einheit aller Frauen vorzutäuschen, muß zu gewaltsamen Abstrichen nach rechts oder links die Zuflucht genommen werden. Darüber haben sich die Veranstalter selbst keine Illusionen gemacht. Und sie haben sich mutig nach rechts verbündet, wo ein Zuwachs an äußerer Macht und höfischem Glanz in Aussicht stand und sich dafür überzeugungstreu gegen links abgeschlossen, wo es freilich noch schwieriger, noch nicht so leicht „unter Zustimmung aller" zu lösende Probleme zu erörtern gab.

In den letzten beiden Jahrzehnten energischen Fortschritts der Frauenbewegung haben drei große Kongresse die Phasen der Entwicklung begrenzt und charakterisiert, und es ist ein sehr lehrreiches Beginnen, sich diese Phasen zu vergegenwärtigen. Es läßt sich daraus entnehmen, wo wir stehen.

Als im Jahre 1896 unter dem Vorsitz von Lina Morgenstern und der Führerin der radikalen Linken, Minna Cauer, der erste Internationale Frauenkongreß in Berlin auch den ersten durchschlagenden Erfolg der Frauenbewegung in der Oeffentlichkeit brachte, da hatten sich die Vertreter der gemäßigten Frauenbewegung in pessimistischer Vorsicht zurückgehalten. Die Frauen, die damals schon den Mut hatten, an die Oeffentlichkeit zu gehen, wurden mit so liebenswürdigen Epitheta wie „Plakatagitatorinnen" und „Schreierinnen" bedacht. Acht Jahre später, im Jahre 1904 hatte sich die Situation schon so weit entwickelt, daß der Internationale Kongreß von 1904 in Berlin unter Leitung der Gemäßigten stand, daß dagegen die radikale Richtung nahezu eliminiert war. Nun sind abermals acht Jahre verflossen, und wir haben einen großen Deutschen Frauen-Kongreß gehabt, der es an Teilnehmerzahl und öffentlichem Interesse wohl mit jenen beiden internationalen Kongressen aufnehmen kann. Schon vor acht Jahren, unter dem unmittelbaren Eindruck des Kongresses von 1904 habe ich der Auffassung Ausdruck gegeben: man werde sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß, je weiter die Frauenbewegung fortschreite, sie sich auch um so mehr differenzieren müsse. Für ausgeprägtere Persönlichkeiten sei auch die heutige Zweiteilung in „Gemäßigte" und „Radikale" noch eine oft unerträgliche Enge. Wir würden mit dem weiteren Fortschreiten der Frauenbewegung wohl auch eine noch weiter fortschreitende Differenzierung bekommen (wie es wenige Monate darauf z. B. durch die Gründung der Mutterschutz-Bewegung in der Tat auch geschehen ist). Das einzige, worauf unser Streben gerichtet sein müsse, sei nur, daß diese sachlichen Unterschiede nicht in persönliche übergehen. Werde das möglichst vermieden, dann dürfe man auch in bezug auf die Frauenbewegung sagen: „Der ewige Frieden ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, denn der Kampf ist auch hier der Vater aller Dinge." Nur die Formen, in denen der Kampf sich abspiele, sollten immer edler und vergeistigter werden.

Nun, das letzte hat sich, wie alle allzu optimistischen Hoffnungen, freilich nicht ganz erfüllt. Das „Menschliche-Allzumenschliche", das im öffentlichen Leben des Mannes sich nicht ausschalten läßt, ist auch in den öffentlichen Bestrebungen der Frauen leider nicht ganz zu unterdrücken. Aber daß die Entwicklung nicht stillgestanden hat, daß man auch von einer gewissen Radikalisierung der Frauen sprechen kann, dafür ist doch der eben verflossene Kongreß ein Beweis gewesen. Die

*) Die „Toleranz" und Gemeinschaft aller Richtungen geht so weit, daß in der Abteilung: „Die Frau in der Wissenschaft" und im Katalog der von Frauen herausgegebenen Zeitschriften zwar die sozialdemokratische Gleichheit, nicht aber die „Neue Generation", die von uns herausgegebene Zeitschrift für Mutterschutz und Sexualreform verzeichnet ist.

Digitized by Google

1904 noch ausgeschaltete Führerin der Linken, Frau Minna Cauer, wurde diesmal für würdig befunden, den Deutschen Verband für Frauenstimmrecht auf dem Kongreß zu vertreten. Sie bildete dort den äußersten linken Flügel, wie die äußerste Rechte durch die katholische, evangelische und israelitisch-konfessionelle Frauenbewegung vertreten war. Die Rolle der „noch nicht kongreßfähigen" Richtung spielte diesmal die Mutterschutz-Bewegung, und man mag sich mit einiger Spannung fragen, ob wir in abermals acht Jahren auch noch unter der Aechtung der offiziellen Frauenbewegung stehen werden, die uns dafür zuteil wird, daß wir versuchen, die Aechtung von der unehelichen Mutterschaft zu nehmen.

Was der Kongreß als solcher geleistet hat, das soll keineswegs unterschätzt werden, auch wenn man in seiner Zusammensetzung noch nicht das höchste und letzte Ziel erblickt hat. Durch die glänzende äußere Aufmachung, wie die geschickte Regie, sind gewiß Tausende, an die niemals mit nüchternen strengeren Formen heranzukommen wäre, dazu verführt worden, Interesse für die Bewegung zu gewinnen. Daß das nicht geschehen konnte ohne Konzessionen an mancherlei Vorurteile, ist freilich tief bedauerlich. Auch daß eine wirkliche Diskussion ausgeschlossen war, daß man ängstlich nur vorher angemeldete Redner zuließ, bzw. Diskussionsredner, deren Referate ebenfalls vorher ausgearbeitet, vorgelegen hatten, war der geistigen Freiheit des Kongresses natürlich nicht zuträglich.

Daß einmal auch eine Reihe von Damen, die es bisher „Gott sei Dank nicht nötig hatten", es als gesellschaftlich notwendig empfinden mußten, sich über den Stand dieser sozialen Bewegung und einige ihrer Hauptprobleme zu orientieren, kann man nur begrüßen und „Spectator" hat in Nr. 10 der „Gegenwart" gewiß recht, wenn er der Freude Ausdruck gibt, wieviel junge unverbrauchte Kraft sich heute in dem weiblichen Teil der deutschen Bevölkerung regt. Aber wir, die wir für den Fortschritt auf allen Gebieten des Lebens kämpfen, wissen, daß es mit der Teilnahme an der Frauenbewegung allein noch nicht getan ist. Man kann zwar für eine bessere Stellung der Frau eintreten und dabei doch von konfessionellen, politischen, gesellschaftlichen, intellektuellen, wie starken gemütlichen Hemmungen und Vorurteilen erfüllt sein. Wer würde z. B. nicht die großen Arbeitsleistungen, die lebhafte Propagandatätigkeit der konfessionell gebundenen Frauen anerkennen und doch mit Besorgnis zusehen, welch große Macht sie sich vermöge ihrer großen Zahl in der organisierten deutschen Frauenbewegung errungen haben, so daß wir heute nicht nur von einem schwarz-blauen Block, sondern gewissermaßen von einem weiblichen „Bülowblock" reden können. Wer in diesem zweifelhaften Experiment (und die Erfahrung in bezug auf den männlichen Bülowblock hat es erwiesen) eine bedauerliche Hemmung wirklichen Fortschritts sah, der kann auch dieser Entwicklung in der deutschen Frauenbewegung, so sehr ihre äußere Macht durch diesen Zusammenschluß vermehrt sein mag, nicht ohne ernste Bedenken gegenüberstehen. Hier ist ein Punkt, wo sich die verschiedenen Strebungen schneiden, wo wir vor die Frage gestellt werden, was uns teurer ist, der gemeinsame Kampf mit Geschlechtsgenossinnen oder der Kampf für eine neue und freiere Weltanschauung.

Erinnern wir uns doch, woher die heute so mächtigen deutsch-evangelischen Frauenbündler stammen. Es ist eine hochgesinnte, edle Frau gewesen, die Engländerin Mrs. Josephine Butler, die den Kreuzzug gegen die Prostitution predigte. Ihr Ruf wurde damals leider nur von einer Reihe kirchlich gesinnter Männer aufgenommen, die zur Gründung der Männer-Sittlichkeits-Vereine schritten. Aus dem freiheitlichen Idealismus der Gründerin wurde bei ihnen engherziges Pharisäertum, das noch dazu, obwohl die intellektuelle Urheberin der Bewegung eine Frau war, die Frauen von der Mitarbeit ausschloß. Erst als sich die einseitige Männerarbeit gar zu unzulänglich erwies, schritt man zur Gründung besonderer Frauengruppen, die sich dann, sehr gegen den Willen ihrer Gründer, der starken Zeitströmung folgend, mit den Problemen der

Digitized by Google

Frauenfrage beschäftigten. Dieser Ursprung macht es begreiflich, wie scharf und zum Teil direkt gehässig gerade diese evangelisch-klerikale Richtung gegen die modernere Auffassung des sexuellen Lebens vorgeht. Die Führerin dieser evangelischen Richtung will es sich bekanntlich aus Gründen der „Sittlichkeit" nicht nehmen lassen, die uneheliche Mutter auch ferner als „Gefallene" zu bezeichnen, eine Auffassung, die sich schwer mit dem Geist der „christlichen Liebe" vereinen läßt, die auch auf die Ehebrecherin keinen Stein werfen will. Diese Führerin gab noch kürzlich der Auffassung Ausdruck, alle „anständigen unverheirateten" Frauen müßten gegen unsere Bestrebungen protestieren. Wenn eine so kurzsichtige Auffassung in der deutschen Frauenbewegung leider bisher eine Majorität gewinnen konnte, so sieht man, wie kulturhemmend diese schrankenlose Verbindung nach rechts für die deutsche Frauenbewegung geworden ist.

In ähnlicher Weise ist der klerikale Geist auf dem Kongreß in bezug auf das religiöse Problem zur Herrschaft gelangt. Es scheint der Kongreßleitung nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, wie sie durch die Uebertragung der „religiösen" Referate an drei konfessionell gesinnte Frauen, die Vorsitzende des Jüdischen Frauenbundes, die Vertreterin des Katholischen Frauenbundes und die Vertreterin des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes einmal weite Kreise zur Verwechslung von Konfessionalität und Kirchentum mit Religiosität veranlaßte. Denn das einleitende Referat betonte nicht etwa die Stellung eines modern religiösen Menschen, sondern wollte nur „dem Mißverständnis entgegentreten, als sei die Religiosität der Frauenbewegung Antireligiosität", wobei wiederum die Konfessionalität mit der Religiosität verwechselt wurde.

Am relativ fortschrittlichsten waren die Forderungen in bezug auf Erziehung und Studium. Die vor zehn Jahren nur von „Radikalen" vertretene Forderung der „gemeinsamen Erziehung" ist inzwischen auch Forderung der „mittleren Linie" geworden und wird heute eigentlich nur noch von einer katholischen Minorität bekämpft. Freilich war von einer großen Umgestaltung der Volksschule oder von einer Trennung von Kirche und Schule nichts zu hören. In bezug auf die schwierigen Fragen der Hauswirtschaft, des Einküchen-Systems, des Dienstjahres der Frau und der pekuniären Entlohnung der Hausfrau war es erfreulich, daß wenigstens in der Diskussion an die Rückständigkeit unserer Gesetzgebung in bezug auf die Dienstboten gerührt wurde. Ließe sich die pekuniäre Bewertung der hauswirtschaftlichen Arbeit der Frau durchführen, so wäre damit gewiß für eine große Zahl von Fällen, wo die Frau durch die Verwaltung des Hauses und die Kindererziehung einem außerhäuslichen Berufe nicht nachgehen kann, ein Ausweg, ein leidlicher Kompromiß geschaffen.

Daß die Differenzierung und Spezialisierung der Frauenbewegung unausbleiblich weitere Fortschritte macht, zeigte auch die Entwicklung der Stimmrechtsbewegung, in der wir heute schon einen mehr „volksparteilichen" und einen mehr „nationalliberalen" Verband haben. Beide Richtungen waren auf dem Kongreß vertreten, und es war charakteristisch, daß die Kongreßleitung auch hier offenbar ihre Sympathien mehr nach rechts als nach links schenkte.

Die Abwesenheit der Radikaleren, wie unter anderm der Vertreter des Mutterschutzes bedingte es, daß aus den Verhandlungen ein viel zu rosig gefärbtes Bild der wirtschaftlichen Lage der Frau hervorging, und wenn einmal bei der Frage der Krankenpflegerinnen eine Diskussionsrednerin auf Mißstände aufmerksam machte, so wies man dieses „Verdächtigen vaterländischer Einrichtungen" von Seiten des Referenten mit sittlicher Entrüstung zurück. Gegen die Rückständigkeit des verflossenen Reichstages in Bezug auf die Mutterschaftsversicherung wurde kein Protest erhoben; überhaupt wurde die Frage der Arbeitslöhne der Frau auch nicht im entferntesten im Verhältnis zu ihrer Bedeutung gewürdigt.

Für den außenstehenden, wahrhaft fortschrittlich gesinnten Menschen ist es wohl nahezu unglaublich, daß die organisierte deutsche Frauenbewegung die Mutterschutzbewegung „als nicht dem Volkswohl dienend" ablehnt.

Wir unsrerseits können stolz darauf sein, daß wir so in der Tat eine neue, selbständige Bewegung repräsentieren, die sich auch insofern

Digitized by Google

wesentlich von der Frauenbewegung älterer Art unterscheidet, als bei uns Männer und Frauen in fast gleicher Anzahl an der Klärung und Lösung der Probleme arbeiten. Von diesem unserem Standpunkt einer neuen Art der Frauenbewegung und Sozialpolitik aus können wir mit Vielem, was auf dem Kongreß gesagt wurde, unser Einverständnis erklären. Aber wir vermissen ungeheuer vieles, was nicht gesagt wurde. Das ganze weite Lebensgebiet, was zwischen der sicheren, geschützten Ehe und dem Ekel der reglementierten Prostitution liegt, wurde — und das ist typisch für diese ältere Richtung — überhaupt nicht berührt. Weder über die Zusammenhänge der niedrigen Entlohnung der Frau mit der sexuellen Sittlichkeit hat sich ein Referat gefunden, noch sind die ungeheuren Schwierigkeiten des Sexuallebens erörtert worden, noch etwa die Abschaffung des Zölibats der weiblichen Beamten gefordert, geschweige denn die Fragen in ihrer ganzen Breite und Tiefe berührt worden.

Gegen die ungeheure Weltfremdheit und Einseitigkeit dieser Frauen, welche die Sexualität immer nur in der Beleuchtung einer krankhaften Entartung sehen und darstellen und nur von der vollkommen „tugendhaften", d. h. asketischen Frau wissen, deren „Freundschaft" — so hieß es wörtlich — den brutalen Mann „hinaufziehen müsse", gilt es zu protestieren. Ein gegenseitiges Hinaufziehen in Liebe und Freundschaft sollte doch mindestens ebenso gut möglich sein, sowohl im Interesse des Mannes wie der Frau.

Wenn heute eine der vorgeschrittensten Kulturbewegungen, wie die Mutterschutzbewegung, von vielen noch mißverstanden und gehaßt wird, so darf uns das nicht entmutigen. Wir dürfen nicht müde werden, für unsere Ideen einzutreten und sie auch dem Verständnis der organisierten Frauenbewegung näher zu bringen, um eine einsichtsvollere, tiefere und reifere Auffassung des menschlichen Lebens und Liebens herbeizuführen. Wenn uns irgend ein Zweifel an der sozialen und kulturellen Notwendigkeit unserer Bewegung hätte beschleichen können, so hat dieser Deutsche Frauen-Kongreß ihre Notwendigkeit aufs neue und aufs schlagendste bewiesen. Und angesichts unserer gewiß nicht leichten Aufgabe dürfen wir des Wortes von Ralph Waldo Emerson gedenken: „Die Wahrheit und Hoffnung einer jeden Zeit muß stets bei der Minderheit gesucht werden!"

Ernst Schur.

Von

Julius Bab.

In diesen Tagen ist Emile Verhaeren durch Deutschland gezogen, der Dichter und Prophet an der Schwelle des Alters, begrüßt allenthalben, von denen, die ihn lieben und verehren, weil er als der erste den Weg zu Ende gegangen ist, der fort von romantischer Zerklüftung und Wehleidigkeit zu einer neuen Harmonie der voll erfaßten Wirklichkeit führt. In diesen selben Tagen starb in der Blüte der Jahre ein deutscher Poet und Schriftsteller, der auf dem gleichen Wege war, wenn nicht mit des Meisters sieghafter Kraft, doch ganz mit seinem Ernst, seiner Andacht: Ernst Schur.

Ernst Schur kam gerade, wie Verhaeren aus den tiefsten Tiefen moderner Dekadence, aus jenen Tiefen, wo das Ich nur immer um sich selber kreist und mit schrecklicher Hellsicht die eigenen Schmerzen auffängt und zergliedert. Denn es findet die Welt draußen häßlich, gottlos, sinnlos, und wird so ganz auf seine Ohnmacht zurückgeworfen. Schur debutierte in der Literatur mit einem Bande, der schon im Titel ein exzentrischer Qualschrei war: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden". Das Buch hat damals — es sind 14 Jahre her — als ein non plus ultra der modernen Lyrik gegolten und den grimmigen Spott der Philister ebenso lebhaft wie die Begeisterung der jüngsten Musensöhne geweckt. Beides war gleich unverdient; denn diese Gedichte, die oft nur aus einem abgebrochenen Satz und einem Haufen Interpunktionen bestanden, waren gewiß keine Kunstwerke, aber ganz gewiß Dokumente einer ergreifend echten Menschlichkeit. Das Zucken und Stammeln einer jungen Seele war in ihnen, und Richard Dehmel hat diesen Dichter und diese Dichtung wohl am tiefsten begriffen, da er Ernst Schur sein Gedicht „Das erlösende

Digitized by Google

Wort" zueignete. In diesem Gedicht wird das Stottern als ein Kunstmittel angewendet — eine ästhetisch vielleicht nicht zu rechtfertigende Kühnheit —, aber dieser lallende, schwankende Ton trifft in der Tat das Wesen der Schurschen Anfänge.

*

„Er weinte, schwieg. Noch hör' ich ihn stammeln, höre ihn leiden bei jedem Laut."

Dies ist der Anfang des Dehmelschen Gedichts; dies ist der Zustand des jungen Dichters Schur. Es ist das Schöne, Vorbildliche und Bedeutende am Wesen und am Werden dieses Menschen, wie er aus dem Labyrinth seines Innern den Weg ins Freie gefunden hat, wie er den Lärm des Lebens nicht nur tragen, sondern lieben lernte, wie er zum Propheten des Gemeingeistes, der kulturellen Organisation der Großstadt wurde. Es ist ganz der Weg Verhaerens. Nur war die bildende Kraft der des Belgiers freilich nicht ebenbürtig. Der hält glühende Visionen in dem Wurf seiner strömenden Reime zu einem riesigen Gebilde zusammen. Schur setzt in einem trocken bewegten Rhythmus hundert scharf gesehene Details hintereinander, aber er findet fast nie die entscheidende Betonung, den geheimnisvollen Klang, der aus dem Vielen ein Ganzes ballt, aus einer Einzelheit das Symbol einer überwirklichen Kraft aufschießen läßt. Der nackte gedankliche Ausdruck muß oft genug den Zusammenschluß geben, den Sinn tragen, wo das sinnlich Gestaltete selbst reden sollte. Aber was er sagt, macht diese unzureichenden Kunstwerke noch zu starken und schönen Bekenntnisbüchern. Er lauscht der „Weltstimme" in allen Jahreszeiten mit hingebender Andacht, er löst und erlöst sein gequältes Ich durch diese reine Verehrung des Lebens in Sonnenlicht und Wolkenschatten, in Kiefernglut und Wasserkühle, im Schneefall und im Tauwind. Und er geht durch die „Steinerne Stadt", über die brüllenden Straßen, die weiten Plätze, über die Brücken, durch die Bahnhöfe und Markthallen, zwischen Krüppeln, Elenden und Arbeitern, Kindern, Damen und Herrschaftskutschen, und er fühlt dies alles nicht mehr häßlich und sinnlos, er fühlt den neuen arbeitenden Rhythmus eines anders geformten Lebens, das seine eigene Schönheit sucht. Und er fühlt, daß man auch hier wurzeln und daheim sein könne, daß nicht nur im dörflichen Idyll und im altertümlichen Städtchen Heimat sei. Und jeder, der mit ihm ein Großstadtgeborener ist, wird mit dankbarer Erschütterung die Zeilen lesen:

„Deren Jugend hier aufwuchs
zwischen all den Häusern,
die den Himmel suchen mußten,
sehnten sie sich nach der Bläue
die kennen dich: Heimat!

Die in den Straßen irrend Erinnerung
überfällt hier und da und dort wieder
die kennen dich.
Denen du Wunden schlugst
tief in ihre Seele
die erkennen dich: Werkmeister ihrer Seele.

Und tausend und mehr als tausend Herzen
nennen dich —
auch dich —
mit bebender Lippe:
Heimat."

*

Ernst Schur begnügte sich nicht, den Geist der Zeit, den er erkannt, dichterisch zu preisen, er suchte ihm auf jede Weise zu dienen, und dem, was nach seinem Gefühl kommen mußte, den Weg zu bereiten. Ernst Schur war Kunstschriftsteller und hat sich mit charakteristischer Vorliebe gerade auch dem Kunstgewerbe zugewandt, dem Felde, auf dem der Rhythmus der Zeit, wie ihn die feinfühligsten Geister schon erlauscht haben, mit den Gerätschaften des Alltags der Masse zugereicht werden kann. Gerade hier kann den vielen unter den Zeitgenossen der Sinn, die Ordnung, die Schönheit der eigenen Existenz ins Blut geimpft, ins Bewußtsein gehoben werden, gerade hier ist ein wichtiger Weg zur Kultur. Und als Kulturarbeit, als Auslese der geeignetsten Formen für das Leben der Gegenwart, nicht als ästhetische Rechthaberei hat Schur seine Kunstkritik getrieben. Seine letzte Schrift war solch eine ganz praktisch gemeinte ideale Forderung: „Ein Festspielhaus für Berlin! Ein Kulturprogramm für die Großstädte der Zukunft" (Eberhard Frowein Verlag, Berlin). Vielleicht ist es doch nur eine Utopie, denn meines Bedünkens kann man nicht Häuser bauen für eine Kunst, die erst geboren werden soll. Die Erneuerung des Dramas muß der Erneuerung des Theaters vorangehen, und sie wiederum wird erst als Frucht einer gereiften Kultur, einer auf anderen Gebieten erkämpften Lebensharmonie entstehen können. Aber über das

Digitized by Google

spezielle Ziel hinaus wirkt diese kleine Schrift wahrhaft und stark durch den leidenschaftlichen Glauben an die neue Kultur, der wir entgegengehen, durch den entschiedenen Willen zur Bejahung und Veredelung der Lebensmassen, die uns die Kräfte des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen haben. „Der kraftvoll einsetzende Städtebau, der die Großstadt zu einem künstlerisch disziplinierten Organismus machen will, die neue Wohnungskunst, die der Großstadt seine eigene Schönheit zu geben trachtet, alle die verschiedenen Versuche auf den mannigfachsten Gebieten, so dilettantisch sie auch zuerst sich äußern mögen, die in der Großstadt zur Erscheinung kommen und die darauf abzielen, Kunst zum Lebenselement zu machen, um dadurch das Dasein des Alltags zu erhöhen, ohne ihm eine falsche Pose zu geben, sie alle sind Zeichen einer neuen Sehnsucht." Und später heißt es von dieser Sehnsucht: „Ja, diese Kraft wird vielleicht dann so stark sein, daß sie nicht das Ferne, Fremde an den Himmeln sucht, sondern es auf der Erde findet, nah, überall, bei sich, und die Erde wird wieder das Göttliche kennen, die Erde wird selbst geheiligt werden." Diese Zeilen sind wie unmittelbar aus einer der großen Lebenspredigten Verhaerens genommen, und ich glaube, daß der Mensch, der den Samen solchen Glaubens in all seinem Schaffen ausgestreut hat, nicht umsonst gelebt hat.

Spaziergang in Alt-Berlin.

Von

Ernst Schur †.

Zuweilen reise ich nach Alt-Berlin. . . Ich mache mich extra dazu auf, rüste mich wie zu einem längeren Ausflug und schalte alles aus, was mich an die Gewohnheit des Alltags erinnert. Ich bin ja im Begriff, eine Reise zu unternehmen.

Kennen wir Berlin? Ganz und gar nicht. Wir laufen in den Straßen herum, aber tun wir die Augen auf? Leben wir mit den Sinnen? Wir denken, das ist uns alles vertraut. Aber wir kennen es gar nicht. Es ist uns fremd. Das aber ist gut. Das Zentrum Berlins mit seinem ruhelosen Hasten hat für uns z. B. das Fremde, das reizt. In diesem Stadtteil ist keiner von uns zu Hause, keiner fühlt sich heimisch hier. Das aber ist gerade die Vorbedingung.

Immer wenn ich in diese Strudel, in dieses Chaos mich hineinbegebe, spüre ich die vibrierende Kraft dieses Rhythmus, der hier herrscht. Ich bin überzeugt, würden wir hier als ganz Fremde hineinkommen und dieses ununterbrochen flutende Leben wahrnehmen, wir würden uns unwiderstehlich gepackt fühlen, wir würden uns mitreißen lassen, und plötzlich würden wir fühlen, daß die Wirbel und Strudel dieses Stromes von Wagen, Kutschen, Automobilen, dieses Rufen, Tosen, Halten, dieses Gehen, Blicken, Stehen, Rennen, Gieren kein wildes Durcheinander, sondern eine Einheit ist, eine ewig sich unterbrechende, ewig sich neu erzeugende Einheit. Sowie wir als Teil mitgerissen werden, geht uns das Gefühl verloren. Betrachten wir uns aber als Fremde, so erfüllt uns das alles mit Kraft und Zuversicht, und mitten in aller Unruhigkeit fühlen wir, wie das Blut froher in den Adern rollt und zuversichtlicher blicken wir in das Gewimmel.

Und dann ist es als Kontrast doppelt reizvoll, wenn wir in eine jener Gassen uns begeben, wo es ganz still ist. Es braucht nicht einmal ein Winkel jenes alten historischen Berlins zu sein. Eine stille, abgelegene Straße, die aus irgend einem Grunde von dem allgemeinen Verkehr nicht benutzt wird. Alte Mietshäuser, eine Wohnstraße. Kleine Läden. Nichts Auffallendes. Wenig Menschen. Aber doch ist hier etwas vorhanden, das uns in seinen Bann zieht, eine Stimmung, etwas, das zur Großstadt gehört, etwas Schlichtes, Verborgenes, Sachliches. Man kommt an Straßenkreuzungen, die sich interessant schneiden. Der Damm ist schmal. Die Häuser stehen nicht in einer schnurgeraden Linie. Man geht über Plätze, die so stumm daliegen, wie man es nur in alten Städten gewahrt. Man hat sie noch nie gesehen. Man weiß auch hier vielleicht, daß man sie nie wiedersehen wird. Es ist gar nichts Sehenswertes an ihnen. Kein Bädecker verzeichnet sie. Aber doch oder gerade darum haben sie ihren Reiz.

Und nun erst die alten Gassen! Wo alles eng zusammenrückt und sich zueinander zu beugen scheint, um von alter Zeit zu erzählen. Wo die Häuschen niedrig und die Fenster

Digitized by Google

schmal und klein werden und vom Fensterbrett Blumen nicken und alles verstaubt aussieht. Türen knarren, Treppen ächzen. Hier vergißt man die Gegenwart ganz. Entzückt blickt man in alte breite Flure, in denen Treppen sich geschwungen ausladend, hinaufziehen; man tritt in dunkle Höfe, wo Kleinstadtluft sich mit Vergangenheit mischt und manch altes Gerät sich noch uns zeigt. Tritt man dann wieder hinaus, dann sieht man auf schmalem Fußsteig Menschen gehen, und man weiß nicht mehr, aus welcher Zeit sie stammen. Man sieht steil hinauf an den Fassaden, die ganz schmal sind und oben am Dachrand noch kleinere Fenster, wie Gucklöcher, ansetzen. Und wenn man Glück hat, sieht man plötzlich, am Ende der Gasse, im schiefen Winkel, eine Kirche aus altem, angegrauten Backstein aufragen, und der Turm, der gar nicht so hoch ist, reckt sich steil empor und sieht ganz ungeheuerlich aus, weil er dicht an die kleinen Häuschen herangerückt ist, so daß man auf die Wucht dieser alten Massen erschrocken aufplatzt.

Hier mache ich dann Rast und setze mich in eine jener dunstigen, alten Kneipen oder alten Kaffeelokale, wie sie sonst in Berlin nirgends mehr existieren. Hier kann man träumen hinter alten Gardinen, und draußen zieht das Leben vorbei, das Leben der Vergangenheit.

Wenn ich dann wieder hinaustrete, gehe ich um die alte, hohe Kirche herum und komme ans Wasser. Diese Blicke über das Wasser liebe ich ganz besonders. Es ist etwas ganz anderes als vorhin.

Plötzlich steht man auf einer Brücke und blickt über den Wasserlauf, der weithin sichtbar bleibt, in der Ferne umbiegt und zwischen Lagerhäusern sich zu verlieren scheint. Da liegt die Sonne darauf, und dann schimmert und funkelt es und tanzt auf dem Wasser. In der Dämmerung wird es dunkel darin und unbeweglich. Aber wenn die Lichter aufgesteckt werden, lebt es wieder da unten in tausend zuckenden Flämmchen.

Aber ich will nicht davon erzählen, sondern von den Lagerhäusern, die hier massig an den Ufern stehen und dem breiten Wasserlauf eine imposante Großzügigkeit geben. Wo der Krahn sich unaufhörlich dreht, wuchtende Schiffe an den Ufern liegen und beladen werden, so daß sie schließlich tief im Wasser liegen, und wo die Waren aus den Stapellagern unaufhörlich in den Bauch der Kähne rollen. Solcher Blick ist eindrucksvoll, und wenn einmal Alt-Berlin verschwindet, so sollten die Architekten daran denken, daß sie hier Gebäude errichten, die für Berlins Arbeit an dieser Stelle charakteristisch sind, Stapel- und Lagerhäuser, die in ihrer Erscheinung markig und großzügig sind, damit dieses Viertel eine neue Größe erhält, einen ihm eigenen Charakter. So frei und weit ist dieser Anblick, daß der Großstadtverkehr, der über die Brücke sich drängt, klein und winzig erscheint.

Diese Blicke über das Wasser sind sehr abwechselungsreich. Es gibt alte Straßen, die sich lang hinziehen am Ufer, und schmucklose, einfache Bürgerhäuser geben ihnen einen feinen, intimen Reiz. Dann geht man in alte Gassen hinein, und die Höfe, deren man mehrere zu durchwandern hat, führen alle ans Wasser, und und die Häuschen hängen über nach dem Wasser zu, mit Efeu bewachsen, grau und verwittert.

Ja, man sieht in schmalem Durchlaß plötzlich tief hinunter in eine dunkle Schleuse, wo schwere Lastschiffe träge ruhen und warten, bis die Reihe an sie kommt. Aus irgend welchen kleinen Nestern kommen die Schiffer und nun liegen sie hier und warten, abseits, in tiefster Ruhe, und doch ist der Mittelpunkt des brandenden Großstadtverkehrs nicht fern. Wie ein Zeuge aus alter Zeit ragt im Hintergrund das alte, graue Schloß düster auf. Ach, daß diese Wasserszenerien nicht schöner benutzt sind im Stadtbild! Künftighin wird das die Aufgabe der Architekten sein, wenn das Alte fällt; ein neues aufzubauen, das Berlin zum Ruhm gereicht.

Aber nicht nur kann man träumend hingehen an diesen Ufern, es kann vorkommen, daß der Weg zu imposanteren Eindrücken führt, wenn etwa die wuchtigen Bögen der Stadtbahn am Wasser sich hinziehen oder eine riesige Bahnhofshalle sich plötzlich aufreckt und die Züge in luftiger Höhe sich hindurch bewegen.

Und wenn ich mich genug umgetan habe in dieser fremden Welt, gehe ich zum Schluß auf einen der Bahnhöfe, wo die Reisenden von weither kommen, setze mich in den Wartesaal und genieße die Stimmung der Ankunft in der Heimat. Das grelle Licht erhellt nur mühsam die graue Dämmerung des Saals, der so

Digitized by Google

seltsam altmodisch eingerichtet ist, daß er fast grotesk anmutet. Draußen dampfen und schrillen die Lokomotiven. Alle Menschen sind in einer eigentümlichen Exaltion der Ankunft oder Abfahrt und schleppen Koffer, Taschen.

Solch ein Tag hat seinen Reiz. Er macht das Nahe fremder und das Ferne erscheint uns verständlicher. Wir befinden uns in jener undefinierbaren Stimmung, in die man nur auf Reisen, in fremden Städten, versetzt wird, wo man mit allen Sinnen erlebt und nicht weiß, ob man das alles träumt oder ob man wacht. Die Märchenwelt des Alltags hat uns gefangen genommen. Ja gewiß, der Alltag kann zum Märchen werden, und oft genügt, in rechter Stimmung, ein Schritt auf die Straße, und wir empfinden plötzlich wie ein Erlebnis die Schönheit der Welt tiefer, als wir sie je auf Reisen erlebten.

Kunstsammler.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Das letzte große Ereignis des Kunstmarktes war die Versteigerung der Hamburger Sammlung Weber, und aus dem Wettstreite der großen Galerien konnte man annehmen, welch feiner Geschmack jene gefeierten Bilder zusammengebracht haben muß. Eben ist wieder eine Sammlung auf dem Wege zur Auktion nach Berlin. Sie stammt aus dem Hause des verstorbenen Dresdner Geheimen Kommerzienrats Karl Eschebach, und die Galerie Ernst Arnold zeigt sie fünf Tage lang den Interessenten. Und Dresden interessiert sich und läßt eifrig seine Angebote vormerken. „Was kostet dieser Hans Dahl?“ habe ich dreimal fragen hören. Wo Hans Dahl ist, sind Kronberger und Recknagel und Hugo Kaufmann und Adolf Luben nicht weit. Da muß natürlich auch Platz sein für Müller-Kurzwelly, Wieruß-Kowalski, Gabriel von Max und Eugen von Blaas, Papperitz und Enrique Serra drücken das Niveau noch besonders herab. Man glaubt sich immer der Wände des Münchner Glaspalastes zu erinnern, an denen diese Bilder hängen, um die Unsicherheit des Geschmacks der Fremden zu mißbrauchen. Es ist nur allzu leicht verständlich, daß einer, der Hans Dahl kauft, auch mit mittelmäßigen Werken von Lenbach, Stuck und Achenbach sich zufrieden gibt. Wie durch Zufall nur sind zwei gute Bilder in diese Sammlung gekommen. Dabei denke ich zunächst an die „kurze Rast“ von Wilhelm von Diez aus dem Jahre 1899. Es ist einer der Scherze des Malers über den dreißigjährigen Krieg. Ein Reiter in rotem Wams ist gekommen, und eine Bäuerin gibt ihm zu trinken; ihr Junge hat sich das große Wehrgehenk umgetan und schleppt es am Boden nach. Die Tafel ist kaum eine Spanne lang, und doch stecken die Feinheiten Diezscher Kunst darin: Leichtigkeit, man könnte sagen, Galanterie der Komposition und der Farbe. Daneben kommt nur noch ein großer alter Gotthard Kuehl in Betracht, ein Stück aus des Meisters Münchner Tagen, das „Leihhaus“. Wie ist hier das Licht so weich und glatt! Es vermag der Wärme der Farben -- viel Braun und Rot steckt in dem Bilde — noch nichts anzuhaben. Eine der öffentlichen Galerien muß sich um dieses Werk bemühen, das zwischen den Bildern des Fortany-Schülers und des Pleinairisten Gotthard Kuehl einzugliedern ist. Nur zwei unter 220 Nummern können vor uns bestehen. -- Die Kunstsammler sind in zwei große Gruppen zu sondern, je nachdem sie der Kunst oder den Künstlern geholfen haben.

Randbemerkungen.

Byzanz in Frankreich.

Es ist nicht uninteressant, darauf hinzuweisen, daß die Republikaner an der Seine gelegentlich an Ausbrüchen byzantinischer Neigungen leiden, gegen welche die byzantinischen Entgleisungen, die man auch bei uns beobachten kann, wirklich ein Kinderspiel sind. Daß im Gesellschaftsleben ein richtig gehender Marquis oder ein Comte nur um seines ererbten Titels willen noch viel mehr zählt als bei uns das „Von“ oder „Graf“, weiß jeder, der in den sehr naturalistischen Gesellschaftsschilderungen der guten französischen Romanciers zu Hause ist. Aber wie sehr der Pariser sich aufregt, wenn auf seinen Boulevards sich irgendwie mal ein königlicher Ausländer blicken läßt, das zeigen die Schilderungen, die die republikanische Presse der französischen Hauptstadt soeben dem völlig privaten Besuch des Königs der Belgier widmet. Der König hat auf einer Durchreise zwei Stunden in Paris Aufenthalt gehabt. Er benutzte diese kurze Spanne Zeit, um mit seinem Söhnchen einen Spaziergang durch die Boulevards zu machen. Die republikanische

Digitized by Google

Pariser Presse bringt über dies kolossale Ereignis, daß ein veritabler König einmal, als wäre er ein „gewöhnlicher Mensch", mit seinem Jungen an der Hand die Straßen der Hauptstadt heruntergegangen ist, spaltenlange Beschreibungen. Ob der König den Jungen an der rechten oder linken Hand führte, was der Junge dabei für einen Anzug trug, und was auf des Jungen Matrosenmütze zu lesen war. . . . Und auch stehen geblieben ist der König. Die Pariser Presse kennt ihre Republikaner und vergißt es nicht, ihren Lesern zu unterbreiten, wo und weshalb dieser königliche Stillstand vor sich ging. An einem Zeitungskiosk war es. Und was tat der König da? Nicht zu sagen! Seine Majestät kauften sich ein Morgenblatt. „Na, nun wissen wir Bescheid . . ." denkt der Leser. Weit gefehlt! Wenn ein König ein Morgenblatt kauft, bezahlt er es auch. Und wenn er es bezahlt, ist es doch hochinteressant zu wissen — wenigstens für die Pariser —, ob der König auch Kleingeld bei sich hatte. Aber der König hatte kein Kleingeld bei sich. König Albert hat der Zeitungsfrau ein Frankstück gegeben. Und was für ein Frankstück? O, die republikanischen Journalisten verstehen ihr Handwerk! Denen entgeht eine so wichtige Angelegenheit nicht. „Das Frankstück, das der König der Kioskfrau gab, trug den Kopf König Alberts des Ersten. . ." Wenn König Albert einmal privatim Unter den Linden spazieren sollte, würde selbst der „Lokalanzeiger" nicht halb so viel Aufhebens davon machen. Wir würden lachen, wenn uns die Zeitungen noch darüber berichten wollten, welche Köpfe die Geldstücke tragen, mit denen irgend ein königlicher Gast diese oder jene Rechnung begleicht. Aber das Byzantinische bleibt Trumpf selbst in Frankreichs Musterrepublik.

Die drei Musen.

Novelle von El-Correï.

(Schluß.)

— Geistig und seelisch wie verarmt irrte Signor Saturno umher. Carolina konnte noch so lecker kochen, sie bekam weder Lob noch Dank. Cesco, der Diener, wie auch Sokrates hörten nur noch Flüche.

Endlich begab sich Signor Saturno auf Reisen, um neue Eindrücke zu gewinnen. Er war ja unabhängig, verwitwet, und hatte nur einen Sohn, der in Bologna Medizin studierte. Mit diesem Sohne, einem hübschen, eleganten Burschen, traf er sich endlich in Venedig, um gemeinsam mit ihm am Lido Meerbäder zu nehmen. Und dort, im heißen Sande, fand Signor Saturno unvermutet seine neue Muse.

Ein schönes, noch junges Weib in tiefer Trauer.

Roggi junior hatte sie eigentlich aufgestöbert, und er machte seinen Vater aufmerksam auf das feine Profil, die weltvergessene Haltung, die geistesabwesende Miene der Schwarzgekleideten.

Es war auch ein auffallender, fast geschmacklos krasser Kontrast: diese Trauernde und das bunte, gleißend blendende Strandleben, die leuchtend blaugrünen Wogen, das Geflimmer der Sonne, die bunten Fahnen, die hellen Toiletten, die jauchzenden Kinder und die von der Sonne angeglühten Gliedmaßen der Badenden.

Aber Signor Saturno schaute, den krassen Kontrast ertragend, doch wiederholt nach der Einsamen hin, und alsbald erkundigte sich lächelnd der Sohn: „Willst du Eroberungen machen, Babbo?"

„Sie ist ungewöhnlich schön!" äußerte Roggi senior objektiv. „Aber sie paßt nicht hier ins Milieu. Sie wirkt deplaziert . . . Findest du nicht auch?"

„Sie fällt auf!" lächelte der Junge mit einem Blick nach der Schönen. „Sie beabsichtigt das vielleicht."

Andern Tages hatte Roggi junior die persönliche Bekanntschaft der Dame zu machen gewußt, und am Nachmittag stellte er ihr seinen Vater vor. Er gönnte seinem einsamen Väterchen diesen schönen Fund, denn er selbst hatte Ueberfluß an zarten Beziehungen und kam so schon nie mit seiner Zeit und seinem Gelde aus. Und Signor Saturno widmete sich von nun ab in einer Weise dem Studium des schönen Fundes, daß der Sohn nicht umhin konnte, freundlich teilnehmend zu fragen: „Willst du denn wieder heiraten, Babbo?"

Erstaunt blickte der Dichter der berühmten „Pellegrinaggio alla fortuna" auf. „Das beabsichtige ich durchaus nicht", erklärte er dann mit männlicher Festigkeit.

Digitized by Google

Roggi junior aber wiegte nachsichtig das Haupt. Die schöne Frau würde schon ihr Ziel erreichen.

Sie hieß Ernesta Maghenta und war die Witwe eines Nobile, eines Marineoffiziers, der vor zwei Jahren bei einer Havarie im atlantischen Ozean ums junge Leben gekommen war.

Sie war ebenso tugendhaft, als sie schön war. Sie bewohnte mit einer älteren Dienerin ein bescheidenes Heim, denn sie war auf schmale Existenzmittel angewiesen. Ja, Signor Saturno nannte ihren Zustand „miserrima", denn diese Signatur entsprach seinem dichterischen Bedürfnis. Ihre verschämte Armut machte ihm die schöne und elegante Frau um so interessanter. Ganz neue Gesichtspunkte lieferte die „verta" . . . Signora Fride war sehr reich gewesen, luxurios, ja verschwenderisch in ihren Gewohnheiten; jetzt lernte Saturno Roggi die rührenden Armseligkeiten einer vornehmen Frau kennen, die gleicherweise seelisch und materiell darbte.

Sie nähte ihre Kleider und Hüte selbst und lebte anscheinend nur von Kaffee, Maggi-Würfeln und Brot. Sie nahm nichts von ihrer Familie an, von der sie in Acht und Bann getan worden, weil sie den unvermögenden Da Maghenta geheiratet hatte, seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit wegen.

Die reizende Ernesta trauerte noch redlich um den Verlorenen — aber mit ihren 28 Jahren vermochte sie noch nicht zu resignieren. Sie war noch glückshungrig, und ihr verlangte nach Liebe, so wie es ihrer gesunden, blühenden Lebenskraft zukam.

Signor Saturno gewahrte bald, daß sie anfing, in seiner Nähe aufzuleben. (Dem hübschen Roggi junior schenkte die junge Witwe weniger Beachtung.) Sie begann Halbtrauer zu tragen und weinte nicht mehr gleich, sobald der Dichter von ihrem toten Gatten sprach. Sie las mit Feuereifer Roggis sämtliche Werke, bewunderte seine intime Kenntnis der unergründlichen Frauenseele, und begann, ihm zu huldigen . . .

Und Signor Saturno beobachtete das alles mit subjektivem Mißbehagen . . . Die in erwachender Lebensfreude erglänzenden Augen ernüchterten ihn. Ihre süße schmeichelnde Stimme war ihre Warnung . . . Denn seine erste Frau hatte auch solche glänzenden Augen gehabt. Diesen Augen hatte er dienen müssen, Tag und Nacht, und dabei war er als Mensch ermüdet, als Dichter verflacht und verkommen. Erst Signora Fride und die Distanz von ihr hatten ihn wieder zum Denker, zum dichterischen Charakter werden lassen — und nun sollte er sich von neuem an die Begehrlichkeit einer unausgelebten Durchschnittsnatur verlieren —?

Er kämpfte hart — aber er kämpfte siegreich.

Er widerstand dem Reiz der goldblonden Schönheit und dem Zauber der Huldigung, die man ihm mit etwas phrasenhafter Grazie spendete. Er prüfte vor dem Spiegel seine Alterszeichen, die spärlichen Haare, die Krähenfüße, die reparierten Zähne, den hageren Hals. Er bedachte, daß er nicht fähig war, mit einem jungen Wesen Schritt zu halten in allem und jedem. Er bedurfte bereits der Ruhe, der Regelmäßigkeit im Essen, der Enthaltsamkeit von Emotionen. Und aus Furcht, doch etwa der Versuchung zu erliegen, brach er eines Tages den Verkehr rücksichtslos ab und flüchtete sich heim in seine Villa Solitudine.

Der Sohn war bereits seit einiger Zeit wieder nach Bologna zurückgekehrt.

— — — — — —

Im Winter entstand ein neuer „Roggi", der Roman einer Ehe. Ein älterer Mann heiratete eine junge Witwe und ging an dieser Ehe zugrunde. Der Mann war gut gezeichnet; die Frau hatte flaue Umrisse und überzeugte nicht mit ihrem hohlen koketten Wesen. Der tragische Nimbus fehlte ihr — und gerade dieser war früher Roggis Stärke gewesen.

Roggi war sehr unglücklich über die Mängel seiner neuesten Schöpfung. Er fing an, die schöne Ernesta, an die er so oft dachte, zu hassen. Er klügelte an ihr umher, wollte ein abgeschlossenes Bild von ihr erfassen und brachte doch nur Aeußerlichkeiten zusammen.

Digitized by Google

Er sah ein: er hatte ihre unergründliche Frauenseele noch nicht entdeckt.

Aber ein halbes Jahr später erfuhr er, daß sie verheiratet sei an einen Mosaik-Fabrikanten, der mit ihr seine dritte Ehe einging.

„Er wiegt 100 Kilo, ist kinderlos und immens reich!" meldete Roggi junior, der Erkundigungen eingezogen hatte.

Von diesem Zeitpunkt an hob sich wunderbarerweise das Befinden Saturno Roggis. Er setzte den Panama nicht mehr so desparat auf den Kopf, gerade wie es kam, sondern er beobachtete wieder die melancholische Note. Carolina wurde nicht mehr gefragt, ob die Koteletten nicht vielmehr die gebratenen Sohlen ihrer Pantoffeln seien. Cesco wurde nicht aufgefordert, sich in die Gluten der Hölle zu verfügen. Sokrates vermochte ungestört seine Knöchelchen auf dem Teppich des Speisezimmers zu verzehren (denn Sokrates fand diesen Teppich für seine Leckerbissen geeigneter, als jeden Teller).

Beim Kaffee träumte Signor Saturno vor sich hin und erschaute die goldblonde Schönheit im tragischen Licht der dritten, ideal veranlagten Gattin eines brutalen Protzen . . . Ohne sich dessen recht bewußt zu sein, glühend in Sehnsucht nach der unergründlichen, leidenden Frauenseele, schrieb er einen Brief an sie voll feinster Andeutungen, im Tone hellseherischen Verständnisses . . .

Donna Ernesta antwortete sofort.

Lebendig und unabgeschwächt flutete die Begeisterung für den Dichter aus ihren wohlstilisierten, schwungvollen Worten. Ohne Vorwurf darüber, daß er ihre Freundschaft damals so jäh in Stich gelassen habe, schilderte sie, seine Teilnahme voraussetzend, das glänzende Elend ihrer Versorgungsheirat . . .

„Jetzt hungere ich seelisch hinter goldenen, üppigen Schüsseln . . ."

Signor Saturnos dichterische Begeisterung sog sich trunken an diesen Worten

Und von nun an konnte er wieder schaffen.

Seine neue Muse war bewußter, als es Signora Fride gewesen. So wie sie damals sich selbst in Kontrast gesetzt hatte mit dem leuchtenden, jubelnden Lido-Leben, so kehrte Signora Ernesta jetzt die Konflikte ihres Daseins merkwürdig geschickt heraus. Ihre Klagen flossen nicht aus der Ueberfülle tiefer Empfindung, sie waren vielmehr konstruierte Betrachtungen, schöngeistige Folgerungen. Aber Saturno Roggi prüfte die Aeußerungen seiner geistvollen Freundin nicht auf ihre Wahrhaftigkeit. Er glaubte wieder an das ideal-geistige Weib denn er lebte davon.

Zwei Jahre später ließ er sich zu einem Wiedersehen verführen. Der Mosaik-Fabrikant machte eine Geschäftsreise nach Petersburg, und Donna Ernesta lud ihren Seelenfreund zu sich ein, um wie sie schrieb die Kleinlichkeit des Alltags in der geistigen Sphäre seines Genius' zu vergessen.

Als er die Marmortreppe ihrer palastähnlichen Wohnung am Lido erstieg, kam ihm eine Dame in reicher Spitzentoilette entgegen. Und die üppigen Formen bewiesen, wie gut ihr die goldenen Schüsseln bekamen. Von Prunk umgeben, übersättigt von Wohlleben, gefiel sich die schöne Frau in der Pose seelischer Not, geistigen Hungers, idealer Verachtung aller Weltlichkeit.

Sie philosophierte wie ein Buch von Saturno Roggi . . .

Und geängstigt, vor der Wirklichkeit entsetzt, seines Ideals beraubt, entfloh der berühmte Dichter.

Das ideal-geistige Weib war von nun ab tot für ihn auf immer. Es erschien nie mehr in seinen Schriften.

Er schrieb überhaupt selten und seltener.

Bis er in hohem Alter nochmals ein größeres Werk veröffentlichte, zu dem ihn niemand geringeres als seine Carolina inspiriert hatte . . .

Er veröffentlichte ein Kochbuch, oder richtiger gesagt eine Verherrlichung gastronomischer Genüsse. Die gute Köchin trug den Nimbus unbedingten Ruhms. Alle die delikaten Rezepte, deren Erzeugnissen Signor Saturno Roggi die letzten Jahre seines Dichterdaseins gewidmet hatte, waren gesammelt, geordnet und mit dichterischem Text versehen. Und der Verfasser

Digitized by Google

der berühmten pessimistischen „Pellegrinaggio alla fortuna" gab seinem letzten Werke das Motto:

L'anima della donna
trovasi in radellona!

Zu deutsch: „Die Seele der Frau wohnt im Kochtopf."

Neue Bücher.

Ernst von Bergmann von Arend Buchholtz, Leipzig 1911. Verlag F. C. W. Vogel, 625 Seiten Mark 13,75.

Es ist wahrlich keine Uebertreibung, wenn wir die Biographie des großen Chirurgen v. Bergmann als eines der bedeutungsvollsten Bücher der Gegenwart ansprechen. Nicht allein wegen der gewaltigen Persönlichkeit, die sich uns in diesem Werke widerspiegelt, nein, die Bedeutung der Bergmannschen Biographie liegt nicht zum geringsten darin, daß hier einmal in geradezu mustergültiger Weise uns gezeigt wird, wie man Biographien großer Männer zu schreiben hat. Arend Buchholtz, der verdienstvolle Direktor und Schöpfer der städtischen Bibliotheken zu Berlin, den wir neben anderen Werken auch eine umfangreiche Geschichte der Familie Lessing zu danken haben, tritt in dieser Biographie in übergroßer Bescheidenheit mit seiner eigenen Darstellung soviel wie möglich in den Hintergrund, um, wo es nur angängig ist, seinen Helden in dessen eigenen Briefen, Schilderungen, Erzählungen, Berichten, selbst sprechen zu lassen. Dadurch wird uns die gewaltige Persönlichkeit Bergmanns zugleich menschlich nahe gebracht. Ueber 600 Seiten umfaßt das Werk, und doch: wer es erst einmal zur Hand genommen, legt es so schnell nicht wieder beiseite. Mit diesem Werk ist Arend Buchholtz in die ohnehin nur kleine Schar unserer bedeutungsvollsten Biographen getreten. Ihm sei daher unser Dank für dieses herrliche Werk dargebracht.

Mit Spannung darf man den weiteren Publikationen des verdienstvollen Biographen Bergmanns entgegensehen.

Dr. J. M.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postamter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Hans Dittmar hat durch langjähriges, zielvolles Verfolgen des Gedankens, eine vornehm-einfache deutsche Wohnung zu schaffen, schöne Erfolge im Einrichten erlangt, von denen jeder Kaufende Nutzen für die zweckmäßige, feine, behagliche Ausstattung seiner Wohnung haben kann. Auch wer mit fertigen Gedanken für die Einrichtung seiner Wohnung zu Dittmar kommt, wird doch Anregung finden, und er wird in der Lage sein, sie in individuellem Sinne zu verwenden. — Die Ausstellung in der Tauentzienstr. 10, das Hauptgeschäft Molkenmarkt 6, die Fabriken Kadiner Straße 20 und die Schriften „Wie richte ich meine Wohnung ein?" und „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten", die sämtlich, je nach dem, zur Besichtigung oder zur Verfügung kostenfrei stehen, werden dem sich Ausstattenden von der Dittmarschen Art Kunde geben. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

„Gegenwarts-Möbel", darunter wären Möbel zu verstehen, die zu dem heutigen Menschen passen, sowohl zu seinem Aeußeren, seiner Kleidung wie zu seinen Gewohnheiten. Solche Möbel werden weder hypermodern sein, noch sich allzu stark an vergangene Stilarten anlehnen. Wer solche Formen besonders gut treffen will, wird die Käufer, die aus der großen Schicht der Gebildeten kommen, beobachten und deren Wünsche sorgfältigst studieren müssen, denn gerade diese Käuferschicht ist es, die hier die Richtlinien angibt. Natürlich müssen die Forderungen der Kunst dabei berücksichtigt werden. — Alle diese Vorbedingungen werden bei der Firma W. Dittmar, Berlin C., Molkenmarkt 6, erfüllt. Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten" gibt darüber Aufschluß, sie ist kostenfrei zu Diensten.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 12 — Berlin, den 23. März 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Eine Frage der Moral.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Bei der Debatte zum Etat des Reichsamts des Innern ward eine Frage angeschnitten, die schon lange dringende Erledigung heischt. Es handelt sich um den für alle Bürger von volkswirtschaftlichem Gewissen bedenklichen Zustand, daß hohe und höchste frühere Beamte von Staats wegen eine für den Säckel des Staates sehr fühlbare Pension beziehen und gleichzeitig als die freien Herren, die sie nunmehr sind, privatim Stellungen ausfüllen, von deren Einkünften sie auch ohne weitere Inanspruchnahme des Staates leben könnten.

Die Sache hat bereits die Budgetkommission des Reichstags beschäftigt, und das Resultat der Debatte im Plenum war eine Resolution, die den Reichskanzler um eine Novelle zum Beamten-Offizierspensionsgesetz ersucht, durch welche Einkommen aus einer im Ruhestand erfolgten Privatanstellung unter bestimmten Voraussetzungen auf das Ruhegehalt angerechnet werden kann: Oder an einem praktischen Beispiel gegeben: Erhält ein Ministerialdirektor a. D. auf Grund seiner ihm vom Staat verliehenen Titulatur und seiner Beziehungen eine fette Aufsichtsratsstellung, dann soll der Staat sagen können: „Jetzt bist du so gestellt, daß du eine Pension nicht mehr nötig hast. Jetzt hast du, als ein Bürger, für den auch das Vermögen des Staates eine vaterländische Sache ist, zum Besten des Allgemeinwohls ganz oder zum Teil auf deine Pension zu verzichten."

Wenn man bedenkt, daß unser staatlicher Pensionsetat nunmehr bis zur Summe von zweihundert Millionen Mark angewachsen ist, wird man den Gedanken, auch hier zu sparen, für ganz berechtigt halten. Man wird sich nicht verhehlen, daß dieser Versuch, dem einen seine (in oft schweren Dienstjahren) erarbeiteten Bezüge zu belassen und sie dem anderen kurzerhand zu nehmen, vom juristischen Standpunkt aus betrachtet, ohne Zweifel eine Ungerechtigkeit darstellt. Wer die Sache nur kühl vom Geschäftsstandpunkt ansieht, muß zugeben, daß der Staat eigentlich kein Recht hat, danach zu fragen, ob und wieviel ein pensionierter Beamter oder Offizier nun in der ihm zurückgegebenen Freiheit verdient. Und führt diese Resolution wirklich zu einem Gesetz, so werden viele rüstige Männer, die heute nach ihrer Entlassung aus dem Staatsdienst noch sehr nützliche und dem Gemeinwohl dienende Arbeit leisten, es sicherlich vorziehen, lieber die Hände in den Schoß zu legen. „Was ich auf der einen Seite verdiene, verliere ich auf der andern." Wo ist der Mensch, der stark genug wäre, sich zum Besten des Vaterlandes über diese Argumentation hinwegzusetzen und sich nach einem Tätigkeitsfeld umzusehen, dessen pekuniärer Ertrag Seiner Majestät dem Volk zukommt? Und dazu die Schwierigkeiten verwaltungstechnischer Natur! Das umständliche Einkommen um gütige Wiederpensionierung, wenn der Beamte oder Offizier a. D. seine private Stellung verlor! Die Aktenschreiberei! Der Tintenfluß! Wer den Wechsel des Lebens und die Vorliebe für immer neue Gestalten im heutigen Wirtschaftsleben kennt, kann das Bedenken nicht unterdrücken, daß der unter Umständen ad hoc einzusetzende Beamtenapparat, der ja auch wieder seinerseits Pensionsanspruch hätte, mehr kosten würde, als die Ersparnis am Pensionsfonds einbringt.

Aber immerhin: Wenn man das Kind nicht mit dem Bade ausschüttet, läßt sich einiges er-

Digitized by Google

reichen. Es gibt im politischen Leben Fragen, die einen höhern Maßstab als den der bloßen materiellen Rechtserwägung heischen. „Eine Frage der Moral", so hat es der Abgeordnete Liesching genannt. Es mag im allgemeinen nicht unbedenklich erscheinen, wenn man die Frage, ob jemand auf seine wohlverdiente Pension verzichten soll, unter einem so wenig praktischen Gesichtspunkt betrachtet. Und schlimm wäre es, wenn man nun auch den Versuch wagen wollte, aus „moralischen" Gründen an den Pensionen der kleineren und mittleren Beamten zu sparen, die an sich so karg bemessen sind, daß diese Kategorie der einstigen Staatsdiener schon durch die Not des Lebens gezwungen wird, bei frühzeitiger Pensionierung sich nach privatem Verdienst umzusehen.

Das Moralische ist in diesem Fall ein Luxusartikel. Ein Luxusartikel, den sich nur die hohen und höchsten pensionierten Beamten leisten können. So vom Geheimrat aufwärts bis zu den vielen Reichskanzlern a. D., die sich bei uns noch ansammeln werden. Wenn (wie das bei der Debatte vorgebracht wurde) ein früherer Ministerialbeamter nur durch die Hergabe des Zauberwortes „Exellenz" Bezüge von vierzigtausend Mark jährlich bezieht, dann braucht er allerdings den Staat nicht noch um zehntausend Mark Pension zu kränken. Die Beziehungen solch hoher Herren zur Regierung bedeuten, wie die noch unvergessene Tippelskircherei des Herrn von Podbielski beweist, schon an sich ein hübsches, sich oft hoch verzinsendes Kapital. Und daß die Privatindustrie die nicht sehr anstrengenden Repräsentationspflichten entlassener hoher Staatsbeamter in ihren Betrieben zuweilen mit Gehältern bezahlt, die alle Nebeneinkünfte entbehrlich machen, ist eine Tatsache, die die Forderung, in solchen Einzelfällen am Pensionsfonds zu sparen, durchaus begründet. Wenn der kleinere und mittlere Beamte und auch der Offizier a. D., dessen Revenüen verhältnismäßig sehr gering sind, bei dem geplanten Gesetz geschont werden, ist der wirtschaftlichen Gerechtigkeit genug getan. Das übrige ist auch mehr moralisch als gerecht. Ist, da der Pensionsanspruch eigentlich nur dem Staate anvertraute Spargelder sind, bei Licht besehen, eine (jetzt staatlich zu regelnde) Depotunterschlagung. Aber da die hohen und höchsten Beamten, auch wenn sie längst aus „Gesundheitsrücksichten" entlassen sind, uns Nichtbeamten, die wir von unserer Vaterlandsliebe nicht halb so viel Aufhebens machen, immer so überlaut von ihrem Patriotismus erzählen, sei ihnen von Herzen die Gelegenheit gegönnt, zum Besten des Vaterlandes auf eine Rente zu verzichten, die für sie ein Luxus und für den Staat eine Last ist. Ich weiß auch schon einen, der es umgehend tut. Es ist mein alter Freund, der Exkanzler Fürst Bülow. Er sitzt als schwerreicher Millionär in seiner Villa Malta zu Rom. Bezieht aus dem fernen Deutschland eine den vaterländischen Pensionsfonds schwer belastende Rente, die für ihn eine Bagatelle ist. Er war es, der in unsern Tagen der luxuriösen Lebensführung uns zuerst zu spartanischer Einfachheit und größerer Genauigkeit im Staatshaushalt bis zur Ersparnis an Bürokratentinte in einer unvergessenen Rede ermahnte. Ich schicke ihm diese Nummer der „Gegenwart". Ich bin fest überzeugt, daß er, der so oft von dem Opfersinn der wahren Patrioten gesprochen, als der höchst dotierte unserer Staatsbeamten a. D. (und privatim so schwer begütert) sich beeilen wird, den andern deutschen Exbeamten in ähnlicher Lage ein leuchtendes Beispiel zu geben. . . . ?

Der Kossuth Cisleithaniens.

Von

Dr. Hans Wantoch, Wien.

Die Magyaren haben sich in das Wehrgesetz jetzt ein Kronrecht hineininterpretiert, dessen äußerste Folgewirkung es einmal sein kann, daß der ungarische Reichstag und niemand anders über Krieg und Frieden in der Doppelmonarchie entscheidet. Die Erregung hüben wie drüben der Leitha ist groß, und als erstes Opfer dieser geradezu revolutionären Umwälzung ist Graf Khuen und sein Ministerium

Digitized by Google

gefallen, das mit dem Sohne Ludwig Kossuths die ominöse Gesetzauslegung vereinbart hat.

Wieso solch eine ungeheure Umwälzung mit solcher Plötzlichkeit möglich war, darauf gibt einzig die Geschichte Antwort, und in ihr wiederum ein Name, der bereits genannt worden ist: Ludwig Kossuth. In seiner Empörergeste ist der Gedanke von der Volkssouveränität aufgesprungen. Bei Villagos hat man ihn mit russischer Hilfe freilich niedergeschlagen. Aber insgeheim wirkt er in konstitutioneller Form bis auf den heutigen Tag und die Geschichtsaufzeichnung Oesterreich-Ungarns kann es zwar umschreiben, aber nicht umgehen, daß die souveräne Krone mit dem souveränen ungarischen Volk du auf du verkehrt und paktiert hat. Das macht die ungeheure Ueberlegenheit Ungarns in dem dualistischen Gefüge dieses Staates aus. Das Nationalbewußtsein, das sich einmal so stark auszudrücken vermochte, konnte nicht mehr übersehen werden. Auch in Oesterreich hat es an Heldenmut nicht gefehlt. Die Po-Ebene weiß davon. Allein dieser Heroismus stellte sich immer in den Dienst „für Kaiser und Reich", wobei der entscheidende Akzent auf das erste Glied dieser Paarung fällt. Deutsch-Oesterreich blieb stets allzeit getreu. Das Nationalbewußtsein hat niemals so geniale Form angenommen, daß es sich gegen das dynastische Gefühl gewendet hätte, darum kann die österreichische Geschichte vom Vormärz bis zum heutigen Tage keine Parallelgestalt zu dem ungarischen Volkshelden aufweisen. Cisleithaniens politische Begabungen sind immer auf der Seite der Autorität zu finden gewesen. Das mag bei den aristokratischen Beamten Stadion und Schmerling weniger verwundern, als bei dem bürgerlichen Alexander Bach. Ihn hat die Volkserhebung emporgetragen. Aber oben angelangt, wurde er ein Arrivé. Man hat ihm immer charakterlosen Gesinnungswechsel vorgeworfen. Aber ich glaube, daß seine liberalen Anfänge mehr sein angeborenes Wesen verleugnet haben als seine reaktionäre Fortsetzung. Die scharf durchdringende Orgnisationsgabe Alexander Bachs war ihrer Art nach zum zähen, bureaukratischen Herrscher mehr geeignet als zur wildaufflammenden revolutionären Neuerung. Bach war ganz und gar nicht der Mann, Cisleithaniens Kossuth zu werden; und auch jedem anderen unter den Führern von 48 fehlte das heroische Maß. Im Grund hatte auf alle das „System" zu sehr gewirkt. Das hatte sie verbogen und verkümmert, bedächtig und skeptisch gemacht. Sie waren alle zusammen theoretisch zu viel gebildet, aber Ungarn hatte den Erfolgsvorsprung uralter praktisch politischer Schulung.

Dieser Vorteil blieb immer in seinem Verhältnis zu Oesterreich. Dem Ungarn sitzt sein politisches Temperament, sein Nationalbewußtsein im Blut, dem Deutsch-Oesterreicher bloß im Kopf. Darum konnte es das Jahr 48 zu einem Kossuth in Ungarn bringen. Dort wurde mit dem blinden Fanatismus eines nicht raisonierenden Temperaments gehandelt, hier zu Lande wurde debattiert. Und bald kamen die Meinungsgegensätze zwischen den Liberalen und den Demokraten zu scharf sonderndem Ausdruck. Auch hier gab es einen Tag, in dem das Volk hätte Sieger sein können. Aber es geschah nichts weiter, als daß man einen Minister an den Laternenpfahl knüpfte. Der große leidenschaftlich wilde Führer hat in Oesterreich gefehlt; und darum blieb die ganze Revolution der Wiener Märztage ohne weiterwirkende Größe. Sie hatte der Krone nicht jenen Respekt abzuzwingen vermocht, den die ungeheure Nationalliebe Kossuths und der Seinen errang. Man wußte es von da an, daß mit den Magyaren nicht zu spaßen sei. Als sie sich dem Zentralismus des Februarpatentes nicht fügen wollten, als der ungarische „Landtag" vom 2. April 1861 die Beschickung des Wiener Reichsrates verweigerte, da wurde die Februarverfassung vom 20. September 1865 einfach sistiert. Mit dem ungarischen Volk verhandelte die Krone. Sie erkannte es als ein Ganzes und Gleichwertiges an. Den Oesterreichern wurde zwar versprochen „die Verhandlungsresultate vor der Entschließung den legalen Vertretern der anderen Königreiche und Länder vorzulegen, um ihren gleichgewichtigen Ausspruch zu vernehmen und zu würdigen"; aber das Papier ist geduldig, und die Erfüllung

Digitized by Google

dieser Zusage blieb aus. Der Ausgleich wurde ein Ausgleich nicht zwischen Oesterreich und Ungarn, sondern zwischen Ungarn und der Krone. Die beiden haben miteinander verhandelt, beraten und paktiert, und Oesterreich wurde vor das fait accompli der 67er Gesetze gestellt.

Dadurch hatte sich Ungarn einen unschätzbaren politischen Vorrang vor Oesterreich errungen, und es wußte ihn weiterhin auszuwerten. Der Geist Ludwig Kossuths: das leidenschaftliche Nationalbewußtsein wirkte fort. Oesterreich hatte ihm nichts Gleiches entgegenzustellen. In Ungarn kam der Gedanke der Volkssouveränität zum Ausdruck, und er blieb weiterhin ausgeprägt. Jenseits der Leitha bedeutet ein lex-Zustand ganz anderes als eine Zeit der Notverordnungen diesseits. Die Vorteile der ungarischen Verfassung sind politischer Art, aber im lebendigen Kräftespiel der beiden Reichshälften schlugen sie immer wieder zu wirtschaftlichen Errungenschaften für Ungarn aus. Transleithanien läßt sich die dualistische Staatsform stets von neuem abkaufen. Innerlich ist sich jeder magiarische Chauvinist darüber klar, daß ein Oesterreich ohne Ungarn in der Welt- und Wirtschaftspolitik immer noch mehr bedeuten würde, als ein Ungarn ohne Oesterreich. Denn was uns von jenseits der Leitha zuströmt, ist nichts als eine numerische und militärische Verstärkung. Durch den Zusammenhang mit dem weiterfortgeschrittenen Oesterreich bekommt aber Ungarn ein höheres Kultur- und Wirtschaftsniveau. Trotzdem spielen sich die politisch gewitzteren Magyaren als kindisch starre Trotzköpfe auf, sie kehren wiederum ihr Nationalbewußtsein hervor und lassen sich die brüderliche Gemeinschaft mit Oesterreich in jedem Ausgleich, bei jeder Quotenbestimmung, mit wirtschaftlichen Vorteilen vergelten. Man weiß, daß die Magyaren nicht nachgeben. Man hat es anno 48 erlebt, wie weit sie zu gehen vermögen. Der Schatten Ludwig Kossuths steht heute noch in den Beratungssälen, und es ist der ewige Nachteil Oesterreichs, daß es kein gleich grandioses „Memento" zu erwecken hat. Dieses Politikum schlug zu einem Oekonomikum aus, mag es sich um neue Ausgleichsverhandlungen, um die Festsetzung der quotenmäßigen Beitragsleistung, um die Vergebung der Marinelieferungen oder um die Fleischfrage handeln. In dem allerjüngsten Fall allerdings geht es nicht mehr bloß um wirtschaftliche Vorteile, sondern um das entscheidende Recht der ganzen Staatspolitik. Oesterreich weiß sich auch diesmal nicht zu helfen, es protestiert, aber schon vor mehr als zwei Menschenaltern hat Ludwig Kossuth getan. Kossuth hat es mit leserlicher Barrikadenschrift hingeschrieben, daß Ungarn nicht nachgibt, darum muß es Oesterreich tun. Wahrscheinlich auch diesmal, wo es um das Recht der Krone geht, verweigerte Rekruten durch Zurückbehalten oder einberufene Reservisten zu ersetzen. Aber nicht immer behält das Sprichwort Recht und nicht immer ist der Nachgebende auch der Klügere von Zweien.

Die innere Größe und Ueberlegenheit der ungarischen Politik ist das Nationalgefühl ihrer Männer, von denen jeder zuerst ein Magyar, dann erst ein habsburgischer Dynast und vielleicht ein Liberaler oder Klerikaler, ein 48er oder 67er ist. Diesem Gesamtgefühl für die Nation hat Oesterreich nichts gleich Starkes entgegenzusetzen. Oesterreich hat sich niemals als ein Volk dokumentiert, wie Ungarn unter Kossuth. Niemals ist hier die Volkssouveränität im Rebellenarm eines Mannes auferstanden. Und die Gottesgnadensouveränität hat daraus hüben wie drüben ihre Konsequenzen gezogen.

Zweckverband Groß-Berlin.

Von

Julius Bab.

An einem Sonntagvormittag füllen ein paar tausend Menschen den größten Berliner Versammlungssaal, den Saal der Aktienbrauerei im Friedrichshain. Ein gutes Viertel Frauen zwischen die Männern gemischt und von mittelmäßig situierten Berliner Industriearbeitern bis zu begüterten Bürger- und Akademikerkreisen alle

Digitized by Google

Stände vertreten. Auf dem Podium am langgestreckten Tisch sitzen die Einberufer: Professor Franke, der Herausgeber der „Socialen Praxis", führt den Vorsitz, und ihm zur Seite eine ganze Reihe sehr bekannter Gestalten. Der Staatssekretär a. D. Dernburg, der Reichstagsabgeordnete Südekum, Friedrich Naumann, Dr. Hegemann, der Vorkämpfer des modernen Städtebaues, und andere mehr. Das ist der neugebildete „Ausschuß für Groß-Berlin", — lebendiger Widerhall des neu konstruierten politischen Begriffs „Zweckverband Groß-Berlin", und diese Versammlung ist seine erste Tat, der Beginn seiner Propaganda.

Zuerst nimmt Bernhard Dernburg das Wort. Man weiß, daß er nichts weniger ist als ein bestrickender Redner. Sein dünnes vorsichtig spitzes Organ, seine fast phlegmatisch schaukelnde, ein wenig saloppe, ironische Redeweise haben gewiß nichts Enthusiasmierendes. Aber allmählich fesselt die ruhige Sicherheit seines Tones, und die nüchterne Sachlichkeit seiner Rede wirkt sehr eindringlich. Klar und trocken zeigt Dernburg, was ist: daß durch ein besonderes Landesgesetz das alte Berlin, seine riesigen Vorortstädte und die Kreise Teltow und Niederbarnim zum Zweckverband vereinigt wurden, beweise an sich schon die Existenz sehr großer Mißstände, die abzustellen eben die Aufgabe des Verbandes sei. Trotz seiner gebundenen Marschroute habe der Zweckverband durchaus die Vollmacht, den schlimmsten Uebelständen der Viermillionenstadt Groß-Berlin zu steuern, denn für eine planvolle Bebauung, für gut organisierte Verbindungen, für einen ausreichenden Wald- und Wiesengürtel zu sorgen, das alles sei in die Hand des Zweckverbandes gegeben. Freilich, der Verband habe mehr eine Vollmacht als einen Auftrag durch das Gesetz erhalten, daß er aber den dringenden Auftrag nicht überhöre, den ihm die Not der Zeit gäbe, daß er seine Möglichkeiten als heilige Verpflichtungen empfände, das zu bewirken, sei eben der Ausschuß für Groß-Berlin zusammengetreten, der gewillt sei, unablässig zu mahnen, zu spornen, zu treiben, das soziale Gewissen der Bevollmächtigten zu schärfen. In seinen Plakaten und Aufrufen hat der Ausschuß darauf hingewiesen, daß „600 000 Menschen in Groß-Berlin in Wohnungen wohnen, deren jedes Zimmer mit mehr als fünf Personen besetzt ist", und das Hunderttausende von Kindern ohne Spielplatz seien; dagegen hat der Verband der Berliner Hausbesitzer mit großer Entrüstung und großem statistischen Raffinement erklärt, daß es nur 300 000 Menschen und 175 000 Schulkinder seien. Der Redner meinte mit Recht, daß kein stärkeres Argument für das notwendige Eingreifen des Zweckverbandes gefunden werden könne, als dies „nur" der heute Mächtigen. Nicht als eine neue bureaukratische Instanz über anderen Behörden habe das Zweckverbandsdirektorium zu thronen, ein mächtiges Feld wahrhaft schöpferischer sozialer Arbeit sei ihm zugewiesen, und es sei der dringendste Wunsch aller Freunde einer freiheitlichen Entwicklung, daß die Selbstverwaltung dieser großen Aufgabe gegenüber nicht versage. Hier stände sie vor einem entscheidenden Befähigungsnachweis.

Nach Dernburg erhob sich Friedrich Naumann. Und wenn bei der Exzellenz neben dem klar dargelegten Sachverhalt noch die Autorität seiner politisch berühmten Person mitgewirkt hatte, so kam bei Naumann zu alledem die ästhetische Kraft eines glänzenden Redners und verdoppelte den Jubel der Versammlung. Es ist merkwürdig, was diese dünne, schrille Stimme, die weder Kraft noch Schönheit zu haben scheint, für Wirkungen hergibt, wenn sie mit schwingender Energie Akzente verteilt und voll vibrierender Leidenschaft die glänzend geschliffenen Pointen des Vortrags unterstreicht. — — Groß-Berlin, so begann Naumann, war bisher ein formaler Begriff, einen Inhalt soll er erst jetzt bekommen! In vier Jahrzehnten hat sich die Menschenzahl auf diesem Terrain vervierfacht, ist von einer auf vier Millionen hinaufgeschnellt, und zwar ist es vor allen Dingen der deutsche Osten, die abwandernde Landarbeiterschaft von den ostelbischen Herrengütern, die ganz überwiegend dies riesige Menschenmaterial geliefert hat. Diese Menschenmengen, die eine kulturschäd-

Digitized by Google

liche Anspruchslosigkeit mitbrachten, die sich bieten ließen, was ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer niemals ertragen hätte, wurden vom Berliner Grundbesitz, dessen Werte ihr Zustrom emporschießen machte, in tausend elenden Steinkästen übereinandergeschichtet. Der ganze ungeheure Fleiß der Berliner Verwaltung in den letzten vier Jahrzehnten ist nur auf die äußere Bewältigung dieser mächtigen Quantitäten gegangen; man hat kanalisiert und gepflastert und allenfalls noch Schulen und Kirchen gebaut, aber man hat nirgends versucht, von oben her diese riesige Einheit zu organisieren, ihr die kulturellen Vorbedingungen, wie Luft und Licht, zu schaffen, ihr Qualitätswerte zuzuführen. Mit dem Zweckverband sei endlich das Organ geschaffen, das diese Aufgabe unbedingt übernehmen müsse. Der Verkehr darf forthin nicht mehr dem Bedürfnis „nachkommen", er muß ihm vorangehen, er muß den Willen zu Wohnen regulieren, leiten, wecken. Die Baupolitik darf nicht mehr die „Ausnutzung des Bodens" als ihr oberstes Gesetz ansehen, sondern die Menschenpflege! In Berlin sind, zufolge der oben erwähnten Einwanderungsverhältnisse mehr junge Menschen als sonst irgendwo im Reich, und infolgedessen mehr Heiratslustige und mehr Kinder. Was dieser Jugend an grünem Boden und blauer Luft zugeführt wird, das ist volkswirtschaftlich besser angelegtes Terrain, als ob es achtstöckige Mietshäuser trüge. Der Berliner Arbeiter zahlt im Durchschnitt 60 volle Arbeitstage im Jahr nur für sein Wohnen. Das ist viel. Es wäre vielleicht nicht zu viel, wenn er dafür etwas Rechtes erhielte, und nicht das unwirtlichste, dürftigste Loch zwischen Steinmauern. Die soziale Frage darf nicht länger ausschließlich als Lohnfrage, sie muß auch als Ausgabenfrage betrachtet werden, und die wichtigste und stabilste der Ausgaben, die Wohnungsausgabe ist einer sozialen Regulierung durchaus zugänglich. Das Maß von Verbesserungen, das durch die Fabrikgesetzgebung für die Arbeitsräume in der Tat erreicht ist, muß sich auch für die Wohnräume erreichen lassen. Beamtenverbände, Gartenstadtgesellschaften, Baugenossenschaften aller Art haben bereits vielfach bewiesen, daß anständige Wohngelegenheiten für kleine Leute auf einer wirtschaftlich durchaus vernünftigen Basis produzierbar sind. Dem Arbeiter eine Wohnstätte zu schaffen, die ihm Heim zu werden vermag, die ihn festhält, und nicht in Kneipe und Kientop förmlich hinaustreibt, ist kulturell aber auch wirtschaftlich eine Anforderung allerersten Ranges. — Hier liegt der Zweck des Zweckverbandes! Eine soziale Boden- und Bebauungspolitik betreiben, ist seine erste und letzte Pflicht; die Schmach vom Tempelhoferfeld, die Auslieferung wichtigster Lufträume an die skrupellosen Bodenspekulanten darf nicht wieder vorkommen. Herr Steiniger, der neue Direktor des Zweckverbandes, möge der Entsteiner Groß-Berlins werden! Er möge diesen riesigen Quantitäten die Organisation geben, die zu Luft und Licht und Kultur zu führen vermag! Auf daß das jäh emporgewachsene Berlin gleich den großen Hauptstädten Oesterreichs und Frankreichs auch anfange eine Qualitätsstadt zu werden!

So endete Naumann eine Rede, die mit leuchtender Bildkraft Schlag um Schlag das Bild einer großen und durchsichtigen Notwendigkeit herausmeißelte. Und der stürmische Jubel, mit der die Versammlung ihm dankte, war wohl der Höhepunkt dieser ersten Demonstration für ein erneutes, ein wahrhaft großes Berlin. — Dann begann die Debatte, die Schlacht mit den Hausbesitzern, die sich getroffen und beleidigt fühlten. Schon das letzte der Referate des Reichstagsabgeordneten Südekum leitete dazu über. Südekum, der im übrigen nun exakter auf die Details der augenblicklichen Berliner Lage einging, begegnete den heftigen Zwischenrufen der ungeduldigen Gegner auf's glücklichste mit den lebhaft applaudierten Worten: „Meine Herren Grundbesitzer, Sie haben in dieser Siedelung 40 Jahre das Wort gehabt, und für Sie zeugen ja — leider — Ihre Taten, nun lassen Sie uns einmal sprechen!" — Schließlich kamen denn aber doch die Herren Hausbesitzer zu Worte. Sie beteuerten ihre Unschuld, ihre Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen, ihre soziale Gesinnung, sie bestritten, daß Mißstände im

Digitized by Google

angezeigten Umfang vorhanden seien, und beteuerten ein Mal über das andere Mal, wie glücklich sie wären, wenn man ihnen ihr Haus abnehmen wollte. (Wirklich? Welch ebener Weg zur Kommunalisierung des städtischen Grund und Bodens wäre da gegeben!) Es kam der Vorsitzende des Berliner Mietervereins und ging grimmig gegen die Herren an, aber die fürchteten sich nicht und schlugen kräftig wieder: sie trügen den allergrößten, einen unerschwinglich hohen Teil der städtischen Lasten, und hätten dafür ein paar Privilegien, die gar nichts wert seien. — Man wird den Herren gewiß nicht alles glauben dürfen, aber daß sie sich der Mehrzahl nach in ihrem hypothekenreichen Zustande selber durchaus nicht wohl befinden, und daß sie in sehr vielen Fällen wirklich nur tun, was sie dem normalen Selbsterhaltungstrieb nach tun müssen, das wird schon wahr sein. Und darum hat ganz bestimmt der Redner der Bodenreformer recht, der in der Diskussion betonte, es könne nicht darauf ankommen, die Hausbesitzer an sich anzugreifen, der Feind stecke in der Bodenspekulation, die den Hausbesitzer selber unfrei mache und jede kommunale Verbesserung aufsauge; die Rettung sei nur in der sozialen Bodenreform. - Ich glaube und fürchte, daß der Mann recht hat; denn ob der neue Zweckverband Mittel und Weg finden wird, dem Bodenwucher energisch entgegenzuarbeiten, ob er den Mut haben wird, gegen die Gier der Privatunternehmer den sozialen Bodenerwerb in allen Formen zu fördern und zu schützen, das ist die große Frage, von deren Beantwortung zuletzt doch alles abhängig zu sein scheint. Und wieviel darf man von der sozialen Einsicht unserer Regierenden in Stadt und Land hoffen? — Aber auch das geringste Maß von Hoffnung verpflichtet noch, die Flinte nicht ins Korn zu werfen, und unablässig mit mahnender Stimme nach der Richtung zu treiben, in der man die Hilfe sieht. - Viele meinen, daß Berlin doch ein ästhetisch und kulturell verlorenes Gebilde sei, und die riesigen, sinnlos ungegliederten Steinwucherungen im Nordosten und im Südwesten, von Weißensee bis Wilmersdorf, sind ja wirklich entmutigend. Ich meinerseits klammere meine Hoffnung daran, daß der Querschnitt der Stadt von Ost nach West, von Treptow bis Grunewald doch ein ungemein organischer ist, ein Aufbau, der vom Gartenwohnort über den Arbeitsplatz zum Kultur- und Verwaltungskern und wieder zurückführt. Ein Stadtkörper mit solchem Rückgrat ist im Kern gesund und von all seinen Uebeln heilbar. Ein genialer Organisator wird vielleicht auch einmal die jetzigen peripherischen Steinwüsten zu gliedern vermögen. (Der dritte Napoleon hat sehr nachträglich die berühmten Boulevards in das Stadtbild von Paris gerissen.) Und selbst wenn das nicht mehr gelänge, — das vorhandene Uebel ist kein Grund dem Künftigen tatlos entgegenzusehen. Um jeden Zoll neuen Bodens, der jetzt an der Peripherie „der Bebauung erschlossen" werden soll, muß gekämpft werden, auf daß mit Sinn und Maß gebaut werde, daß Luft, Licht und grüne Erde bleibe, daß menschliche Wohnstätten und nicht Vegetier-Speicher zustande kommen, daß nicht nur das winkelhafteste Lokalinteresse, sondern das Lebensinteresse des ganzen großen Stadtgebildes bei jeder einzelnen Handlung bedacht werde. In diesen Kampf zu rufen, für ihn zu rüsten, ist das große Verdienst, ist die sichere Bedeutung des Ausschusses, der sich an jenem Sonntag im Friedrichshain zum erstenmal für die Geburt eines wahrhaft großen Groß-Berlin einsetzte.

Wie bestimmt man den geographischen Südpol?

Von

Dr. Adolf Marcuse,
Professor an der Universität Berlin.

Nachdem es nunmehr feststeht, daß der kühne norwegische Forschungsreisende Raold Amundsen wirklich den geographischen Südpol der Erde entdeckt hat, ist die Frage von ganz allgemeinem Interesse, wie bestimmt man auf astronomische

Digitized by Google

Weise die Lage des Südpols auf der Erde. Tatsächlich ist dies eine rein astronomisch-geographische Angelegenheit, da es sich nur mit Hilfe von Messungen an den Gestirnen feststellen läßt, ob der Polpunkt auf der Erde wirklich erreicht ist oder nicht.

Was versteht man zunächst unter den beiden geographischen Polen der Erde? Unser Planet führt seine tägliche Umdrehung oder seine Rotation um eine durch den Schwerpunkt der Erde gehende Achse aus, und die beiden Endpunkte dieser Achse werden auf der Erdoberfläche durch den geographischen Nordpol sowie durch den geographischen Südpol gebildet. Denkt man sich diese Erdachse nach Norden und Süden über die Oberfläche unseres Planeten hinaus verlängert, bis die Himmelskugel getroffen wird, so hat man die sogenannte Weltachse mit den beiden Endpunkten im nördlichen und südlichen Himmelspol. Da die Erde in Wirklichkeit von West nach Ost einmal um ihre Achse in 24 Stunden rotiert, dreht sich scheinbar die ganze Himmelskugel für jeden Beobachter auf der Erde umgekehrt, also von Ost nach West, in 24 Stunden um die Weltachse. Bei dieser Drehung ruhen nur die Pole, und alle übrigen Punkte auf der Erde wie am Himmel müssen sich in geschlossenen Kreisen um jene Pole in je 24 Stunden einmal herumbewegen. Daher beschreiben alle Gestirne, soweit sie ohne eigene Bewegung sind, also insbesondere alle Fixsterne, infolge der täglichen Erdrotation sogenannte tägliche Kreisbahnen an der Himmelskugel, die sämtlich um die Weltachse als Zentrallinie gleichmäßig herumliegen. Diese täglichen Kreisbahnen der Gestirne erscheinen nun aber einem Beobachter auf der Erde verschieden gegen die Ebene seines Gesichtskreises geneigt, je nach seiner geographischen Lage, insbesondere je nach dem Abstande des Beobachtungsortes von dem betreffenden Polpunkte der Erde. In unseren sogenannten mittleren nördlichen Breiten liegen die scheinbaren täglichen Bahnen der Gestirne schräg zum Gesichtskreise, d. h. die Gestirne, die im Osten aufgehen, steigen infolge der Erdrotation schräg am Firmament empor, erreichen ihre größte Höhe im Süden oder im Meridian und sinken dann wieder in schräger Bahn am Himmel herab, bis sie im Westen untergehen. Anders steht die Sache aber an den beiden Polpunkten der Erde; bewegt sich nämlich ein Beobachter von mittleren Breiten aus immer weiter nördlich, bis er an den geographischen Nordpol gelangt, so sieht er den nördlichen Himmelspol, der auf mittleren Breiten etwa um 50 Grad über seinem Gesichtskreis liegt (das ist die Polhöhe oder geographische Breite des Ortes), höher und höher am Himmel emporsteigen, bis jener Himmelspol am geographischen Nordpol selbst direkt senkrecht über dem Beobachter steht (geographische Breite 90 Grad). Nunmehr sieht man, daß alle Gestirne ohne eigene Bewegung, also insbesondere alle Fixsterne, während eines Tages Kreise um den Himmelspol beschreiben, die nicht mehr schräg, sondern genau horizontal oder parallel zum Gesichtskreise des Beobachters am Erdpole liegen. Diese eigenartige horizontale Bewegung der Gestirne am Himmel, ohne jede Aenderung der Höhe während 24 Stunden, dient als wichtigstes Kennzeichen dafür, daß man sich wirklich am Polpunkte der Erde befindet. Genau ebenso liegt die Sache natürlich auch am Südpol der Erde, wo nur andere Sterne (südlicher Sternenhimmel) sichtbar sind.

Wie hat nun der norwegische Forscher Amundsen die Lage des Südpols bestimmt? Er mußte dorthin im Sommer der Südhalbkugel (in unserem Winter) ziehen, da nur in dieser Jahreszeit der Pol unter einigermaßen günstigen Witterungsbedingungen zu erreichen ist. Während des polaren Sommers scheint aber Tag und Nacht stets die Sonne über dem Horizont des betreffenden Pols, und Amundsen konnte daher nur Sonnenmessungen, keine Sternbeobachtungen anstellen. Er hat nun ununterbrochen während 24 Stunden zwischen dem 16. und 17. Dezember 1911 Sonnenhöhen astronomisch gemessen und festgestellt, daß, abgesehen von der kleinen, durch die Erdbewegung bedingten und in den astronomischen Jahrbüchern tabulierten Höhenänderung des Tagesgestirns, die Sonne sich wirklich in einer horizontalen, zum Gesichtskreise liegenden Bahn am Himmel bewegte. So fand

Digitized by Google

Amundsen auf astronomische Weise den geographischen Südpol unseres Planeten. Er selbst gibt in seinem ersten telegraphischen Berichte an, daß er vom 16. bis zum 17. Dezember ununterbrochen Messungen am Himmel ausführte und außerdem den mutmaßlichen Polpunkt in einem Umkreise von acht Kilometern umkreiste. Auf diese Weise glich der norwegische Forscher in zielbewußter Weise diejenigen Fehler aus, die bei einer astronomischen Bestimmung des Pols mit so einfachen Mitteln, wie Sextant und künstlicher Horizont es sind, etwa 2 Kilometer insgesamt betragen können. Der wirkliche Südpol der Erde lag sicherlich in einem Umkreis von acht Kilometer um den von Amundsen astronomisch festgelegten Punkt, und es kann nur mit Genugtuung begrüßt werden, daß Amundsen nun auch zur Festlegung des Nordpols der Erde aufbrechen will.

Faites votre jeu!

Von

Hermann Kienzl, Berlin.

Ein großer Spielerprozeß ist vor dem Berliner Gericht geführt worden. Die Angeklagten, ob nach dem Buchstaben des Gesetzes schuldig oder nicht, waren „ausgelernte Leute" (wie sich der Chevalier Riccaut de la Marliniere ausdrückt). Sie erweckten kein übermäßiges persönliches Interesse. Der pfiffigste in ihrem edlen Kreise, Stallmann, baronisiert nach eigenem Verdienst und aus eigener Machtvollkommenheit, ließ sich entschuldigen, er war zu Schiff nach Indien. Auch andere Mitglieder der internationalen Erwerbsgenossenschaft beobachteten das Gesetz der Aesthetik: die richtige Distanz zu halten. Die Herren Buies und Graf Molff-Metternich hatten der Einladung des Staatsanwalts Folge leisten müssen. Zwei Helden, die für einen günstigen Kolportage-Roman kaum ausreichen würden, weil ihresgleichen jede tüchtig belesene Köchin kennt. Doch weniger gebildete Leute schmückten ihre Salons mit diesen Zierpflanzen, und ein Wappen, ob es nun angeboren ist, wie dem Mandril die blau-rote Hinterbacke, oder ob es der Phantasie des Hochstaplers sein Dasein verdankt, findet respektvollen Kredit bei Hoflieferanten, sowie das Vertrauen beehrter Gimpel.

Völlig gering zu schätzen ist ja Herr Buies nicht. Auch abgesehen von seiner faculté maitresse, seiner spielenden Geschicklichkeit im Handwerk mit dem goldenen Boden, ist er ein begabter Mensch. Er wußte in allen Ländern seine Würden und Titel, die dem „Gotha" entlehnt oder zugedacht waren, mit soviel Anstand zu tragen, daß es für die jeunesse dorée eine Wonne sein mußte, von ihm erleichtert zu werden! Seine Gewandtheit in jenen Formen, die Diderot als das Um und Auf der Aristokratie bezeichnet, besiegte die Dokumente der Natur. Herr Buies, in Rumänien geboren, hat sich als großjähriger Täufling zu Jerusalem in die christliche Gemeinschaft aufnehmen lassen. Freilich, die Mischehen unseres nicht in allen Stücken so erfreulich toleranten Adels sind eine häufige Erscheinung, und die halbe Ahnenprobe mochte daher auch dem falschen Marquis aus Rumänien gerne erlassen worden sein. Für die andere Hälfte kamen wohl die guten aristokratischen Gewohnheiten des Ritters auf. . . . Vielleicht aber zeigte er sein bestes Kunststück erst im Gerichtssaal. Hier hielt er sich an das Wort Bulwers: „Wir werden populär, indem wir glauben machen, harmloser an Geist zu sein, als wir sind."

Auch an dem jungen Grafen Wolff-Metternich scheint nur das Typische erheblich. Im Oktober v. J. ist er betrügerischer Schulden wegen zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden. Er lebte das Talmi-Leben vieler junger Leute, deren Hirn und Herz zu öde ist für ein redliches Dasein, für Arbeit und Erwerb. Da solche Menschen in der Gesellschaft mit sich selbst von der tödlichsten Langeweile gefoltert werden, treibt es sie von einer flachen Geselligkeit in die andere. Die Sucht zu glänzen ist fast jedem Dummkopf eigen. Die Mittel, die ein innerlich hohler Mensch zur Befriedigung seiner Anmaßung wählen kann, sind, entsprechend seinem geistigen Horizont, minderwertig. Es vollzieht sich aber bei den meisten Tagedieben von anspruchsvoller Herkunft, daß die Mittel ihrer Eitelkeit sich allmählich zu ausschließlichen Zwecken ihres Daseins verwandeln, - als da sind: Weiber, Pferde, Karten, Orgien und Heiratsspekulation.

Digitized by Google

Der Zufall, der dem einen das Patengeschenk der Not, dem anderen einen Geldsack in die Wiege legt; derselbe Zufall, der eine Krone in manche Windeln stickt (aber diese gekrönten Windeln bedürfen gerade so oft der Reinigung wie die proletarischen!); derselbe Zufall, der anständige und unanständige Menschen in allen Schichten der Gesellschaft wachsen läßt: er hat unter vielen, die gleich dem Grafen Wolff-Metternich verzehrten, was sie nicht bezahlten, gerade diesen einen dingfest gemacht. Das war Pech, jawohl! aber kein unverdientes. Mag sein übrigens, daß der falsche Schein, dem der junge Aristokrat seinen Kredit und seine Mitgifthoffnungen dankte, ihm in dem einen Falle unrecht tat. Damals nämlich, als der gewissenlose Hazardier in die Gesellschaft betrügerischer Falschspieler geraten war und man annehmen konnte: nun sei es so weit mit ihm. . . .

Will man nicht auch für den Charakter, der einem Menschen angeboren ist, den Zufall zur Verantwortung ziehen, so darf der trotz seiner wilden Gebärden schwächliche Wolff-Metternich mildernde Umstände für sich geltend machen, die der soziologischen Betrachtung würdiger sind, als seine Person. Ein gewisser Zug der Zeit geht nach skrupellosem Genuß und Blendwerk. Zwischen Anrechten und Ansprüchen herrscht kein Gleichgewicht, und auf der Wage des Glückes wird das Zünglein immer seltener vom Verdienste eingestellt, sehr oft dagegen von Strebertum, waghalsiger Spekulation und allerlei unlauterem Vorteilstauschhandel. Der Kult des Mammons und der titularen Scheinwerte wird von obenher gepflegt. Er korrumpiert. Ferner: Menschliche Habgier hat vor alten Zeiten die Stände- und Kastengliederung geschaffen und sie seither gegen den Einspruch vorurteilsloser Gesittung verteidigt. Das einstige System der Rechtsungleichheit der Untertanen hat sich auf die Bürger des modernen Staates als unterirdische Macht vererbt. In der Armee, in der Staatsverwaltung, wird die Adelsklasse sogar offen bevorzugt. Und der Bürgerstolz? Gar mancher liberale Politiker, gar manche Koryphäe der Gelehrtenrepublik, gar mancher freie Künstler glaubte und suchte seine Ehren zu vermehren, indem er sich in den Adelsstand „erheben" ließ. . . . Was verlangt ihr da noch vom Philister?! Wie er es hält, haben die Zeugenaussagen im ersten Metternich-Prozeß gezeigt. Ferner: Reiche Eltern opfern große Vermögen, kaufen ihren Töchtern adelige Gatten, und wären es kranke, verkommene Männer.

Wo solch ein Wind weht, muß ein Grafensöhnchen ein fester Stamm sein, soll es sich nicht bedenklich biegen. Der Weg vom allallgemeinen sittlichen Unrecht zum gesetzlichen des einzelnen ist kurz.

Unter den vielen tönenden Reden, die Graf Wolff-Metternich als Angeklagter hielt, machten mir nur die großsprecherischen Aeußerungen seines aristokratischen Standesbewußtseins Eindruck. Man denke: ein armer Sünder steht unter der Anklage gemeinen Betruges, und dröhnend schlägt er auf den Ritterharnisch! Gewiß, seine unbemakelten Standesgenossen werden ihn ablehnen. Aber verwandt dem allgemeinen Kastenwahn ist der Wahnwitz dieses Grafen, der, recht unbekümmert um bürgerliche Ehre und gemeines Recht, laut auf Standesrecht und Standesehre pocht!

Nicht aus den unteren Schichten des Volkes, ein, aus den Regionen der „Kavaliersehre" und der „Ritterlichkeit" stammt die dem wahren Wesen des Hazardspiels hohnsprechende Einführung, Spielschulden vor allen anderen Schulden als Ehrenschulden zu achten. Man umging damit das Gesetz, daß das gewerbsmäßige Spiel bestraft und den Spielgewinn nicht schützt. Nur die feudale Gesellschaft konnte aus ihren spezifischen Anschauungen diesen „moralischen" Schutz dem unsittlichen Spielgewerbe verleihen, nur sie, die ihren besonderen Ehrenkodex neben und gegen das bürgerliche Recht aufstellte, war ursprünglich imstande, die Verletzung solcher Ordensregel mit Achtung zu ahnden. Die feudale Gesellschaft hält ehrlichen Handwerksverdienst für nicht standesgemäß; aber das Glücksspiel, das ist standesgemäß!

Lessings Chevalier Riccaut de Marliniere, Seigneur de Pretau-val, de la Branche de Prensd'or, ein echtblütiger Kollege des berüchtigten Baron König (Stallmann), spricht: „Was ein Honnêt-homme von mein extraction kann anders haben für resource, als das Spiel?"

Während des letzten Berliner Spielerprozesses gab ein als Zeuge vernommener Kriminalkommissar überaus lehrreiche Aufschlüsse über die Hantierungen der betrüge-

Digitized by Google

rischen Falschspieler: Wie sie beim Mischen die Karten leise biegen, unmerkbar für den Fremden, wie sie Kennfarben durch ein wenig Befeuchtung aufwecken, wie sie einen aus ihrer Mitte zum verlierenden Genossen des Opfers machen und mit dem Scheingegner dann die Beute teilen. Aber die meisten dieser Winke findet der Kriminalist schon in der „Minna von Barnhelm“: „Je sais monter un coup... Je file la carte avec une adresse.... Je fais sauter la coupe avec une dexterité...“ Und genau wie der falsche Marquis aus Rumänien wehrt sich Lessings Chevalier gegen das Wort „Betrügen“: „Was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak, für ein plump Sprak. Corriger la fortune!“.... Der Staat hat also in 145 Jahren über die heimlichen Erwerbsspieler keine Macht gewonnen. Gelingt ihm einmal ein Fang, so hat das nur zur Folge, daß hunderte von Türen vorsichtiger verschlossen werden. Es ist ja auch fraglich, ob es die moralische Pflicht des Staates ist, den einzelnen erwachsenen Menschen gegen dessen freien Willen und eigenen Leichtsinn zu schützen. Zweifellos aber sollte er, der Staat, sich hüten, ein schlimmes Beispiel zu geben. Seine Lotterien kann kein parlamentarischer Ordnungsruf vom Odium des Glücksspieles reinwaschen, und wer bei diesem Spiel auf sicheren Erwerb ausgeht, das weiß der Finanzminister!

Randbemerkungen.

Zum 22. März.

Heute vor achtzig Jahren starb Goethe.

Achtzig Jahre! In solcher Frist nach dem Tode vertrocknet das lebendige Andenken von mächtigen Fürsten und erfolgreichen Tatmenschen in den Büchern der Geschichte. Von Goethe lebt nicht nur sein Andenken, nicht nur sein Werk; es lebt seine Wesenheit. Sie ist uns ein Inbegriff der geistigen Kultur der Menschheit. Ein Gleichnis der Weltseele. Goethe und sein Werk geben der Nation, aus deren Art und Kraft sie gewachsen sind, den höchsten Anspruch. Daß wir uns ohne ihn nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten, meinte Jakob Grimm. Und als die Deutschen noch „verschieden von Münz und Gewicht bis zum Gesetz“ waren, sagte an einem 28. August (Goethes Geburtstag) in einer zu Paris versammelten deutschen Gesellschaft ein Redner: „Aber wir haben eine Sprache, diese hat einen Fürsten und ein Gesetz; dieser Fürst ist Goethe, dies Gesetz sind seine Werke.“

Den Groschenkurs hat Goethes Gesamtwerk nicht. Man möchte staunen, wenn man es aus ehrlichen Geständnissen der Millionen „gebildeter“ Menschen feststellen könnte, wie verhältnismäßig wenig Leute, die „populärsten“ Dichtungen Goethes so in sich aufgenommen haben, daß sie sie in ihrem Fleisch und Blute tragen. Volkstümlich sind nur einige Gedichte und vielleicht „Werthers Leiden“ und der erste Teil des „Faust“. Es wäre die Wette nicht zu wagen, daß von unseren menschlichen Eintagsfliegen mit dem „Torquato Tasso“ und dem „Wilhelm Meister“ (von verborgeneren Schätzen ganz zu schweigen) eine größere Anzahl vertraut sei, als etwa mit einem Stück von Sudermann und einem Roman von Frenssen.... Doch das entscheidet nicht, und ein gutes Wort schrieb Hans von Kahlenberg: „Meinst du, Bismarck hätte das deutsche Reich zusammengeschweißt, damit der Pöbel Hurra schreit?“ Der Leser, nach dem sich Goethe sehnte, wächst aus jedem edleren Samen der Menschheit und wird sich, so wahr wir an die Entwicklung und Vervollkommnung der Gattung glauben, in Jahrhunderten und Jahrtausenden immerfort vermehren. Das Goethe-Werk zu vererben, ist der natürliche Beruf jener, die der Weltseele sich zu nähern streben; und das sind diejenigen, die die geistige Kultur eines Volkes und eines Zeitalters bestimmen. Nicht an die exklusiven Gelehrten, an die Goethe-Akademiker, ist dieses Amt gebunden; die haben oft genug den Wald vor Bäumen nicht gesehen und unter ihren ungezählten Zetteln die Einheit des Goetheschen Geistes verloren. Jeder lebt in Goethe, der sein Herz ihm zur Herberge macht. Wer Goethe einmal gefunden hat, begnügt sich nicht mit Goethes Dichtung. Ist sie auch, wie Jakob Grimm sagt, die Sonne am Himmel der Literatur, so strahlt sie doch nicht Goethes ganzes Licht. Wir dringen zur Leuchtquelle, zu seiner Persönlichkeit, wir genießen die Leidenschaften, Leiden und Entzückungen seines Lebenskampfes, sein Forschen und prophetisches Er-

Digitized by Google

kennen, die Harmonie seiner Weisheit; sein Allmenschliches, Allzeitliches, Allwaltliches.

Einmal sprach Goethe:

„Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit! Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit."

Das Wort ergänzt sich mit Goethes anderem Spruche:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Weiß, sich Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag vom Tag zum Tage leben."

Der Weg zu den letzten Höhen führt von der Nation zur Menschheit, vom Zeitbedingten zum Zeitunbedingten. Goethes Acker war die Zeit, es wuchs darauf die Frucht der Ewigkeit.

Die Zeitgeister haben das, was ins Zeitlose ragte, nicht immer begriffen, und die Kämpfer des „Jungen Deutschland", voran der enthusiastische Börne, erbitterten sich einst, weil der hohe Greis in Weimar nicht Lotse sein wollte in den politischen Stürmen der Gegenwart. Goethe tat, was seine Natur befahl, und wie er tun mußte, so war seine Sendung. In der Distanz der achtzig Jahre wissen wir es nun. Als in den Tagen der Julirevolution Soret zu Goethe ins Zimmer trat, rief ihm der Alte entgegen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, alles steht in Flammen!" Soret glaubte einzustimmen, indem er die eben gemeldete Vertreibung der Königlichen Familie Frankreichs beklagte. „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester", erwiderte Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten. Ich rede von dem in der Akademie zu öffentlichem Ausbruch gekommenen, so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire."

Von den Vorkämpfen um die naturwissenschaftliche Entwicklungstheorie war Goethes Denken erfüllt, nicht von den Thronbalgereien zweier Dynastien. Dem Anreiz sei ausgewichen, Goethes Verhältnis zur Weltanschauung unserer Tage, zur Evolutionslehre der Naturwissenschaft hier zu beleuchten. Er, der aus seiner Gottnatur jenen fremden Schöpfer abgelehnt hatte, „der nur von außen stieße" und „die Welt am Finger laufen ließe", er, der als emsig arbeitender Zoolog, Botaniker und Mineralog, zu exakten Findungen gelangte, die einst die Zunft hochmütig belächelte und heute die Wissenschaft staunend bestätigt, den kosmischen Zusammenhang der Dinge gefühlt und erkannt. Zu den ewigen Wahrheiten führte ihn das Erkennen im Gefühle. Deshalb kann Goethes Wissen von keiner neuen wissenschaftlichen Errungenschaft überwunden werden. Staaten, Religionen sind sterblich; die Weltseele ist ewig.

Nicht ein blutloser Philosoph, der Schöpfer und Beseeler einer körperlichen Menschenwelt war Goethe. In seiner Größe hatte jede kleine Schwäche, hatte das Zarte und das Heimliche, hatten alle Freuden der Sinne, alle Blütenträume des Himmels, alle Leidenschaften der Hölle, alle Irrungen und Wirrungen des Herzens Raum. Ein vollkommener Mensch, nicht ein ferner Heiliger, ein Bruder, nicht ein Richter des Menschlichen, ein Bruder, nicht ein asketischer Mönch des Göttlichen: das ist uns Goethe. Ein kleines seiner Lieder, ein Spruch seiner umfassenden Erfahrenheit macht uns reich.

Immer wieder ringen und stürmen junge Geister, und wollen eine neue Welt aus dem Chaos reißen. Es waren üble Goethefreunde, für die am 22. März 1832 die Dichtung abschloß; ein Grabeskult ist nicht Goetheliebe. Goethe schrieb im Greisenalter (1823) an Zelter: „Man muß vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr nach dem Grundstein zurückblicken." Und wir blicken ja nicht zurück, wenn wir auf Goethe blicken. Wohin unser Auge dringt in Gegenwart und Zukunft, dort sehen wir ihn. Was immer wir zertrümmern, was immer wir erbauen: die Sonne strahlt in alter Weise.

H. K.

Die Bergarbeiterdebatte im Reichstag hat einen Tiefstand der parlamentarischen Diskussion erkennen lassen, den man rügen und beklagen muß. Der Riesenstreik im Ruhrgebiet wird, das steht schon heute fest, dem Wirtschaftsleben Wunden schlagen. Er wird unter keinen Umständen mit einem vollen Sieg der Streikenden enden, an deren Gewerkschaftskassen er die höchsten Anforderungen stellt. Schon die Tatsache, daß die christlichen Gewerkschaftler bis auf einen kleinen, in der sozialdemokratischen Diaspora lebenden und terrorisierten Teil den Streik nicht mitgemacht

Digitized by Google

haben, mußte die Stoßkraft dieses unzeitgemäßen Angriffs erheblich vermindern. Während bei dem großen Streik im Jahre 1905 die Sympathien des gesamten deutschen Bürgertums bis weit in nationalliberale Kreise hinein die Bergarbeiterbewegung begleiteten, kümmert sich die Oeffentlichkeit diesmal überhaupt nicht um die Bergarbeiter. Ist es den Streikenden aber seinerzeit trotz dem Druck der öffentlichen Meinung nicht gelungen, ihre Forderungen durchzusetzen, so werden sie es diesmal erst recht nicht können. Eine einzige Möglichkeit hätte es gegeben, das Interesse weiter Kreise zugunsten der streikenden Bergarbeiter anzufachen: ein warmer Appell von der Tribüne des Reichstags. Was aber haben wir in den drei Tagen der Interpellationsdebatte erlebt? Ein Gewerkschaftsgezänk, das nur scheinbar die Interessen der Bergarbeiter, in Wahrheit viel mehr die Interessen der Führer wahrnahm. Fast von keinem einzigen Redner wurden positive Tatsachen vorgetragen, kein einziger illustrierte die Berechtigung des Streiks an Beispielen aus dem praktischen Leben, niemand getraute sich den Beweis dafür zu führen, daß die Arbeitsbedingungen zurzeit unerträglich, die Lebenshaltung schwer gefährdet sei. In stundenlangen Ausführungen befehdeten sich die Herren Giesberts, Behrens, König und Sachse lediglich in der Weise, daß sie gegenseitig an ihren Worten und Sätzen herumdeuteten, Preßstimmen verlasen und kommentierten, Nebensächliches (wie etwa, daß Gewerkschaftsführer einmal mit Zechenherren im Automobil gefahren seien) künstlich aufbauschten, Erwiesenes immer von neuem bestritten. Stundenlang währte dieses inhaltlose Geplätscher, und wer ihm lauschte, hatte das Gefühl, als ob er an irgendeinem öden Platz eingeregnet sei. Von den Bergarbeitern war schließlich gar nicht mehr die Rede, sondern nur noch von den Interessen der Gewerkschaften und ihrer Führer. So ging denn diese ganze Debatte nicht in die Tiefe, wie es wenigstens der Bergmann tut, sondern in die Breite. Mancher mag mit Sehnsucht an Friedrich Naumann gedacht haben, dessen Erscheinen auf dem Rednerpodium genügt haben würde, um das Plenum wenigstens zum Zuhören zu zwingen. Denn wofür diese Redner eigentlich sprachen, wenn nicht etwa für ihre Anhänger da draußen, ist nicht ersichtlich. Ergriff ein Sozialdemokrat das Wort, so gingen die Mitglieder aller übrigen Parteien entweder aus dem Saal oder sie lösten sich in Gesprächsgruppen auf und allenfalls ein Teil der Fortschrittler hörte anstandshalber zu, kam ein Redner der Rechten oder des Zentrums an die Reihe, so wiederholte sich dasselbe Schauspiel in anderer Richtung. Kann man es der Regierung verdenken, wenn sie diesem Geschwätz am dritten Tag überhaupt kein Ohr mehr lieh und wenn Herr Delbrück sich mit einer halbstündigen Anwesenheit im Reichstag begnügte? Die Interessen der Gewerkschaftsführer mögen mit denen ihrer Arbeiter identisch sein, aber nicht umgekehrt. Irgendeine Resonanz im deutschen Volk hat diese dreitägige flache Debatte nicht gehabt.

Das Urteil gegen Pfarrer Traub, den bekannten Stadtprediger von Dortmund, ist nunmehr vom Konsistorium in Breslau gefällt worden. Es lautet wider aller Erwarten auf Strafversetzung. Und es kann niemanden befriedigen, weder die Orthodoxen noch die Liberalen. Diesen wird es als eine Schikane, jenen als eine Halbheit erscheinen. In der Tat bedeutet es einen ganz unglücklichen Kompromiß zwischen einer milden Form der Bestrafung, wie es der Verweis gewesen wäre, den der Anklagevertreter beantragt hatte, und der Amtsentlassung, die allein den Orthodoxen genügen kann. Für Traub selber aber wird die Situation nunmehr recht prekär. Er steht vor der Alternative, ob er sich in einen neuen Wirkungskreis einleben oder freiwillig sein Amt niederlegen will, um als Prediger einer freien Gemeinde weiterhin in Dortmund zu wirken, ähnlich wie es Jatho in Köln tut. Es wird sich vor allem fragen, welche Pfarrstelle man für Traub bereithält. Daß es irgendein Dinsbach bei X-heim sein wird, darf man getrost annehmen. In diesem Fall müßte der Mann, der heute eine große Zahl von Verehrern hinter sich hat, der in Dortmund von einer fast einmütigen Liebe und Freude getragen wird, in fremder Umgebung von vorne anfangen. Da aber aus diesem Paulus wohl sicherlich ein Saulus zu machen ist, so würde die Versetzung Traubs einer Verpflanzung des liberalen Gedankens gleichkommen. Und das Breslauer Konsistorium könnte mit dem Pfarrer Sang in Björnsons „Ueber die Kraft" ausrufen: „Aber so war es ja nicht gemeint!" Will man, was gegenüber einem Konsistorium nicht unbedingt nötig ist, die Sache vom christlichen Standpunkt aus ansehen, so wird man die Strafversetzung als unnötige Härte empfinden einem Manne gegenüber, der mit seiner eigenen Gemeinde wie selten ein Pfarrer in einer deutschen Stadt verwachsen ist. Das Breslauer Urteil richtet sich fast

Digitized by Google

mehr noch gegen diese liberale Gemeinde, die man ihres Führers beraubt. Und noch eins ist bei der Entscheidung der Breslauer Kirchenbehörde zu beachten. Die Anklage stützte sich bekanntlich auf Verfehlungen, die Traub in seiner Tätigkeit als Herausgeber der „Christlichen Freiheit" begangen haben soll. Waren sie strafbar, so gehörten sie doch von Rechts wegen vor die ordentlichen Gerichte! Indem sich das Kirchengericht zur Aburteilung kompetent erklärte, tat es im Grunde nichts anderes als was die katholische Kirche auf Grund des Motu proprio tut: sie entzog den Beklagten den ordentlichen Gerichten und nahm die Justiz für sich in Anspruch. Im übrigen gilt natürlich von Traub wie von Fatho das Wort: Tut nichts, der Jude wird verbrannt. Da der Scheiterhaufen und die eiserne Jungfrau nicht mehr in Mode sind, so ist nur eine leichte Abänderung in formaler Beziehung nötig: Tut nichts, der Pfarrer wird versetzt. Die Formen können sich ändern. Der Geist ist hier wie dort derselbe geblieben. Dieser Geist, der angeblich christlich ist. . . .

Philosophie der Kollegbank.

Von

Fritz Giese (Charlottenburg).

Am interessantesten ist der Mensch, wenn er sich unbeobachtet fühlt, denn dann tritt sein Persönlichstes, sein Ich schrankenlos hervor, und man erkennt den Grundzug seines Wesens. Dort, wo sich nicht nur augenblickliche, vorübergehende Zeichen bemerkbar machen, sondern wo der Bewußtseinsinhalt sich zu fester Form kristallisiert, und man ein bleibendes Denkmal vor Augen hat, wird die psychische Analyse selbstredend doppelt ergiebig, weil Täuschung ausgeschlossen ist. So sind schriftliche Aufzeichnungen an und für sich ein Dokument menschlicher Natur, wenn sie aus dem Innersten stammen, aber ihre Offenherzigkeit gewinnt an Tiefe, wenn solche Meinungsäußerungen impulsiv dem unbewußten Triebgefühle des Sichluftmachens entstammen.

Zu solchen Wahrzeichen unbewußter Selbstdarstellung gehört die Philosophie der Kollegbank.

So habe ich mich einmal bei passender Gelegenheit in leeren Hörsälen umgeschaut und eine Auslese von studentischen Sentenzen zusammengetragen, wie sie mir einige Auditorien der Berliner Universität geschenkt haben. Da die Natürlichkeit der Stichproben gewahrt sein soll, schon um den Geist unserer Hochschüler kennen zu lernen, muß verzichtet werden, mit Rücksicht auf die Moralität oder guten Ton oder auch auf persönliche Kritik, die kräftigsten Dinge zu publizieren. Was aber übrig blieb, darf jedenfalls nicht retouchiert sein.

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, das Ideal der Verbindung, des Couleurwesens sei ein wesentlicher Inhaltsbegriff unbewußter studentischer Philosophie. Jedenfalls zeigt es die Berliner Kollegbank nicht. Die Sammlungen von Schnörkeln und Wappen oder sonstigen gewerblichen Verbandszeichen ist nur ein Nebenstück. Ja, selbst wenn einmal einer das alte studentische Idealbild aufzeichnet, wie ihn seine Muse antreibt, geht es nicht ohne Randglosse ab. Es steht beispielsweise geschrieben:

Schmarren schwanger,
Stöckchen schwingend,
Hoch die Nase,
Pfeifend, singend,
Schief die Mütze,
Brust heraus,
Sieht ein flotter
Studio aus.

Wozu sofort Nebenglossen, wie „Vertreter einer alten Zeit", „ekelhaft" ertönen. Und wütende Bemerkungen, wie „Weiber raus", sind nur ohnmächtige Versuche, gegen die neue Zeit anzukämpfen. Beliebte studentische Sentenzen, wie „In Halle, da saufen sie alle", „In München gibt's ein Kindchen" und ähnliche Universitätscharakteristiken sind sehr, sehr selten vorhanden. Nur das Neue wird gehaßt, und die akademische Frau zumeist. Ein anderer „singt":

Die akademische Frauenfrage,
Ein äußerst schweres Kapitel.
Ich glaube, es gibt nur ein Mittel,
Zu beseitigen die Weiberplage.
Was hier hereinschneit mit schlotterndem Kittel,
Verblödeten Blicks, mit stets kurzem Haar,
Und jedes tiefen Verständnisses bar,
Die soll man zum Teil, was sie schreien und klagen,
Recht fix und komplett ins Tollhaus jagen,
Die andern dito ins Spittel.

Ut desint vires, möchte man sagen. Neben der Frauenfrage beschäftigt den Studenten als

Digitized by Google

einziges, mit der Universität zusammenhängendes Kapitel, der Unterricht selbst. Und es ist gewöhnlich mehr ein Stoßseufzer, denn eine allgemeine Schlußfolgerung, die sich der ächzenden Brust des Studenten entringt. Teils sind es einfache Umdichtungen, etwa wie:

Ueber allen Bänken ist Ruh,
Vom Katheder spürest du
Kaum einen Hauch,
Alles schwänzt ohne Sorgen,
Warte nur, morgen
Schwänze ich auch."

oder:

Wanderer, kommst du nach Würzburg,
Verkünde dorten, du habest
Mich hier schlafen gesehn,
Als ich Gierke gehört.

Nicht alle sind fähig zu langen Klagen. Manch einer ist kurz und kräftig: „Salve, Professore, dormituri te salutant." Oder boshafter: „Hier ist eine gute Schlafstelle, Mittwoch von 11 bis 1 Uhr und Sonnabend von 12 bis 1 Uhr, für 15 Mark zu vermieten, bei Dr. (folgt Name eines bekannten Germanisten)." Und es scheint die historische Grammatik wirklich Schwierigkeiten zu machen, denn ein anderer seufzt:

„Großer Gott, dich loben wir,
Wenn Ferien haben wir;
Nun ist es Schluß?
Das war doch gar zu bunt
Der Konsonantenschwund,
Gott, welch ein Stuß."

Aber auch diese Rubrik, die gewöhnlich nur freundliche Ermunterungen, wie „Kippste nicht bald um" und dergleichen, enthält, dominiert immer noch nicht. Vielleicht, weil der alles versöhnende Schlaf nicht gegen die Wissenschaft rebellisch macht. Von Revolution ist niemals die Rede, uns jenem groben „Weiber raus", passen sich allenfalls Worte wie „Juden raus", „Engländer und Tschechen raus" an. Die Politik ist aber niemals ein Thema studentischer Kollegbankphilosophie.

Fragen wir uns denn, was der Student überhaupt für eine Weltanschauung habe, so gibt es nur ein Ideal: Nietzsche. . Es heißt wiederholt: „Du gehst zu Frauen, vergiß die Peitsche nicht" oder „In der Liebe des Weibes ist Ungerechtigkeit und Blindheit gegen alles, was es nicht liebt", jedenfalls stets mehr oder minder genau wiederholte Zitate oder Sentenzen gleicher Richtung. Wenn der Philosoph selbst im Studenten erwacht, ist es stets nur Banalität. „Und der Student hat seine Pflicht von 9 bis 1 Uhr, mehr tut er nicht." „Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen, hast du die Randbemerkungen gelesen?" „Es rennt der Mensch durch seines Lebens Weh, wie der Rennschlitten durch den Schnee." An Mystik erinnert es, wenn da steht:

Der Wasseresel steigt empor
Und legt sich rücklings auf das Moor,
Und ordnet künstlich sein Gebein,
Im Hinblick auf den Mondenschein;
Der Mond mit seinen Strahlen brennt
Auf seinen Bauch ein Ornament.

Der Unsinn kann nie übertrieben werden, und Proben, wie „Impfung ist, wenn man ihre Gefahr nicht kennt, Dummheit; wenn man sie kennt, ein Verbrechen", können es dahin bringen, daß man Beispiele, wie das folgende, noch als Glanznummern studentischer Philosophie ansehen muß:

Benutz nur die Federn ins Kollegheft zu schreiben,
Als hier auf den Bänken Allotria zu treiben;
Schreibt allenfalls 'nen Mädchennamen hin,
Das nimmt keinen Platz weg, und gibt doch 'nen Sinn.

Und damit komme ich eigentlich erst zu dem Inhalt jugendlich studentischen Denkens: zur Erotik und ihren Grenzgebieten. Sie bildet den überwiegenden Anteil studentischer Ideale und akademischen Denkens, wie die Kollegbank beweist. Denn mindestens 90 Prozent aller Inschriften sind erotisch oder dem Erotischen verwandt. Die Liebe ist, nach der Analyse der Kollegbänke zu urteilen, die Hauptidee der Studierenden. Ich sah Sitze, deren Bank in Dutzenden von Exemplaren bis zum Wahnsinn gesteigert denselben Namen trug: Ruth, Ruth, Ruth usw., von dicken Tintenquadranten umzäunt. Ich zählte einige dreißig Wiederholungen. Aber es ist harmlos und verständlich. Ebenso Ausrufe wie „Süße Irmgard, Pussel, Klops, Knäuel", „Eva, du schlimmes Weib", oder neben einem obzönen Bilde, das unkünstlerische Hände hingeschmiert, das Wort „Ach, Kind, wenn du das tätest". Ueberhaupt wären die bildlichen Darstellungen ein Kapitel für sich, das sich leider aus inhaltlichen wie technischen Gründen in einem Aufsatze

Digitized by Google

nicht wiedergeben läßt. Die Erotik betont aber den Kernpunkt akademischen Denkens noch viel offener: „Beben sollst du und mich lieben, wenn in deine Schönheit stolz ich mich versenke, ich, dein Herr und flehender Held zugleich (daneben von kritischer Hand „ein Kater mauzt" geschrieben)". Das Metropoltheater und die anderen Bildungsstätten äußern sich beim Studenten in „Madge Lessing", „Hulda vom Hausvogteiplatz", „Erst kamen die Schuhchen, die Kleider und dann, ja dann kam sie". Und wie ein sehnsüchtig englisches Wort aus dem Auditorium Münsterbergs „like a very bright star you have looked in my heart" vornehm klingt, so ist auch das folgende, das auf den Platz einer Studentin geschrieben wurde, der der ältliche Dozent eine auffallende Huldigung zuteil werden ließ, in seiner Art eine Ausnahme: „Oh, oh, oh, dich beißt der Liebesfloh; ei, ei, ei, das gibt ein faules Ei; uh, uh, uh, die Liebe gibt keine Ruh; ih, ih, ih, du kriegst zur Frau sie nie; ach, ach, ach, das endet noch mit Krach." Denn sonst sind die erotischen Aeußerungen recht unverblümt und behandeln einseitig dasselbe Thema:

Ach, wär ich doch bei Lotti
Und nicht bei diesem Herrn,
Bei diesem muß ich schlafen,
Bei ihr tät ich's so gern.

Und dieser Spruch, der sich merkwürdig oft vorfindet, und auch Varianten trägt, je nachdem der Verfasser ein Jurist oder Philologe war (der Jurist sagt in der zweiten Zeile z. B. „dem BGB. recht fern"), teilt diese Wiederholung mit jenem anderen „von dem flotten Studenten, der sein Stöckchen schwingt". Man sieht, die Phantasie der Studenten ist nicht groß, sondern klammert sich unfähig an Vorbilder. Daß aber nicht nur der Student sich daran beteiligt, daß auch die Studentin mit erotisiert, zeigen Ausrufe, wie „Georg, du Süßer" und andere mehr.

Doch genug des grausamen Spiels. Es ist vielleicht grausam, in den Idealen junger Studierender herumzuwühlen und sie öffentlich zu produzieren.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Hans Dittmar hat durch langjähriges, zielvolles Verfolgen des Gedankens, eine vornehm-einfache deutsche Wohnung zu schaffen, schöne Erfolge im Einrichten erlangt, von denen jeder Kaufende Nutzen für die zweckmäßige, feine, behagliche Ausstattung seiner Wohnung haben kann. Auch wer mit fertigen Gedanken für die Einrichtung seiner Wohnung zu Dittmar kommt, wird doch Anregung finden, und er wird in der Lage sein, sie in individuellem Sinne zu verwenden. — Die Ausstellung in der Tauentzienstr. 10, das Hauptgeschäft Molkenmarkt 6, die Fabriken Kadiner Straße 20 und die Schriften „Wie richte ich meine Wohnung ein?" und „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten", die sämtlich, je nach dem, zur Besichtigung oder zur Verfügung kostenfrei stehen, werden dem sich Ausstattenden von der Dittmarschen Art Kunde geben. W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin, Molkenmarkt 6.

„Gegenwarts-Möbel", darunter wären Möbel zu verstehen, die zu dem heutigen Menschen passen, sowohl zu seinem Aeußeren, seiner Kleidung wie zu seinen Gewohnheiten. Solche Möbel werden weder hypermodern sein, noch sich allzu stark an vergangene Stilarten anlehnen. Wer solche Formen besonders gut treffen will, wird die Käufer, die aus der großen Schicht der Gebildeten kommen, beobachten und deren Wünsche sorgfältigst studieren müssen, denn gerade diese Käuferschicht ist es, die hier die Richtlinien angibt. Natürlich müssen die Forderungen der Kunst dabei berücksichtigt werden. — Alle diese Vorbedingungen werden bei der Firma W. Dittmar, Berlin C., Molkenmarkt 6, erfüllt. Die Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten" gibt darüber Aufschluß, sie ist kostenfrei zu Diensten.

Leibniz-Keks

TET-Paket 30 Pf

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 13 Berlin, den 30. März 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Im Jahrhundert des Kindes.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Der Aufsatz, den Frl. Dr. Helene Stöcker in diesen Blättern veröffentlichte, hat teils freudige Anerkennung, teils heftigen Widerspruch gefunden. Die Damen, die den „verdienstvollen" Berliner Frauenkongreß vorbereitet, verdienstvoll, weil sie zum ersten Male in der Geschichte eine revolutionäre Bewegung sozusagen „hoffähig" machten, stehen nun trotz ihrer (revolutionären) Friedensliebe mittendrin in schwerem Konflikt.

Die Damen haben uns offenbar noch immer nicht verstanden. Deshalb sei es bei der prinzipiellen Bedeutung des Falles gestattet, klarer zu werden.

Also: Nicht um neu zu erobernde Frauenrechte geht dieser Streit. Um die (fast lächerliche) Frage, ob und wo das schönste Recht des Menschen, das Recht, Liebe zu schenken, in den Gesetzen unserer Gesellschaftsmoral eine natürliche Grenze findet.

Es wird manchen, der das Glück hatte, die Frau nur von ihrer besten und stärksten Seite (von der Seite des Herzens) kennen zu lernen, wundern, daß gerade bei dieser Gelegenheit ein solches Thema angeschnitten ward. Und wenn es nach den sehr schönen Kongreßreden ginge, ist unserer tapfern Weiblichkeit so etwas auch gar nicht eingefallen. Aber das ist ja das Peinliche. Dieser Versuch, das Tätigkeitsfeld der allgemeinen Menschenliebe wie einen Sportplatz abzustecken, ward still hinter den Kulissen gemacht. Ehe ihr Kongreß vor das Forum der Oeffentlichkeit trat, haben es die Damen des sozialen und politischen Fortschritts in langen Konferenzen beredet, wo die werktätige Liebe für die Mühseligen und Beladenen aufhört, eine — Wohltat zu sein.

Wo? — Der Gedanke, daß es keinen Gefallenen auf dieser Erde gibt, dem wir aus der Erwägung heraus, daß wir selbst so viel bessere Menschen sind, unsere Hilfe versagen dürfen, ist schon lange, ehe die emanzipierte Frau sich entdeckte, für alle kultivierten Menschen simple Selbstverständlichkeit gewesen. Und wenn es Erdgeborene gab, die es aus angeblich moralischen Gründen für richtig hielten, eher einen gestrauchelten Mitmenschen verkommen zu lassen, als ihm zu helfen, so haben diese Engherzigen bisher meist dem härteren Geschlecht der Männer angehört. „Nicht die schwachen, sondern die starken Seiten spezifisch männlicher Lebensbetätigung sind es, denen wir gleichkommen wollen. . . ." Bislang glaubte ich, daß dies der Sinn aller Frauenbewegung sei. Aber die Damen, die den Berliner Kongreß vorbereiteten, scheinen es dem Mann auch auf dem Gebiete gelegentlicher Herzlosigkeit gleichtun zu wollen. Ja, man kann ruhig sagen, sie haben ihn übertroffen. Der Beschluß, daß die Organisation, die sich mit der Wohlfahrtspflege der illegitimen Kinder beschäftigt, als nicht der Volkswohlfahrt dienend, weder auf dem Frauenkongreß noch auf der Frauenausstellung etwas zu suchen hätte, ist das Engherzigste, was uns seit langem begegnet.

Niemand, der für das Grundfundament, auf dem sich Staat und Gesellschaft aufbauen, Verständnis hat, wird das Institut der Ehe unterschätzen. Die Ehe ist die einzige Form, die das Zusammenleben zwischen Mann und Frau erst zu einem Quell des Segens für das Volk macht. Nicht nur im Sinne eines gesunden Nachwuchses. Auch im Sinne der Sittlichkeit. Alles, was die Völker groß und stark gemacht

Digitized by Google

hat, ist im Schoße des Familienlebens gewachsen. Alles, was ein Volk schwächt, die Verbreitung der verheerendsten Volkskrankheiten, mangelhafte Ernährung im Kindesalter, Unreinlichkeit, mangelndes Sittlichkeitsgefühl, Verwahrlosung kommt von jenem Heer der Enterbten, denen nie ein fürsorgliches Elternhaus geleuchtet. Gewiß, die Menschen, die in jugendlicher Unreife Kinder in die Welt setzen, ohne ihnen in gemeinsamer Zusammenarbeit ein Elternhaus geben zu wollen, vergehen sich gegen die primitivsten Voraussetzungen volkswirtschaftlichen und menschlichen Verantwortlichkeitsgefühls. Die Gesellschaft hat ein Recht, sich gegen die Väter der unehelichen Kinder zu wehren. Sie hätte sogar die Pflicht, sie in noch ganz anderem Maße als es unsere in dieser Hinsicht viel zu zaghafte Gesetzgebung zuläßt, für ihr Tun verantwortlich zu machen. Auch eine gewisse „Entrüstung" wird für Menschen, die sich in der Rolle des Sittenrichters gefallen, verständlich bleiben. Man sollte sich den Fall immer sehr genau ansehen, um zu sehen, ob das Mädchen als die Verführte nicht eher Mitleid verdient. Aber auf keinen Fall wird sich diese vom gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Standpunkt noch verständliche Abneigung gegen die Eltern unehelicher Kinder auf das Kind selbst erstrecken dürfen. Es sind die unglücklichsten Geschöpfe, die es gibt, die, wie es dann die sich wehrende Gesellschaft so nennt, keinen ehrlichen Vatersnamen haben und die ihre ganze lange Kindheit hindurch, wie das dann auch die Nichtgestrauchelten so nennen, einen Makel mit sich herumtragen müssen, an dem sie selbst ganz unschuldig sind.

„Ja," sagen die Damen vom Festkomitee, „das mit der Fürsorge für die unglücklichen Kleinen ist ja schon eine schöne Sache, aber die Mutterschutzbewegung sorgt nicht nur für die Kinder, sie sorgt auch für die -- „gefallene" Mutter, und deshalb mußten wir, die wir alle anständige Frauen sind, diese Organisation fernhalten." Ist's möglich? frage ich mich. „Wer sich frei fühlt von aller Schuld, der werfe den ersten Stein auf sie. . . ." Wer sich frei fühlt. . . . Nun ja, die Damen von der aufgeklärten Frauenbewegung fühlen sich alle frei. Aber ist's glaublich, daß es heute noch Gebildete gibt, deren (zugegeben) verständliche sittliche Entrüstung nicht einmal vor dem Wochenbett einer jungen Mutter zum Schweigen kommt? Und dazu die praktische Erwägung: Wie ist eine Fürsorge für uneheliche Säuglinge denkbar, die sich nicht gleichzeitig auf die Mutter erstreckt, deren Kräfte für das Kind unersetzbar sind? Aus moralischen Gründen sich des Säuglings annehmen. Aus moralischen Gründen seine Mutter zur Strafe für ihren „Fehltritt" hilflos ihren Schmerzen überlassen. Das ist die Menschenliebe, im Sinne der Frauen, die ihr Geschlecht zu höherer gesellschaftlicher und politischer Wesensart hinaufheben wollen.

Ich bekenne mich als Freund der Frauenbewegung. Es ist verständlich, daß unsere Mädchen nicht mehr auf den „Erlöser Mann" warten wollen. Schön über Küche und Keller hinaus auch noch nach sozialer und politischer Betätigung zu streben. Aber ich gestehe, daß ich mir der Frauen Rolle als werktätige und den Männern gleichgestellte Mitarbeiter im Dienste der Sozialpolitik denn doch anders vorgestellt habe. Ich glaubte immer, die Frauen würden uns helfen, so manches hemmende Vorurteil zu überwinden, ihre Freiheit, für die sie kämpfen, würde ein anderes, zeitgemäßeres Gesicht haben als die politische Freiheit von uns Männern, auf der schon der Staub von Jahrhunderten liegt. Die Politik und insbesondere die Sozialpolitik braucht durchaus nicht, wie das die Männerarbeit bisher nur allzusehr getan, so ausschließlich aus den kühlen Quellen des Verstandes genährt zu werden. . . . Der Mann im politischen Werkgetriebe der Kopf. Die Frau das Herz. So könnte es in künftigen Zeiten, wenn die Frauen einmal ihr Ziel erreicht haben werden, so etwas wie eine Verjüngung des politischen Lebens geben, das heute ob seiner Oede und rein verstandesmäßigen Nüchternheit so viel Abstoßendes hat.

Aber wie weit die Frauenrechtlerinnen von heute davon entfernt sind, ihre natürliche Mission zu erkennen, das zeigt nichts so sehr wie ihre ängstliche Zurückhaltung vor den wirk-

Digitized by Google

lich Vorurteilslosen. Wer das Vorurteil gegen die politisch gleichberechtigte Frau überwinden will, muß sich selbst erst von den schlimmsten Vorurteilen freimachen. Sie, die ja selbst im gewissen Sinne Revolutionäre sind, sollten es längst aus dem Buch der Entwicklungsgeschichte gelernt haben, daß es die große vorurteilsfreie Menschenliebe und nicht kleinliche Enge war, die die Befreier der Menschheit stark zum Kampfe gemacht.

Deutsche Renaissance.

Von

Johannes Gaulke.

Es klingt wie eine Utopie, wenn man von der Renaissance einer nahen Zukunft etwas hört. Und nun gar erst die deutsche Renaissance! Vor einem Jahrzehnt war viel von der Renaissance des Tingeltangels (Wolzogen-Bühne, Kabarett usw.) die Rede, dabei ist es aber geblieben. Die Renaissance des Geistes scheint in Fernen gerückt zu sein, die sich in dem Maße erweitern, wie sich Handel und Technik ausdehnen. Der Amerikanismus, d. i. der zur höchsten Potenz gesteigerte Merkantilismus, hat uns mit Haut und Haaren verschlungen. Das deutsche Volk, das jahrhundertelang abseits der großen Weltgeschehnisse stand, das, betäubt von dem Gedröhn der dynastischen Zänkereien, in schlafmütziger Ruhe zusah, wie die anderen Völker die Erde unter sich verteilten, ist aus seinem Schlaf erwacht! In wenigen Jahrzehnten hat es sich unter den großen Industrievölkern eine führende Rolle erobert, aber darüber hat es die Kultur des Geistes zu den Akten gepackt. Ein kühnes, skrupelloses Draufgängertum, eine Bewertung des Menschen nach seiner merkantilischen Verschlagenheit, eine Anbetung des goldenen Kalbes — so könnte man ungefähr die Signatur der Zeit charakterisieren.

Und nun kommt jemand und schmettert in fröhlichem Wagemut die Parole „Deutsche Renaissance“ in das Tohuwabohu. In zwei Büchern*) legt Paul Friedrich sein auf die Befreiung des deutschen Volkes aus den Fesseln einer geisttötenden Zivilisation gerichtetes Programm nieder. Ich rechne es ihm als ein besonderes Verdienst an, daß er einen aufrechten Mann, dessen Lebenswerk von den modischen Tageserzeugnissen fast überwuchert ist, den deutschen Philologen und Philosophen Paul de Lagarde in voller Klarheit vor uns erstehen läßt. 1891 gestorben, ist sein Charakterbild schon heute gänzlich verwischt. Er war eine durch und durch „unzeitgemäße“ Erscheinung, weil er sich nicht hübsch einordnen ließ. Den Radikalen war er zu konservativ, den Konservativen zu radikal, den Deutschen zu national, den Juden zu wenig — judenfreundlich gesinnt. In einer Zeit, da das Strebertum sich mit unheimlicher Schnelligkeit ausbreitete, stand er einsam da, aber stets durchdrungen von dem Glauben an die Persönlichkeit im Menschen. Er war kein Mann der faulen Kompromisse, noch ein Leisetreter und Aemterjäger. Lagarde, der die ganze Bismarcksche Aera erlebt und erlitten hat, sah die Entwicklung, die auf den Siegestaumel, den Gründungsschwindel und das staatlich subventionierte Strebertum folgen mußte, voraus: unbedingte Unterwerfung und Vernichtung jeder persönlichen Regung. Bismarcks Regierungsmaximen haben dem deutschen Unabhängigkeitssinn gründlich den Garaus gemacht. Wenn Unabhängigkeit des Geistes, die Liebe zur Einsamkeit, der Eigenartigkeit der einzelnen Menschen die wichtigsten Eigenschaften des Deutschtums seien, wie Frau von Staël in ihrem Buch über Deutschland schreibt, so konnte Lagarde in bitterer Ironie darauf antworten: „Unabhängigkeit ist nicht allein fast ein Verbrechen in einem Lande, in welchem die öffentliche Meinung so geflissentlich gepflegt und so sehr gefälscht wird wie jetzt bei uns, sondern sie ist da fast unmöglich, wo es so schwer gemacht ist, auf eigenen Füßen zu stehen wie in unserem Vaterlande.“ Was der Verfasser der „Deutschen Schriften“, selbst unter dem Druck der

*) Deutsche Renaissance und Paul de Lagarde und die deutsche Renaissance. Beide im Xenien-Verlag zu Leipzig. 1911.

Digitized by Google

Bismarckschen Gewaltpolitik stehend, in bezug auf den schwindenden Unabhängigkeitssinn im deutschen Volke sagt, trifft heute noch in der Hauptsache zu.

Ein Mann wie Lagarde mußte überall anstoßen, oben und unten, in Regierungskreisen und im Bürgertum. Er hatte sich namentlich den Haß des deutschen Liberalismus wegen seiner dem Judentum gegenüber beobachteten kühlen Reserve zugezogen, obgleich er nichts weniger war als ein Antisemit nach dem Herzen der Liebermann und Genossen. Ihm war die Judenfrage keine Religions- oder Toleranzfrage, sondern mehr eine Machtfrage, wie die katholische Frage eine Machtfrage ist. „Auch Geldbesitz und die Monopolisierung der Presse sind für das moderne Judentum nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur Herrschaft.“ Ohne Frage verfügt das Judentum in den mitteleuropäischen Staaten über ideelle und materielle Machtmittel, die in gar keinem Verhältnis zu seiner Bevölkerungsziffer stehen. An dieser Tatsache läßt sich nicht rütteln, nur über die Ursache, daß Juda einen Staat im Staate bildet, kann man verschiedener Meinung sein. Verdankt das Judentum seine Machtstellung der eigenen Intelligenz und Beweglichkeit? oder der Schwerfälligkeit und der mangelnden geschäftlichen Umsicht seiner Wirtsvölker? Mir will es scheinen, als hätte gerade das deutsche Volk den Siegeszug des Judentums gut vorbereitet, da es sich in beispielloser Indolenz kaum noch um Dinge kümmert, die außerhalb der engbegrenzten Berufssphäre liegen. Die Juden sind die stärksten Kunstkonsumenten, und das kärgliche Mäzenatentum, das wir in Deutschland haben, setzt sich zum bei weitem größeren Teil aus Juden zusammen. Unsere Aristokratie, das preußisch-deutsche Junkertum, ist kunstfeindlich, das deutsche Bürgertum zum überwiegenden Teil indifferent und der aufstrebende Arbeiterstand zu wenig zahlungskräftig, um die Kunst unterstützen zu können. Bleibt also nur das Judentum als der einzige treibende Faktor im geistigen Leben seines Wirtsvolkes.

Es sind Zustände, die zum Himmel schreien. Wer aber trägt die Schuld daran? Etwa der Jude, wie unsere waschechten Antisemiten behaupten!? Nein, die „Verjüdelung“ des geistigen Lebens ist immer das Werk der Wirtsvölker. Darum konnte Lagarde mit vollem Recht sagen: „In dem Maße, in welchem wir Wir werden, werden die Juden aufhören, Juden zu sein.“

Um eine deutsche Renaissance zu erleben, dazu bedarf es aber noch eines anderen Emanzipationskampfes, des Kampfes gegen die Mächte des Mittelalters, gegen die Heiligen und Ritter, die es sich im Deutschen Reiche wohnlich eingerichtet haben. Es mag von einer schönen Toleranz zeugen, wenn man die Religion als eine Privatsache betrachtet, aber sie ist es nicht, solange in ihrem Namen die unerhörtesten Attentate auf den freien Gedanken ausgeübt werden, solange aber auch die Religion als ein Mittel zur Erweiterung der Machtsphäre Roms skrupellos benutzt wird. Ein Motuproprio des Papstes, das jeder Kulturmensch als einen Faustschlag ins Gesicht empfinden müßte, regt den deutschen „Renaissance-Michel“ von heute, der bei jeder unpassenden Gelegenheit gewaltig mit dem Säbel rasselt, aber sonst das Maul hält, kaum auf.

Paul Friedrich zitiert in seinem Buche „Deutsche Renaissance“ ein schönes Wort: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen treiben.“ Wo sind die Männer geblieben, die, vom reinsten Idealismus beseelt, nicht nach einer metallischen Gegenleistung für ihre Arbeit fragen? Der Amerikanismus, der uns über Nacht auf den Pelz gerückt ist, bewertet den Menschen nicht nach dem, was er ist, sondern nach dem, was er hat. Mit prostituierten Weibern läßt man sich im allgemeinen nur über Nacht ein, die Prostitution der eigenen Person, die sich namentlich in der Geschäftsliteratur von heute kundgibt, übt man bei voller Tagesbeleuchtung aus. Wir haben es schon dahin gebracht, daß man über denjenigen, der eine Sache um ihrer selbst willen treibt, mitleidig die Achseln zuckt. Wer sich nicht prostituieren will, gilt als ein Sonderling, meistens als ein Dummkopf. — Wie lange noch? Ich fürchte, daß es mit der deutschen Renaissance noch gute Weile hat. Aber den-

Digitized by Google

noch ist es gut und nützlich, daran zu erinnern, daß es nicht immer so gewesen ist, also auch nicht immer so zu bleiben braucht. „Alles liegt an den Menschen", sagt Lagarde, und an nichts hat Deutschland so großen Mangel wie an Menschen, und keinem Dinge ist Deutschland mit seiner Anbetung des Staates, der öffentlichen Meinung, der Kultur, des Erfolges so feindlich, wie dem, wodurch allein es Leben und Ehre erlangen kann, dem einzelnen Menschen." -- Vom Herdentier zum Menschen ist ein weiter Schritt, aber wir müssen ihn zurücklegen, um nicht in dem großen merkantilischen Sumpf jammervoll zu versinken.

Über das Kunstwerk Thomas Manns.

Von

Erwin H. Rainalter.

Als Dickens durch den Tod mitten aus seinem Schaffen gerissen wurde, aus seiner Arbeit an dem Werke, das sein bestes und größtes hätte werden sollen: Edwin Drood --: da war seine Lebensaufgabe unerfüllt und wartete auf jene Berufenen, die sie wieder aufnehmen und der Vollendung zuführen sollten. Der erste, der bewußt und mit ebenbürtigem Können auf den Spuren des großen Engländers wandelte, war Otto Ludwig, indem er die Heiterethei schrieb. In unseren Tagen ist es Thomas Mann, der von Dickens gelernt, sich an ihm geschult hat und dem Meister nun mit großer Delikatesse und viel Feingefühl nachstrebt.

Will man also zu Thomas Mann das richtige Verhältnis gewinnen, so muß man vor allem seine Beziehungen zu seinem Vorbilde festlegen. Daß solche Beziehungen vorhanden sind, wird dem Leser bei jeder Zeile von Manns Werken klar, und daß sie bei einem so ernsthaften Künstler wie bei ihm durchaus gesunder und ehrlicher Natur sind, ist selbstverständlich. Nur ein Dilettant wird der Gefahr, zum bloßen Nachahmer zu werden, verfallen, ein wirklicher Kenner jedoch wird in der Erkenntnis, daß ein Erneuerer auf jedem künstlerischen Betätigungsgebiete ausschließlich den Weg weisen kann und einer Schar von Schülern bedarf, die dann auf diesem Wege weiter vordringen, die Gesetze, die jener vielleicht nur ahnte, zu beweisen und klarzustellen suchen, um sie in endgültigen Formeln zu fixieren. Auch Thomas Mann hat diese Notwendigkeit klar erkannt. In seinem ersten Buche, im „Kleinen Herrn Friedemann" beschränkte er sich noch darauf, sich behutsam in Dickens Wesensart einzufühlen, um sich gleich im folgenden, in den „Buddenbrooks", freimütig zu seiner Flagge zu bekennen.

Die Verbindungsfäden zwischen ihm und seinem Meister sind mannigfacher Art. Man kann sie vom rein Formalen bis in die tiefsten, feinsten Verästelungen seiner Psyche, wie sie sich uns in seinen Werken zu erkennen gibt, verfolgen. Manns Stil ist etwas für unsere Literatur ganz Außergewöhnliches, etwas so völlig Frappierendes und Neuartiges, daß es lange dauerte, bis man ihn ganz verstehen, ihn bis in seine prächtigsten Einzelheiten würdigen lernte. Und was ihm seine ureigene Geste verleiht, das ist, daß es im Grunde genommen kein primitiver Stil ist — so sehr er als ein solcher erscheint, daß sich vielmehr in ihm zwei Stile zu einer harmonischen Einheit verbinden: der von Dickens und des Dichters eigener. Es finden sich in Manns Büchern Sätze, die, ohne daß sie bloße farblose Kopien wären, Wort für Wort in einem Roman des Engländers stehen könnten, etwa: „Er war ein wenig gedrückt, wie? . . . . es ist schwer, so lustigen Leuten wie euch dergleichen begreiflich zu machen . . . ein wenig unglücklich, nicht wahr? ein bißchen schlecht behandelt? Ach, die Wahrheit zu gestehen, so war er dies nur ein wenig, er war es in hohem Grade, es war ohne Uebertreibung elend mit ihm bestellt." (Tristan Seite 6.) Oder der folgende: . . . „Ja, er war da, und niemand konnte leugnen, daß er in der Tat von einer exzessiven Gesundheit war." (Tristan, Seite 68.) Wie tief muß man in einen Autor eingedrungen sein, damit sich einem die Worte von selbst so einstellen, wie er sie geformt hätte! Und daß Mann diese Worte impulsiv geschrieben hat, daß er ihre Verwandtschaft mit der Manier Dickens' kaum fühlte — für diese Behauptung glaube ich einstehen zu können. Denn eine Nachahmung hätte ja bei einem Dichter, der auch über einen so wundervoll klaren eigenen Stil wie er verfügt, gar

Digitized by Google

keinen Zweck. Mann war der erste, der nach den Irrwegen gewisser Schulen, die eine martervolle Hackbrettsprache handhabten, zu einer gesetzten Vortragsweise von ruhigem und zielbewußtem Fluß zurückfand. Er weiß Perioden von einer fabelhaften Vielseitigkeit und Deutungsmöglichkeit zu bilden, die, fern von der Schwülstigkeit eines Dumas, etwas von der Art des alternden Goethe an sich haben – Perioden, die kraft ihrer Prägnanz und inhaltsreichen Knappheit die Fähigkeit in sich tragen, komplizierte seelische und gedankliche Prozesse in wenigen Worten wiederzugeben.

Mit dem Stil allein sind aber die äußeren Beziehungen zwischen Mann und Dickens noch nicht erschöpft. Es wären da vor allem die stereotypen Wiederholungsformeln, die Thomas Mann mit Vorliebe gebraucht, zu erwähnen. Wenn er vom Herzog in „Königliche Hoheit" immer wieder anführt, daß er leicht an der Unterlippe saugt und daß seine Haare buchtartig in die Stirn fallen, oder wenn er wiederholt von den Schatten um Hanno Buddenbrooks Augen spricht – so fällt einem unwillkürlich ein, wie Dickens die Bankbeamten des Hauses Telson und Co. bei jeder Gelegenheit als „vom Alter ungefähr Methusalems"" charakterisiert. Und wenn Mann manche Leute schon durch ihren Namen als absonderliche, um nicht zu sagen lächerliche Individuen kennzeichnet – solche Namen sind Lobgott Piepsam und Tobias Mindernickel –, so ist das auch ganz die Manier des Engländers, der den jungen, lebenslustigen Hilfsprediger und den falschen Philantropen in „Edwin Drood" schon durch die Namen Crisparkle und Honeythonder zu dem stempelte, was sie tatsächlich auch sind.

Von weitaus größerer Wichtigkeit wie die angeführten Charakteristika sind selbstverständlich die inneren, wesentlichen Beziehungen zwischen den beiden Dichtern. Ihre hervorstechendste gemeinsame Eigentümlichkeit ist ihre unglaubliche Objektivität, die besonders bei Mann einen fast beängstigenden, unheimlichen Ausdruck gewinnt. Er steht vollkommen über den Gestalten und Begebnissen seiner Werke, gibt ihnen gar nichts von seinem eigenen Fühlen, Denken, Leben mit, und erweckt so den Anschein, als ob er lediglich die Fäden von Marionetten führte. Manche Stellen sind so trocken und nüchtern referiert, daß man glaubt, den Bericht eines eminent klugen und literarischen Zeitungsreporters zu lesen, und gerade diese Stellen sind es, die die größte Wirksamkeit in sich bergen und in der Tat auch am stärksten wirken. Zu dieser Objektivität gesellt sich als gleich bemerkenswerte Begleiterscheinung Manns Zielsicherheit. Eben dadurch, daß er einen erhabenen Standpunkt über seiner Schöpfung bewahrt, ist es ihm möglich, diese völlig zu beherrschen und gleich Dickens seine Romane, trotz aller Episoden und der Fülle von Figuren, die er durcheinanderwirbelt, bewußt einem einheitlichen, wenn auch nicht immer restlos erschöpfenden Ende zuzusteuern. Auch dies Fehlen eines vollkommenen Finales und Höhepunktes ist für Mann charakteristisch. Denn während viele Romanschreiber ihre Geschichten nur um eines frappanten Clous willen abfassen, will er seine Werke weniger als einheitliche Darstellungen, denn als Ausschnitte aus den wehmütigen Komödien des Lebens aufgefaßt wissen. Und wie diese Komödien unvollständig, unerklärlich und unbegrenzt sind, so auch die Ausschnitte daraus. „Alles muß in der Luft stehen . . ." würde Albrecht van der Qualen sagen.

Es war notwendig, die Parallele zwischen Mann und Dickens so breit auszuführen, so genau zu verfolgen, denn man kann einen Künstler nur dann richtig verstehen, wenn man weiß, welchen Weg er gekommen ist und wohin dieser Weg führt. Diese letztere Frage bei Mann zu beantworten, ist schwerer, als man annehmen möchte, da bei einer solchen Feststellung immer tausenderlei Zufälligkeiten in Frage kommen. Nur kann man der eisernen Konsequenz, mit der er in seiner Entwickelung fortschreitet, die Hoffnung entnehmen, daß er berufen ist, uns ein Kunstwerk zu schenken, das, von allem Zeitlichen und Nationalen losgelöst, sich zu jener gewissermaßen internationalen Höhe erhebt, auf der „Raskolnikow" und „Madame Bovary" stehen.

Mann ist durch seine „Buddenbrooks" berühmt geworden, nachdem ein schon vorher erschienener Novellenband „Der kleine Herr Friedemann" unbeachtet geblieben war, um erst nach jenem Sensationserfolge ebenfalls gewürdigt zu werden. In den „Buddenbrooks" hat der Dichter das schwierige Unternehmen gewagt, die Degeneration einer Familie bis zu ihrem völligen Verfall zu verfolgen. Daß ihm

Digitized by Google

dies Wagnis gelungen ist, wissen wir. Unter so vielen, die vor und nach ihm das Gleiche versuchten, ist er der einzige geblieben, bei dem sich mit dem Wollen ein derartiges Können verband, daß ein vollwertiges Kunstwerk die Frucht war. Nun ist die Beobachtung interessant, daß des Dichters Novelle „Tonio Kröger" im Tristan sich ganz eigentlich wie ein erster Entwurf, eine Skizze zu jenem großen Werke ausnimmt, und es wäre interessant zu erfahren, ob sie nicht, wiewohl später veröffentlicht, schon vor den Buddenbrooks geschrieben ist. Der Gründe, die dafür sprechen, gibt es viele. So klingt das tragende Motiv des Romanes, „der Verfall einer Familie", ganz klar und ausgesprochen auch in dieser Geschichte an, ja gelegentlich wird es uns ganz unzweideutig gesagt, so daß ein jeder Zweifel ausgeschlossen erscheint: „Die alte Familie der Kröger war nach und nach in einen Zustand der Zersetzung und des Abbröckelns geraten und die Leute hatten Grund, Tonio Krögers eigenes Sein und Wesen ebenfalls zu den Merkmalen dieses Zustandes zu rechnen. . . ." In diesen eigenen Worten Manns wird auch eine andere Verwandschaftsseite der beiden Erzählungen berührt: so wie Tonio ist auch Hanno der letzte Sproß eines degenerierenden Geschlechtes, in dem sich alle Symptome des Verfalls vereinigen, so daß er den Höhepunkt, gewissermaßen das Resumee dieses Prozesses darstellt. Zudem ist er im Grunde seines Herzens und seiner Neigungen Künstler — ähnlich wie Tonio Kröger -- und wird wie dieser durch seine Künstlerschaft aus den Bahnen des Alltags geschleudert, steht nicht auf festem Boden, kann sich mit dem kleinlichen Leben — und das Leben ist für den Künstler fast immer kleinlich — nicht abfinden und muß an diesem tiefen seelischen Zwiespalt zugrunde gehen. Tonio ist Hanno darin freilich überlegen, daß er sich schließlich doch findet oder wenigstens zu finden glaubt — in Hannos Schicksal aber werden die letzten Konsequenzen seiner Veranlagung gezogen.

Wie wenige Dichter hat Mann in den Buddenbrooks es vermocht, den lokalen Rahmen zu einem notwendigen Faktor zu gestalten, die Handlung so eng in ihn hinein zu gruppieren, daß sie fast durch ihn bedingt erscheint. Dieses alte Lübeck wird einem so vertraut, man sieht es, indem sich Bild an Bild reiht, so wesenhaft vor sich auftauchen, mit seinen engen Straßen und Erkern und Giebeln, mit seinem Hafen und seinen Schiffen, mit seinen Handelsherren, Seeleuten und Klatschbasen, daß man sich beinahe durch diese Schilderungen allein darin zurechtfinden könnte. Und dieses Lübeck, das von seinem einstigen hohen Standpunkt als Hansastadt herabgesunken und von Hamburg um so vieles überholt worden ist, wird uns gleichzeitig zum Symbol für die Zersetzungsvorgänge in der Familie Buddenbrook, deren Ruin wir vier Generationen hindurch unaufhaltsam sich vollziehen sehen. . . Unaufhaltsam! Denn dieser Ruin erscheint nicht herbeigeführt durch Motive, die von außenher kommen und sich überwinden lassen, er wurzelt in den Charakteren der Familienmitglieder und schreitet deshalb mit der grausamen Gewißheit und Unabwendbarkeit eines Naturereignisses fort. Der erste, der augenfällige Anzeichen eines Verfalles an sich trägt, ist Thomas Buddenbrook, bei ihm beginnt man ein Gleiten auf abschüssiger Bahn zu ahnen, um schon bei seinem Bruder Christian diese Ahnung zur Wahrheit bestätigt zu sehen. Dieser Christian ist eine Gestalt, ein Typus, wie sie nur den ganz großen Menschendarstellern gelingen. Obwohl er durchaus tragische Wesenszüge in sich birgt, ist er sich ihrer durchaus nicht bewußt und will mit einer gewissen nonchalanten Geste, mit einem halb leichtsinnigen, halb melancholischen Humor darüber hinwegtäuschen, daß er im Innern faul, zerfressen, leer ist. Sein ganzes Leben ist im Grunde genommen nur ein Kampf mit seiner Bestimmung, mit seinem Fatum, ein Kampf, der zum Unterliegen führen muß. Ein paarmal rafft er sich auf und läßt an seine endgültige Befreiung glauben, um schließlich doch unterzugehen. Somit kann man den Zusammenbruch der Familie in seiner Steigerung von Thomas über Christian zu Hanno verfolgen. Wie ein letztes Aufflackern eines verlöschenden Lichtes wirkt in dieser Umgebung die Charakterisierung Toni Buddenbrooks, sie ist der letzte gesunde Ast am kranken Baume, die Letzte, in der das Blut des alten Geschlechtes noch gesund und unzersetzt kreist. Mit ihrer naiven Natürlichkeit wirkt sie wie ein vereinzelter Sonnenstrahl im dunklen Zimmer, und gerade die wirksame Kontrastierung zu ihrem Verwandten hebt ihre Liebenswürdigkeit und Frische um ein Bedeutendes. Am klarsten

Digitized by Google

sehen wir sie in jenen Kapiteln, in denen ihre unglückliche Ehe mit dem Münchner Permaneder behandelt wird, mit diesem gutmütig rohen Simplizissimus-Münchner, der sie nicht versteht und den sie nicht verstehen kann. In der Schilderung dieser Ehe erscheint uns Toni Buddenbrook fast greifbar deutlich und nah.

Der zweite und vorläufig letzte Roman Manns ist eigentlich als Fortsetzung der Buddenbrooks zu betrachten. Hier findet der Typus Hanno Buddenbrooks in dem einsamen Prinzen Klaus Heinrich seine Erfüllung. Auch Klaus Heinrich ist ein Verlassener inmitten des wirren Lebens, auch er stößt überall an, erregt überall Anstoß und kann sich nicht zurecht finden. Nur ist das Problem bei ihm insofern weniger tief aufgefaßt, als bei Hanno, als seine Weltkrankheit nicht ausschließlich auf seelischen Konflikten und Motiven beruht, sondern zum guten Teil von außen her in ihn hineingetragen wird und in strengem Etikettezwange und trennenden Standesrücksichten Nahrung findet. Auch scheint es, als ob Mann den Fall Klaus Heinrich viel weniger ernst genommen hätte, als den Fall Hanno; er ist sich vielleicht selbst der Elemente im Charakter seines Helden nicht voll bewußt gewesen oder hat sie mit Absicht nicht bis zu den letzten Konsequenzen verwerten wollen, um eben durch diese Unvollständigkeit · ähnlich wie Thackeray größte Lebensähnlichkeit zu erreichen. Ohne diese Annahme wäre es nicht recht erklärlich, wie der Dichter diesem Roman, der durch die Figur Klaus Heinrichs tragische Möglichkeiten, ja Bedingungen in sich barg, einen lustspielmäßig befreienden Schluß geben konnte. Wenn sich Mann aber in der Tat die Grundformel, die Thackeray seinem Schaffen zugrunde legte, aneignete, nämlich diese, daß überall, wo das Leben keine Harmonie und Einheitlichkeit bietet und bieten kann, auch der Künstler sie nicht geben darf -- dann hätten wir neue, überraschende Perspektiven für Manns Zukunft gefunden und müßten mit Spannung seines endgültigen Schrittes von Dickens zu Thackeray harren, zwischen denen, so nahe sie einander auch scheinen mögen, doch eine weite Strecke Weges liegt.

Ein besonders sympathisches Charakteristikon für Manns Schaffen ist die Selbstzucht und kluge Sparsamkeit, mit der er sich verausgabt. Andere Schriftsteller, deren Werke zu gangbarer Ware geworden sind, hören beim Eintreffen dieses äußeren Erfolges gewöhnlich auf, Künstler zu sein, werden zu Geschäftsleuten, die die Scheidemünze ihres Talents gegen Reichsbanknoten umtauschen, und werfen um des Honorars und der Tantiemen willen jahraus, jahrein drei Bücher auf den Markt, denen natürlich mit der Zeit Vertiefung und Feile ganz abhanden kommen ich erinnere an Bartsch und Ompteda. Dieser Gefahr ist Thomas Mann glücklich ausgewichen, dazu ist er ein viel zu gewissenhafter Autor, der von seinem Beruf und seiner Sendung einen zu hohen Begriff hat. In vierzehn Jahren sind nur fünf Bücher von ihm erschienen, Werke, die erst langsam in ihm ausgereift waren, ehe er sie der Oeffentlichkeit preisgab. Zwei Romane, zwei nicht allzu reichliche Novellensammlungen und ein Drama -- das ist alles, was wir bisher von ihm besitzen. Durch dieses Maßhalten allein ist es auch erklärlich, wie jede noch so kleine Erzählung, jedes einzelne Romankapitel ein in sich gefestigtes Meisterwerk werden konnte. Tobias Mindernickel, Der Bajazzo, Gladius Dei lauter kurze, knappe Geschichten, oft nur Skizzen, und doch ist jede von ihnen eine volle, runde Leistung. Mehr als je tritt in Manns Novellenbänden seine Vorliebe für absurde, skurille, schwierige Charaktere hervor, die er mit einer beispiellosen Gründlichkeit und Feinfühligkeit schildert. Solche Leute treten uns entgegen in Lobgott Piepsam, in Detlev Spinell, in Tobias Mindernickel und Hieronymus. Ihnen allen behagt etwas am Leben, wie sie es um sich sehen, nicht, sie wollen die Welt in andere Gleise bringen, sie so umformen, wie sie sich in ihren verschrobenen Gehirnen spiegelt, und müssen alle erkennen, daß die Mauern, die uns umgrenzen, zu hart sind, als daß man sie mit dem Kopf durchrennen könnte. Die merkwürdigste unter diesen Mannschen Gestalten ist vielleicht der Dichter Detlev Spinell, in dem Mann alles falsche Literatentum, das er irrtümlicherweise auch in sich vermutete, mit beizender Satire übergoß. Wie dieses Original einen an sich ganz guten Ehemann zu einem Gatten nach seinen Begriffen ummodeln will, das wird mit so feinem Humor der freilich einen leicht bittern Nachgeschmack hat, wie aller Humor dieses Autors -- geschildert, daß man für Spinell schließlich eher Mitleid als Spott übrig hat.

Einmal hat sich der Dichter auch auf die

Digitized by Google

Bühne gewagt, allerdings ohne nennenswerten Erfolg. Denn seine Fiorenza ist nicht so sehr ein Drama, ein alle erlaubten und zum Teil unentbehrlichen Effekte ausnützendes Theaterstück, als ein dialogisiertes Kulturbild, eine Schilderung der Renaissance, wie sie sich in wenigen, charakteristischen Typen widerspiegelt. An diesem Maßstabe gewertet, darf man dieses Werk allerdings ebenbürtig neben andere große Renaissance-Gemälde stellen, etwa neben Gobineaus „Renaissance" oder Goethes „Tasso". Auch ist dies Pseudodrama schon dadurch bemerkenswert, daß es uns Mann von einer völlig neuen Seite zeigt, als Zeit- und Sittenschilderer nämlich. Während er bisher die Darstellung von Charakteren als seine vornehmlichste Aufgabe betrachtet und nur im ersten Teile der Buddenbrooks die Krinolinen-Epoche deutlicher vor uns hatte erstehen lassen, ging er hier zum ersten Male daran, mit dem Pinsel des Malers uns alte Kulturen, alte Sitten vorzuführen und jenen feinen, wehmütigen Glanz, der sich um alles Vergangene spinnt, zu beschwören. Daß ihm dies fast restlos gelang, gibt uns einen Beweis für seine Vielseitigkeit und seine mannigfachen Entfaltungsmöglichkeiten.

Thomas Mann ist derjenige unter unseren Jüngsten, der am besten Tradition mit Gegenwartsforderung zu verbinden weiß. Noch ist er im Steigen begriffen, doch schon sein nächstes Buch kann uns den Abschluß seiner Entwicklung bringen. Und seine Entwicklung ist diese: von Dickens kommend zu Thackeray zu gelangen und die Eigentümlichkeiten beider Dichter zu verschmelzen zu einem großen, eigegen, über Zeit und Ort stehenden Kunstwerk.

Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull.

(Bruchstück aus einem Roman.)

Von

Thomas Mann.

Forsche ich nun in meiner Seele nach weiteren Jugendeindrücken, so habe ich des Tages zu gedenken, da ich die Meinen zum erstenmal nach Wiesbaden ins Theater begleiten durfte. Uebrigens muß ich hier einschalten, daß ich mich bei der Schilderung meiner Jugend nicht ängstlich an die Jahresfolge halte, sondern diese Lebensperiode als ein Ganzes behandle, worin ich mich nach Belieben bewege. Als ich meinem Paten Schimmelpreester als Griechengott Modell stand, war ich sechzehn bis achtzehn Jahre alt und also beinahe ein Jüngling, obschon in der Schule sehr rückständig. Aber mein erster Theaterbesuch fällt in ein früheres Jahr, nämlich in mein vierzehntes, — immerhin also in eine Zeit, als meine körperliche und geistige Reife (wie gleich noch weiter auszuführen sein wird) schon weit vorgeschritten und meine Empfänglichkeit für Eindrücke sogar besonders lebhaft zu nennen war. In der Tat haben sich die Beobachtungen dieses Abends meinem Gemüte tief eingeprägt und mir zu unendlichem Nachsinnen Stoff gegeben.

Wir hatten vorher ein Wiener Café besucht und dort süßen Punsch getrunken, während mein Vater Absinth durch einen Strohhalm zu sich genommen hatte, was alles bereits geeignet gewesen war, mich im Tiefsten zu bewegen. Aber wer beschreibt das Fieber, das sich meiner Natur bemächtigte, als eine Droschke uns an das Ziel meiner Neugier getragen und der erleuchtete Logensaal uns aufgenommen hatte! Die Frauen, die sich in den Balkons den Busen fächelten; die Herren, die sich plaudernd über sie neigten; die summende Versammlung im Parkett, zu der wir gehörten; die Düfte, die aus Haaren und Kleidern quollen und sich mit dem Geruch des Leuchtgases vermischten; das sanft verworrene Getöse des stimmenden Orchesters; die üppigen Malereien an der Saaldecke und auf dem Vorhang, die eine Menge entblößter Genien, ja, ganze Kaskaden von rosigen Verkürzungen zeigten: wie sehr war das alles danach angetan, die jungen Sinne zu öffnen und den Geist für außerordentliche Empfängnisse vorzubereiten! Eine solche Vereinigung von Menschen in hohem, prunkvollem Kronensaal hatte ich bis dahin nur in der Kirche gesehen, und in der Tat erschien mir das Theater, dieser feierlich gegliederte Raum, wo an erhöhtem und verklärtem Orte berufene Personen, bunt gekleidet und von Musik umwoben, ihre vorgeschriebenen Schritte und Tänze, Gespräche, Gesänge und Handlungen vollführten: in der Tat, sage ich, erschien mir das Theater als eine Kirche des Vergnügens, als eine Stätte, wo erbauungs-

Digitized by Google

bedürftige Menschen, im Schatten versammelt, gegenüber einer Sphäre der Klarheit und der Vollendung, mit offenem Munde zu den Idealen ihres Herzens emporblickten.

Man spielte ein Stück von bescheidenem Genre, ein Werk der leichtgeschürzten Muse, wie man wohl sagt, eine Operette, deren Namen ich zu meinem Leidwesen vergessen habe. Die Handlung begab sich zu Paris (was die Stimmung meines armen Vaters sehr erhöhte), und in ihrem Mittelpunkt stand ein junger Müßiggänger oder Gesandtschaftsattaché, ein bezaubernder Schwerenöter und Schürzenjäger, der von dem Stern des Theaters, einem überaus beliebten Sänger namens Müller-Rosé, zur Darstellung gebracht wurde. Ich erfuhr seinen persönlichen Namen durch meinen Vater, der sich seiner Bekanntschaft erfreute, und sein Bild wird ewig in meinem Gedächtnis fortleben. Es ist anzunehmen, daß er jetzt alt und abgenutzt ist, gleich mir selbst; allein wie er damals die Menge und mich zu blenden, zu entzücken verstand, das gehört zu den entscheidenden Eindrücken meines Lebens. Ich sage: zu blenden, und ich werde etwas weiter unten erklären, wieviel Sinn dieses Wort hier umschließt. Vorderhand werde ich die Bühnenerscheinung Müller-Rosés aus lebhafter Erinnerung nachzumalen versuchen.

Bei seinem ersten Auftreten war er schwarz gekleidet, und dennoch ging eitel Glanz von ihm aus. Dem Spiele nach kam er von einem Treffpunkt der Lebewelt und war ein wenig betrunken, was er in angenehmen Grenzen, auf eine verschönte und veredelte Weise vorzutäuschen verstand. Er trug einen schwarzen, mit Atlas ausgeschlagenen Pelerinenmantel, Lackschuhe zu schwarzen Frackhosen, weiße Glacés und auf dem schimmernd frisierten Kopf, dessen Scheitel nach damaliger militärischer Mode bis zum Nacken durchgezogen war, einen Zylinderhut. Das alles war vollkommen, vom Bügeleisen im Sitz befestigt, von einer Unberührtheit, wie sie im wirklichen Leben nicht eine Viertelstunde lang zu bewahren wäre, und sozusagen nicht von dieser Welt. Besonders der Zylinder, der ihm auf leichtlebige Art schief in der Stirn saß, war in der Tat das Traum- und Musterbild seiner Art, ohne Stäubchen noch Rauheit, mit idealischen Glanzlichtern versehen, durchaus wie gemalt, — und dem entsprach das Gesicht dieses höheren Wesens, ein Gesicht, das wie aus dem feinsten Wachse gebildet erschien. Es war zart rosenfarben und zeigte mandelförmige, schwarz umrissene Augen, ein kurzes, gerades Näschen, sowie einen überaus klar gezeichneten und korallenroten Mund, über dessen bogenförmig geschwungener Oberlippe sich ein abgezirkeltes, ebenmäßiges und wie mit dem Pinsel gezogenes Schnurrbärtchen wölbte. Elastisch taumelnd, wie man es in der gemeinen Wirklichkeit an Betrunkenen nicht beobachten wird, überließ er Hut und Stock einem Bedienten, entglitt seinem Mantel und stand da im Frack, mit reich gefälteter Hemdbrust, in welcher Diamantknöpfe blitzten. Mit silberner Stimme sprechend und lachend, entledigte er sich auch seiner Handschuhe, und man sah, daß seine Hände außen mehlweiß und ebenfalls mit Brillanten geziert, ihre Innenflächen aber so rosig wie sein Antlitz waren. An der einen Seite der Rampe trällerte er den ersten Vers eines Liedes, das die außerordentliche Leichtigkeit und Heiterkeit seines Lebens als Attaché und Schürzenjäger schilderte, tanzte alsdann, die Arme selig ausgebreitet und mit den Fingern schnalzend, zur anderen Seite und sang dort den zweiten Vers, worauf er abtrat, um sich vom Beifall zurückrufen zu lassen und vor dem Souffleurkasten den dritten Vers zu singen. Dann griff er mit sorgloser Anmut in die Geschehnisse ein. Dem Stücke zufolge war er sehr reich, was seiner Gestalt eine bezaubernde Folie verlieh. Man sah ihn bei fortschreitender Handlung in verschiedenen Toiletten: in schneeweißem Sportanzug mit rotem Gürtel, in reicher Phantasie-Uniform, ja, gelegentlich einer ebenso heiklen wie zwerchfellerschütternden Verwicklung sogar in Unterhosen aus himmelblauer Seide. Man sah ihn in kühnen, übermütigen, bestrickend abenteuerlichen Lebenslagen: zu den Füßen einer Herzogin, beim Champagner-Souper mit zwei anspruchsvollen Freudenmädchen, mit erhobener Pistole, bereit zum Duell mit einem von Grund aus albernen Nebenbuhler. Und keine dieser eleganten Strapazen konnte seiner Makellosigkeit etwas anhaben, seine Bügelfalten zerrütten, seine Glanzlichter auslöschen, seine rosige Miene unangenehm erhitzen. Zugleich gefesselt und gehoben durch die musikalischen Vorschriften, die theatralischen Förmlichkeiten, aber frei, keck und leicht innerhalb der Gebundenheit, war sein Benehmen von einer Anmut, der nichts Fahr-

Digitized by Google

lässig-Alltägliches anhaftete. Zu sehen, wie er die silberne Krücke seines Stockes mit der Hand umfaßte oder beide Hände in die Hosentaschen gleiten ließ, gewährte inniges Vergnügen; seine Art, sich aus einem Sessel zu erheben, sich zu verbeugen, auf und ab zu treten, war von einer Selbstgefälligkeit, die das Herz mit Lebensfreude erfüllte. Ja, dies war es: Müller-Rosé verbreitete Lebensfreude, — wenn anders dies Wort das köstlich schmerzhafte Gefühl von Neid, Sehnsucht, Hoffnung und Liebesdrang bezeichnet, wozu der Anblick des Schönen und Glücklich-Vollkommenen die Menschenseele entzündet.

Das Parkett-Publikum, das uns umgab, setzte sich aus Bürgern und Bürgersfrauen, Kommis, einjährig dienenden jungen Leuten und kleinen Blusenmädchen zusammen, und so unaussprechlich ich ergötzt war, besaß ich doch Gegenwärtigkeit und Neugier genug, mich nach den Wirkungen umzutun, welche die Darbietungen der Bühne auf die Genossen meines Vergnügens ausübten, und die Mienen der Umsitzenden mit Hilfe meiner eigenen Empfindungen zu deuten. Der Ausdruck dieser Mienen war töricht und wonnig. Ein gemeinsames Lächeln blöder Selbstvergessenheit umspielte alle Lippen, und wenn es bei den kleinen Blusenmädchen süßer und erregter war, bei den Frauen die Eigenart einer mehr schläfrigen und trägen Hingabe aufwies, so sprach es dafür bei den Männern von jenem gerührten und andächtigen Wohlwollen, mit welchem schlichte Väter auf glänzende Söhne blicken, deren Existenz sich weit über ihre eigene erhoben hat, und in denen sie die Träume ihrer eigenen Jugend verwirklicht sehen. Was die Kommis und Einjährigen betraf, so stand alles in ihren aufwärts gewandten Gesichtern weit offen, die Augen, die Nasenlöcher und die Münder. Und dabei lächelten sie. Wenn wir in unseren Unterhosen dort oben stünden, mochten sie denken, — wie würden wir bestehen? Und wie keck und ebenbürtig er mit zwei so anspruchsvollen Freudenmädchen verkehrt! — Wenn Müller-Rosé vom Schauplatze abtrat, so fielen die Schultern hinab, und eine Kraft schien von der Menge zu weichen. Wenn er, erhobenen Armes einen hohen Ton aushaltend, in sieghaftem Sturmschritt vom Hintergrunde zur Rampe vordrang, so schwollen die Busen ihm entgegen, daß die Atlastaillen der Frauen in den Nähten krachten. Ja, diese ganze beschattete Versammlung glich einem ungeheuren Schwarme von nächtlichen Insekten, der sich stumm, blind und selig in eine strahlende Flamme stürzt.

Mein Vater unterhielt sich königlich. Er hatte nach französischer Sitte Hut und Stock mit in den Saal genommen. Jenen setzte er auf, sobald der Vorhang gefallen war, und mit diesem beteiligte er sich an dem frenetischen Applaus, indem er laut und andauernd damit auf den Boden stieß. „C'est épatant!" sagte er mehrmals ganz schwach und hingenommen. Allein nach Schluß der Vorstellung, draußen auf dem Gange, als alles vorüber war und um uns her die berauschten und innerlich gesteigerten Kommis in der Art, wie sie gingen, sprachen, ihre roten Hände betrachteten und ihre Stöcke handhabten, dem Helden des Abends nachzuahmen suchten, sagte mein Vater zu mir: „Komm mit, wir wollen ihm doch die Hand schütteln. Gott, als ob wir nicht genaue Bekannte wären, Müller und ich! Er wird enchantiert sein, mich wiederzusehen." Und nachdem er unseren Damen befohlen hatte, in der Vorhalle auf uns zu warten, brachen wir wirklich auf, um Müller-Rosé zu begrüßen.

Unser Weg führte uns durch die zunächst der Bühne gelegene und schon finstere Loge des Theaterdirektors, von wo wir durch eine kleine Logentür hinter die Kulissen gelangten. Das Halbdunkel des Schauplatzes war spukhaft bedeckt von räumenden Arbeitern. Eine kleine Person in roter Livree, die im Stücke einen Liftjungen dargestellt hatte und in irgendwelche Gedanken versunken mit der Schulter an der Wand lehnte, kniff mein armer Vater scherzend dort, wo sie am breitesten war, und fragte sie nach der gesuchten Garderobe, worauf sie uns übellaunig die Richtung wies. Wir durchmaßen einen getünchten Gang, in dessen eingeschlossener Luft offene Gasflammen brannten. Schimpfen, Lachen und Schwatzen drang durch mehrere Türen, die auf den Korridor mündeten, und mein Vater machte mich heiter lächelnd mit dem Daumen auf diese Lebensäußerungen aufmerksam. Aber wir schritten weiter bis zur letzten, an der unteren Schmalseite des Ganges gelegenen Tür, und dort klopfte mein Vater, indem er sein Ohr zu dem pochenden Knöchel hinabbeugte. Man antwortete drinnen: „Wer da?" oder: „Was, zum Deibel!" Ich erinnere mich nicht genau des

Digitized by Google

hellen, aber unwirschen Anrufs. „Darf man eintreten?“ fragte mein Vater; worauf es antwortete, daß man vielmehr etwas anderes, in diesen Blättern nicht Wiederzugebendes tun dürfe. Mein Vater lächelte still und verschämt und versetzte: „Müller, ich bin es, Krull, Engelbert Krull. Man wird Ihnen doch wohl noch die Hand schütteln dürfen!“ Da lachte es drinnen und sprach: „Ach du bist es, altes Sumpfhuhn! Na, immer 'rein ins Vergnügen! Sie werden ja wohl,“ hieß es weiter, als wir zwischen Tür und Angel standen, „nicht Schaden nehmen durch meine Blöße.“ Wir traten ein, und ein Anblick von unvergeßlicher Widerlichkeit bot sich dem Knaben dar.

An einem schmutzigen Tisch und vor einem dreiteiligen staubigen und beklexten Spiegel saß Müller-Rosé, nichts andres am Leibe, als eine Unterhose aus grauem Trikot. Ein Mann in Hemdärmeln bearbeitete des Sängers Rücken, der in Schweiß gebadet schien, mit einem Handtuch, indes er selber Gesicht und Hals, die dick mit glänzender Salbe beschmiert waren, vermittels eines weiteren, von farbigem Fett schon starrenden Tuches abzureiben beschäftigt war. Die eine Hälfte seines Gesichts war noch bedeckt mit jener rosigen Schicht, die sein Antlitz vorhin so wächsern idealisch hatte erscheinen lassen, jetzt aber lächerlich rotgelb gegen die käsige Fahlheit der anderen schon entfärbten Gesichtshälfte abstach. Da er die schön kastanienbraune Perücke mit durchgezogenem Scheitel, die er als Attaché getragen, abgelegt hatte, erkannte ich, daß er rothaarig war. Noch war sein eines Auge schwarz ummalt, und metallisch schwarz glänzender Staub haftete in den Wimpern, indes das andere nackt, wässerig, frech und vom Reiben entzündet, den Besuchern entgegenblinzelte. Das alles jedoch hätte hingehen mögen, wenn nicht Brust, Schultern, Rücken und Oberarme Müller-Rosés mit Pickeln besät gewesen wären. Es waren abscheuliche Pickel, rot umrändert, mit Eiterköpfen versehen, auch blutend zum Teil, und noch heute kann ich mich bei dem Gedanken daran eines Schauders nicht erwehren. Unsere Fähigkeit zum Ekel ist, wie ich anmerken möchte, desto größer, je lebhafter unsere Begierde ist, das heißt: je inbrünstiger wir eigentlich der Welt und ihren Darbietungen anhangen. Eine kühle und liebloſe Natur wird niemals von Ekel geschüttelt werden können, wie ich es damals wurde. Denn zum Ueberfluß herrschte in dem von einem eisernen Ofen überheizten Raum eine Luft, — eine aus Schweißgeruch und den Ausdünstungen der Näpfe, Tiegel und farbigen Fettstangen, die den Tisch bedeckten, zusammengesetzte Atmosphäre, daß ich anfangs nicht glaubte, ohne unpäßlich zu werden, länger als eine Minute darin atmen zu können.

Dennoch stand ich und schaute — und habe weiter nichts Tatsächliches über unseren Besuch in Müller-Rosés Garderobe beizubringen. Ja ich müßte mir vorwerfen, um nichts und wieder nichts so eingehend von meinem ersten Theaterbesuch gehandelt zu haben, wenn ich meine Erinnerungen nicht in erster Linie zu meiner eigenen Unterhaltung und erst in zweiter zu der des Publikums niederschriebe. Auf Spannung und Proportion richte ich gar kein Augenmerk und überlasse diese Rücksichten solchen Verfassern, die aus der Phantasie schöpfen und aus erfundenem Stoff schöne und regelmäßige Kunstwerke herzustellen bemüht sind, während ich lediglich mein eigenes, eigentümliches Leben vortrage und mit dieser Materie nach Gutdünken schalte. Bei Erfahrungen und Begegnissen, denen ich eine besondere Belehrung und Aufklärung über mich und die Welt verdanke, verweile ich lange und führe jede Einzelheit mit spitzem Pinsel aus, während ich über anderes, was mir weniger teuer ist, leicht hinweggleite.

Was damals zwischen Müller-Rosé und meinem armen Vater geplaudert wurde, ist meinem Gedächtnis fast ganz entschwunden, und zwar wahrscheinlich deshalb, weil ich nicht Zeit fand, darauf acht zu haben. Denn die Bewegung, die unserem Geist durch die Sinne mitgeteilt wird, ist unzweifelhaft viel stärker, als die, welche das Wort darin erzeugt. Ich erinnere mich, daß der Sänger, obgleich doch der begeisterte Beifall des Publikums ihn seines Triumphes hätte müssen versichert haben, unaufhörlich fragte, ob er gefallen, in welchem Grade er gefallen habe, — und wie sehr verstand ich seine Unruhe! Ferner schweben mir einige Witze im vulgären Geschmacke vor, die er ins Gespräch flocht, wie er dann zum Beispiel auf irgendeine Neckerei meines Vaters antwortete: „Halten Sie die Schnauze!“, um sofort hinzuzufügen: „ oder die Pfoten für das Schmackhaftere?“ Aber diesen und anderen Aeußerungen seines Geistes lieh ich, wie ge-

Digitized by Google

sagt, nur ein halbes Ohr, tief und angestrengt beschäftigt, wie ich war, das Erlebnis meiner Sinne innerlich aufzuarbeiten.

Dies also — so etwa gingen damals meine Gedanken — dies verschmierte und aussätzige Individuum ist der Herzensdieb, zu dem soeben die graue Menge sehnsüchtig emporträumte! Dieser unappetitliche Erdenwurm ist die wahre Gestalt des seligen Falters, in welchem eben noch tausend betrogene Augen die Verwirklichung ihres heimlichen Traumes von Schönheit, Leichtigkeit und Vollkommenheit zu erblicken glaubten! Ist er nicht ganz wie eines jener eklen Weichtierchen, die, wenn ihre abendliche Stunde kommt, märchenhaft zu glühen befähigt sind? Die erwachsenen und gewiß im üblichen Maße lebenskundigen Leute aber, die sich so willig, ja gierig von ihm betören ließen, mußten sie nicht wissen, daß sie betrogen wurden? Oder achteten sie in stillschweigendem Einverständnis den Betrug nicht für Betrug? Letzteres wäre möglich; denn genau überdacht: wann zeigt der Glühwurm sich in seiner wahren Gestalt, — wenn er als poetischer Funke durch die Sommernacht schwebt oder wenn er als niedriges, unansehnliches Lebewesen sich auf unserem Handteller krümmt? Hüte dich, darüber zu entscheiden! Rufe dir vielmehr das Bild zurück, das du vorhin zu sehen glaubtest: diesen Riesenschwarm von armen Motten und Mücken, der sich still und toll in die lockende Flamme stürzte! Welche Einmütigkeit in dem guten Willen, sich verführen zu lassen! Hier herrscht augenscheinlich ein allgemeines, von Gott selbst der Menschennatur eingepflanztes Bedürfnis, dem die Fähigkeiten dieses Müller-Rosé entgegenzukommen geschaffen sind. Hier besteht ohne Zweifel eine für den Haushalt des Lebens unentbehrliche Einrichtung, als deren Diener dieser Mensch gehalten und bezahlt wird. Wieviel Bewunderung gebührt ihm nicht jedenfalls für das, was ihm heute gelang und offenbar täglich gelingt! Gebiete deinem Ekel und empfinde ganz, daß er es vermochte, sich in dem geheimen Bewußtsein und Gefühl dieser abscheulichen Pickel mit so betörender Selbstgefälligkeit vor der Menge zu bewegen, ja, unterstützt freilich durch Licht und Fett, Musik und Entfernung, diese Menge das Ideal ihres Herzens in seiner Person erblicken zu lassen und sie dadurch unendlich zu erbauen und zu beleben! Empfinde noch mehr! Frage dich, was den abgeschmackten Witzbold trieb, diese abendliche Verklärung seiner selbst zu erlernen! Frage dich nach den geheimen Ursprüngen des Gefälligkeitszaubers, der vorhin seinen Körper bis in die Fingerspitzen durchdrang und beherrschte! Um dir antworten zu können, brauchst du dich nur zu erinnern (denn du weißt es gar wohl!), welche unnennbare, mit Worten nicht ungeheuerlich süß genug zu bezeichnende Macht es ist, die den Glühwurm das Leuchten lehrt. Beachte doch, wie der Mensch sich nicht satt hören kann an der Versicherung, daß er gefallen, daß er wahrhaftig über die Maßen gefallen hat! Lediglich der Hang und Drang seines Herzens zu jener bedürftigen Menge hat ihn zu seinen Künsten geschickt gemacht; und wenn er ihr Lebensfreude spendet, sie ihn dafür mit Beifall sättigt, — ist es nicht ein wechselseitiges Sichgenügetun, eine hochzeitliche Begegnung seiner und ihrer Begierden?

Randbemerkungen.

Max Burckhard †.

Max Burckhard ist, noch nicht 58 Jahre alt, plötzlich gestorben. Eine feine und tapfere Feder kam zur Ruhe.

Der Tod hat uns einen Romanschriftsteller und Dramatiker genommen. Das Spinngewebe des Vergessens wird, fürchte ich, diese Lücke einst verschließen. Burckhard war in seinen Dichtungen mehr ein Fortschrittlicher als ein Vorgeschrittener. Er stand in Stil und Bekenntnis in der Avantgarde seiner Zeitgenossen, aber was ihn über diese hätte hinausheben müssen: das schöpferische Ingenium eines einzelnen, eines Pfadsuchers, das besaß er doch wohl nicht. Pfadsucher und Wegebahner (er war ein Wegebahner) ist zweierlei. Eine sich nie feige verleugnende Erfahrenheit und die Fähigkeit, scharfe Beobachtung mit Witz und Geschmack vorzutragen, und die hohe Bildung eines vorurteilslosen Geistes drückten seinen Romanen und besonders seinen Bühnenstücken Werte auf. Ein rundes Kunstwerk ist ihm nicht gelungen. Von seinen streitbaren Dramen wurden auch außerhalb Oesterreichs das Volksstück „'s Katerl" und die satirischen Komödien „Die Bürgermeisterwahl", „Rat Schrimpf" und „Die verflixten Frauenzimmer" bekannt. Man staunte im geheimrätlichen Berlin nach der Premiere des Lessingtheaters, daß die Tragikomödie des

Digitized by Google

österreichischen Ministerialrates Schrimpf gewagt hatte, von einem wirklichen k. k. Hofrat am österreichischen Verwaltungsgerichtshofe geschrieben zu sein. Denn die bescheidene Redlichkeit dieses Herrn Schrimpf blüht im Dunstkreis raffinierter Korruption und faulen Drohnentums, blüht im bureaukratischen Sumpf. Aber schon vorher hatte es der hohe Bureaukrat Burckhard als Dichter noch ärger getrieben! Hatte er die politische Posse „Die Bürgermeisterwahl" hingelegt, die von den erschreckten österreichischen Zensoren sofort versiegelt wurde, ein Stück, das sich an zorniger Lustigkeit mit den respektlosen Bosheiten Ludwig Thomas messen kann. Dieser Skribent, der die Herren Minister Lügen strafte, wenn sie die Federhelden als unzufriedene Hungerleider abzutun versuchten. Dieser Dichter-Beamte, der als Jurist zu gefährlich bedeutend war, als daß man ihn ausschalten und abschieben hätte können, und den man nicht einmal kirre machte, als man ihn die Eselsleiter hinauffallen ließ. Dieses Sonntagskind mit seinem österreichischen Humor und seiner deutschen Tüchtigkeit, dem Landsmann Anzengruber den Patenspruch auf die Lebensreise gegeben zu haben schien: „Es kann dir nix g'scheh'n!"

Und jetzt habe ich schon das Große, das Starke, das Außergewöhnliche Max Burckhards berührt: daß er nämlich ein Charakter gewesen ist. Ein Charakter in unserem Jahrhundert! Ein Charakter sogar als Theaterdirektor und in hoher Staatsbeamtenstellung . . . Aber so selbstverständlich war diesem Menschen die liebenswürdige Geradheit und die Unmöglichkeit, in seinen Handlungen von sich selbst abzuweichen, daß er gar kein Wesen aus seiner unerhörten Ungeniertheit machen konnte. Er revolutionierte in aller persönlicher Gemütlichkeit das Gültige und Gestrige mit ungetrübter Heiterkeit. Das war ihm eine liebe, harmlose Gewohnheit wie etwa das Spazierengehen.

In der Tat hat Max Burckhard eines der wichtigsten Kapitel der Wiener Burgtheatergeschichte ausgefüllt. Ungefähr das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts war die Burckhardsche Aera. Was in diesem Jahrzehnt am Wiener Franzensring geschah, das hatte für das ganze künstlerische Deutschland so viel Bedeutung, als eben dem Burgtheater im deutschen Kunststaat zukommt. Was geschah denn also in Wien? Nur das: Ibsen, bis dahin ein unbekannter Fremdling an der Donau, wurde, kaum daß Burckhard auf dem Stuhl Wilbrandts und Försters Platz genommen hatte, ins Burgtheater eingeführt. Mit dem „Volksfeind" am 29. Oktober 1890. Eingeführt? Nein, gegen eine Welt von Hassern und Höhnern eingetrotzt! Die ganze kompakte Majorität, der Doktor Stockmann den Handschuh ins Gesicht wirft, stand wider Ibsen und Burckhard. Die kompakte Majorität der Kritiker, der Erzherzoginnen und Komtessen, der Bierphilister. Schlag auf Schlag folgten die anderen Dramen des Norwegers. So stand damals die Sache, daß Ibsen, als er im April 1891 nach Wien kam, im Burgtheater der großzügigen Aufführung seiner „Kronprätendenten", im Deutschen Volkstheater dem Skandal des gebildeten Pöbels bei der Premiere der „Wildente" beiwohnen konnte. Und daß in jenen Tagen der Einladung zu einem Ibsen-Bankett neben dem Direktor Burckhard nur drei Schauspieler des Burgtheaters Folge zu leisten sich bereit erklärten. . . . In die Regierungszeit Burckhards fällt noch manches andere: Gerhart Hauptmann wurde Burgtheaterdichter, die Wiener Vorstadt erhielt mit Schnitzlers „Liebelei" Zutritt zur Hofbühne, der gewaltigste Dramatiker Oesterreichs, Anzengruber, wurde jetzt erst hoflogenfähig. . . . Und nicht zuletzt: in den Karpfenteich des Epigonentums, des alten Buratheaterstils der Pose und des Pathos, setzte Burckhard den genialen Hecht Mitterwurzer. Ja, er brach alte Rollenmonopole und gab der verachteten Natur, die er in manchem jungen Talent erkannte, ein Obdach. Immer wieder brauste der Sturm der Entrüstung. Hätte Burckhard nicht in Frau Katarina Schratt eine wichtige Kameradin besessen, wer weiß, ob man ihn nicht weggefegt hätte nach der vielberufenen Don-Carlos-Aufführung, als die Verschworenen sich um den titelrolleberaubten Kraftel, den ins Schauspiel verschlagenen Koloraturjänger, scharten. Die Macht, die den tapferen Gradausgeher schützte, wirft keinen Schatten auf ihn. Burckhard hat nie eine Gunst kriechend und mit Zugeständnissen erworben.

Ich habe selbst die ersten Jahre, die stürmischsten der Burckhardschen Sturm- und Drangzeit, als junger kritischer Augur in Wien mitgemacht, und mein Gedächtnis ist so wenig verkalkt, daß ich mich oft im stillen wundere, wenn heute dem Generalfeldobersten der damaligen Wiener Kritik, Ludwig Speidel, bedingungslos Weihrauch gestreut wird. Speidel war der schwerste Hemmschuh des modernen Theaters in Wien. Er verfolgte Burckhard, und mit ihm Ibsen, Hauptmann, Schnitzler, mit einem Haß, von dem man sich schwerlich Vorstellungen bilden kann. Speidel, der heimliche Kaiser des Burgtheaters, war bei der Berufung Burckhards auf den Direktorposten nicht gefragt worden. Das rächte sich. Aber Burckhards frische Kraft hielt stand und überwand

Digitized by Google

die Rache, bis endlich der Feind es gut fand, die Friedenspfeife zu stopfen.

Vom Katheder und aus dem Bureau des Kultusministeriums war Burckhard unversehens ins Burgtheater geholt worden. Aus dem Burgtheater zog er aus und übersiedelte in das k. k. Verwaltungsgericht. Aber der Herr Hofrat war Hofrat nur in seinen freien Stunden. Seine Hauptkraft gehörte fortan der eigenen dichterischen Produktion, der Theaterkritik und einem Zweiglein der Rechtswissenschaft, von dem er für die Nachfahren des „unehrlichen Volkes" der Spieler Früchte modernen Rechtes zu pflücken bemüht war. Vielspaltig war dieses gesunden Mannes Tun und Wirken. Doch in allem, was er übte, war er ein „ganzer Kerl". Hermann Kienzl.

Friedrich Wasmann.

Zur Ausstellung in der Nationalgalerie.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Vor etwa hundert Jahren haben sich zu Rom, in dem aufgelassenen Kloster von S. Isidoro, die Nazarener zusammengefunden. Friedrich Overbeck und Franz Pforr mieteten 1810 sich als erste ein, und Wilhelm von Schadow hat sich ihnen sofort angeschlossen. 1811 kam Peter Cornelius, 1815 Philipp Veit, 1818 Julius Schnorr von Carolsfeld. Eduard von Heuß und Friedrich Wasmann trafen am spätesten ein; ersterer hat uns die Bildnisse der Nazarener überliefert, letzterer ist das Bindeglied zwischen der Romantik und der Kunst unserer Tage geworden. In seinen Bildnissen ist er Romantiker, in seinen Landschaften Pleinairist. — Die Kunde von Friedrich Wasmann verdanken wir dem norwegischen Maler Bernt Grönvold, der den Nachlaß des 1860 in Meran verstorbenen Künstlers entdeckt und daraus dessen Selbstbiographie 1896 publiziert hat. Die Wasmannschen Bilder, welche Grönvolds Berliner Haus beherbergt, sind 1906 bei der Jahrhundertausstellung gezeigt worden, und wer sie damals in der großen Menge nicht genügend beachtet hätte, findet jetzt Gelegenheit, sie Stück für Stück vorzunehmen, weil die Berliner Nationalgalerie die ganze Grönvoldsche Sammlung auf ein Jahr als Leihgabe ausstellen darf.

Wer wird vor den Bildnissen Wasmanns nicht an seinen älteren Hamburger Landsmann Otto Runge denken? Hier wie dort: die „Kleinwelt unserer Väter", Schlafrock und Schotenhut, billige Spitzen und kleine Ringe. Lauter schüchterne Gebärden; die Hände halten gelbe und graue Handschuhe oder sind schlicht übereinander gelegt. Ab und zu offenbart ein Décolleté mit rührender Naivität einen Hals von übersättigter Kurve oder abschüssigen Schultern. Diese Damen wissen nichts davon. Sie ahnen auch nichts von der Koketterie der langen Doppellocken zwischen Ohr und Wange. Sie sind weit entfernt, irgend etwas zur Schau stellen zu wollen. Und auch wir sehen all das Peinliche erst ganz zuletzt, ehe wir weggehen. Vorher haben wir immer in diese Augen und auf diesen Mund blicken müssen. Das sind üppige, blühende Lippen; aber es liegt etwas Herbes, ja Unerbittliches in der Art, wie sie geschlossen sind, wie die Mundspalte, die Lippenränder, drei Linien von eigenartiger Spannung, im Schatten des Mundwinkels zusammenlaufen. Auch die Augen geben uns Rätsel auf; sie haben einen weiten, schweifenden Blick; sie sehen an uns vorbei ins Grenzenlose. Bei manchem Auge können wir am unteren Lide jene Müdigkeit oder im inneren Winkel jenes leise Weh erkennen, das zurückbleibt, wenn einer überwach vor Sehnsucht ist. Die innere Glut der Romantiker spricht aus jenen Augen, die Seelenfülle, das pneuma, wie die Theologen sagen, die der Konvertit Wasmann von Grund des Herzens verehrte. Die reinste Form dieses romantischen Typus haben wir in dem Bilde der Gattin des Künstlers von 1846. Hier ist der Maler aber, was die Farbe anlangt — Blaßrot und Grau dominieren — sehr zurückhaltend gewesen; sonst werden wir oft mit ziemlicher Deutlichkeit an die brandigen und galligen Töne Otto Runges erinnert. Indessen das kleine Bildnis der Schwiegermutter von 1845 ruft uns das erste Menzelsche Porträt, das von Fräulein Arnold aus eben jenem Jahre, ins Gedächtnis; denn auf beiden ist dasselbe Leuchten um die Augen. — Es bedeutet nicht wenig, den dreißigjährigen Wasmann mit dem aufstrebenden Menzel vergleichen zu können. Vor jener Ansicht eines Meraner Bauernhofes von 1830 aber müssen wir uns fragen: Hat uns Liebermann schon eine so vollkommene Landschaft geschenkt? Dieses Pleinair steht weit über der scharfen, spitzen Lichtmalerei, die damals in Dresden von Kaspar David Friedrich geübt wurde. Fluten des Lichts brechen über die blauen Berge herein und erfüllen die Täler und tränken die Matten und die Bäume des Weges. 1863, drei Jahre nach dem Tode Wasmanns,

Digitized by Google

wurde in Paris der Salon des Refusés, die erste Ausstellung der Freilichtmaler, eröffnet. Wir haben das Pleinair lange vor den Franzosen gehabt; Zeuge dessen sind Blechen, Wasmann und der junge Menzel.

Neue Bücher.

Meister der Farbe, 1912, Heft 1 und 2 (Leipzig, E. A. Seemann).

Wenn je einer etwas halblaut gegen die Meister der Farbe sagte, so war es, weil er sich eine andere Bilderauswahl wünschte. Allen, welche dieses Unternehmen wahrhaft lieben, schwebt nämlich die Idee vor, das, was bei seiner Gründung als eine Art Glaspalast in Heftausgabe gedacht war, möge zu einer Chronik der zeitgenössischen Malerei sich umbilden. Jede Tafel, die berufen ist, die Saison zu überdauern, müßte uns in den vortrefflichen Reproduktionen dieser Zeitschrift aufgehoben werden. Denn, wer kann den Seemannschen farbigen Drucken etwas Gleichwertiges an die Seite stellen? Wer kann es zu diesen billigen Preisen? — Max Osborn hat den größten Teil des Beiblattes, der „Kunstschau", geschrieben, und wir überblicken gerne mit ihm diese zwei Monate wieder, weil er mit geschickter Hand das Große vom Kleinen gesondert hat. Dort, wo er von dem heimgegangenen Hugo von Tschudi spricht, äußert er den glücklichen Gedanken, daß der Heldenmut, womit der Berliner und Münchener Direktor Jahre hindurch das fressende Uebel, das ihn befallen hatte, erduldete, auch seine Widerstandsfähigkeit gegen Kleinmut, Feigheit und Stumpfsinn erhöht hätte.

Dr. Eduard Thoma.

Kant-Laienbrevier. Eine Darstellung der Kantischen Welt- und Lebensanschauung für den ungelehrten Gebildeten von Dr. Felix Groß. Zweite verbesserte Auflage. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G. Elegant broschiert 2,80 M.; in Pappband 3 M.; ganz in Leder gebunden 5 M.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Bad Salzbrunn

heilt mit

Oberbrunnen

und **Kronenquelle**

Katarrhe an Rachen, Nase, Kehlkopf, Magen und Darm, Folgen von **Influenza, Emphysem, Asthma, Gries, Steinbildung, Gicht, Zucker, Nieren- und Blasenleiden.**

Grand Hotel I. Ranges mit 200 Betten, Zentralheizung. und weitere 200 Betten in eigener Regie der Fürstlichen Badeverwaltung.

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-Glidine (Weizen-Lecithin-Eiweiss) Tägliche Ausgabe ca. 25 Pf.

In Apotheke, Drog. — Wissenschaftliche Literaturkostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Mindestens 50% kann jede Hausfrau durch den Gebrauch von **Poraths Gesundheitskaffee-Surrogat** sparen, um doch einen kräftigen u. wohlschmeckenden Kaffee zu erhalten. Ein einmaliger Versuch genügt, um dauernd Kunde zu sein. Wir versenden Probe-Postpakete 18 Pack inkl. Porto und Nachnahme zu 3.50 M.

Poraths Gesundheitskaffee-Surrogatfabrik, G.m.b.H., Pyritz in Pomm.

Leibniz-Keks

TET-Paket 30 Pf

H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 14 — Berlin, den 6. April 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Ostern.

Von

Emil Felden, Bremen.
Pastor an St. Martini.

Christ ist erstanden! Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden!

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam und übende
Prüfung bestanden . . .

So klingt's und singt's und läutet's und tönt's heut' überall.

Aber der moderne Mensch klagt mit Faust:

Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich im Staube?
Klingt dort, wo weiche Menschen sind!
Die Botschaft hör' ich wohl — allein mir fehlt der Glaube!

Nein, der moderne Mensch vermag nicht „zu jenen Sphären zu streben, woher die holde Nachricht tönt". Was ist uns jenes Osterwunder, von dem die Evangelien berichten? Uns fehlt der naive, massive Glaube! Und so ist es uns — nichts. Kaum eine belächelte Erinnerung aus jener Zeit, da uns Wunder als etwas so Alltägliches erschienen, daß wir selber sie erwarteten. . . .

Laßt uns jenen toten Glauben begraben. Recht tief. Damit uns solch „kindlicher" Glaube nicht „kindisch" werden lasse. Wenn Jesus vor bald 2000 Jahren lebte und starb - dann ruht sein Leib im Grabe, dann ist er zurückgesunken ins Ewige, Unendliche und Unergründliche, aus dem er vordem ins Licht gestiegen. Wie die Leiber all derer, die vor uns dahingegangen. Wie es einst auch mit unserem Leibe sein wird. . . .

An Stelle jenes naiven Glaubens erstehe in uns die Gewißheit, die Ostern uns predigt: daß aus dem Tode neues Leben ersteht.

Das ist allerdings eine einfache Wahrheit! Aber — leider vergessen wir sie immer wieder.

Wenn ein Jesus gelebt, gewirkt hat — dann bleibt, dann ist lebendig, was er gewirkt. Durch Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch. „Es wird die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn." Was hat das „Fürwahrhalten" der angeblich historischen Wiederbelebung seines Leibes damit zu tun?

Die Osterbotschaft aber lautet: „Christus lebt!" Wer ist es, der an dieser Wahrheit zu zweifeln wagte? Haben doch die Menschen, seitdem sie religiös fühlten, seitdem sie das ihnen rätselhafte Werden und Vergehen in der Natur empfanden, die Osterwahrheit sinnenfällig darzustellen versucht. Ist Christus nicht international und ewig? Finden wir ihn nicht in Ost und West, in Nord und Süd in Mythen und Legenden? . . . In Prometheus und Herakles, in Sigfried und Simson, in Adonis und Osiris, in Attis und Mithras und Gilgamisch - in allen diesen Kultheroen wird Christus verehrt. Sie legen den als Opfer Gefallenen unter dem Wehklagen der Weiber ins Grab, und unter dem Jubelruf seiner Gläubigen ersteht er nach kurzer Zeit. Wie könnte es auch anders sein? Ist er doch das Symbol der lebenspendenden Kraft, des Lebens überhaupt, des allgewaltigen, unerschöpflichen, ewigen, stets aus sich selbst sich erneuernden, endlich doch siegenden, das Grab lediglich als Durchgangsstation benutzenden Lebens. Und auch das Osterbekenntnis des modernen Menschen, der dem antiken über einen massiven mittelalterlichen Glauben hinüber die Hand reicht, ist dies: was sucht ihr das Lebendige beim Toten?

Digitized by Google

Und siehe: der Tod – dies Schreckgespenst der Menschheit – er verliert alles Wesenhafte.

„Tod ist ja nur ein Menschenwort,
Denn Tod ist weder hier noch dort"

sprechen wir mit dem Dichter. Lebend ist alles, tot ist nichts. Der Tod ist lediglich Uebergang. Die Form, die alt und morsch geworden, wird vom Leben gebrochen, damit es weiter, schöner bauen kann mit den lebendigen Stoffen. . . .

Die Blätter fielen im Herbste vom Baum. Weh ward's uns zumute, da wir es sahen. Aber nun sproßt neues Leben aus ihnen, die in die Werkstatt des Lebens zurückgeführt worden sind. . . .

Ja, wo Leben waltet, da entwickelt es sich aus früherem Leben, baut es sich auf Bildungen auf, die dahingeschwunden sind. Jedes Wesen ist eine Brücke, auf der andere Wesen den rauschenden, unversieglichen Strom des ewigen Lebens überschreiten. . . .

„Was sucht ihr das Lebendige bei den Toten?" So rufen wir, die modernen „ungläubig" Gläubigen den „Altgläubigen" zu. Erscheint das All ihnen nicht als widergöttlich, als tot? Doch unsere Ostergewißheit spricht: es ist lebendig! Ist der Urgrund des Lebens selbst! Und der Urgrund des Lebens ist – Gott. Ja, das lebendige All ist die Gottheit selbst, die jenen in der Unendlichkeit zerfließt. Und der Name dieser Gottheit ist Natur oder Geist oder Kraft oder Leben

„Nenn's wie du willst,
Ich habe keinen Namen dafür!
Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!"

So ist uns Gott neuerstanden; so sehen wir das Leben überall. Leben ist des Menschen ganzes Sein als ein einziger göttlicher Gedanke: Ist alles, was unser Herz erfüllt an Hoffnung auf Glück, Sehnsucht nach Freude, an Kraft und Willen unsern Erdenlauf zu vollenden. Gott-Leben wirkt im Wasserquell, der aus der Erde sprudelt, in der Pflanze, die mit ihren Wurzeln Säfte saugt, im Meere, das seine Wogen rollt, in der Erde, die in endloser Folge Kinder sprossen läßt, in der Sonne, die die Möglichkeit unseres irdischen Seins schafft, im Uhrwerk, im Dampf, in der Elektrizität, im Pfeil, der von der Sehne schwirrt, im Lichtstrahl, im Kreisen der Sterne, im Reigen der Sonne, im Atom, das ein Atom sucht, im „Tode", der die Stoffteile unseres Leibes löst, um Neues zu schaffen. . .

Tod? Wo ist dein Sieg? Wahrlich – überwunden bist du! Wir sehen überall Leben. Sehen es siegreich aus dem Grabe steigen: „Christ" ist nicht einmal, nicht einstmals erstanden. Er ersteht täglich. Des zum Zeichen laßt uns Ostern feiern!

So wird der moderne Glaube zum fruchtbaren Lebensglauben, der unser Wollen umgestaltet. Galt es den Alten nicht als Höchstes, für die Mitmenschen zu sterben? Der moderne Geist aber spricht: Leben sollst du für die Menschheit und Leben schaffen! — Leichter dünkt mich das Sterben für die Wahrheit, die Stirne umwunden mit dem Märtyrerkranze, als ohne Krone für sie zu leben, zu wirken, zu dulden, als in zähem Ringen dem Alten, Morschen, Sterbenden Schritt für Schritt den Boden abzugewinnen ein ganzes Leben lang. Ist es nicht leichter, zu sterben aus Liebe – als sich Liebe zu erringen und zu wahren in der Brutalität des Daseins? Aber dies Ringen gerade macht das Leben schön! Statt des Leidens die Tat! Leben wollen wir, Und das Leben lieben mit heiliger Inbrunst. So lieben, daß wir auch das Leid lieben lernen, das wir finden, ohne es gesucht zu haben. Sterben wollen wir nur, wenn unser Leben ohne Ideale sein soll: Weil sonst der Tod uns beherrscht. Der wirkliche Tod! Lieber erkaufen wir das Leben und den Preis des Lebens!

Wir sind Lebensgläubige. So wollen wir das Leben lebenswürdig gestalten: In heißer Arbeit uns selbst veredelnd. Und auch die ganze Menschheit. Denn wir glauben an das Gute im Menschen. Und erscheint auch der Weg weit – das Leben hat Zeit. Hat es nicht die ganze Ewigkeit vor sich? Wir wollen ihm starke Brücken sein, wir, die wir selbst auf den Stegen wandern, die das Leben uns gebaut hat.

Digitized by Google

Worte statt Brot.

Von

Otto Corbach.

In zwei aufeinanderfolgenden Wahlen hat sich eine Mehrheit deutscher Reichstagswähler gegen „unsere bewährte Wirtschaftsordnung“ ausgesprochen, die zugunsten einer kleinen bevorzugten Bevölkerungsgruppe planmäßig die notwendigsten Lebensmittel verteuert. Das erste Mal kam dank einer für unsere Junker nicht minder „bewährten“ Wahlkreiseinteilung statt einer linken, eine rechte Mandatsmehrheit zustande; das letzte Mal, wo für die Parteien der Linken 7½, für die der Rechten 4½ Millionen Stimmen abgegeben wurden, mit knapper Not eine ganz schwache linke Mandatsmehrheit. Immerhin: eine Mehrheit für wirksame gesetzgeberische Maßnahmen zur Steuerung der Lebensmittelteuerung ist im Reichstage da. Und doch ist wenig Heil von ihr zu erwarten. Der Block der Linken geht auf der rechten Seite lahm, ist ein geborener Krüppel, von dem wenig „positive“ Arbeit zu erwarten ist. Zudem sind die Aktionsmöglichkeiten des Reichstages eng begrenzt; ein wirkliches parlamentarisches Regime ist noch nicht vorhanden und erst nach langwierigen Verfassungskämpfen zu erlangen. Wie oft ist nun im Wallotbau über des Volkes Not geredet worden, und die Regierung hat sich doch zu nichts weiter bewegen lassen, als was sie schon vorher angekündigt hatte, eine zeitweise Aufhebung des Kartoffelzolles. Im übrigen bietet auch der Reichstag dem Volke nur Worte statt Brot, Worte, die der Verdauung des Zeitungslesers förderlich sein mögen, aber seinen Hunger oder Appetit wirklich eher reizen als stillen können. Die Hauptschuld hieran tragen natürlich die Regierenden, die Machthaber, die den Reichstag mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften zu hindern suchen, seine Worte in Taten umzusetzen. Aber man darf auch den Parteien vorwerfen, daß sie sich darauf beschränken, ihre Vertreter im Parlament mit Worten über ihre gesetzgeberische Ohnmacht lamentieren zu lassen, statt mit außerparlamentarischen Mitteln zu tun, was sich tun ließe. Dieser Vorwurf trifft in voller Schwere vor allem die Sozialdemokratie.

Warum wendet diese parteipolitische Vertretung des klassenbewußten Proletariats nicht ein klein wenig von ihrer gewaltigen Kraft und Macht für die Einführung und Ausbreitung moderner billiger Ernährungslehren in Arbeiterhaushaltungen auf? Wenn sie sich berufen fühlt, den Arbeitern einen Himmel auf Erden zu bereiten, sobald sie erst die politische Macht erobert hätte, darf man da nicht billigerweise von ihr erwarten, daß sie den Arbeiter zunächst lehrt, sich den gegebenen Verhältnissen bestmöglichst anzupassen? Ist es ihr nicht bekannt, daß es um die Wirtschaftlichkeit der deutschen Arbeiterfrauen großenteils kläglich bestellt ist, jedenfalls schlechter als um die ihrer französischen Genossinnen? Und sollte nicht eine Partei, die das deutsche Volk auf den Zukunftsstaat vorbereiten will, den Ehrgeiz haben, ihre Anhängerinnen zu leuchtenden Vorbildern auf dem Gebiete des Ernährungswesens zu erziehen?

Noch in anderen Beziehungen könnte die Sozialdemokratie die Wirkungen der herrschenden Lebensmittelteuerung abschwächen. Es ist bekannt, daß der Handel, besonders der Kleinhandel, einen sehr großen Anteil an der Heraufschraubung der Lebensmittelpreise gehabt hat. In den Kreisstädten Ost- und Westpreußens, Pommerns, sogar in Teilen der Mark, konnte man im vorigen Jahre noch den Zentner Kartoffeln mit 1,80 bis 1,90 Mark kaufen, als der Zwischenhandel mit Rücksicht auf die allgemeine Furcht den Preis bereits flugs verdoppelt und verdreifacht hatte. Zum Teil trieb gewiß eine längst empfundene wirtschaftliche Nötigung den Zwischenhandel dazu, den bequemen Anlaß zu benutzen, seine Preise mehr zu erhöhen, als es die Verteuerung der Produktion allein erheischte, zum andern Teil mag er seine Machtstellung mißbraucht haben, höhere Profite zu erzielen. Soweit eine Nötigung vorlag, hat das unter dem Protektorat der Sozialdemokratie stehende Proletariat ein gut Teil Schuld daran. Man braucht sich nur bei Kleinhändlern in den Arbeitervierteln unserer Großstädte ein wenig umzuhören, um

Digitized by Google

überall über Kreditmißbrauch durch den Arbeiterkonsumenten klagen zu hören. Was wunder, wenn der Handel keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen läßt, sich durch Preisaufschläge für die durch Kreditmißbrauch erlittenen Verluste schadlos zu halten. Die Gewissenlosigkeit, mit der oft ganz wohlsituierte Arbeiterfamilien Kleinhändler um ihren Verdienst prellen, ist zum Teil zweifellos auf die ewige Verhätschelung des Proletariats durch die sozialdemokratische Presse zurückzuführen. Wenn diese statt dessen vor der schärfsten Kritik aller in Proletarierkreisen um sich greifenden Unsitten nicht zurückschreckte, wenn sie den Proletariern vor allem Konsumententugenden anzuerziehen wüßte, so könnte sie es dem Zwischenhandel ermöglichen, bei billigeren Preisen besser auszukommen als bei den jetzigen hohen.

Damit sind die Aktionsmöglichkeiten der Sozialdemokratie gegenüber der Teuerung lange nicht erschöpft. Eine der wichtigsten bezieht sich auf die innere Kolonisation. Das städtische Proletariat hat die ungeheuren Geldmittel, die es bisher angehäuft hat, größtenteils derselben Kapitalistenklasse zur Verfügung gestellt, die es ausbeutet, so unglaublich das klingt. Warum entzieht es nicht wenigstens einen Teil dieser Mittel der Disposition seiner Unterdrücker und kauft dafür Großgüter, um, wie Franz Oppenheimer vorschlägt, Produzentengenossenschaften selbständiger Erbpächter oder Erbbaubesitzer oder Produktivgenossenschaften verbündeter Landarbeiter darauf zu organisieren? Träger solcher Aktion könnte entweder eine aus den Mitteln des Proletariats eigens begründete Landbank nach dem Muster der nationalpolitischen Landbanken unserer Ostprovinzen sein, deren Wirksamkeit die preußische Regierung nicht einmal zu hemmen imstande ist, oder die Genossenschaften oder Gewerkschaften der städtischen Arbeiter. Nicht besser kann die Arbeiterklasse der Lebensmittelnot steuern, als indem sie sich selbst an der Lebensmittelproduktion beteiligt.

Wenn die Sozialdemokratie es fertig brächte, die Arbeiterschaft zu befähigen und zu bewegen, alles zur Besserung ihrer Lage zu tun, was sich ohne Maßnahmen der Gesetzgebung durch sie ausführen läßt, so würde sich keine Regierung behaupten können, die nicht bestrebt wäre, alle die Lebensmittelteuerung verschärfenden politischen Einrichtungen aufzuheben.

Der Glaube an die Wunderkraft der Politik ist die größte Quelle der Not des Volkes. Dieser Glaube verführt die Notleidenden zu einer Passivität, die alle Kräfte, die auf die Preisgestaltung Einfluß ausüben, unmittelbar dazu anreizt, Vorteil daraus zu ziehen. Wenn z. B. wirklich die Grenzen der Vieh-, Fleisch- und Getreideeinfuhr möglichst vollständig geöffnet würden, wer sagt denn, daß nicht der Handel um so viel mehr Profit heischen würde, als die Produzenten einbüßten? In Frankreich gibt es keine Junker und doch eine schlimmere Lebensmittelteuerung als bei uns; und im freihändlerischen England lebt genau ein Drittel der Bevölkerung in bitterster Armut, zum Teil in gräßlichstem Elend. Eine Lebensmittelteuerung gibt es seit Jahren auch in der nordamerikanischen Union, trotzdem doch der beste freihändlerische Wille keine deutsche Regierung in absehbarer Zeit in den Stand setzen könnte, dem deutschen Volke ein so weites und reiches Freihandelsgebiet zu erschließen, wie es die Vereinigten Staaten vorstellen. Trotzdem reden die Auguren, die sich die breiten Massen zu politischen Führern erkürt haben, dem Volke ein, daß die Not sonst nur daher rühre, weil die leitenden Staatsmänner nicht die ihnen zur Verfügung stehenden Zaubermittel anwenden wollten, sie fortzuhexen. Auch ihr Wahlspruch lautet eben: Dem Volke muß der Glaube erhalten werden.

Neues vom Himmel und von der Erde.*

Von

Dr. Adolf Marcuse,

Professor an der Universität Berlin.

Im Sternbilde der „Zwillinge", das durch die zwei hellen Sterne Kastor und Pollux markiert, gerade jetzt abends am Himmel hoch im Südwesten steht, ist ein ziemlich heller neuer

* Unter diesem Titel wird Herr Prof. Marcuse fortan allmonatlich über die neuesten wissenschaftlichen Beobachtungen auf diesem Gebiet berichten. D. H.

Digitized by Google

Stern aufgefunden worden. Diese „Nova Geminorum", wie man den neuen Fixstern wissenschaftlich bezeichnet, ist durch Zusammenstöße mit kosmischen Nebelmassen im fernsten Universum entstanden und bietet, besonders für die spektral-analytische Untersuchung, ein sehr interessantes Himmelsobjekt. Das Spektrum eines solchen neuen Sterns zeigt bei seiner Zerlegung im großen Fernrohr ganz deutlich helle Spektrallinien, die glühende Gase von Wasserstoff, Helium und Kalzium andeuten und einen fernsten Himmelskörper im chaotischen Zustande des ersten Entstehens bezeichnen.

Von der Sonne liegen neue und besonders genaue Messungen ihrer Strahlungsenergie vor, die auf eine Temperatur von mindestens 7000 Grad C. an der Oberfläche jenes Zentralkörpers unseres Planetensystems schließen lassen. Man nimmt neuerdings an, daß auf unserem Zentralgestirn, dessen Licht- und Wärmestrahlen alles irdische Leben beeinflussen, ein ständiger Ersatz für die fortlaufend verausgabte Wärmemenge vorhanden ist. Erstens zieht sich der Sonnenkörper langsam zusammen und erzeugt dadurch immer neue Wärmequellen; zweitens dürften ungeheure Mengen von Radium auf der Sonne vorhanden sein, deren Kraftwirkungen reichlichen Ersatz für die verausgabten Mengen an Wärme und Licht darbieten.

Auch der unserer Erde in mancher Hinsicht so ähnliche Planet Mars, dessen Oberfläche zu zwei Drittel aus Land, zu ein Drittel aus Wasser besteht, und auf dem Tages- wie Jahreszeiten-Verlauf ganz ähnlich wie bei uns vor sich gehen, zeigte neue und interessante Gebilde. Bei der letzten Annäherung des Mars an die Erde erkannte man verschiedene neue Kanäle und Seen; vor allem sah man aber eine Anzahl helleuchtender weißer Flecken, die wahrscheinlich hohe Gebirgsketten auf unserem Nachbarplaneten darstellen.

Am Mittwoch, den 17. April, wird, worauf schon an dieser Stelle hingewiesen sei, eine fast totale, jedenfalls aber auch für das nordwestliche Deutschland ringförmige Sonnenfinsternis stattfinden, die bei uns sichtbar ist und zu den bedeutsamsten Himmelserscheinungen gehört. Diese fast gänzliche Verfinsterung der Sonne beginnt am 17. April mittags (für Berlin um 12 Uhr 8 Min.) und dauert bis Nachmittag (in Berlin bis 2 Uhr 47 Min.). Etwa in der Mitte zwischen jenen Zeiten liegt das Maximum der Finsternis, bei dem fast die ganze Sonnenscheibe durch den zwischen Erde und Sonne tretenden Mond (also wie immer bei Sonnenfinsternissen zur Zeit des Vollmonds) verdunkelt wird. Der Eindruck, wenn mitten am hellen Tage die strahlende Sonnenscheibe verdunkelt wird, ist ein gewaltiger, und niemand sollte versäumen, wenn nicht mit einem Fernrohr, so doch wenigstens mit einem gewöhnlichen rauchgeschwärzten Glase unser Tagesgestirn um jene Zeit zu beobachten.

Auch von der Erde ist manches Merkwürdige und Interessante zu berichten. Schon im nächsten Jahre sollte das Riesenunternehmen des Panamakanals fertig sein und der Schiffahrt übergeben werden. Dieser neue südamerikanische Handelskanal ist deshalb von so großer Bedeutung für den Weltverkehr, weil dadurch die Verbindung zwischen Stillem und Atlantischem Ozean, ohne den ungeheuren Umweg durch die zwischen Patagonien und Feuerland gelegene Magellanstraße, hergestellt wird. Alle Arbeiten an dem Panamakanal, sowohl von der atlantischen wie von der pazifischen Küste her, schienen in bestem Fortschreiten; da kommt unerwartet, wenn auch durch die vulkanische Beschaffenheit des Landes begründet, die Nachricht, daß im Culebra-Einstich, der im mittleren Teile des Kanals liegt und bei dem etwa noch 15 Millionen Kubikmeter Erde auszugraben sind, starke vulkanische Störungen sich bemerkbar machten. Unterirdische Krater sollen sich geöffnet haben und den weiteren Ausbau des Kanals ganz in Frage stellen. Man muß jedoch erst noch genauere wissenschaftliche Untersuchungen von berufenen Geologen abwarten, ehe man das Schlimmste, was die Tageszeitungen schon prophezeien, nämlich den Untergang des ganzen Riesenkanals, anzunehmen berechtigt ist. Selbst wenn das vernichtende Auftreten vulkanischer Gewalten unter dem Boden des mittleren Kanalteiles sich bewahrheiten sollte, bleibt noch immer die Hoffnung bestehen, daß durch einen Umweg des Kanals der plötzlich aufgetauchte Vulkanherd in geschickter Weise, wenn auch mit großen Kosten, umgangen werden kann.

Schließlich liegen noch neue und sehr bemerkenswerte Untersuchungen über das mutmaßliche Alter unserer Mutter Erde vor, die sich insbesondere auf den Natriumgehalt der Ozeane gründen. Indem man den Gehalt des Meerwassers an Natrium genau ermittelte und ferner die dem Meere jährlich durch die Flüsse zugeführte Natriummenge scharf bestimmte, erhielt man ein leidlich genaues Maß für das Alter der Weltmeere und indirekt auch für das Alter unserer Erde nach ihrer Ueberwindung des ersten feurig-flüssigen Zustandes und nach der Bildung der allmählich eintretenden, mehr oder weniger festen äußeren Panzerdecke. Auf diese Weise fand sich für das Alter unserer Erde im Durchschnitt die

Digitized by Google

Zahl von 100 Millionen Jahren, die auch sonst aus berechtigten Annahmen astronomischer und geologischer Natur für ziemlich wahrscheinlich gelten kann.

Der „anonyme Dichter" Polens.

(Zum 100. Geburtstag Sigmund Krasińskis.)

Von

Gotthold Schulz-Labischin.

Von schier überschwänglichen Hymnen hat die polnische Presse am 19. Februar den 100. Geburtstag Sigmund Graf Krasinskis gefeiert. Die deutschen Zeitungen haben ihn fast völlig mit Stillschweigen übergangen. Beides geschah zu Unrecht. Ein derartiger Enthusiasmus widersprach einmal der stillen, bescheidenen Art des Gefeierten, der allem lauten Ruhm überängstlich sein Leben lang aus dem Wege zu gehen sich bemühte, zum andern kennt auch heute noch die breitere Masse des polnischen Volkes nicht mehr wie seinen Namen. Seine Werke sind und werden nie Gemeingut der Nation werden. Auch widerspricht im großen und ganzen das Schaffen Krasińskis der heutigen politischen Richtung des Polentums vollständig. Vertrat er doch in seinen Werken die Idee des Duldens, der kampflosen Opposition. Nicht nur darum, sondern weil er ein hochbedeutender Dichter war, der in zwei Werken Unsterbliches geschaffen, aber hätte auch die deutsche Presse seinen Ehrentag nicht lautlos vorübergehen lassen sollen. Der merkwürdige Dichter gehört weniger der polnischen als der Weltliteratur an. Es sei mir darum gestattet, in diesen Blättern seiner in kurzen Worten zu gedenken.

Es war ein Grünen und Blühen im Garten der polnischen Dichtung in den dreißiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Das Dreigestirn Mickiewicz, Krasiński, Slowacki „erhellte mit den Strahlen seines Lichtes das geistige Leben und Wirken in allen Teilen des einst selbständigen Reiches", Mickiewicz, der unerreichte Meisterpoet Polens, wohl der hervorragendste Dichter der slavischen Völker überhaupt, hatte die sogenannte volkstümlich-romantische Epoche, im schroffsten Gegensatz zur bis dahin herrschenden Pseudoklassik der Franzosen, eingeleitet. Sie sollte die vaterländische Dichtung, von der selbst Brodziński, der begeisterte Panslavist, gestehen mußte, daß „ein eigenartiger Geist in Geschmack und Werken des Genius den slavischen Stamm nicht auszeichnet", aus dem drohenden Verfalle emporheben. Die polnische Dichtung sollte eine nationale, der Inbegriff der Gefühle und Vorstellungen, der Gedanken und Erinnerungen des Volkes werden und ihren Stoff aus der Anschauung und Geschichte des Volkes nehmen.

Zwar fehlte es auch bis dahin nicht an Dichtern, die nationale Stoffe wieder und wieder heranzogen. Was ihren Werken aber fehlte, war der nationale Geist. Diesen sollte die romantische neue Epoche bringen, ihn hegen und pflegen. Das gelang über alles Erwarten gut. Eine reiche Blüte setzte ein, und die Ernte war: Zum ersten Male eine originale, durch und durch selbständige polnische Dichtung, aus der ein ureigener, mündig gewordener Geist sprach. Mickiewicz aber erhob mit seiner unsterblichen Dichtung „Herr Thadäus" die polnische Literatur auf den hohen Standpunkt der Gleichberechtigung in der Weltliteratur.

Mickiewicz, Krasinski und Slowacki wirkten fast gleichzeitig. Alle drei sind sie auch Jünger der romantischen Epoche. In ihren Werken aber finden sich nur wenige Berührungspunkte. Am weitesten außerhalb schreitet Krasiński. Seine Dichtungen, schon allein stofflich betrachtet, gehören, wie gesagt, nicht ausschließlich der polnischen Nation an. Sind Mickiewicz und Slowacki immer und immer nur national, vor allem der erstere, der wie kein anderer durch Werke voll lichter Klarheit und meist überall verständlicher Schlichtheit auf sein Volk eine gewaltige Wirkung ausübte und ausübt, so behandelt Krasiński, gleich groß als tiefer Philosoph und spekulativer Geist wie als formvollendeter Dichter, Probleme, welche die ganze Menschheit bewegen, sucht er die ungelösten Rätsel des Weltalls zu erfassen und ihnen mit blutender, tiefverwundeter Seele nachzusinnen. Seine

Digitized by Google

Schöpfungen sind wie ein verzweifelnder Aufschrei über den Jammer, nicht der polnischen Nation, sondern der Welt. Man fühlt das tiefschmerzliche Suchen, man hört aus ihnen das stöhnende Ringen nach unerreichbaren höchsten Idealen. In ergreifenden Versen schluchzt und weint ein tiefstempfänglicher Dichterphilosoph über das urewige, unstillbare Leid der Menschheit.

Er hat also in der polnischen Literatur, deren Vertreter sonst durchweg rein national gerichtet sind, eine merkwürdige Stellung. Er ist darum seinem Volke fremder geblieben. Nicht als ob es seinen Namen nicht kennte und ihn als großen polnischen Dichter nicht glühend verehrte — keine andere Nation blickt zu ihren Großen mit so geradezu schwärmerischer Verehrung auf wie sie --, aber er lebt ihr in einer der Wirklichkeit zu entfernten Welt. Er wird nicht begriffen und verstanden, da er über sein Volk und die es innigst berührenden Anschauungen und Gefühle weit hinaus tritt, und seine Dichtung zudem so überaus gedankenschwer dahinschreitet.

Erst in späteren Jahren tritt er der Volksseele näher, als er zu ihr und von ihr als nationaler lyrischer Dichter zu sprechen beginnt.

Das Leben Krasińskis war eine Kette von grausamen Leiden und Drangsalen. Geboren wurde er am 19. Februar 1812 zu Paris. Sein Vater, Graf Vinzent Krasiński, vermählt mit einer Fürstin Radziwill, befehligte dort als General eine polnische Division. An ihm hing der Sohn in innigster Liebe.

Und das ist die eine große Tragik seines Lebens: Diese Liebe mußte er verbergen vor seinem Volke, mit dem er in gleicher heißer Liebe verbunden war. Denn Polen hatte den General, der später in russischen Diensten stand, als Verräter geächtet, da er, getreu seinem dem Zaren geleisteten Schwur, im Kriegsgerichte einige seiner Landsleute hatte verurteilen müssen. Unendlich schwer trug der Sohn an diesem unglücklichen Verhältnisse.

Wie Mickiewicz in späteren Lebensjahren, mußte auch Krasiński schon von frühester Jugend an in der Ferne leben. Ein ewiges Wandern von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Im Herzen die tiefste, unauslöschliche Liebe zur Heimat, deren Unglück ihn wie seinen Dichterkollegen erschütterte, das sie beide aber auch mit erst zu großen Dichtern machte.

Durch tückische Krankheit -- ein schweres Brust- und Nervenleiden trug er in sich, und von 1832 ab litt er an einer Augenkrankheit, die ihn öfter der Gefahr völliger Erblindung nahebrachte -- war er verhindert, in den Jahren 1830/31 mit seinem Blute für sein Vaterland einzutreten und den Namen Krasiński in Polen zu entsühnen. Es war eine furchtbare Zeit für den Dichter. Man fühlt sie erschüttert mit, wenn man liest, was er damals schreibt: „Von meiner Väter Gefilde verjagt, mußte ich fremder Menschen Erde treten, da man mein Land in Fesseln schlug. Wie Dante durchschritt ich lebend die Hölle... Ach, ich lebte so lange in diesem Abgrunde, von grenzenlosen, wütenden Qualen verzehrt, und das Sterben wird mir nur ein zweites Sterben sein. Wie Dante durchschritt ich lebend die Hölle . . ."

Die Liebe Krasińskis zur Gräfin Delphine Potocka, der berühmten Freundin und verehrtesten Schülerin Chopins, die unglücklich blieb — wenn auch sie in gleichem Maße erwidert wurde —, da die geliebte Frau, eine streng gläubige Katholikin, sich von ihrem verachteten Manne nicht scheiden lassen wollte, ist die zweite große Tragik dieses Dichterlebens. Wie tief sein Gefühl war, erhellt aus seinen Briefen und Gedichten „An meine Beatrice". Ein herrliches Denkmal hat er der Gräfin in dem ihr gewidmeten Gedicht „Die Morgendämmerung" und im „Traum" gesetzt.

Alles im Leben des Dichters wirkte zusammen, es zu einem überaus unglücklichen zu machen. Es gehörte seine fast übermenschliche, durch furchtbares Leiden dennoch gestählte Kraft dazu, es zu ertragen, sich vor allem als ein Dichter von so hoher Vollendung über es emporzuschwingen. Es ist bewundernswert und rührend zugleich, zu sehen, wie er, trotz ärgster Qualen, zwei Werke vor allem zu schaffen imstande war: „Iridion" und die

Digitized by Google

„Ungöttliche Komödie", Schöpfungen, die ihn unsterblich gemacht haben.

Das erste, eine von herrlichen lyrischen Gedichten unterbrochene dramatische Allegorie, die er in Rom geschaffen, in der er den Kampf der verschiedenen Welten und Elemente beim Untergange der ewigen Stadt in wundervollen Farben schildert. Ein Werk voll genialen Schwunges und reichster Ideenfülle.

Das andere, in Paris geschrieben, ist eine Dichtung von glühender Phantasie und oft herrlicher, gewaltiger Sprachschönheit. In der „Ungöttlichen Komödie" tritt, entgegengesetzt wie bei Dante, statt des religiösen das politische Element in den Vordergrund. Ein groß entworfenes, genial durchgeführtes Bild. Ein lyrisches Drama, das, wie Graf Tarnowski, der Herausgeber der Krasińskischen Werke, sagt, „den großen sozialen Kampf, welcher in ganz Europa, aber nur auf dem Theater der Zukunft, sich abspielen wird", mit erstaunlicher Prophetengabe behandelt. Der gräfliche Herausgeber hat Recht. Europa hat der Dichter vor Augen. Wenn auch die heimatlichen polnischen Verhältnisse anklingen. Er schildert den Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie. Noch aktueller für uns: Der Kampf hat das Gepräge des Aneinanderprallens der Besitzenden und Besitzlosen.

Von hoher Bedeutung sind auch des Dichters „Psalmen der Zukunft". Er glaubt an die Auferstehung seines Vaterlandes, von der alle polnischen Dichter, Mickiewicz voran, immer wieder singen und sagen. Krasiński aber vertritt die Idee des Duldens, der Resignation, des Martyriums ohne offenen Kampf, vor dem er warnt (und das Jahr 1846 gibt ihm bald recht bei der niedergeschlagenen Bauernrevolte in Galizien), die Idee der passiven Opposition, des rein moralischen Widerstandes.

Man hat das dem Dichter vielfach sehr übelgedeutet. Scharf griff ihn Slowacki vor allen an, der ihm selbst Feigheit vorwarf in einem Gedichte mit dem höhnischen Refrain: „Und du hast Furcht, Sohn eines Edlen?"

Der „anonyme" Dichter Polens?

Graf Krasiński schrieb seine Werke ohne Namensnennung. Verhinderte sogar, auf jeglichen Menschenruhm verzichtend, die allzu große Verbreitung seiner Schöpfungen. Seine nächsten Bekannten wußten lange nicht, daß er der Verfasser der von ihnen so bewunderten Werke war. Ein geistreicher polnischer Literat nennt ihn nicht mit Unrecht „einen Herostratos im entgegengesetzten Sinne, der sein ganzes Leben damit verbrachte, einen Tempel für seine Nation zu bauen und dabei bestrebt war, seinen eigenen Namen vergessen zu machen."

Der aber wird klingen, so lange die polnische Sprache redet.

Randbemerkungen.

Der Fall des Bäckers Puphahl.

Der um die Verbreitung einer staatlich nicht abgestempelten, aber dafür um so tieferen Volksbildung so hochverdiente J. Tews hat recht. Unser klassifiziertes Schulsystem, das das Studium der Wissenschaften nur für die Söhne der oberen Zehntausend reserviert, muß mehr als einen Unglücklichen schaffen. Es ist ganz sicher, daß in unsern Handwerkerstuben und Arbeitssälen so manch ein Bedauernswerter lebt, der seine Neigung und vielleicht auch seinen inneren Beruf zu mehr geistiger Betätigung täglich mit neuer Bitterkeit zurückdrängen muß. Bei einer gerechten Schulpolitik müßte jedem ohne Rücksicht auf den Geldbeutel der Eltern jeder Berufszweig offen stehen. Hunderte von schwächlichen Menschen, die für das durchaus achtenswerte Handwerk nicht die nötige Kraft, aber vielleicht -- die Natur schafft solche Ausgleiche -- bedeutende geistige Fähigkeiten haben, müssen ob ihrer Volksschulbildung ihr Lebtag als Enterbte des Glückes beiseite stehen. - - - - Nachdem der Kulturkämpfer Tews solchermaßen für dies Thema „Die Handarbeit ohne Rücksicht auf den Stand der Eltern für die dazu Befähigten, die Kopfarbeit auch ohne Rücksicht auf Herkunft und elterliches Vermögen für die geistig Begabten" vorbereitet, sollte der Bäckergeselle Puphahl durch einen Vortrag beweisen, wie auch unter unseren Arbeitern philosophische Köpfe leben. Und das Thema? „Der Ueber-

Digitized by Google

mensch als metaphysisches Problem." Der biedere Bäckergeselle (schon hat man Mitleid mit ihm) beginnt stotternd, verwirrt. Der Bäckergeselle spricht und trinkt Wasser. Er spricht weiter und trinkt wieder Wasser. Die Gesichter werden immer länger. Das sich sehr anständig benehmende Publikum zwingt sich, auf keinen Fall zu lachen. Der vorgetragene Kohl, ein Salat aus lauter zusammengelesenem unverdauten Gelehrtenkraut, nimmt — Puphahl steht wie ein Messias da — immer wüstere Dimensionen an. Die Leiter der Versammlung, die selbst bei diesem Publikum das Schlimmste befürchten, überreichen, mit ausbrechendem Angstschweiß auf der Stirn, dem Vortragenden einen Zettel nach dem andern, auf denen sie ihn immer wieder bitten, um Gottes willen aufzuhören, da es sonst „zu spät" würde. Puphahl erzählt dies inmitten seiner Metaphysik sofort der Versammlung, sieht nach der Uhr und meint, es ginge noch. Der Bäcker Puphahl wächst ins Gigantische. Puphahl nimmt noch einen Schluck Wasser, einen ganz tiefen Schluck, und dann schleudert er den herbeigeeilten Arbeiterfreunden seine in stiller Gelehrtennacht gefundene Prophezeiung ins Gesicht: „Ich bin sonst kein Freund von der Frauenbewegung. Glauben Sie bloß nicht, daß mir die Damen so besonders gefallen. Aber das glaube ich doch bestimmt, es wird ein Mitglied der Frauenfortschrittsvereine sein, das uns eines Tages den Uebermenschen gebären wird . . ." Freund Puphahl soll sich statt mit Nietzsche und Genossen lieber mit den Geistern beschäftigen, die eine einfachere, ihm verständliche Sprache reden. Auch das Gelehrtentum ist ein Handwerk, das von Grund auf gelernt sein will. Dichter fallen vom Himmel, aber Gott sei Dank nicht Professoren. Das war der Grundirrtum der sonst so verdienstvollen Veranstalter. Sie geben deshalb ihren Versuch hoffentlich nicht auf. Aber der Fall des Bäckers Puphahl wird sie darüber belehrt haben, daß des Handarbeiters sehr verständliche Sehnsucht nach höherer Bildung auf Irrwege führt, wenn sie sich, anstatt das Große und Einfache zu suchen, in das Labyrinth verschnörkelten Gelehrtentums verirrt.

Der eingemauerte Kuß.

Aus dem Lande der patentierten Sittlichkeit, aus Amerika, kommt wieder einmal eine verblüffende Meldung, die, wenn sie nicht wahr sein sollte, doch wahr sein könnte: Auf dem Bahnhof, den die New York Central Railway Company zurzeit baut, ist ein separater Raum vorgesehen für solche Reisenden, die das Bedürfnis empfinden, sich zu küssen. Die Bedürfnisfrage ist von der Direktion also nicht glatt verneint worden, der Kuß soll nur vom Perron, wo er verkehrshemmend und entsittlichend wirken kann, in einen abgeschlossenen Raum verlegt werden. In der Tat hat man ja in englischen und amerikanischen Zeitungen bereits wiederholt die Ansicht vertreten gefunden, daß der öffentliche Kuß in sittlicher Beziehung bedenklich sei. In zwei Ländern, in denen die Prüderie auch sonst die lächerlichsten Auswüchse zeitigt, können also derartige Schutzmaßregeln, wie sie die genannte Eisenbahndirektion für geboten hält, nicht sehr verwundern. Jeder Mensch, der aber seine gesunden fünf Sinne noch beisammen hat, wird gegen eine solche barbarische Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit und gegen eine solche Kultur des Unnatürlichen protestieren. Daß in dem Lande, das sich seiner Freiheit so sehr rühmt, engbrüstige Bestimmungen und Einschränkungen nicht selten sind, das bestätigen uns alle, die einmal drüben waren. Ein separater Raum aber für solche Menschen, die ihrer Herzensfreude nach langer Trennung durch einen Kuß Ausdruck geben wollen, ist das Nonplusultra der Geschmacklosigkeit und der Unnatur. Ein Kuß, der ehrlich gemeint ist, ergibt sich wie von selbst aus einer plötzlichen Stimmung heraus, er ist nicht das Resultat einer Berechnung. Man darf die Küsse, die aus dem Herzen kommen, nicht mit den Paradeküssen verwechseln, die sich die allerhöchsten Herrschaften vor versammeltem Volke geben. Diese ehrliche und herzhafte Empfindung unterbinden und gleichsam in einem besonderen Raum verstauen, heißt einfach die Menschenwürde antasten. Hoffentlich gibt es auch in New York noch gesund empfindende Menschen genug, die sich nicht ohne weiteres den Mund „verbieten" lassen. So wenig erfreulich ein Paar ist, das sich minutenlang abschmatzt, so wenig ist es für Sinn und Wert des Kusses maßgebend. Die Eisenbahndirektion, die in so ungehöriger Weise die privaten Empfindungen und öffentlichen Gewohnheiten antastet, befindet sich auf einem falschen Gleis.

Svengali.

Digitized by Google

Komponistinnen.

Die Künste sind ohne die Frauen heute überhaupt nicht mehr denkbar. Was unsere großen Schauspielerinnen und Sängerinnen leisten, gehört zum Höchsten, Besten und Berauschendsten, was das Leben zu bieten hat. Und diese großen reproduktiven künstlerischen Leistungen bedürfen weder einer Ausstellung, die die „Frau in Haus und Beruf“ zeigen will, noch eines Frauenkongresses mit empfehlenden, allgemein gehaltenen und im Grunde sehr unverbindlichen Reden, noch schließlich allerhöchster Protektion.

Im Rahmen der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ hat der Deutsche Lyceumklub zwei Frauenkonzerte veranstaltet, die ausschließlich durch Frauen bestritten wurden. Hier war das Gebiet gegeben, auf dem die Frauen einmal prunken konnten, und es hätte nahegelegen, in diesen beiden Konzerten die ersten Sängerinnen, Geigerinnen und Pianistinnen auftreten zu lassen. Nichts von dem geschah. Der Dilettantismus machte sich breit und die Gevatterschaft. Die bei den Frauenrechtlerinnen so beliebte, in weiten musikalischen Kreisen ganz unbekannte preußische Hofpianistin Adele aus der Ohe mußte heran und das Dilettantenorchester der Elisabeth Kuyper, das „Berliner Tonkünstlerinnenorchester“. Sogar die Prinzessin Luise zu Wied war mit einer Banalität vertreten, wie denn die Aristokratie auch hier ausführlich zu Worte kam. Die reiche Zahl der Frauenkompositionen, die man bei dieser Gelegenheit Revue passieren ließ, konnte nur das alte Urteil bestätigen: in der Musik sind die Frauen lediglich reproduktiv aber nicht produktiv. Und doch bin ich an diesem alten Erfahrungssatz diesmal irre geworden. Ich habe etwas erlebt, was ich nicht für möglich gehalten hätte. Es gab da nämlich ein Streichquartett von Elisabeth Kirchner, das dem alten, auf zahlreiche Belege gestützten Glauben von der Unproduktivität der Frau auf musikalischem Gebiet glatt ins Gesicht schlägt. Als ich dieses Quartett angezeigt sah, dachte ich: alle Hochachtung! Eine Frau, die sich an ein Streichquartett heranwagt, muß einen starken schöpferischen Drang in sich verspüren. Denn ein Streichquartett erfordert eine reiche, ganz durchgebildete musikalische Veranlagung. Als ich es dann hörte, hatte ich nur die eine Empfindung: Donnerwetter! Es war die erste, von einer Frau geschriebene Musik, die ganz was Eigenes sagt, die nicht einmal die Vorlage erkennen läßt. Dieses Quartett hat Stil, Temperament, Form und Geist. Es klingt famos. Es meidet ausgetretene Geleise. Hätte es ein Mann geschrieben, es müßte ebenfalls sofort auffallen. Elisabeth Kirchner scheint mir die erste Komponistin zu sein, die Anspruch auf volle Beachtung hat. Die zahlreichen alten Damen freilich, aus denen die Zuhörerschaft in erster Linie bestand, dürften schwerlich geahnt haben, was ihnen da vorgespielt wurde. Und es war charakteristisch: sie klatschten nur gerade so viel, daß ein Anstandserfolg zustande kam. Man fühlte es durch: der Komponistin sollte suggeriert werden, daß sie ihren Erfolg der Güte ihrer Mitschwestern verdanke. Und die Komponistin erschien nicht einmal auf dem Podium, auf dem ihr Werk erklungen war. Vom Balkon herab, nur dem halben Saal sichtbar, verneigte sich kurz und unverbindlich eine schlanke, hochelegante Dame mittleren Alters, in deren Zügen sich Geist mit Schönheit paarte. Eine ganz aparte, liebenswürdige Erscheinung, die in jeder Beziehung aus dem Rahmen fiel, in den sie die Laune des Schicksals gestellt hatte. Eine Frau, die über allem Komponieren noch nicht vergessen zu haben scheint, daß der „Beruf“ der Frau nicht gewählt wird, sondern gegeben ist. Paul Zschorlich.

Wie Professor Brinkmann zu Ostern das Tanzen lernte.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„So, das sind also die Osterzensuren. Runge, machen Sie nicht so ein albernes Gesicht! Wann werden Sie endlich hinter den Ernst des Lebens kommen? Nun könnt Ihr gehen!“

Professor Brinkmann klappte das Klassenbuch zu. Professor Dr. Franz Brinkmann seufzte aus der Tiefe seines schon etwas beträchtlichen Leibesumfanges heraus, als wollte er es den aufbrechenden Schülern noch einmal aus ganzer Seele bestätigen, wie ernst das Leben sei. Dann stellte er sich, den zugeknöpften Gehrock über das für eine wirklich ernste Lebensauffassung viel zu freundlich entwickelte Bäuchlein in lustige Falten gespannt, neben das Katheder und überwachte, einem Engel Gabriel gleich, den Abzug seiner Sekundaner.

Auch in den andern Klassen der Anstalt ging zur selben Zeit das gleiche vor. Aber man merkte doch, daß man sich in einer Jungenschule befand. Man merkte, daß dies unziemliche Stampfen, dies Rufen und Lachen aus hundert durcheinanderpurzelnder Knabenstimmen der altbekannte und für alle einstigen Schüler so unvergeßliche Ferienklang war.

Aber bei Professor Brinkmann gab es so etwas nicht. Bei ihm gab es — und er hatte doch gerade die Jungen in den Flegeljahren! — nur ein gesittetes und anständiges Hinausgehen. „Wie machen Sie das nur, Brinkmann? Wie bringen Sie es nur fertig, an dreißig große Bengel in so trauter Stille zu halten?“ Wie oft hatten ihn die anderen

Digitized by Google

Kollegen, wenn ihnen von der lauten Jugendlust ihrer Schüler wohl einmal der Kopf brummte, halb ernst, halb spöttisch, so nach dem Geheimnis dieser fast beängstigenden Klassenstille gefragt.

Aber er hütete sich, darauf einzugehen. Er wußte, das Geschick hatte ihn unter Kollegen verschlagen, die von dem jüngsten Kandidaten bis zum altehrwürdigen Direktor hinauf von dem wirklichen Ernst des Lebens allesamt keinen Schimmer hatten.

Ueberhaupt der Ernst des Lebens! Er wohnte in Brinkmanns Klassenzimmer. Er legte sich über die noch eben lachenden Jungengesichter, sobald der Professor am Anfang der Stunde über die Schwelle trat. Er hockte als Brinkmanns treuster und einziger Freund in jeder Stube seiner nüchternen Junggesellenwohnung. Er begleitete ihn auf jedem Spaziergang bis weit in Wald und Flur hinaus und verließ ihn nicht, auch wenn Himmel und Sonne alle andern Erdenkinder noch so sehr zu dankbarer Fröhlichkeit stimmten.

Professor Brinkmann überwacht den, ach, so sittsamen Osterauszug seiner Schüler. Er macht ein ernstes, aber doch still zufriedenes Gesicht. Fast könnte man sagen, er hat etwas Träumerisches in seinen Mienen. Fühlt er den jungen Segen der Ostersonne, die gerade so verlockend zum Klassenfenster hineinschaut und seine ganze würdige Gestalt wie in tanzenden Leichtsinn hüllt? Nein, es ist etwas anderes. Er hat an diejenigen aus seiner Klasse, die nun mit dem Einjährigenzeugnis behaftet, auf immer die Schule verlassen, eine so schöne Ansprache über den — Ernst des Lebens gehalten. Und das befriedigt ihn.

Die Knaben haben alle das Klassenzimmer verlassen, und vor dem Lehrer steht als letzter der Sekundaner Hans Runge. „Streichen Sie mir doch den Schwanz in Betragen, Herr Professor! . . . Sein Wesen läßt den nötigen Ernst vermissen. . . . Ich verderbe meiner Mutter die ganzen Ostertage, wenn sie das liest . . ."

„Das kann ich nicht, junger Freund. Fühlen Sie nur, daß der Ernst des Lebens jetzt allmählich auch an Sie herantritt. Das Leben ist kein Kinderspiel, lieber Runge."

Der Sekundaner Runge macht seinen Diener. „Vergnügte Feiertage, Herr Professor!"

„Gesunde Feiertage, lieber Freund! Gesunde... Es sei ferne von mir, die irrtümliche Anschauung zu unterstützen, daß das Leben ein Vergnügen sei..."

* * *

Das Leben ist kein Vergnügen, auch nicht in der Menschheit Feiertagen. . . . Wenn je einer solche Erkenntnis zur Richtschnur seines Erdenwallens genommen, so war es Franz Brinkmann. Aber das war ihm kein Leid. Das war, so merkwürdig es klingt, fast eine Quelle stiller Freude für ihn. Wenn das Gesicht des allgemeinen Menschenlebens wirklich plötzlich ein wenig lustiger geworden wäre und die Menschheit um ihn, durch irgendeine Erkenntnis veranlaßt, mit einem herzhaften Entschluß ihre Schwere abgeworfen hätte, dann wäre es vielleicht um Franz Brinkmanns Gleichgewicht geschehen gewesen. Er wäre zum Melancholiker geworden und hätte sich womöglich aus Verzweiflung totschießen müssen. Aber so fühlte sich Franz Brinkmann durchaus wohl. Das Tänzeln, Lieben, Amüsieren für die Oberflächlichen oder für die „Sentimentalen", wie Brinkmann die im warmen Familienleben Gebetteten nannte. Das stille Auf-sich-gestellt-sein für die Weisen, die vom Leben nicht mehr verlangen, als es geben kann. Aeußerte er sich einmal über diesen Punkt, dann drückte er es auch wohl burschikoser aus und sagte: „Ich pfeife auf alles . . ."

Was war also Franz Brinkmann? Ein Griesgram? Nein, dazu fühlte er sich in seiner Haut zu wohl. Aber er war einer jener Menschen, die sich mit klarem Bewußtsein zum Nüchternen bekennen und, allen „Gefühlsduseleien" abhold, ihre trockenen Anschauungen sorgsam wie ein Blumenbeet pflegen. Wenn die Menschheit Weihnacht feierte, dann empfand er es, jede Einladung in fast schroffer Form zurückweisend, als ein „Nicht-Sentimentaler" über alle Maßen angenehm, mit einem Buch vor der Nase zu sitzen. Und gab es mal in der kleinen Stadt, in der er amtierte, ein Volksfest oder sonst ein Zusammenfinden der Menschen, so verkroch er sich schnell wie zum Protest in seine Wohnung oder er lief — „Spazierengehen ist gesünder" - so weit wie möglich zum Städtchen hinaus.

* * *

Wie Franz Brinkmann nun zwei Tage, nachdem er dem Sekundaner Runge nur gesunde, aber beileibe nicht „fröhliche" Feiertage gewünscht, den Ostermorgen beging, läßt sich denken. Es ist selbstverständlich, daß er sich bei der Wirtin, die ihm diesmal das Frühstücksei mit prachtvollem Rot gefärbt, präsentierte, solchen „Humbug" ein für allemal verbat. Es ist ebenso selbstverständlich, daß, sowie draußen die Osterglocken die Menschen zur Andacht riefen, er seine Fenster schnell versperrte, als gälte es, sich gegen eine Flut eindringender Sentimentalität zu schützen. Und daß die Schrift, die er nur zur Hand nahm, nicht von der Menschen Sehnsucht nach Liebe erzählte, wird jeder glauben, der ihn nun kennen gelernt.

„Eine Dame!" Oh, wie ließ der Professor das Buch aus der Hand gleiten! Und wie durchbohrte sein Blick die arme Wirtin, die eigentlich schon an dem roten Ei genug gehabt hatte!

In der Tür erscheint eine Dame. Eine noch schöne Dame, nicht mehr jung, aber auch nicht alt. Eine Dame, wie sie den Jahren nach so recht zu

Digitized by Google

Franz Brinkmann passen würde, wenn er . . . Sie hat, auf den ersten Blick erkennbar, unter dem leicht ergrauten Haar die Züge des Sekundaners Hans Runge. Sie hat, ganz wie dieser Schüler mit dem Schwanz im Betragen, auch etwas so herausfordernd Heiteres in ihren Augen, nur noch still-gesicherter, wie das Menschen an sich haben, die des Herzens Fröhlichkeit bewahrten und doch auf ein Stück Leben zurückblicken können.

„Guten Tag, Professor! Kennen Sie mich noch?“ . . .

Der Professor starrt die Dame, die bei allem Ebenmaß ihrer hohen Figur doch eine so freundlich anmutende Fülle hat, wie ein Gespenst an. Die Wirtin aber flitzt, heilfroh, jeder weitern Auseinandersetzung überhoben zu sein, so schnell es geht, zur Tür hinaus.

„Da Sie mir keinen Stuhl anbieten, lieber Professor, darf ich Sie vielleicht bitten, Platz zu nehmen . . .“ Mit diesen Worten schiebt die Dame dem noch immer wie versteinert Dastehenden einen Stuhl zu und nimmt selbst auf Brinkmanns Heiligtum, dem mit nüchternem Grau überzogenen Lesesessel, Platz.

„Sie hier in unserer Stadt? Ich dachte, Sie lebten am Rhein.“

„Weshalb gerade am Rhein?“

Franz Brinkmann, der Nüchterne, hat etwas Schweres in seiner Stimme, wie das Menschen bekommen, in denen Vergangenes lebendig werden will. „Ich weiß nicht einmal mehr den Namen Ihres Mannes. . . . Aber ich weiß noch heute, daß Sie mir Ihren Verlobten als lustigen Rheinländer schilderten. . . . Wenn ich an Sie zurückgedacht habe, sah ich Sie immer nur an der Seite eines Unbekannten. Irgendeines Mannes, der vor allen Dingen gut tanzen konnte . . .“

„Das Tanzen haben Sie inzwischen immer noch nicht gelernt, lieber Professor. Sonst würden Sie meinem Jungen nicht so früh von dem Ernst des Lebens erzählen. . .“

„Ihrem Jungen . . .?“

„Ja, Hans Runge, dem Sie jetzt den schönen Schwanz im Betragen angehängt haben, ist mein Junge. . . .“

Der Professor hat seine Sicherheit wiedergefunden. Hans Runge! Der Professor beherrscht die Situation. Er zieht sein Notizbuch hervor. Er läuft mit dem Finger die lange Liste entlang, die ihm jedes alberne Lachen seiner Schüler fein säuberlich mit dem Datum der Verfehlung anzeigt. „Ich glaube nicht, daß Sie Ihre Beschwerde aufrechterhalten werden. A . . D . . P . . R . . Aha, da ist der Schlingel! Also . . .“

Frau Runge hat sich erhoben und wehrt flehentlich mit der Hand. „Danke, Herr Professor, danke! . . Ich bin nicht als die Mutter Ihres Schülers gekommen. Ich kam als Ihre alte Jugendfreundin. Ihre Hand, Professor! . . . Nun, was ist Ihnen? — Fürchten Sie sich? . . . Sagen Sie, ist das Leben nicht doch mehr lustig als ernst? . . . Nun stehen wir uns seit sechzehn Jahren das erstemal wieder gegenüber. . . . Ich seit bald fünf Jahren Witwe. . . Sie bis zum Professor gediehen. . . Und gleich setzen wir unsern alten Streit über den Sinn des Lebens fort, als wenn wir erst gestern dabei stehengeblieben. . . .“

Vergebens hatte Franz Brinkmann versucht, in dem Augenblick, da er nur „aus Höflichkeit“ Frau Runge die Hand geben mußte, den ganzen steifen Ernst, den er zum Halt seines Lebens erhoben, schnell bis in die letzten Spitzen seiner Finger zu schicken. Seine Finger gehorchten ihm nicht. Seine Finger hatten, da sie die warme Frauenhand um sich fühlten, einen Augenblick lang etwas so leise Bittendes gehabt, daß Frau Runge dem Professor einen Blick schenkte, vor dem es kein weiteres Verbergen gab. Wohl bemühte sich Franz Brinkmann, nun trotzig wie ein Festgefügter aufgerichtet, im Zimmer umhergehend, jetzt doppelt den Gleichgültigen zu spielen. Wohl knöpfte er sich seinen Gehrock fest bis zum Halse zu. Zu spät! Frau Runge war ihrer Sache sicher. Aus dem jungen hilflosen Mädel, das einst auf den verschlossenen Dr. Brinkmann so lange vergeblich geharrt, und das dann ihren lustigen Rheinländer nur zum Protest gegen ihr verstocktes Mädchenideal genommen, war ein erfahrener herzenskluger Mensch geworden. „Diesmal entgehst du mir nicht,“ so lachten Frau Runges Augen. „Und ich weiß auch schon, wie ich's mache,“ so lachte Frau Runges Herz. „Also ein aufrichtiges Wort, Professor. Der Junge wächst mir über den Kopf. . . Ich bin eine alleinstehende Frau. . . . Sie müssen mir helfen, dem Jungen den nötigen Ernst beizubringen.“

Franz Brinkmann blieb stehen. Er knöpfte sich vor Erstaunen den Gehrock fast bis zur Hälfte auf. „Ich dachte, Sie finden es unpädagogisch, daß ich meinen Schülern so viel von dem Ernst des Lebens erzähle?“

Frau Runge schüttelte den Kopf. Sie lachte. „Was sind Sie für ein Menschenkenner, Professor! Haben Sie wirklich nicht gemerkt, daß ich das nur sagte, weil es mir schwer wird, Ihnen in unserm alten Streit längst recht geben zu müssen? — Handeln Sie lieber als Freund und helfen Sie mir auch privatim dabei, meinem Schlingel von Sohn endlich beizubringen, daß das Leben kein Vergnügen ist. . .“

Der Professor richtete sich auf. Der Professor fühlte sich als Sieger. „Also, Sie sehen ein, daß die Lebensauffassung, zu der Sie als junges Mädchen mich bekehren wollten, ein Irrtum war?“

Frau Runge hatte sich zum Fenster gewandt und schaute nachdenklich auf die stille Straße hinaus.

Digitized by Google

„Das junge Mädchen, das einst den Kandidaten Brinkmann das Tanzen lehren wollte, ist ein sehr einfältiges Ding gewesen, Herr Professor."

„Ein einfältiges Ding? Ich bitte Sie, Frau Lisbeth! Sie hätten nur ein bischen mehr Geduld haben sollen. . . ."

Jetzt sah Frau Runge doppelt angestrengt hinaus. „Ach, reden Sie doch nicht! Sie hatten doch gar kein Talent, Professor."

Der Professor war an das zweite Fenster seines Zimmers getreten. Er hatte auch das Bedürfnis, auf die Straße zu sehen. „Kein Talent? In der letzten Stunde, ehe Sie Ihren Rheinländer kennen lernten, haben Sie mir noch Ihre Zufriedenheit ausgesprochen. . . ." Franz Brinkmanns Blick haftet am gegenüberliegenden Häuschen, als wäre es in der Osternacht vom Himmel gefallen. Aber kann er auch rückwärts sehen, der Professor? „Ja, ja, schütteln Sie nur den Kopf", so sagt er zu Frau Runge, „Sie versuchten mir gerade den Walzer beizubringen. Oh, ich höre noch die Melodie. . . ." Was tut Franz Brinkmann? Will er singen? Ach nein, er brummt nur. Aber er trommelt so ungeniert auf die Scheiben, daß es wirklich beinahe wie ein Tanzlied klingt.

Jawohl, wie ein Tanzlied. . . . Frau Runge sieht sich ihren trommelnden Professor verdutzt von der Seite an. Ein Glück, daß er sich nicht umsieht. Eben hat sie sich feierlich zum Ernst des Lebens bekannt und nun wiegt sie, von dem bischen Trommeln wie vom fröhlichsten Spiel geweckt, den schon leicht ergrauten Kopf, als wenn sie am liebsten gleich lostanzen wollte. Der Professor fängt von vorne an. Er hat einen Fehler entdeckt. Frau Runge knöpft ihr Jaket auf. Sie streift ihre Handschuhe ab. Sie hat ihn schon längst erblickt, diesen Zimmergenossen, den Franz Brinkmann sicher nur deshalb in seinem Zimmer duldet, weil sein Rücken sich so ausgezeichnet zur Sortierung der zu korrigierenden Hefte eignet. Es ist ein altes Spinett. Frau Runge öffnet es. Frau Runge spielt. „War es nicht dies, Professor? . . . Und an dieser Stelle . . besinnen Sie sich noch? . . . haben Sie nie richtig einsetzen können. . . ."

„Nicht das letzte Mal. . . Da habe ich es gekonnt. . . ." Der Professor war in die Mitte des Zimmers getreten, da, wo vor dem Sofatisch der freie Raum für seine so beliebten ernst-nachdenklichen Zimmerpromenaden reserviert war.

Frau Runge wandte lächelnd den Kopf: „Nicht, dran zu denken, Professor! Soweit haben Sie es nie gebracht. . . ."

„So? . . . Ich behaupte, ich kann es heute noch. Weshalb hören Sie auf? Spielen Sie doch! . . ." Was ist das? Der Professor fängt sich zu drehen an.

„Sehen Sie, was habe ich gesagt? — Sie können es nicht!" Frau Lisbeth hat sich erhoben. Frau Lisbeth spielt nicht mehr. Ganz leise summt sie den Walzer vor sich her. „Professor, Sie setzen, weiß Gott, noch immer falsch ein!"

„Ja, so allein . . . ohne Partnerin. . . ." Der Professor hat seinen Arm um Frau Lisbeth gelegt. Der Professor tanzt. Er tanzt gar nicht so übel. Franz Brinkmann ist so tief befriedigt darüber, daß seine Jugendfreundin endlich den Ernst des Lebens begriffen. . . .

* * *

„Also gleich heute nachmittag beginnen Sie Ihr Erziehungswerk — bei einer gemütlichen Tasse Kaffee natürlich." So hatte sich Frau Lisbeth verabschiedet. Die Wirtin aber kam den ganzen Tag aus dem Staunen nicht mehr heraus. Der Professor hatte auf einmal etwas so Lustiges in den Augen und sprach ganz nett zu ihr. Hatte er vergessen, daß es Feiertag war? „Ja, ja, das Leben ist kein Kinderspiel, liebe Frau. . . ." Wie hatte Franz Brinkmann diesen seinen Lieblingsspruch immer aufs neue mit so sieghafter Ueberzeugung wiederholt. Und daß ihr Zimmerherr mit einem veritablen Osterstrauß bewaffnet, am Sonntag so eilenden Schrittes zu andern Menschen ging, war auch noch nicht dagewesen.

Noch nie hatte sich Franz Brinkmann so als berufener Pädagoge gefühlt, als in dem Augenblick, da er, mit diesem Strauß in der Hand, an Frau Runges Klingel zog. Aber lag es an Frau Runge, die ihn gleich an einen so freundlich gedeckten Kaffeetisch lud? Lag es an ihm? Immer wollte er mit dem Pädagogischen beginnen. Der Junge saß fast wie wartend da; aber der Professor kam nicht dazu. Es lebte irgend etwas Festliches in Frau Lisbeths Räumen, das sein Erziehungsziel von dem Ernst des Lebens nicht aufkommen ließ. Er fühlte das. Er schlug für den zweiten Feiertag einen gemeinsamen Ausflug ins Freie vor. „Da wird sich der Anfang ungezwungener machen," zwinkerte er Frau Runge beim Abschied zu. „Ich verlasse mich ganz auf Sie," zwinkerte die Mutter zuversichtlich zurück. Aber auch im Freien wollte es nicht recht gelingen. Ebensowenig an den Sonntagen, die folgten, so freigebig auch Frau Runge mit ihren Einladungen war.

„Gehen Sie mit Ihrer Erziehungskunst! . . . So übermütig lustig ist der Junge, als ich ihn allein unter mir hatte, sein Lebtag noch nicht gewesen. . ." Mit diesen Worten ward schon nach einem Vierteljahr eine Aussprache eröffnet, in deren Beschluß Franz Brinkmann seiner Tanzlehrerin aus der Jugendzeit den Bankrott seiner ganzen bisherigen Lebensphilosophie erklärte.

Als aber dann die nächsten Ostern gekommen waren, da gab es beim Schulschluß in des Professors Klasse einen so ungeniert dreisten Ferienjubel, daß der Herr Direktor dem Disziplinkünstler von einst ernste Vorhaltungen machen mußte. Und schon

Digitized by Google

zu Wintersanfang hatten Professor Franz Brinkmann und Frau Lisbeth, verwitwete Runge, im vollen Einvernehmen über die unbedingte Notwendigkeit solchen Tuns ihren Sohn Hans zur ersten Tanzstunde begleitet.

Aus Berliner Theatern.

Courteline und Wied.

In der vergangenen Woche haben sich auf den Berliner Bühnen zwei der interessantesten ausländischen Humoristen mit zwei recht uninteressanten Werken gezeigt. Im „Kleinen Theater“ spielte man von Gustav Wied „Tanzmäuse“ und ein paar Tage später in den Kammerspielen zwei Akte von Courteline „Margot kann mir gestohlen werden“. (Letzteres Stück in Gesellschaft einer nicht sonderlich verdienstlichen Pantomime des höchst verdienstlichen Schauspielers Victor Arnold.)

Gustav Wied, der Däne, ist ein liebenswürdiger und lustiger Mann. Nur muß man weder Tiefe noch Größe bei ihm suchen. Er ist ganz Sproß vom Baume der dänischen Dichtung, wie ich sie neulich hier zu charakterisieren suchte. Ein brillanter, vortrefflich nuancierender Impressionist, aber kein großes, irgendwie revolutionäres Temperament, kein irgendwie schöpferischer, leidenschaftlicher Wille. Er ist mit seinem Zynismus nur der robustere Bruder des sentimentalen Peter Nansen. Er sieht die Menschen unter dem Mantel allerlei lügnerischer Phrasen immer das Gleiche suchen: Geld und Liebesgenuß. Und ohne irgendwelche Sentimentalität für irgendwelche Illusionen lacht er darüber, lacht über diese verrückten „Tanzmäuse“, die Hunger und Liebe ewig im Kreis rundherum treiben. Er will im Grunde weiter nichts wie sie verlachen, und befindet sich bei diesem Lachen ganz wohl. Er ist ein gescheiter Philister, weil er die konventionellen fadenscheinigen Illusionen durchschaut und verlacht; aber er ist doch nur ein Philister, kein elementarer, kein schöpferischer Geist, weil er der Menschheit keine neueren besseren Illusionen anzubieten weiß — und weil er doch nichts von der wilden Untergangslust eines wahren Nihilisten hat. Er fühlt sich ganz wohl auf der Bank der Spötter, dieser Bank, die doch nur die Arbeit gläubiger Philister schnitzen und aufstellen kann. Man kann Gustav Wied allenfalls mit unserem Wilhelm Busch vergleichen, der zwar statt Wieds städtischer Eleganz eine ländliche Hemdsärmlichkeit hat, ihm aber in behaglicher Bosheit, und sogar in der besonderen Lust an körperlicher Groteske ganz gleicht. Aber man dürfte ihn nie mit einem Bernard Shaw vergleichen, der an der Oberfläche vielleicht ein paar Witze mit ihm gemein hat, hinter dessen Spott aber in jedem Augenblick die Leidenschaft eines elementaren, religiösen, revolutionären, schöpferisch positiven Geistes drängt.

Solange Wied also seine kleinen Spiele mit uns spielt, die nichts wollen als uns über die verlogene Albernheit der lieben Mitmenschen lachen lassen, solange er lediglich den prachtvollen Satz illustriert: „Der Mensch unterscheidet sich vom Tier hauptsächlich durch sein Getue“, solange kann man ihn sich herzlich gern gefallen lassen. Nur muß er Maß halten und muß nicht selbst ins „Getue“ verfallen, indem er sich einen nicht vorhandenen Tiefsinn andeutelt. Beides hat er in den „Tanzmäusen“ leider getan. Er hat ein Dutzend Menschen durcheinandergeschüttelt, daß sie eine kleine Mandel fröhlich unverbundener Genrebildchen der menschlichen Verlogenheit stellen, und im Anfang amüsiert man sich über den behinderten Dichter, den verunglückten Hochzeitabend und die phrasendreschende Volksversammlung ganz gut. Aber er hält weder quantitativ noch qualitativ Maß; er setzt uns ein Idiotenspital als „Ministerkonferenz“ vor und zeigt zum dritten und vierten Mal, wie die derbe Venus, ein kümmerliches Mäntelchen geistiger Phrasen um die Schultern, triumphiert. So sind wir schon reichlich ermüdet, und wenn er dann zum Schluß auf den jungen notleidenden Philosophen der ersten Szene zurückgreift und ihn in erhabenem Wahnsinn die Welt verfluchen läßt, so sind wir ernstlich verstimmt. Für solchen nihilistischen Ausbruch ist das voraufgehende Karikaturenspiel wahrhaftig keine Basis, und es kommen denn auch nichts als recht bekannte Phrasen zustande. Das Wort vom Getue fällt auf Wieds Haupt zurück; der gescheite Philister ist nur so lange ein angenehmer Umgang, als er nicht vorgibt, etwas anderes zu sein. — So blieb als Gewinn dieses Abends wesentlich eine ausgezeichnete Aufführung durch den Direktor Barnowsky, der die einzelnen Bilder mit Kientopplakaten ankündigte und sie im grotesken Bilderbuchstil durchführte. Und dabei von einer ganzen Schar ausgezeichneter Chargenspieler unterstützt wurde, aus denen Ilka Grünings ebenso starkes wie diskretes Karikaturentalent noch hervorragte.

Die Courteline-Aufführung brachte leider nicht einmal solchen rein theatralischen Gewinn, sie war recht mittelmäßig und farblos. Auch Victor Arnold, der einen kleinen, großtuenden Philister spielen soll, war zwar abwechselnd sehr komisch und sehr menschlich rührend, aber zu einer einheitlichen Gestalt brachte er es nicht. Arnold spielte nämlich den Mann, der verdrießlich und wütend versichert, daß ihm Margot (seine langjährige Geliebte) gestohlen werden könne; als aber sein Freund, der Maler, sich anschickt, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, wird er sehr schnell anderen Sinnes und entschließt sich sogar, Margot zu heiraten, nur um sie in Sicherheit zu bringen. Alle Kinderfrauen wissen, daß der Kleine sofort wieder Appetit be-

Digitized by Google

kommt, wenn man so tut, als wenn man den verschmähten Bissen einem anderen anbieten wolle. — Was über diese komische, aber sehr wohl bekannte Eigenart der Menschennatur hinaus das Stückchen bieten will, ist der Charakter Margots. Margot, die sich nehmen, weggeben und wieder nehmen läßt, ohne im mindesten leichtsinnig oder gefühllos zu sein; Margot, die schon zu Hause als liederlich verprügelt und im Geschäft als solide verhöhnt worden ist, — Margot, die wohl der Typus eines ganz energielosen, gutmütig ohnmächtigen Alltagsmenschen sein soll — ein Spiel in jedem Hauch der Luft. Nur ist diese Margot leider absolut nicht gestaltet. Sie expliziert zwar — recht unpsychologisch — in ein paar sentimentalen Sätzen ihr Wesen und ihr Schicksal selber, aber sie redet nichts und tut nichts, was uns ihr Wesen ins Gefühl bringen könnte. Vielleicht liegt dies Bild, diese Hauptmannsche Vision eines armen, kleinen, dummen, schicksalgewirbelten Seelchens nicht im Bereich des Courtelineschen Talentes, und von der gallig konzentrierten, böswitzigen Energie, mit der dieser Franzose sonst seine szenischen Karikaturen hinstreicht, glimmten im matten Dialog dieser Akte nur kleine Lichterchen. Vielleicht ist ihm die Sozietät des Herrn Pierre Wolf, der für dieses Stück mitzeichnet, schlecht bekommen. Vielleicht — und dann wäre es um eine herzhafte europäische Lustigkeit schade, hat sich Courtelines Talent erschöpft, und er sucht unzureichende Surrogate. Vielleicht ist es auch nur ein unglücklicher, nicht zu deutender Zufall. Aber dieser Theaterabend gehörte jedenfalls zu der schlimmsten aller möglichen Sorten, zu der langweiligen. Julius Bab.

Neue Bücher.

Theodor Körner. Von Prof. Karl Berger. Mit 8 Einschaltbildern, 2 Autogrammen und 64 Abbildungen im Text.

Es fehlte ein warmherziges Körnerbuch für die Bücherei des deutschen Hauses. Prof. Karl Berger, der schon als Biograph Schillers Ruf und Ruhm erwarb, war der rechte Mann, es uns zu geben. (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.) Alle die Saiten klingen aus seinem Werk, die uns Theodor Körner wert machten, die ihn uns immer aufs neue lieben lehren: uns — die Alten und die Jungen! Denn das ist das Merkwürdige und Schöne, daß die Jugend immer mit Körner geht. Den Knaben, den frischen, liebenswürdigen Jüngling führt uns der Autor vor; wir begleiten ihn auf seinem Dichterpfade, wir folgen ihm in großer Zeit ins Feldlager — bis zum Tode für das Vaterland. Und wenn Prof. Karl Berger auch am rechten Ort Worte ernster Kritik findet, über aller Kritik steht auch ihm, was an Theodor Körner unvergeßlich ist: die lodernde Begeisterung, die ihn zum Dichter von „Leier und Schwert“ werden ließ. Der Band wird jedem Literatur- und Vaterlandsfreunde willkommen sein; vor allem aber verdient er, auch in die Hände unserer Jugend zu gelangen.

Die Gedichte des P. Vergilius Marco. In Auswahl mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Julius Ziehen. I: Einleitung und Aeneis. (Sammlung Göschen Nr. 497.) G. J. Göschensche Verlagshandlung in Leipzig. Preis in Leinwand gebunden 80 Pf.

Wir haben eine neue und feine Wohnungskunst, das wird unter anderem in der Ausstellung für zeitgemäßes Wohnen in der Tauentzienstr. 10 bewiesen. Wie man die Farben wählt, welches Maß von Buntheit und Ornamentik man aufwenden darf, wie man die Sitze im Raum zueinander und alle Möbel überhaupt gruppiert, alles das ist anders geworden und man hat feste gute Normen dafür zur Verfügung. Gewiß kann jedermann alle diese Fragen selbst entscheiden, aber es setzt das doch, wenn das Beste geleistet werden soll, eine intensivere Beschäftigung mit der Sache voraus, und wenn man Anhaltspunkte hat, wie die, die Dittmar in seinem Hauptgeschäft, Berlin C., Molkenmarkt 6 und in seiner Ausstellung in der Tauentzienstr. 10 und in seiner Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“ gibt, dann kann man eine Wohnung wirklich besser gestalten. Ein Besuch bei Dittmar lehrt auch, daß man selbst mit kleinen Mitteln einen feinen, vornehmen und behaglichen Geist in seine Wohnung bringen kann und daß man in einem Heim, in dem jede Ecke guten Geschmack atmet, sich wohler fühlen wird als da, wo er fehlt.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 ₰
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Digitized by Google

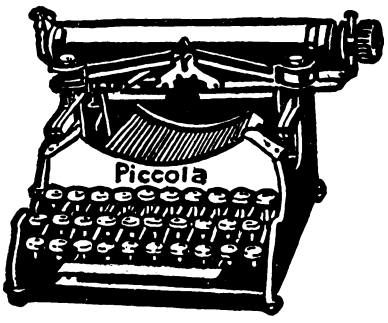
Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

PICCOLA

Zuverlässigste und leichteste Reise-Schreibmaschine

Sofort sichtbare Schrift



Gewicht nur 2½ Kilo

Stahltypenhebel

Beschreibung und Vorführung kostenlos durch die

PICCOLA-Schreibmaschinen Ges. m. b. H.

BERLIN SW. 68, Markgrafenstrasse 92 G.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt Cigaretten

Cairo-Bremen

Leopold Engelhardt GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke. Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 15 Berlin, den 13. April 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Jesuiten über uns!

(Brief eines bundesstaatlichen Ministerpräsidenten an den Papst zu Rom.)

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Stets bemüht, Euer Heiligkeit Herzenswunsch zu erfüllen, vor allem in Deutschland die päpstliche Machtsphäre erweitert zu sehen, kann ich heute eine hocherfreuliche Mitteilung machen. Ich habe die Bahn für die Jesuiten in Deutschland frei gemacht. Sie können kommen. Vorläufig allerdings nur nach Bayern. Aber auch das ist schon so viel mehr, als wir in unsern kühnsten Träumen zu hoffen wagten, daß ich Euer Heiligkeit erzählen muß, welche Umstände dies möglich gemacht.

Es ist Euer Heiligkeit eine bekannte, schmerzliche Tatsache, daß das sogenannte Jesuitengesetz, diese Schöpfung Bismarcks, ein von Reichstag, Bundesrat und Kaiser sanktioniertes Reichsgesetz ist. Ein Reichsgesetz, das jeder Bundesstaat — Gott sei's geklagt! — bisher respektiert.

Wenn Wilhelm II. die Taten des Ketzers Bismarck überwacht hätte, dann wäre es uns freilich erspart geblieben, heute für die gottgewollte Wiederunterwerfung Deutschlands unter das heilige Szepter so viel kostbare Kraft zu vergeuden. Aber immerhin, unser Feldzug gegen die Ketzerlehre von einer Staatsautorität, die sich nicht mehr der alleinseligmachenden Kirche unterordnen will, hat unter der Regierung des dritten Kaisers hocherfreuliche Fortschritte gemacht. Was wie die Einführung des Antimodernisteneides und das Motu proprio nicht von Euer Heiligkeit einfach per Ukas besorgt wurde, haben wir Zentrumsbrüder — ich erinnere nur an die Wiedereroberung der Volksschule — auf dem Wege des Parlamentarismus durchgesetzt. Nur eins scheiterte. Die Wiederaufhebung des Jesuitengesetzes.

Es ist auch jetzt noch nicht aufgehoben. Aber ich habe es faktisch (wenigstens für unser teures Bayernland) außer Kraft gesetzt.

Ich sehe schon, wie Eure Heiligkeit bei aller Freude über diese Wendung ein erschrecktes Gesicht machen und mich bereits als den bayrischen Ministerpräsidenten außer Diensten betrachten. Aber alle Sorge um mein Amt ist verfehlt. Ein Reichsgesetz für einen der Bundesstaaten einfach aufheben? Unter dem uns gewiß auch sehr zugetanen Exkanzler Fürst Bülow wäre es vielleicht noch Kühnheit gewesen. Man hätte damit rechnen müssen, womöglich — ich stelle mich auf den Standpunkt der Weltlichen — der Gesetzesverletzung angeklagt zu werden. Man hätte riskiert, daß in Berlin sofort Remedur verlangt worden wäre, schon um des Kaisers willen, der ja mit der Reichsverfassung auch das Jesuitengesetz beschwören muß. Aber von all dem kann heute nicht die Rede sein. Der Versuch, Parlament und Staatsoberhaupt bei der Aufhebung eines Gesetzes zu umgehen, mag in andern Ländern ein Wagnis sein. Im Deutschland von heute gehört nur ein wenig politischer Scharfblick dazu.

Ich habe es Euer Heiligkeit schon geschrieben. Herr von Bethmann Hollweg — Gott erhalte ihn lange im Amte — ist der unschätzbarste Reichskanzler, den uns je der Himmel geschenkt. Nicht, daß dieser Ketzer sich nach den allein seligmachenden Segnungen unserer Kirche sehnte. Aber er hat trotz des Volkswillens, der hier in Deutschland leider nur zum kleineren Teil kirchenfreundlich ist, schon von Anfang an durchaus nicht gezögert, sich vor-

Digitized by Google

wiegend auf die Zentrumspartei zu stützen. Das haben auch die andern Nachfolger Bismarcks getan? Gewiß, aber dieser Erleuchtete des Herrn tat es mit einer Verve, die wir Wirklich-Katholischen bis dahin selbst einem preußischen Ministerpräsidenten nicht zugetraut.

Wir wußten, wofür wir bangten, als wir in den Tagen des Wahlkampfs eine Reihe wertvoller Reichstagssitze verloren, als unsere Hochburg Köln fiel und die Tage dieses Einzigen gezählt schienen. Aber der Himmel hält es mit der Kirche. Aus der scheinbaren Niederlage wuchs uns nur um so stärkere Kraft. Bethmann Hollweg, das ist der Name, den alle Anhänger absoluter Papstherrschaft heute mit Ehrfurcht nennen sollten. Nicht Päpstling und doch des politischen Papsttums verdientester Förderer. Der Deutschen Kanzler und nur noch der willenlose Schrittmacher des heiligen Roms. Wann wäre uns je Aehnliches geworden? Und wie wäre ich noch wert, Politiker im Dienste Eurer Heiligkeit zu sein, wenn ich angesichts dieser Bethmann-Erscheinung in Sachen unserer lieben Jesuiten jetzt nicht kurzen Prozeß gemacht?

Jetzt oder nie! War es zu kühn von mir? Nimmermehr! Protestantische Ideologen mögen sich den Kopf darüber zerbrechen, weshalb Herr von Bethmann Hollweg so gegen den Willen der öffentlichen Meinung noch immer im Amte bleibt. Politische Leitartikler sich darüber aufregen, daß er, seit den Reichstagswahlen nur noch eine bemitleidenswerte Erscheinung, schon längst kein Regierungsprogramm mehr hat. Ich sehe, was ist. Den Mut, sich auf die neue Majorität der Linken zu stützen, hat er nicht. Hat nur eine Angst: den Unwillen seines allerhöchsten Herrn zu erregen. Kennt nur eine Sorge: Wie erhalte ich mich, coûte que coûte, im Amt? . . .

„Ein Kleber bin ich nicht . .“ Besinnen Sich Eure Heiligkeit noch auf diesen arabesken Ausspruch des Fürsten Bülow, den wir - Herrn von Bethmann Hollweg sitzt noch der Schreck in den Gliedern - einst so energisch aus dem Tempel hinaus eskamotiert? „Ich bin kein Kleber . .“ Eure Heiligkeit lächeln. Wir verstehen uns.

Verstehen Eure Heiligkeit jetzt meine Ruhe? Wer glaubt's, daß Herr von Bethmann, nur weil ich die Jesuiten nun in Bayern wirken lasse, die Freundschaft der einzigen Partei riskiert, die ihm das geliebte Kanzleramt erhält? Wer glaubt, daß Wilhelms II. Zorn zu befürchten ist? Er, der auf dieses Kaisers Vorliebe für alles Kirchliche ebenso spekuliert wie auf der Konservativen schließliches Einverständnis. Und der Sturm der Entrüstung, der heute ob meiner „Gesetzesverletzung“ - - als wenn es im Dienste der Kirche so etwas gäbe! durch Deutschland geht, die Empörung des Volkes, der Reichstag? Das alles hat nicht einmal eine Hilflosigkeit wie Bethmann umwehen können. Nun sollte es mich . . .?

Gesetzesverletzung . . . Und wenn schon! Ich will noch bald andere Dinge zu Eurer Heiligkeit Füßen legen. Als der deutsche Reichskanzler erfuhr, daß ich weshalb soll ich das Kind nicht beim Namen nennen? — ohne Reichstag und Kaiser ein Reichsgesetz außer Kraft gesetzt, ist dieser Nachfolger unseres Feindes Bismarck hold lächelnden Antlitzes beruhigt gen Korfu gefahren. Und in Korfu selbst? Kein Zeichen des Grolls. Friedfreundlichste Osterstimmung. Der Politiker Pius weiß genug, um Pius, dem Papst, nur noch Glück zum Siege zu wünschen.

Euer Heiligkeit
allzeit gehorsamster Diener
Freiherr von * * *.“

Jesuitenmoral.

„Die ganze moderne Staatenordnung steht in vollem Widerspruch mit den Grundsätzen der katholischen Religion. Der Staat hat die Pflicht, sich zum Behufe einer totalen Umgestaltung der Gesellschaft in diesem Sinne den kirchlichen Oberhirten mit all seiner Gewalt unterzuordnen und zur Verfügung zu stellen. Dies weit ausgreifende Ziel hat der Episkopat unverrückbar vor Augen.“

Kardinal Kopp,
Fürstbischof von Breslau.

*

Digitized by Google

„Alle Einrichtungen, Gesetze und Handlungen der weltlichen Regierungen unterstehen der Direktive der höchsten kirchlichen Autorität." Dr. Haffner, Bischof von Mainz.

*

„Es hängt lediglich vom weisen Ermessen der kirchlichen Autorität ab, ob sie es den Untertanen freistellen soll, die staatlichen Verordnungen zu beobachten, oder ob ein offener Kampf gegen dieselben durch offenen Widerstand vorzuziehen sei."

Aus dem Staatslexikon, herausgegeben im Auftrage der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

*

„Auch Gelübde und Eid können von der Kirche servatis servandis nachgelassen bzw. als nicht verbindlich erklärt werden."

Aus dem gleichen Staatslexikon.

*

„Der Papst läßt sich ohne Auflösung der Kirche die Gewalt nicht aberkennen, in gewissen Fällen Untertanen vom Eid der Treue zu entbinden. Und wenn das Seelenheil den Erlaß oder die Aufhebung eines bürgerlichen Gesetzes fordert, so ist der Papst dazu befugt und verpflichtet."

Aus demselben Staatslexikon, an dem unter Anführung des Freiherrn von Hertling, der jetzt in Bayern das Jesuitengesetz außer Kraft setzte, fast alle Zentrumsabgeordnete mitarbeiten.

*

„Es ist einem Sohn erlaubt, sich über den in der Trunkenheit verübten Vatermord zu freuen wegen der reichen Erbschaft, die ihm dadurch zufällt." Der Jesuit Fagundez.

*

„Bietet sich nach Abschluß der Verlobung eine Gelegenheit für den Bräutigam, mit einer andern viel reicheren Braut sich zu verloben, so würde ich nicht wagen, ihn zu verurteilen, wenn er mit der zweiten sich verlobt, da er zur Aufrechterhaltung des ersten Verlöbnisses nicht unter großem Schaden verpflichtet ist."

Der Jesuit Liguori.

*

„Schlechthin zur Sünde raten, ist nie erlaubt. Ist aber jemand durchaus entschlossen zu sündigen, so darf man ihm raten, statt der beabsichtigten schwereren, eine andere leichtere Sünde zu begehen . . Da Mord eine schwerere Sünde ist als Ehebruch, so darf man einem, der morden will, raten, lieber einen Ehebruch zu begehen . ."

Der Jesuit Lehmkuhl.

*

„Man darf einem andern, der eine größere Sünde begehen will, die Gelegenheit zur Begehung einer kleineren bieten . ."

Der Jesuit Laymann.

*

„Ein Mann, der längere Zeit das Bild einer nackten Frau betrachtet, kann sich nur schwer von der Todsünde entschuldigen, außer, das Ansehen geschehe für sehr kurze Zeit und aus großer Entfernung."

Der Jesuit Liguori.

*

„Deshalb dürfen wir den Türken, Ketzern und anderen Kirchen- oder Staatsfeinden den Tod wünschen, auch wenn wir voraussetzen müssen, daß die Türken und Ketzer durch den zeitlichen Tod in die ewige Verdammnis geraten." Der Jesuit Viva.

*

„Ist es erlaubt, einen ketzerischen Geistlichen herbeizurufen, damit er einem sterbenden Religionsgenossen die Tröstungen seiner Sekte spendet? Nein! . ."

Der Jesuit Lehmkuhl.

*

Wer sich weiter für die Moralanschauungen der Seelsorger interessiert, die uns die Gesetzesverletzung des bayerischen Ministerpräsidenten ins Land gebracht, der sei nach diesen Proben auf des Grafen v. Hoensbroech zweibändiges Werk „Das Papsttum in seiner sozialkulturellen Wirksamkeit", Leipzig, Verlag von Breitkopf u. Haertel, aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Wohnung und Sittlichkeit.

Von

Victor Noack*).

Wohnung und Sittlichkeit stehen in engstem Abhängigkeitsverhältnisse zueinander; nicht nur Sittlichkeit der sexuellen Lebensart, sondern Sittlichkeit im allgemeinen Sinne von individueller und sozialer Ethik:

Die Wohnung: der engste Rahmen der individuellen Lebensführung. Das häusliche Heim: die von fremder Kontrolle freieste soziale Lebenssphäre. Denken, man sei zu Hause, gleichbedeutend mit Abstreifen jeglichen sozialen (gesellschaftlichen) Zwanges. Das Individuum daheim zeigt sein wahres Gesicht (es gibt da wieder in anderer Beziehung vielerlei Einschränkungen). Der Zwang der Zivilisation erlahmt; die geistige Kultur des Menschen soll sich bewähren.

Zugegeben, daß die ethische Bildung eines Menschen nicht ursächlich abhängig ist von seinen äußeren sozialen Verhältnissen, vielmehr in einem, bis dato immer noch nur metaphysisch erklärlich denkbaren Fundus wurzelt, — ist doch unbestreitbar die Tatsache, daß nur ausnahmsweise dieser Fundus so fruchtbar trägt, daß soziale Notjahre die Ernte nicht beeinträchtigten, — ist doch unbestreitbar, daß geistige Kultur, die nur bei materiellem Besitz gedeiht, (mindestens aber Freiheit von sozialer Not, allermindest jedoch ihre Erträglichkeit erfordert), die Ernte segnet.

Wird also den „armen" Menschen, dem Proletariat, ein ethisches Manko nicht als ruchbare Defraudation von moralischen Werten anzurechnen sein — vergeudet in unmoralischen Genüssen, sondern als naturgemäße Mißernte von dürrem Felde.

Ueble soziale Verhältnisse beeinträchtigen die Sittlichkeit um so stärker, durchdringender, je unmittelbarer sie auf das intime Leben des Individuums einwirken. Ueble Wohnungsverhältnisse stehen deswegen unter den antiethischen Bildungs- oder ethischen Rückbildungsfaktoren ihrer sozialen Bedeutung nach an erster Stelle.

Ich beschränke mich im folgenden auf die Darstellung nur eines der mancherlei Leiden unserer Wohnungsverhältnisse, eines Uebels aber, wovon nicht nur das Proletariat, sondern — vielleicht noch böser der Kleinbürgerstand, ja auch das „besser situiert" genannte Bürgertum gequält wird, — des „Abvermietungsystems", des „Schlafstelle- und Chambregarnie-Unwesens".

Nach der vom Statistischen Amt der Stadt Berlin im Februar 1910 herausgegebenen „Grundstücks- und Wohnungsstatistik" für Berlin und 29 Vororte*) wurden bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 in Berlin allein ermittelt 41 738 Haushaltungen, in deren Wohngemeinschaft „Zimmerabmieter" —, 63 425 Haushaltungen, in deren Wohngemeinschaft „Schlafleute" einbezogen waren. In 2532 von diesen Haushaltungen lebten beide Kategorien von Abmietern mit dem Haushaltungsvorstande bzw. seiner Familie in Wohngemeinschaft. 63 291 von den hier aufgeführten 102 631 Haushaltungen gehörten Familien mit Kindern unter 15 Jahren. —

In Berlin wurden ermittelt an „Zimmerabmietern": 52 035 männliche und 12 767 weibliche mit 206 männlichen und 161 weiblichen Kindern unter 15 Jahren; an „Schlafleuten": 81 106 männliche und 22 424 weibliche mit 286 männlichen und 265 weiblichen Kindern. Dieses Heer von Abmietern" verteilt sich auf eine überhaupt anwesende Haushaltungsbevölkerung von 940 445 männlichen und 1 031 518 weiblichen Personen.

Der Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker muß ausgerüstet sein mit dem Seherblicke und Intuitionsvermögen des Künstlers, um soziale, insbesondere sozial-sexuelle Probleme solcher Art in ihrer ganzen Eigentümlichkeit erkennen

*) Anmerkung der Redaktion: Vom nämlichen Verfasser ist soeben in der Sammlung „Kultur und Fortschritt" bei Felix Dietrich, Gautzsch bei Leipzig, ein Heft erschienen, betitelt: „Schlafstelle und Chambre garnie", das ernste Beachtung verdient.

*) Bearbeitet von Prof. Dr. Heinr. Silbergleit. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin W. 56.

Digitized by Google

zu können. Emile Zola hat das Wort geprägt: „Der Bauch von Paris", und damit in genialer Weise unser Problem greifbar plastisch hingestellt. Die Statistik zeigt die Tausende, die, fasziniert von den leuchtenden Augen des Ungetüms „Berlin", fasziniert von der gleißenden Pracht seines Schuppenpanzers, hineinspaziert sind in den weit aufgesperrten Rachen, — die Tausende, die das dampfende Dunkel des Rachens lockte, die die Geheimnisse der Tiefe reizten, die in den Abgründen Schätze zu heben hofften, und die es sich zutrauten, durch gefährliche Abenteuer hindurch zu den glänzenden Höhen der Welt des Reichtums zu gelangen. Die Statistik zeigt die Tausende wieder auf der Reise zu den fernen Zielen ihrer Hoffnungen, zeigt sie auf der Wanderung durch den „Bauch von Berlin", zeigt, wie sich die enttäuschten Armen stoßen und drängen, durch- und übereinanderdrücken, sich im Kampf ums tägliche Brot umklammern und zerren, dabei in schwitzender Leibesgemeinschaft immer weiter hinabgleiten, hinabgewürgt werden, immer dichter umschlossen von der Atmosphäre der moralischen Zersetzung, und wie sie sich dabei doch vermehren, ähnlich den Bazillen und Würmern in einem hinsiechenden Riesenkörper. Die Fata Morgana, die die Unglücklichen auf den Irrweg lotste, macht ihre Hoffnungen nach jeder Enttäuschung neu aufleben. Die „Jagd nach dem Glück" — ich denke an das berühmte Gemälde von Spangenberg — wird immer wilder. Die Verzweifelnden werden brutal. Man schlägt den Vordermann einfach nieder. Krankenhäuser, Fürsorge-Erziehungshäuser, Arbeitshäuser, Gefängnisse und Zuchthäuser werden Etappenstationen des Massenzuges. Wie viele sinken nicht erschöpft nieder in die Morasttümpel, wo Verbrechen und Prostitution sich ansiedeln!

Wie die zitierte Statistik des Berliner Statistischen Amtes mitteilt, sind in 1500 Berliner Wohnungen, die aus einem einzigen Wohnungsraum bestehen, in Wohngemeinschaft mit den Haushaltungsvorständen und ev. deren Familien „Schlafleute" ermittelt (!) worden. Der Fall, daß von Inhabern einer einräumigen Wohnung gleichzeitig „Schlafleute" und „Zimmerabmieter" gehalten werden, steht in der Statistik (!) allerdings vereinzelt da. An Hand des bereits zitierten Falles zeigt die Statistik, wie eine solche kaum denkbare Ausnutzung des einzigen Wohnraumes möglich ist: Haushaltungsvorstand: 1 einzelner Mann. Mit ihm benutzen den einzigen Raum 1 Tochter (unter 1[illegible] Jahren), 1 „Wirtschafterin" (als „Schlafstellenvermieterin") und 1 „Zimmerabmieter". — In der Statistik steht dieser Fall vereinzelt da. Das schließt nicht aus, daß es in Berlin viele derartige Verhältnisse gibt, die von den „Volkszählern" nur nicht „ermittelt" werden konnten. Gescheiterte Menschen sind Fremden gegenüber sehr zugeknöpft. Da sie die soziale Ungesundheit ihrer Verhältnisse fühlen, sind sie Leuten gegenüber, die mit einem großen amtlichen Fragebogen angerückt kommen, ganz besonders mißtrauisch und ängstlich verschlossen. Die dunkelsten Schattenexistenzen werden demnach von einer amtlichen Enquete nicht erfaßt. Deswegen sind gerade die Zahlen der Statistik, die das bitterste Elend quasi in nuce in sich tragen, nicht als vollkommene Angaben zu bewerten.

Ohne Zweifel sind die sittlichen Gefahren des „Abvermietens" für den Vermieter sowohl als auch für den Abmieter um so größer, je enger und damit zugleich auch intimer die Wohngemeinschaft ist. In einräumigen Wohnungen ist die moralische Korruption beider Parten unumgänglich. Bei der Volkszählung im Dezember 1905 wurden 553 männliche und 1159 weibliche „Schlafleute" und 41 männliche und 81 weibliche „Zimmerabmieter" ermittelt, die mit den Vermietern: 140 Ehepaaren, 1241 einzelnen Frauen und 224 einzelnen Männern nebst den zugehörigen Kindern in einem Raume gemeinsam schliefen. Selbst wenn diese Menschen auf einer höheren ethischen und ästhetischen Bildungsstufe stünden, müßte die Schlafzimmergemeinschaft in ein widerliches Konkubinat ausarten; widerlich besonders darum, weil es nicht freier Willensneigung, sondern allein oder doch im wesentlichen den räumlichen, wirtschaftlichen Verhältnissen entspringt. Eine wahllose, rein tierische Annäherung; mit

Digitized by Google

dem Unterschiede allerdings, daß Tiere sich blind dem Geschlechtsdrange fügen, während bei den Menschen letzten Endes der wirtschaftliche Zwang entscheidet. Von einer einräumigen Wohnung einen Raum abvermieten, heißt für den Vermieter, sich selbst des Hausrechts innerhalb seiner eigenen vier Pfähle zugunsten des Abmieters zu begeben. Der Vermieter gerät mit seiner Familie in ein Gnaden-Verhältnis zum Abmieter; er ist samt den Seinigen in seiner eigenen Wohnung nur noch geduldet. Da derartige Verhältnisse sich oft nur unter dem grimmigsten Zwange der Nahrungssorge entwickeln, so werden dem Abmieter die weitestgehenden Freiheiten zugebilligt. Not korrumpiert. Der moralische Widerstand desperater Menschen kann nicht sehr stark sein, wenn der Hunger und vielleicht die Obdachlosigkeit der Tugend als Lohn winken, und wenn das Unrecht den einzigen modus vivendi darstellt. Der Hausherr (Vermieter, Ehemann) wird zum Wirtshausbruder. Weder sein Eheweib, noch die Kinder (Töchter) werden vor Uebergriffen des Abmieters geschützt sein.

Von den zuunterst gelagerten Schichten bis in die „bessersituierte" Schicht des Bürgertums hinauf durchsetzt das „System des Abvermietens" die intime Wohngemeinschaft der Familie mit familienfremden Elementen, mit Menschen, über deren moralische und physische Qualität der Haushaltungsvorstand, das Familienhaupt, nicht im mindesten orientiert ist. Dennoch tritt der Fremde, der Abmieter, mit der Familie des Vermieters in eine Wohngemeinschaft, die sich in beschränkten Verhältnissen sogar auf die Benutzung desselben Schlafraumes, derselben Wasch- und sonstigen Geräte, vielleicht gar desselben Handtuches, derselben Seife, derselben Trinkgefäße usw. erstreckt. Daß sich eine so weitgehende Wohngemeinschaft, die einer „Lebensgemeinschaft" fast gleicht, nicht etwa nur in seltenen Ausnahmefällen aus dem „Vermieten" ergibt, beweist die Statistik des Berliner Statistischen Amtes.

Die „Familienfremden", die als „Schlafleute" und „Chambregarnisten" in die Wohngemeinschaft eindringen, sind zumeist „Ledige" und als solche erwiesenermaßen — das ergibt sich naturgemäß aus dem Unverheiratetsein — durch Haut- und ähnliche Krankheiten ganz besonders bedroht. Entbehren sie doch des schützenden Haltes, den das Familien- und Eheleben gerade in dieser Hinsicht gewährt. Der Ledige entbehrt weiter in der Regel der regelmäßigen Ernährungsweise. Er wechselt häufig den billigen Mittagstisch in irgend einem Restaurant, ohne durch den Wechsel eine bessere Qualität seines Essens zu erreichen. Das Restaurationsleben zwingt ihn zu einem gewissen Konsum von Alkohol, reizt zu alkoholischen und sexuellen Exzessen. Das Unstete seines Daseins, die minderwertige Ernährung, der Umgang mit seinesgleichen usw. schwächen nicht nur seine physische Widerstandskraft gegen Erkrankungen, sondern auch seine moralische gegen die „gefährlichen Gelegenheiten", die „erotischen Situationen", die sich für den „Abmieter" in der intimen Wohngemeinschaft mit der Familie des Vermieters auftun. Er genießt die Freiheiten eines Wohngefährten ohne ihre natürliche Einschränkung durch die Blutsverwandtschaft; im Gegenteil, durch das Bewußtsein seiner wirtschaftlichen Bedeutung für den Vermieter zu einer Ausnutzung jeder Avantage geneigt.

Die „Situation" begünstigt Ehebruch, Verführung und Schändung; und der „Schlafbursche" oder „Chambregarnist" ist prädisponiert dafür.

Die Ehe — so wenig ich auch den „idealen Wert" der konventionellen Ehe anerkenne, so jäh sie auch oft die erotischen Hoffnungen erfrieren läßt — sie bewirkt doch eine Konsolidation, Festigung, Fundamentierung der rein animalischen Existenz, des sozialen und ökonomischen Gebäudes, — wirkt gesundheitfördernd und züchtet den Sinn für bürgerliche Reputation.

Den Ledigen fehlt der Segen dieser Ehezucht und, so gewiß nicht alle ledigen Zimmer- und Schlafstellenabmieter ausnahmslos als Schädlinge der gesitteten Familie zu betrachten sind, die gleich Wölfen in den Frieden der Familie des Logisgebers einbrechen, die Unschuld der Töchter, die Ehre der Frau zu ver-

Digitized by Google

nichten, — so gewiß nicht jeder ledige „Abmieter" mit einer gefährlichen Seuche behaftet, und nicht jeder kranke „Abmieter" gleich die Familie des Vermieters infiziert, - - so gewiß ist doch, daß der Familie all diese Heimsuchungen von jedem fremden Menschen, der in ihre Wohngemeinschaft eintritt, drohen; daß jede Familie mit der Möglichkeit der Gefahr zu rechnen hat. Schützet eure Familie!

Unter den im Jahre 1904 wegen Unzucht mit Gewalt an Kindern usw., also wegen der schwersten Sittlichkeitsverbrechen, verurteilten 5384 Personen befanden sich Ledige, Verwitwete, Geschiedene im Alter von 21 - 40 Jahren: 1364; Verheiratete dagegen nur 990*). „Nimmt man die Ziffern der Ledigen, Verwitweten und Geschiedenen im Gegensatze zu den verheirateten Verurteilten und rechnet sie auf die Verhältniszahlen der Ledigen usw. und Verheirateten in den bestimmten Altersklassen überhaupt um, so kann nicht bezweifelt werden, daß die Ehe, wie nicht anders zu erwarten ist, von Verübung der schwersten Sittlichkeitsverbrechen im allgemeinen abhält." Daß aus den Ledigen (Verwitweten, Geschiedenen) sich das Hauptkontingent der „Einlogierer" (Abmieter) zusammensetzt, steht außer Frage.

In den Wohnungen mit nur einem oder zwei Wohnräumen, die im Dezember 1905 in Berlin von den Volkszählern bearbeitet worden sind, wo außer den Familien der Haushaltungsvorstände auch „Schlafleute" oder „Zimmerabmieter" bzw. beide Arten von „Abmietern" zugleich wohnten, sind 13 925 Knaben und 13 783 Mädchen, insgesamt also 27 708 Kinder im Alter von unter 15 Lebensjahren ermittelt worden. Nicht eingeschlossen sind in diese Summe die Kinder von Mitmietern, Verwandten usw. und Pflegekinder.

Die Gefährdung der Kinder durch die „Abmieter" bildet für sich ein Kapitel der Kriminalgeschichte.

Zur gerichtlichen Anzeige gelangen die wenigsten der Verbrechen, die unter dem Mantel der familiären Diskretion an Kindern begangen werden. Die Scham, die Scheu vor dem Skandal, vor der Bloßstellung all der ungesunden Verhältnisse, in denen die betroffene Familie lebt, schreckt die zunächst zur Anzeige Berufenen davon ab, die Schänder ihrer Kinder dem Strafrichter auszuliefern. Trotzdem berichtet die Presse fast täglich, daß hier und dort ein „Schlafbursche" usw. verurteilt worden ist, der sich an dem Kinde seines „Wirtes" vergangen hat.

Die Tagespresse sollte niemals solche Gelegenheit ungenützt lassen, auf den wesentlichen Zusammenhang zwischen dem Verbrechen und den ungesunden Wohnungsverhältnissen hinzuweisen. Zur Warnung sei es gesagt immer und immer wieder:

Die Ueberfüllung der Wohnungen, die Wohngemeinschaft von „Abmietern" und Familiengliedern des Vermieters, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter begünstigt, ja verleitet zu Sexualvergehen und Verbrechen: Ehebruch, Verführung, Schändung Minderjähriger, Blutschande, Kuppelei usw., und ist gewißlich auch von ursächlicher Bedeutung für die vielen, vielen ungesunden Eheschließungen.

*) Dr. Erich Wulffen: „Der Sexualverbrecher" Bd. VIII d. Enzyklopädie der modernen Kriminalistik. Verlag: Dr. P. Langenscheidt, Berlin-Groß-Lichterfelde.

Gegenwärtiger Stand der Wissenschaft vom Luftrecht.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse-Berlin.

Die Neuschöpfungen der Technik haben, wie Prof. Meili-Zürich, einer der ersten Kenner und Fachmänner des Luftrechts, hervorhebt, stets auch auf die Jurisprudenz eingewirkt. Die Sondergebiete des modernen Verkehrsrechts, wie Eisenbahn-, Telegraphen-, Telephon- und Automobilrecht, riefen zugleich erhebliche Aenderungen unserer Rechtsideen hervor, wenn sie auch an bestehende Rechtsbegriffe anknüpften. Eine der intensivsten Bewegungen in der Rechtswissenschaft aber wurde ausgelöst durch die märchenhaft

Digitized by Google

schnelle technische Entwicklung der Luftfahrt mit dem aeronautischen Dreigespann: Freiballon, Luftschiff und Flugzeug. Die Juristen, ohne die es in der Welt nun einmal nicht zu gehen scheint, haben alle aus Bau und Betrieb von Luftfahrzeugen hervorgehenden rechtlichen Folgen und deren sind unendlich viele in den Rechtsstoff soweit als möglich einzugliedern versucht. Es ist daher von allgemeinem Interesse zu hören, wie ein ganz moderner Vertreter des Luftrechts und ein Schüler Meilis, Prof. Hollaß-Neuchatel, der in einer besonderen Sitzung der Internationalen Rechtsvereinigung jüngst im preußischen Herrenhause über dieses aktuelle Gebiet sprach, den gegenwärtigen Stand des Luftrechts auffaßt. Die Literatur über diesen Gegenstand ist schon alt und reicht sogar bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurück, ist also früher entstanden als die eigentliche Luftfahrt, deren Geburtstag auf den 5. Juni 1783 (Aufstieg der ersten Montgolfière) fällt. Ohne an dieser Stelle auf die zugehörige Rechtsliteratur und auf rechtsgeschichtliche Fragen näher einzugehen, sei nur aus Felix Dahns Buch über Luftrecht erwähnt, daß schon jener Rechtshistoriker vor der Anlehnung des Luftrechts an das Seerecht dringend warnt, da doch unter dem fahrenden Luftschiff Menschen, unter dem Seeschiff aber nur Fische sich befänden. Welches ist nun der gegenwärtige Stand des Luftrechts, das nach Ansicht maßgebender Juristen keinen neuen Rechtszweig, sondern nur eine Ergänzung aller vorhandenen Rechtszweige darstellt und in die vier Gebiete des Privatrechts, Strafrechts, Völkerrechts und Verkehrsrechts zerfällt.

Privatrechtlich ist der Grundsatz aufgestellt worden, daß der Luftraum über jedem Grundstück bis in unbegrenzte Höhen nach oben auch zu dem betreffenden Terrain gehört. Früher konnte wenigstens die Luft, abgesehen von besonderen Erscheinungen der Atmosphäre (Blitz, Hagel, Sturm) im allgemeinen für gefahrlos gelten. Jetzt ist das durch die Eroberung der Luft mit Freiballonen, Lenkballonen und Flugzeugen, die unter Umständen nach unten Schaden anrichten können, nicht mehr der Fall. Der Eigentümer eines Grundstücks muß also privatrechtlich gegen etwaige Schäden dieser Art Schutz suchen und finden können.

Strafrechtlich liegen die Dinge wesentlich schwieriger, da zur Bestrafung von Verbrechen, die im Luftfahrzeug vorkommen können, nur derjenige Staat berechtigt sein dürfte, zu dessen Territorialgewalt das betreffende Luftfahrzeug nicht aber der Luftraum gehört, in dem sich das Fahrzeug gerade befindet.

Diese Frage leitet unmittelbar zur völkerrechtlichen Seite des Luftrechts über, wobei zu bedenken ist, daß auch der gesamte obere Luftraum, der vertikal über den Landesgrenzen liegt, offiziell zum Staatsgebiet gehören muß, auf das jeder Staat seine Herrschaft ausüben kann. In der Praxis hat man den Grundsatz vertreten, daß, ähnlich wie auf See in horizontaler Richtung, so auch in der Luft vertikal nach oben die betreffende Staatsherrschaft so weit geht, wie die Geschütze reichen. In Wirklichkeit vermag aber keins unserer modernen Luftschiffe höher als 2000 Meter zu steigen, und auch beim Flugzeug liegt gegenwärtig die obere Grenze unter 4000 Metern, während allerdings Freiballone unter besonders günstigen Umständen, wenn auch mit Lebensgefahr der Insassen, bis etwas über 10 000 Meter hoch zu steigen vermögen. Völkerrechtlich ist aber streng zu unterscheiden zwischen den Verhältnissen im Frieden und im Kriege. Im Frieden muß der Luftraum für alle zugänglich sein, und der Staat hat nur darüber zu wachen, daß keine Schädigungen von oben und auch keine die Zollgesetze verletzenden Schmuggeltransporte in der Luft (z. B. mit Spitzen, Saccharin u. dergl.) stattfinden. In dieser Beziehung ist es nicht ohne Interesse, daß gelegentlich auch der Gedanke geäußert worden ist: die weitere Entwicklung der Luftschiffahrt und die internationale Regelung des ganzen Luftrechts könne einst zur allgemeinen Annahme des Freihandels auf der Erde führen. Im Kriege kommen im großen und ganzen die Grundsätze des Seekrieges auch für den Luftkrieg zur Geltung, wobei es sich hauptsächlich um Aufklärungsdienst, Kaperei

Digitized by Google

und Vernichtungswirkungen von oben handelt. Zu beachten ist dabei, daß unter Umständen auch die Blockade der Küsten durch Verwendung von Luftschiffen erleichtert werden kann.

Für das Verkehrsrecht in der Luft endlich müssen die allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze maßgebend sein, und der in Zukunft mögliche größere Verkehr in der Luft muß sowohl eine nationale wie eine internationale Regelung erfahren. Dies bezieht sich auf die Führung der Luftfahrzeuge, auf die Prüfung des gesamten Materials, auf die Signale, Landungsplätze usw.

So arbeitet denn das Luftrecht jetzt schon in raschem Tempo, um soweit als möglich mit der rapiden Entwicklung der aeronautischen Technik Schritt zu halten und die Bewohner des festen Landes gegen die Gefahren, die ihnen aus der Eroberung der Luft drohen, nach Möglichkeit zu schützen. Man darf aber m. E. auch die Kehrseite dieser Frage nicht außer Acht lassen und muß durch gesetzliche Regelung zugleich für die möglichste Sicherung der Luftfahrer selbst sorgen, die Gesundheit und Leben für die Erreichung hoher technischer Ziele in die Schanze schlagen. So müßte z. B. noch manches für die größere Sicherung des Landens geschehen, indem vor allen Dingen die Gefahr der Berührung von Luftfahrzeugen mit den Starkstromleitungen, besonders in industriellen Bezirken, verringert werden sollte. Die Besitzer von Starkstromleitungen müßten auf gesetzlichem Wege dazu angehalten werden, die Masten jener Stromleitungen durch einen roten Anstrich leicht von der Höhe aus erkenntlich zu machen und des Nachts an denselben Stellen rote Glühlampen brennen zu lassen.

So muß die weitere Entwicklung des Luftrechts, wenn es beiden Seiten gerecht werden will, sowohl für die Menschen unter dem Luftfahrzeug wie auch für die Insassen im Luftfahrzeug gleichmäßig sorgen. Nur dann kann das neue und eigenartige Luftrecht, der Jurisprudenz jüngster Zweig, auch ein Recht für alle werden und wirklich zum Heile des menschlichen Fortschritts beitragen.

Lyrische Porträts.

Von

Julius Bab.*)

Beethoven.

Und alle Worte klangen allerorten
und schlugen an, vielstimmig tönend Erz,
und stockten an den letzten stummen Pforten.
Doch deine Faust schlug mitten auf mein Herz.

Und alles sprang in ungeheurem Steigen
aus tiefem Blut. Und aller Menschen Witz
verflog in diesem sturmgeworfnen Schweigen.
Hinauf! Da stand in purpurblauem Blitz

das größere Wissen und in blut'ger Schöne
der Meister, dessen Seele Führer schien.
Und tief, in lächelndem Zusammenglüh'n,
fiel Tod und Leben lautlos unter ihn

O Freunde, Freunde! nicht mehr diese Töne!

Gerhart Hauptmann.

Dieweil am Weg ein Häuflein Kehricht lag,
vermodernd Holz und tierisch Totenbein,
trat der Prophet hinzu und griff hinein.
Es war ein glühend blauer Sommertag.

Die Jünger folgten stumpf in schwülem Trott,
gesenkten Blicks, der argen Glut zum Raube.
Nun standen sie: was suchst du, Herr, im Staube?
was suchst du, Herr, im Schutt? „Ich suche Gott!"

Und siehe: aus dem wüsten Kehricht schwang
ein weißer Falter taumelnd sich ins Blau
und leuchtete und stieg und stieg und zwang
auf aller Augen zu entzückter Schau.

Flog in den Glanz — flog noch — man sah ihn nicht —
doch alle Seelen flogen mit ins Licht.

Andersen.

Ob der gebauchten Kommode,
ruft es Kuckuck ohne Ruh,
und der porz'lan'e Pagode
nickt aus der Ecke dazu.

Hebt der damastene Sessel
nicht schon verträumt sein Gebein?
Singt ihm der kupferne Kessel
freundlich ein Tänzchen zu zwei'n?

*) Drei Proben aus dem Bändchen „Lyrische Porträts", das unser Mitarbeiter Julius Bab soeben bei S. Fischer, Berlin, erscheinen ließ.

Digitized by Google

Still sich im Kanapee wiegend
(blumig kattunene Pracht)
sinnt er, dem Märchen erliegend,
spöttisch und gläubig — und lacht.

Lacht Durch die Glastür der Garten
schickt ihm Levkojenduft sacht,
Bienen auf flüsternden Fahrten
plaudern mit Rosen zur Nacht.

Ueber die Linde hinwehen
läßt nun der Abend den Traum,
und mit den flatternden Krähen
haschen die Geister im Baum.

„All ihr, ich gab euch mein Leben,
aber die Stunde beginnt
wollt ihr's mir wieder nun geben?"
Sitzt er und lächelt und sinnt

Ob der gebauchten Kommode
ruft es Kuckuck ohne Ruh,
und der porz'lane Pagode
nickt aus der Ecke dazu.

„Rembrandt als Erzieher."

Von

Dr. Eduard Thoma.

Diese Ostern werden uns die fünfzigste Auflage von „Rembrandt als Erzieher" bescheren. Es ist ein gutes Zeichen, daß die Deutschen sich noch nicht satt gelesen haben an den begeisterten Worten Julius Langbehns, die er, gleich als würde er seiner großen Wärme sich schämen, ohne seinen Namen zu nennen, vor zwanzig Jahren veröffentlicht hat. In dem neuen Deutschland sah er eine große Achsenverschiebung sich vorbereiten, die Wendung von der Wissenschaft zur Kunst, von der Analyse zur Synthese, und er wollte dem kommenden künstlerischen Zeitalter sofort einen mächtigen Patron geben in dem größten Künstler, den der germanische Stamm hervorgebracht hat. Deutschland sollte seine Sache auf Rembrandt stellen. Deswegen jene geistreiche Paraphrase und vielgestaltige Nutzanwendung des Lebens und der Kunst des Amsterdamer Meisters. Als ich das letztemal das Buch in Händen hatte, kamen eben die ersten Nachrichten über die Vorbereitungen der heurigen Sommerausstellungen zu uns. Viele Interessenten taten im vorhinein gelangweilt; die Ateliers kritisierten die Zusammensetzung der Jury. „Ich erwarte mir gar nichts mehr von der Großen Berliner." „Meine Büste habe ich in Paris gehabt, aber hier bringe ich sie sicher nicht durch." Dies sind die mildesten der Ausdrücke, die man hören konnte. Ob nicht Rembrandt als Erzieher vor allem den Künstlern nottut?

Kein Mensch wird sich wünschen, daß unsere Ausstellungen mit vielen Dous und Koninks sich bevölkern, obschon das eben abgeschlossene Lebenswerk von Josef Israels uns beweist, daß heutzutage auch große Rembrandtschüler noch erstehen können. Wir sehnen uns nicht so nach dem Silberton des jungen Rembrandt und nach dem goldigen Helldunkel des reifen Meisters, wie danach, die Spuren jenes Künstleradels, der jedes Rembrandtsche Werk auszeichnet, auf einem zeitgenössischen Bilde zu entdecken. Wann sahen wir zuletzt eines, das, um einen Langbehnschen Gedanken zu gebrauchen, sagte: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders"? Das war vielleicht vor guten Bildern von Hans Thoma oder Leo Samberger. Die meisten, besonders unter den Bildnismalern, „können auch anders". Im Gegensatz dazu legen viele eine scheinbare Standhaftigkeit an den Tag; sie bringen immer dasselbe und wissen warum. Sicher werden wir heuer wieder sowohl am Lehrter Bahnhof wie im Münchener Glaspalast bestimmte Seestücke mit grünem, kantigem Wellenschlag, einem braunen Kahn und einem grellroten Kleide zu sehen bekommen; dann jene peinlichen Bauern- und Trinkerköpfe, denen soviel Lichtreflexe ins Gesicht gemalt sind, daß sie wie Guckkastenbilder erscheinen. Der Fremdenindustrie gehören diese Werke an; sie sind als Artikel seit Jahrzehnten eingeführt und haben leider noch ihren Markt. Sie verkaufen sich rasch und ohne besondere Reklame; der Ahnungslose kommt sich als Kenner vor, wenn er sagen kann: „Den habe ich im vorigen Jahre mir schon gemerkt." Andere, die weniger durch ihre Tricks bestechen, haben natürlich eine Reklame organisieren müssen und zeigen sich in jedem zweiten Monat in den Spalten der Zeitung. Die Glücklichsten aber haben „Verbindungen", werden gesellschaftlich herumgereicht, und jene Starrköpfe sind ganz selten, die den Maler nicht für gut halten, mit dem sie angesichts von Austern oder Tee bekannt geworden sind. „Meine Freunde müssen mich loben", sagt ein bestimmter Künstler, dessen Berühmtheit auf seinen gesellschaftlichen Beziehungen beruht, zu denen, die in seinem Hause verkehren wollen. Geschäft. Wirtschaft. Und man stelle sich einen solchen in einer Jury vor. Das Unheil, das er anrichten kann, ist nicht auszudenken. Bis zu welchem Grade nun auch das Mißtrauen der Künstler untereinander gewachsen ist, mag

Digitized by Google

man aus der Einrichtung von juryfreien Ausstellungen ersehen. Sie haben zwar nichts Bedeutendes ans Licht gebracht, aber als Symptom sind sie beachtenswert.

Fast auf der ganzen Linie hat das Geschäft die Kunst überwuchert, und die Rembrandtsche unverbrüchliche Treue gegen die eigene Künstlerschaft ist schwer zu finden. Rembrandt aber hatte in dem Augenblick, wo er geschäftlich ruiniert war, in der „Anklage der Putiphar" die schimmerndsten Farben gefunden, in der Anatomie des Dr. Dymann die schwierigsten perspektivischen Probleme gelöst.

Geld

(Brief an eine Hetäre.)

Von

Karl Hauer.*)

Als Sie, verehrte Frau, mir neulich beim Abschied befahlen, Ihnen im nächsten Briefe meine Philosophie des Geldes auseinanderzusetzen, da zitterten Ihre schönen nervösen Finger ganz leise, fast unmerklich. Wie sehr liebe ich diese Vibration! Sie vergeistigt schöne Hände. Sie erzählt so rührend von dem innern Ringen stolzer und selbstbeherrschter Menschen. Und ich liebe solche Menschen, die sich nur im Zittern ihrer Hand verraten. Ich küsse im Geiste jeden Ihrer schlanken weißen Finger. Aber ich sehe, Sie sind schon wieder ungeduldig, meine teuerste Freundin, zwischen Ihren Brauen droht schon diese entzückende Falte und ruft mich zur Sache.

Das Geld, gnädige Frau, ist vielleicht sphinxhafter als das Weib. Es ist das Alltäglichste und Gemeinste und das Seltsamste und Kostbarste, es ist der Gott der Vielen und Unwissenden, es ist auch der Gott der Wenigen und Wissenden, es ist auch der Hebel des Guten und des Schlimmen. Es ist eine Peitsche für die, welche danach streben; eine Kette für die, welche daran hängen; eine Maschine, die keine Rast gönnt, die den Menschen schließlich ganz ausschaltet und selbst zur Maschine macht, für den Geldmann von Beruf; ein Stachel und Verführer für den Leidenschaftlichen; ein Lastträger für den Weisen. Es ist ein idealer Akkumulator aller Kraft, restlos umwandelbar in immer neue Kraft. Es ist das trennende Prinzip, an dem alle Rücksichten, die sonst verbinden, zum Schweigen kommen, aber es ist zugleich der feste Kitt, der alle mit allen verbindet. Es ist dumm und ungeschickt in der Hand des Dummen, bösartig und grausam in der Hand des Bösartigen; gütig in der Hand des Gütigen. Es vermag die Stolzen demütig, die Demütigen stolz zu machen, aber auch die Stolzen stolzer und die Demütigen demütiger. Es befreit und macht elend, im Besitz und im Erstreben. Es folgt dem blinden Zufall und gehorcht dabei der ihm innewohnenden strengen Gesetzmäßigkeit.

Doch Ihre Falte der Ungeduld, gnädige Frau, vertieft sich. „Dies alles weiß ich schon!", höre ich Sie sagen. Und Sie haben recht. Ich habe Ihnen nur die sichtbare Oberfläche der Erscheinungen beschrieben, die vielfachen, sich schneidenden Kreise, die das Geld am Spiegel der menschlichen Seele bildet, wie die fallenden Tropfen am Spiegel des Wassers. Wollen wir jener Stunde beiwohnen, in der die Seele eines vornehmen Menschen sich dem Gelde weiht, um es zu erringen. Gerade die Besten und Feinsten nämlich ersehnen die Macht, die das Geld bietet, am heftigsten, und sind deshalb vom Gelde am abhängigsten. Wer sich der Macht des Geldes gegen sich entziehen will, bedarf seiner am meisten, wer es verachten will, muß es besitzen, und wer es besitzen will, muß ihm zu Willen sein. So lautet das paradoxe Gesetz des Geldes.

Auf dem Grunde vornehmer Seelen wohnt eine dunkle treibende Lust, eine kühne gefahr-

*) Mit diesem Essay, das wir dem im Verlage von Jahoda und Siegel zu Wien und Leipzig erschienenen Buch „Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen" entnehmen, seien unsere Leser auf einen Schriftsteller aufmerksam gemacht, der wirklich einmal ein Eigener ist. Die von Karl Hauer vertretenen Anschauungen werden viele zum heftigen Widerspruch reizen. Aber jeder, mag er nun ein Fröhlicher oder Unfröhlicher sein, wird an der verblüffenden Unerschrockenheit und an dem sprühenden Geist dieses durch und durch selbständigen Gesellschaftskritikers seine Freude haben.

Digitized by Google

volle Abenteurerlust der unaufhörlichen Veränderung und Bewegung, die Freude am Flusse aller Dinge, eine unbestimmte Sehnsucht, der alle Harmonie zur unerträglichen Monotonie wird, der alles Gleichgewicht verhaßt ist. Diese Lust und Sehnsucht trieb einst den einsamen Konquistador in immer fernere Welten. Seine Seele träumte in undeutlichen Bildern von neuen, seltsamen, niegeschauten Landschaften, von immer wechselnden pittoresken Szenen, von prächtigen Fürstenhöfen und Palästen, von Triumph und Grausamkeit, von Dienern, Sklaven und schönen Frauen . . . So träumte auch Ihre Seele — zürnen Sie nicht, teuere Freundin — damals, als Ihre Finger leise vibrierten. Sie träumte vielleicht von Villen und Juwelen, von eleganten Wagen, von schönen Kleidern und leidenschaftlichen Verehrern. Und sehen Sie, so werden Sie nun lange träumen und dem Gelde folgen, wie ein Mystiker seinem innern Licht. Sie werden glücklich sein im Träumen und vielen damit Glück spenden. Sie werden Ihren Stolz und Trotz bezwingen, weil Sie in Ihren Träumen stolz und trotzig sind. Indem Sie dem Geld zu Willen sind, werden Sie mild und gütig sein und viele werden Sie segnen. Und wenn Sie endlich ausgeträumt haben, dann werden Sie mit freudiger Wehmut erkennen, daß Sie ohne diesen Traum weniger glücklich gewesen wären und weniger beglückt hätten — und daß das Geld, welches Sie, von ihm träumend, erworben haben, Ihrer Seele kein tieferes Glück mehr geben kann. Geld will erträumt und verbraucht werden, doch nicht besessen sein.

In der Seele des Menschen wird es zum Geiste der Schwerlosigkeit und Bewegung, der Geist der Schwere und Ruhe ist sein Feind. Es „rollt" durch Zeit und Raum. Es lebt in der Lust des Verschwendens. Jeder Besitz als solcher ist tot und gewinnt seinen Wert erst, wenn er verbraucht wird. Dieser Hauptsatz einer Wirklichkeitsphilosophie, gnädige Frau, gilt auch für Körper und Seele. Verbrauche Dich! Das ist der einzige Imperativ des Lebens. Aller Wert ist Verbrauchen-können, alles Leben ist Verbrauchen . . . Darum ist das Geld der Feind des Besitzes und will nicht besessen, sondern verbraucht sein. Seine Wander- und Verwandlungsnatur rächt sich an denen, die es festhalten wollen. Es unterwirft sich nie dem Willen des Individuums und bleibt allen Versuchen gegenüber, es fremden Zwecken zu unterwerfen, souverän. Es wirkt stets nach eigenen Gesetzen. Nur scheinbar läßt es sich einschließen. Eingesperrt aber ist es steril. (Wenn es auch „arbeitet", wie der Geldmann sagt, und Zinsen trägt.) Sein Geist ist dem Kerker entflohen, nur die seelenlose Hülle der Münze und des Scheines bleibt zurück. Gelangt es aber in die gebende Hand, dann kehrt auch die Seele wieder, nimmt Wohnung in den Wünschen der Menschen und wirkt ihre Wunder der Verwandlung. Das Geld will nicht einem, sondern allen dienen und im Dienste frei sein. Es ist der ernsteste Gegner des Kapitalismus, es liebt den Verschwender, nicht den Geizhals. Es kennt tausend Schliche, seinem Herrn zu entrinnen. Seine ganze Rede ist „Verbrauche mich!", doch die Torheit vernimmt „Behalte mich!" . . .

Ich sehe Sie spöttisch lächeln, gnädige Frau. Sie wollen mir sagen: „Ihr Philosophen seid doch recht unpraktische Leute, alles verdreht ihr und stellt es auf den Kopf. Sparsamkeit hilft besser im Leben als Verschwendung." Aber Sie wollen mir nur ein bißchen widersprechen, nicht wahr? Sie, Verschwenderin, sprechen nicht aus Ueberzeugung! Sparsamkeit ist eine Not, keine Tugend. Dem Reichen fällt es schwerer, sparsam zu sein, als dem Armen. Denn die rechte Sparsamkeit besteht darin, so viel auszugeben, als man hat, aber es ist nicht leicht, eine Ueberfülle zu verbrauchen. In der Kunst des Geldverbrauches gibt es mehr Stümper als Meister.

Trachten Sie nach dem Gelde, teure Freundin. Ich gebe Ihnen diesen Rat, weil ich weiß, daß niemand mehr anders kann, in dem dieser Gedanke einmal Wurzel gefaßt hat. Sie würden stets an die unbenützte Möglichkeit, Reichtum zu erwerben, zurückdenken wie an ein verlorenes Paradies. Trachten Sie also nach Geld, doch trachten Sie leichten Herzens danach. Verschreiben Sie ihm nicht Ihre ganze Seele, nur die träumende, nicht die glaubende. Glauben

Digitized by Google

Sie nicht an die Heilkraft des Geldbesitzes gegen die Leiden eines unruhigen, sehnsüchtigen Herzens! Dieser Glaube nützt nur denen, die niemals reich werden. Für sie ist der Glaube an das Geld ein steter ungeheurer Ansporn zu Tätigkeit und Leben, ein Mittel zum Vergessen, eine Brücke über den Abgrund der Melancholie, eine wohltätige Lebenslüge. Der Nichtbesitz des Geldes schützt vielleicht vor seelischer Verzweiflung, denn der Arme vermag im Gelde immer noch eine Hoffnung zu erblicken, die dem Reichgewordenen, der an seiner Seele leidet, genommen ist.

Sie aber werden einst reich sein, denn Sie sind schön, klug und beharrlich. Verzichten Sie darum von vornherein auf die Wohltat des Glaubens. Ihre Seele ist stark genug hiezu. Das Glück adeliger Seelen ist nicht von der Art wiederkäuender Zufriedenheit, es liegt in der Glut und Kühnheit ihres Begehrens. Solche Menschen sterben mit dem Schrei der Sehnsucht nach dem, was man nie erleben kann . . . Es ist ja grausam, wenn ich Ihnen die Lebenslüge „Geld", an der Sie jetzt ein wenig hängen, zu zerstören suche, doch ich erleichtere damit sicherlich Ihre reiche Zukunft. Und dies scheint mir wahrhaft philosophisch gehandelt.

Die alten Herren im Wiener Künstlerhaus.

Von

Dr. Hans Wantoch (Wien).

Die alten Herren im Wiener Künstlerhaus malen meistens so, als hätten sie eigentlich nie persönlich gelebt. Sie sind sozusagen ein Begriff und keine individuelle Vorstellung von einem besonderen, einzigartigen Kunstwollen, von einem bezeichnenden Ringen um neue malerische Probleme und einem signifikanten Farben- und Formengefühl. Im 51. Jahr der Genossenschaft bildender Künstler wird dort so gemalt, wie man vor einem halben Jahrhundert nicht hätte malen sollen, und es würden selbst intime Kenner ohne die unterscheidende Signatur nicht feststellen können, ob ein Bildnis von Angeli oder Adjukiewicz, Laszlö oder Horovitz stammt. Das Publikum freilich ist entzückt von diesen Porträts, aber wahrscheinlich darum, weil hier schöne Frauen, und nicht weil Frauen schön, das heißt künstlerisch bedeutsam gemalt sind; denn den inneren Menschen durch seine äußere Erscheinungsform auszudrücken, ist auch gar nicht der strebende Ehrgeiz dieser Bildniskünstler. Sie lassen sich's an salongefälliger Eleganz genug sein und bringen selbst ausragende Menschlichkeiten nichts als liebenswürdige Familienmöbel heraus. Unter den nivellierenden Händen Hans Temples ist aus dem Bildhauer Johannes Benk ein spaßhafter Lachonkel geworden, und Pochwalski hat statt des Geheimrats Exner die typische Schablone: Großpapa gegeben. Nur wo es auf die Darstellung rein äußerlicher, kantenlos glatter Eleganz ankommt, da begegnen einander Künstler und Sujet in einem befriedigenden Bildnis, wie es sich etwa in dem Fechtmeisterporträt Pochwalskis präsentiert.

Am berühmtesten unter den Künstlern der Genossenschaft sind die Porträtisten, am besten aber die Landschafter. Da ist Heinrich Tomec, dem behaglich Idyllen Anlaß zu allerlei intimen luministischen und atmosphärischen Studien geben. Er legt groß an und bringt mit wundervoller Ausdauer ins minutiöse Detail, in welchem er das realistisch begründete Element einer besonderen Stimmung findet. Wie ist zum Beispiel in dem goldenen Glühen durchsonnter Regenwolken, in dem inbrünstigen Aufatmen der erfrischten Wiesenstreifen das Wesen einer Flachlandschaft „Nach dem Gewitter" zum Ausdruck gebracht! Andere pflegen eine liebgewordene Spezialität: da ist Hugo Darnaut, ein Meister der Wasserspiegelung und Schattennetze; da ist Eduard Zetsche, der in seiner zierlichen Aquarelltechnik, der fürs aller zierlichste Gezweige die Feder nachhilft, winzige Bildchen alter Ruinen und verfallener Dorfstraßen darstellt, Sommersouveniers, die sich die Leute gern in ihre Winterwohnungen hängen; da ist Ferdinand Brunner, er malt seit Jahren immer dasselbe hochgieblige, zinnoberrote Haus, das nur breite Flächen, ganz ohne Fassadensonderung hat und bloß durch die ungewöhnlich gute Behandlung von Licht und Schatten gegliedert wird; da sind dann die Frühlingsmaler Suppantschitsch und Karlinsky und der scheckige Porträtist der Wiener Vedute J. N. Geller, der seit jüngst, wie auch diesmal mit seinen Krakauer Marktbildern, die buntgemusterte Lebendigkeit feilschender Gemüsehändlerinnen, derber Geflügelverkäuferinnen sucht und dabei die Massigkeit der Bauernweiber, ihr schweres Schreiten und ihr

Digitized by Google

breitgekretschtes Stehen famos trifft; da ist Oswald Grill: nun aus einem experimentierenden Sucher ein glücklicher Finder geworden, freilich noch mit dem genrehaft pointierenden Fluch dieses Hauses behaftet. Er stellt ein Meisterwerk athmosphärischer Malerei aus. Der helle Bogen einer himmelblauen Himmelschale umschließt die feuchtigkeitsschwere Luft über dem dunkelblauen Bachgerinsel in einer hellbraunen Landschaft. Wozu ist da der Rückenakt eines dem Bad entstiegenen Weibes nötig und warum nennt sich das Ganze mit dem Kitschtitel „Träume"? Weil in diesen Räumen Bilder wie: „Lang, lang ist's her", „In Friedenszeiten", „Beim Aehnl", „In Erwartung" und andere putzige Dinger hochgehaltener Tradition und von Geldbeuteln umworbene Ausschweifungen der Geschmacklosigkeit sind.

In solcher Athmosphäre erstarren dann die tüchtigsten Könner zum eigenen Klischee. Max Schödl, der hohe Siebziger, paradiert immer mit seinen Stilleben, die er aus Globen und Atlanten, astronomischem Gerät und chinesischen Vasen auf Perserteppichen zusammenrückt und mit solcher erstaunlichen Feinheit widergibt, daß ihm auch nicht die mindeste Unregelmäßigkeit in der Faserung eines Holzkästchens oder der Knüpfarbeit eines Teppichs entgeht. Aber unwillkürlich denkt man: so etwas tut man doch nicht mehr. Oder: Hans Larwin hat eine schmissige Pinselführung, mit der er Wiener Pülcher und Blumenmädel, hausierende Slowaken und fahrende Zigeuner in bräunlichen Farbenharmonien heruntermalt. Wir kennen diese koloristische Verbindung und kennen diese lockere Strichführung bis zum Ueberdruß, wie wir die emailartige Glätte an den orthodoxen Kaftanbildern Isidor Kaufmanns bis zur Langweiligkeit kennen. Da wirken dann ein paar junge Radierer, Zeising, Tanna Hoernes und der wundervolle Luigi Kasimir wie eine frappierende Ueberraschung, und der junge Münchner Maler Johann Autengruber wirkt wie ein Revolutionär. Er hat eine impetuose Impression von vier mehr oder minder nackten Weibern: „Im Frauenbad" unter dem deutlich spürbaren Einfluß von Leo Putz grob und großzügig hingestrichen, motivisch nicht immer klar, aber mit einem ungewöhnlichen koloristischen Taktgefühl, das sich in der harten Kontrastierung eines schwarzen Umhangtuchs und eines Paars roter Schuhe zeigt, als festem Augenhalt in all dem Weißen von Wanne, Wasser und Frottiertuch, in all dem Weichen von Luft und Leibern. Und dann haben die alten Herren im Künstlerhaus auch einen wirklichen Revolutionär in ihrer Mitte: den Spanier Ignatio Zulvaga, mit seiner Welt der Toreros und Majas, der Hexen und Propheten, der geschminkten Wangen und ausgemergelten Gesichter, mit einem furiosen Pinsel über riesige Leinwandflächen gefegt, Produkte eines nie moderierten Temperamentsausbruches, und sie nehmen sich wirklich ganz spanisch aus in der Antipodenwelt dieser sauberen, manikürten Salonmänner.

Aus Berliner Theatern.

Die abgeführte Tragödie.

In den Kammerspielen hat man Moritz Heimanns Tragödiendichtung „Der Feind und der Bruder" nicht auf- sondern abgeführt. Eine schwere Abfuhr! Das Verdienst, diese Dichtung überhaupt zu spielen, wurde völlig erdrückt von der Schuld, sie so gespielt zu haben. Das ist das Gegenteil von einer Förderung dramatischer Poesie.

In dieser Aufführung sah man eine aufgebauschte Liebesgeschichte voll unglücklicher Zufälle mit einigen unverständlichen Zutaten. Moritz Heimann aber hat eine Tragödie der Dekadence geschrieben, den Verfall einer Familie. — Der Feldherr Badoèr, von ältestem venetianischen Adel, war schon „zu zart für die Wucherhände" der eisern realpolitischen Republik; er zerrieb seine vornehme Natur im Dienste der Stadt. Nach seinem Tode tastet ein jahrelanger Staatsprozeß Ehre und Gut der Familie an; schließlich zieht sich die Witwe Laura Badoèr mit ihren Kindern aus der Stadt zurück. Sie wollen auf dem Lande leben, für sich allein; aber den zarten, stolzen Einsamen droht das Gespenst der Dekadence, der Geist der Inzucht; zwischen den Geschwistern Stephan und Pallas glimmt eine mehr als geschwisterliche Liebe. Wieder greift die Welt der Tat, der Wirklichkeit, der Politik ein. Graf Barbaro de Braza, der gewaltsame, genialische, neue Feldherr der Republik, kommt, reißt die Kinder aus ihrer weltfremden Einsamkeit — die Tochter in sein Ehebett, den Sohn auf seine Schiffe. Aber sie genesen nicht, sie erliegen an diesem Eindringen der Welt. Stephan, die unerlöste einzige Liebe zur Schwester im Blut, wirft allen Gewinn seiner Fahrten voll Trotz und Hohn in den Schoß einer Dirne. Pallas, unfähig sich mit der starken, stolzen Sinnlichkeit ihres Gatten innerlich zu vermählen, erliegt der Leidenschaft zu einem Knaben, der überempfindlich schwärmt wie sie — und der (wie sich später offenbart) auch wirklich ihr Bruder ist, ein außereheliches Kind ihres Vaters. Die beiden fliehen; Stephan erspäht das Schiff, das die Schwester davon trägt, springt nach und ertrinkt. Beide — alle drei sind verloren. Die Mutter aber, eine stärkere Niobe, bietet dem Rat von Venedig, dem siegreichen Staat, der tri-

Digitized by Google

umphierenden Realität, allen Trotz der stolzen Individualität der freien Seele. Im erhabenen Zusammenschlag dieser beiden gleichgewachsenen Gewalten liegt der Kern des Stückes. Der adlige Ausgang der Pallas, die die Entdeckung der „Blutschande" selber zu tragen und dem Geliebten durch den Tod zu ersparen weiß, macht den Beschluß. An ihrer und des jungen Halbbruders Leiche verkündet Graf Barbaro: „Der Tote war ihr Feind, nicht ich!" — In weltflüchtiger Selbstliebe zerstört sich das Leben, das im kämpfenden Messen der Kräfte gedeiht. Der Feind ist der Bruder, der Bruder der Feind unserer Lebenskraft.

Für diese große, Persönlichkeit und Staat, Geist und Welt auswägende Tragödie hatte die Theaterleitung zunächst nur den verfälschend intimen Raum der Kammerspiele frei. Dann ließ sie aus szenischer Bequemlichkeit die Tragödie des Bruders fort; ein ganz unwirksamer Bericht füllte die Stelle — nach dem parodistischen Karlosschema „Schreibt mir da ein gewisser Domingo". Aus den Szenen der Mutter waren die entscheidenden Kontroversen zwischen Individuum und Staat gestrichen, ebenso die Schlußworte. Der letzte Akt schließlich verfälschte sich, weil die begabte Anfängerin Gina Meier nicht den wachsenden Ton weltüberwindenden Adels für die Pallas hatte und die Regie ihr nicht einmal Surrogate dafür an die Hand gab. So blieb nichts als eine Liebesgeschichte — und die wurde schlecht gespielt. Denn man hatte durchweg mit „jungen Leuten" besetzt — und das mag man überall eher wagen, als gerade bei Heimann, dessen Dialog sich in so subtil geistigen Wendungen gestaltet, daß nur reifste Darstellerkraft die lebendigen Sinnlichkeiten herausspielen kann, die sich tatsächlich fast überall in dieser schein-kalten Form bergen. So klang vieles leer und spitzig, was in Wahrheit voll und tief ist. Da obendrein die Regie kaum eine der geistigen Betonungen sinnlich rein reproduzierte, so ist es am Ende verständlich, daß weder Kritik noch Publikum die Größe und den Adel dieses tiefen Gedichtes spürten, und selbst über die paar sinnlich hinreißenden Impressionen weg hörten, die die Darstellung leidlich brachte, und die noch deutlich genug das Dichtertum dieses Heimann bezeugen. Daß aber an einer ersten Berliner Bühne eine so wesentliche, tief neue Dichtung so tödlich abgeführt wird, ist leider kein Zufall; wir haben das gleiche bei Wilhelm von Scholz und bei Schmidtbonn erlebt — es ist ein mehr als bedauerlicher Zustand. Es wird höchste Zeit, daß sich Max Reinhard entschließt, ob er nicht doch wieder seinen Bühnen die eigene Vollkraft widmen oder ob er sein Amt in eines wirklich berufenen Nachfolgers Hände legen will. So geht es nicht mehr lange.

F. B.

Neue Bücher.

Das Frauenhaus von Brescia.

Von Karl Hans Strobl, den die Markgrafschaft Mähren als besten Ritter ihres Geistes in die deutsche Literatur entsandt hat, ist ein neues Buch erschienen; ein Roman von kurzem und schwerem Atem: „Das Frauenhaus von Brescia". (Verlag Vita, Charlottenburg.) Chronik und Dichtung begegnen sich auf italischem Boden im Jahre 1311. Unser junges Dichtergeschlecht liebt den heißen Wein der Renaissance, eines Zeitalters voll strotzender Kraft, das sich in leuchtendem Menschengeschlechte und den grellen Farben der jugendlichen Jahrhunderte wiedergibt. Diese Poeten mit zu viel weißen Blutkörperchen dürsten nach dem roten Blut, wie einst der greise König David nach dem gesunden, morgenschönen Leibe der Abisag von Sunam. König David fand seine neue Jugend nicht. Und die meisten unserer Zeitgenossen, die uns Renaissance-Romane und -Novellen bescheren, sind Zerebralmenschen, die nur ein täuschender Rausch glauben läßt, daß ihre Phantasie Schöpfungen der Kunst und in wilden, unerhörten Ruchlosigkeiten auswirkte. Der Reiz solchen Gegensatzes lockt die gestaltende Phantasie, der Zwang der Prüdheit schränkt ihre Stoffwahl nicht mehr ein. Viele von den zahllosen Renaissancedichtern unserer Tage zieht noch ein anderer Gegensatz, ihnen vielleicht unbewußt, an: der ihrer eigenen mimosenhaften Nervosität, ihrer mattfarbigen Dekadenz zu dem robusten, kraftschwelgerischen den Tatmenschen des Quattrocents gewachsen sei. Ihr Grübeln führt sie weit ab von der Einfachheit und Verwegenheit der Unbedenklichen und Starken.

An der Erzählung von Karl Hans Strobl fällt auf, daß er den Stoff mit einer Hand gemeistert hat, die nicht wehleidig zitterte. Einen Stoff von abschreckender, von fürchterlicher Roheit! Schonungslos breitet er ihn in wuchtiger und klarer Darstellung aus. In seiner scheinbar primitiven Kunst steckt Können und Selbstbeherrschung. Sein rascher, reiner Stil, pragmatisch und doch psychologisch einschneidend, hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Rhythmus der Konrad Ferdinand Meyerschen Renaissance-Novelle „Die Hochzeit des Mönchs". Doch weder der Schweizer, noch ein anderer unterwarf das mitleidige Dichterherz so wüster Grausamkeit. Strobl erzählt die schandbarste Geschichte der italienischen Vorzeit. Es berührt in diesen Tagen des tripolitanischen Krieges eigentümlich, daran erinnert zu werden, daß in Italien kriegerische Rachegier vor sechs Jahrhunderten der wehrlosen Weiblichkeit und dem Ehrenschilde der eigenen Nation schimpflichsten Unglimpf zufügte.

König Heinrich aus dem Geschlechte der Lützelburger hatte die oberitalischen Städte unterworfen und war mit seinem Heere nach Rom gezogen. Seine Gemahlin Margarete ließ er durch Boten zu sich rufen. Im Rücken des Königs erhob sich aufs neue der Widerstand der Städte, ein Kriegshaufen aus Brescia nahm die Königin

Digitized by Google

und ihre Frauen gefangen. Bei prunkendem Festmahl beschließen nun die Edlen von Brescia, den deutschen König in seinem jungen Weibe zu entehren, sie in das Freudenhaus der Stadt zu sperren und unter der Zuchtrute des Henkers jedem, der bezahlt, preiszugeben. Roswitha, einem lieblichen Mädchen, einer sehnsuchtsvollen Braut, gelingt, in dieser Not der Herrin, die große Opfertat. Sie wechselt mit der Königin die Kleider, sie täuscht die Feinde -- und an ihr geschehen die scheußlichen Missetaten, die der Königin bestimmt waren.

Die Schilderung all des Fürchterlichen wirkt erschütternd und empörend. Schade, daß die Spekulation dem Buche ein Titelbild beigegeben hat, das die Absichten des Autors beinahe verdächtig macht. Wer nicht zu den Vierfüßern gehört, die sich an jedem Ecksteine reiben, wird dennoch nicht irre an dem tragischen Gefühl des Dichters, das die reine Seele des in den Schmutz getretenen Mädchens liebreich umkost. Aus dem Geiste der fernen Zeit müssen wir uns freilich das Verständnis für die Voraussetzungen von Roswithas Opfertat holen; von dorther auch das Begreifen, daß die körperliche Erlösung das geschändete Mädchen nicht mehr retten konnte und Roswitha, trotz einer treu gebliebenen Manneesliebe, den Tod sucht. Der Verfasser hält sich in so guter künstlerischer Zucht, daß er an keiner Stelle erläutert, durchaus nur gestaltet. Die Handlungsweise der Königin, die das Opfer Roswithas ohne inneren Kampf annimmt, ist ohne Kommentar zu verstehen -- und ohne zeitgeschichtliche Unterstützung . . . Hermann Kienzl.

Briefe moderner Dunkelmänner, neue Folge, gesammelt von Alfred Joeckel, Verlag „Kritik in Frankfurt a. M." Preis 4 Mk.

Als der edle Pastor Schramm in Bremen seine „Dunkelmänner-Briefe" vor 30 Jahren dem deutschen Volke schenkte, gab er diesem Buch ein hoffnungsfrohes Schlußwort mit auf den Weg.

Er glaubte, wenn seine Enkel des 20. Jahrhunderts diese Briefe lesen würden, dann könne es nur mit dem Gefühl des Unmuts sein, denn der Anfang des 20. Jahrhunderts würde sich doch sicher durch so glänzende Freiheiten im Deutschen Reiche auszeichnen, daß kein Mensch mehr fassen könne, wie in unserm Vaterlande vor einem kurzen Menschenalter noch Zustände herrschen konnten, die seine Dunkelmännerbriefe nötig erscheinen ließen. Und Pastor Schramm ruft seinen vermeintlich um soviel freieren Enkeln zu: „Freuet Euch, daß diese Zeiten vorbei und Eure Väter nicht vergebens gekämpft haben." Sind von diesen Hoffnungen Schramms auch nur einige in Erfüllung gegangen? Ich glaube, die Orthodoxie droht heute mächtiger denn vor 30 Jahren, und es war ein glücklicher Gedanke von Alfred Joeckel, eine neue Folge der „Dunkelmänner-Briefe" zu bringen. August Piening.

☛ Thomas Mann: Zu dem Aufsatz „Ueber das Kunstwerk Thomas Manns" (vgl. Nr. 13 der „Gegenwart") weisen wir darauf hin, daß sämtliche Werke Thomas Manns im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen sind.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 16 Berlin, den 20. April 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Jenseits von Gesetz und Recht.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Eltern Preußens, überlegt es euch dreifach, ehe ihr eure Söhne Offiziere werden läßt!

Nicht, weil ein Krieg immer mehr ins Bereich der Möglichkeit rückt. Was ein Zukunftskrieg auf Grund der vorwärtsschreitenden Kultur an immer fürchterlicherer Menschenverstümmelung beut, ist im Ernstfall für alle kampffähigen Söhne des Volkes gleich unentrinnbares Schicksal.

Etwas anderes ist es, was denkende Väter zur Ueberlegung stimmen sollte. Der Offizier ist verpflichtet, sich auch im Frieden jederzeit totschießen zu lassen.

Es bedarf nur eines Standesgenossen, der ihn mit einem nichtachtenden Wort beleidigt. Und wenn der Beleidigte erwiesenermaßen noch so schuldlos ist . . . Es hilft nichts. Mächtiger als alle persönliche Ehrenhaftigkeit, zwingender als selbst die richterliche Bestrafung des Beleidigers ist die Pflege des Standeskults. Und diese gebeut: Wer von irgendeinem mal-élevé an seiner Ehre gekränkt ward, hat bei gleichzeitiger Chance, auch den Beleidiger zu töten, ohne weiteres Federlesen dem Beleidiger auch sein eigenes Leben zur zielsicheren Verwendung zur Verfügung zu stellen.

Die Logik sagt: Das ist heller Wahnsinn! Die Religion, zu der sich der Offizier bekennen muß, verbietet es unter allen Umständen. Aber was ist der gesunde Menschenverstand, was der sonst in diesen Kreisen so heilig gehaltenen Kirche Gebote, was eines blühenden Menschenwesens Anrecht auf sein einziges, nur einmal zu verlierendes Dasein — wenn nur die Fahne der exklusiven Standesehre hochgehalten wird. Der Standesehre, die mitten in einem sonst bis aufs kleinste geregelten Rechtsstaat sich selbst ihre Gesetze schreibt!

Die Reparatur verletzten Ehrgefühls dem blinden Zufallslauf einer Pistolenkugel anvertrauen . . . Es gilt. Gilt noch immer. Wir wissen von Kabinettsordern, die den Zweikampf unter Strafe stellen. Wissen, daß Wilhelm II. diese Strafbestimmungen verschärfte. „Der Offizier muß es als Unrecht erkennen, die Ehre eines andern anzutasten. Hat er hingegen in Uebereilung oder Erregung gefehlt, so handelt er ritterlich, wenn er an seinem Unrecht nicht festhält, sondern zu gütlichem Ausgleich die Hand bietet . .“ Eine kaiserliche Kabinettsorder vom 1. Januar 1897.

Hat da ein Stabsarzt Dr. Sambeth von einem andern Stabsarzt einen beleidigenden Brief bekommen. Dr. Sambeth unterbreitet ihn dem Ehrenrat des Aerztevereins. Dieser erteilt dem Beleidiger die höchste zulässige Strafe, einen Verweis. Aber Dr. Sambeth weiß, wie sehr ein Mann in seiner Stellung auf seine Ehre halten muß. Er strengt (eigentlich schon überflüssig) außerdem noch Privatklage beim Amtsgericht an. Das Gericht kommt ebenfalls zur Verurteilung des Beleidigers und hebt es ausdrücklich hervor, daß den Beleidigten auch nicht der Schatten irgendwie unehrenhafter Gesinnung treffe.

Genügt es? Nein! Der Beleidigte ist ja Offizier. Jetzt ist es an der Zeit - - so fordert es die „Standesehre“ -, über den Beleidigten zu Gericht zu sitzen.

Ein Stabsoffizier, der sich damit zufrieden gibt, daß ihm Aerztekammer und ordentliches Gericht seine Ehrenhaftigkeit bescheinigen und den Beleidiger verdiente Strafe traf, ist kein — Ehrenmann mehr.

„Du sollst nicht töten! . .“ Der christ-

Digitized by Google

liche Offizier beruft sich auf das fünfte Gebot. Du hast zu töten! Oder du bist nicht wert, in seiner Majestät allerchristlichstem Heere noch ferner Offizier zu sein.

Aus dem Spruch des Ehrenrats: „Da der Oberarzt Dr. Sambeth, weil er für eine schwere Beleidigung, die ihm im Zwist mit einem Berufsgenossen widerfahren ist, ausreichende und standesgemäße Genugtuung herbeizuführen unterlassen hat, in er der Verletzung der Standesehre für schuldig zu erachten. Es wird Entlassung mit schlichtem Abschied beantragt."

Die Sache kommt vor den König von Preußen. Vor ihn, der selbst als [illegible] nie müde ward, den Respekt vor den Geboten der christlichen Religion zu predigen. Wie lautet dieses Königs Bescheid? . . „Ich will indes in Rücksicht darauf, daß nach den stattgehabten Ermittelungen der Oberarzt Dr. Sambeth keinen begründeten Anlaß zu der ihm widerfahrenen Beleidigung gegeben hat, hierdurch aus Gnade genehmigen, daß er unverzüglich seine Verabschiedung nachsucht . ."

Also der König bestätigt es: Dieser Dr. Sambeth ist ein Ehrenmann. Aber er will sich von seinem Beleidiger nicht noch seine gesunden Glieder verstümmeln lassen, also er ist doch kein Ehrenmann.

Das ordentliche Gericht, das den von Dr. Sambeth angestrengten Beleidigungsprozeß führte, erklärt: „Im Namen des Königs! Dr. Sambeth ist ein Ehrenmann. Als Strafe für die ihm zugefügte Beleidigung wird hiermit dem Beleidiger eine Geldstrafe von hundert Mark auferlegt. Die Sache ist damit gesühnt und erledigt."

Der Sinn der den Streit zum Abschluß bringenden Kabinettsorder sagt: „Im Namen des Königs! Die Sache ist damit durchaus nicht gesühnt und erledigt. Es fehlte noch der einzig standesgemäße Richter. Es fehlte die Pistole."

Respekt vor dem Urteilsspruch des Gerichts . . . Für wen ist er Anstandsgebot? Für die misera plebs im Bürgerkittel. Wer steht in seinen Rechtshändeln jenseits von Gesetz und Recht? Seiner Majestät Offizierkorps. „Du sollst nicht töten!" . . Was ist erhabener als dies primitivste aller Menschengebote? Seiner Majestät Offizierkorps!

Wenn einen Offizier der Zufall einer Wortkränkung traf, so hat er, auch wenn der Fall schon längst von Gerichts wegen gesühnt, noch mit seinem Beleidiger um die Palme des Totschlags zu ringen. Ist er zu kultiviert oder zu christlich dazu, so hat er es noch als „Gnade" zu betrachten, daß ihm sein König die Einreichung des „erbetenen" Abschieds gestattet.

Eine Gemeinde der Eigentumslosen.

(Eine große Soziale im fernen Osten.)

Von

Dr. Emil Carthaus.

„Eine große Soziale" wie klingt das Wort doch so bestrickend für tausend und abertausend voll Zuversicht in die Zukunft schauende Männer der Arbeit, welche sich in dem gewaltigen Kampfe ums Dasein heute noch benachteiligt und zurückgesetzt glauben! Auf der anderen Seite aber sehen die oberen Zehntausend in der großen Soziale das blutgetränkte, rote Schreckgespenst verkörpert, das einmal „alles gleichmachen wird" in einer Gesellschaft, die nach den Worten der Sozialdemokratie neben einer Massenarmut keine Massenfaulenzerei, kein privilegiertes Nichtstun mehr kennen wird. Allgemein ist unter den Gliedern der bevorrechteten, besitzenden Klasse die Meinung verbreitet, daß die große Soziale jeglichem Privateigentum seine Berechtigung aberkennen werde, eine Idee, der sich die führenden Geister der Sozialdemokratie namentlich Marx und Engels als einer gesellschaftlichen Utopie durchaus abgeneigt zeigen. Die moderne Sozialdemokratie sucht das Privateigentum nur soweit aus der Welt zu schaffen, als es die hervorragenden Produktionsmittel betrifft, wozu vor allem der Boden und das lediglich durch sich selbst arbeitende größere Kapital gehört. Sie hofft auf diese Weise den Klassenkampf abstumpfen und eine Vermittlung zwischen den heutigen schroffen

Digitized by Google

Klassengegensätzen herbeiführen zu können. Ohne jeden Zweifel wird die Sozialdemokratie bei diesen ihren Bestrebungen in Zukunft Erfolge zu verzeichnen haben, indessen ist der Mann heute noch nicht geboren, der sagen könnte, wie weit diese führen werden, und vor allem ist es schwer, vorauszusehen, wie weit das Wachstum und Blühen in dem großen Garten der Menschheit dadurch gefördert wird, daß man seinen Nährboden überall mehr gleich gestaltet und nivelliert.

Besonders einer Zeit wie der heutigen, wo der gesamten Menschheit durch die großartigen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik um vieles bessere Existenzbedingungen denn früher geboten sind, wo die Kultur in Entwickelungsstadien eintritt, die von den durchlaufenen weit abweichen, dürfte es denjenigen, welche sich zu reformatorischer Arbeit in dem großen Garten der Menschheit berufen fühlen, wohl anzuraten sein, umfassende Umschau in ihm zu halten, um vielleicht Stellen in ihm zu entdecken, wo schon Menschengruppen auf einem ähnlichen Boden vegetieren, wie sie als Weltverbesserer ihn in der großen Soziale der Zukunftsmenschheit bereiten wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verdient vielleicht eine schon größere, über eine und eine halbe Million Individuen umfassende Soziale einmal nähere Besprechung, die abseits der modernen Kultur im fernen Osten schon vor Jahrhunderten zur Wirklichkeit geworden und als gesellschaftliche Institution bereits tief eingewurzelt ist.

Auf dem unserem deutschen Vaterlande an Größe nicht viel nachstehenden Rieseneilande Sumatra finden wir einen volkreichen Stamm der Malaien, welcher seinen geistigen und physischen Anlagen nach entschieden als einer der besten der ganzen malaiischen Rasse zu bezeichnen ist. Er ist den Ethnologen unter dem Namen der Malaien von Minang Kabau bekannt. Jahrhundertelang war Minang Kabau ein mächtiges Königreich in Mittel-Sumatra, dessen Herren sich Maharadja di radja, d. i. Könige der Könige, nannten, und sich als legitimen Sprossen des großen Alexander ansahen. Während es unsern arischen Urvettern, den Hindus, welche länger denn ein Jahrtausend eine segensreiche Kolonisationstätigkeit im indischen Inselmeere entfaltet haben, überall dort, wo sie längere Zeit schalten und walten konnten, gelungen ist, das politische und gesellschaftliche Leben der Eingeborenen gänzlich umzugestalten, ist dieses in Minang Kabau, dem Gebiete der heutigen Provinz Sumatras-Westküste, nicht der Fall gewesen. Es spricht das gewiß deutlich genug dafür, daß die Gesellschaftsordnung, unter welcher die Malaien in diesem Winkel der Welt lebten, nicht nur tief in die Volksseele eingedrungen war, sondern daß sie auch in einem sehr gesunden, ungekünstelten Boden wurzelt. Hierdurch erklärt es sich auch, daß unter den Eingeborenen von Sumatras-Westküste trotz des Eindringens des Islam und trotz der schon langjährigen Herrschaft der Holländer heute noch dieselben höchst originellen Gesellschaftsgrundsätze herrschen wie wohl schon vor Jahrtausenden.

Uns Kulturmenschen von heute, die wir in unserem gesellschaftlichen Zusammenleben schon viel größere Wandlungen hinter uns haben, als die meisten von uns glauben, erscheint es seltsam, wenn die Angehörigen einzelner Volksstämme nicht die Verwandtschaft von väterlicher, sondern allein die von mütterlicher Seite gelten lassen. Näheres Nachdenken darüber muß uns aber zu dem Geständnisse führen, daß die Verwandtschaft, die sich vom Mutterschoße herleitet, im Grunde doch eine viel sicherere ist, als die, welche nur auf den Vater als Erzeuger hinweist, wie das ja auch schon der alte Vater Homer mit solch naiver Offenheit sagt. Die anthropologische Forschung ist denn auch zu dem Ergebnisse gekommen, daß das Matriarchat, welches nur mit der Verwandtschaft von mütterlicher Seite rechnet, eine viel ältere Gesellschaftsinstitution ist, als das heute allgemein geltende Patriarchat, welches gesellschaftlichen Verwicklungen in einem schon höher entwickelten Kulturleben seine Entstehung verdankt, die ich hier nicht näher besprechen will. Spuren des Matriarchates lassen sich, nebenbei gesagt, ebenso gut bei dem Volke der Bibel als bei unseren germanischen Vorfahren nachweisen.

Digitized by Google

Kaum irgendwo auf der Welt hat sich nun das Matriarchat unter einem schon größeren Volke in solcher Reinheit und Ursprünglichkeit erhalten wie unter den Malaien von Minang Kabau, welche man dabei keineswegs als in der Kultur sehr weit zurückgebliebene, wenig intelligente Menschen anzusehen hat, wie ich auf Grund längeren persönlichen Verkehrs mit diesen braunen Leuten wohl sagen kann.

Wenn man von Padang, der Hauptstadt von Sumatras-Westküste, mit der Zahnradbahn in das romantisch schöne Hochland des Bukit Barissan hinauffährt, dann gewahrt man vom Schienenwege aus überall überraschend große, dabei vielfach mit prächtigem Holzschnitzwerke reichverzierte malaiische Wohnhäuser, welche, nach der großen Anzahl der um sie herum ihr Spiel treibenden Kinder und den vielen in ihrer Nähe beschäftigten erwachsenen Personen zu urteilen, wahre „Bienenkörbe" mit Menschenbrut sein müssen. Das sind denn auch die meisten von ihnen in der Tat. Wohnt doch nicht selten in einer solchen Familienkaserne eine gar noch nicht so alte Groß- oder gar Urgroßmutter mit allen ihren Sprößlingen, verheirateten wie unverheirateten, männlichen wie weiblichen, die bisweilen nach ganzen Dutzenden zählen. Es hat dieses seltsame, dichte Zusammenleben nun darin seinen Grund, daß nach der Verehelichung die junge malaiische Frau nicht das mütterliche Dach verläßt und ihrem Manne folgt, sondern ebenso wie alle ihre unverheirateten und verheirateten Geschwister ihre Tage auch ferner im Mutterhause verlebt. Der Ehemann verläßt ebenfalls den mütterlichen Herd nicht und stattet seiner Frau nur gelegentliche Besuche ab. Wird die geschlossene Ehe mit Kindern gesegnet, dann bleiben auch diese unter Groß- oder Urgroßmutters Dache wohnen. Wenn der Kindersegen in einem solchen Familienhause so groß wird, daß dessen Räume alle die braunen Menschenkinder nicht mehr in sich aufzunehmen vermögen, dann wird angebaut, solange es eben möglich ist. Wird der menschliche Bienenkorb aber gar zu umfangreich oder ist das Massenquartier allmählich baufällig geworden, dann errichtet man ein neues Haus oder auch wohl mehrere nahe bei dem gemeinsamen Mutterhause und entsteht so zuletzt ein Familienviertel (malaiisch: kumpulan rumah), dessen Bewohner samt und sonders die Herrin im Mutterhause auch als ihre Oberin anerkennen. Obgleich nun die Malaien von Sumatras-Westküste im allgemeinen sehr friedfertige Menschenkinder sind, so würde doch wohl in ihren großen Familienhäusern der Frieden nicht selten unliebsam gestört werden, wenn die fraulichen Regentinnen nicht gehalten wären, in der Person ihres ältesten Bruders oder des ältesten Sohnes ihrer ältesten Tochter — unter dem Namen Mamaq — einen Hausmeister einzusetzen, der für Ruhe und Ordnung in dem Massenquartier oder auch in dem ganzen Familienviertel zu sorgen hat. Selbstverständlich hat jedes Haus in letzterem wieder seine eigene Herrin und seinen eigenen Major domus.

Genau so wie jetzt ist es mit dem Zusammenwohnen und dem Familienrate unter den Malaien von Sumatras-Westküste auch schon seit Jahrhunderten, seit undenklicher Zeit gehalten worden. Es gibt im ganzen Lande, das einen Flächenraum von weit über 50 000 Quadratkilometer umfaßt, eigentlich nur vier große Familien, Sukus genannt, die sich allmählich über hunderte von Dörfern und Weilern verteilt haben. Das Oberhaupt in jeder dieser Siedlungen ist der Mamaq der zuerst dort ansässig gewordenen Familie. Dabei bleiben aber die verwandtschaftlichen Rechte der Auswanderer in ihrem Mutterdorfe gewahrt, so daß nicht selten ein Eingesessener eines Filialdorfes als Oberhaupt in ersteres zurückberufen wird. Jeder Malaie vermag seine Abstammung durch Umfrage bis in ferne Generationen zurückzuverfolgen und es gibt niemanden unter ihnen, welcher nicht genau wüßte, zu welchem Suku er gehörte und zu welchem Mutterdorfe. Die Sukus bilden nämlich die eigentlichen politischen Individuen, aus welchen sich der auf sozialistischer bezw. kommunistischer Basis errichtete Staat aufbaut.

Mögen sich in Minang Kabau durch die Hinduinvasion auch die gesellschaftlichen Zustände in der Weise geändert haben, daß dunkle

Digitized by Google

Arier, welche dann wohl in die Sukus aufgenommen wurden, dem Volke als Fürsten vorstanden, so bildeten doch die Häupter der vier großen Familiengemeinschaften, die Panghulus, als Rechtsnachfolger bezw. Repräsentanten der Urahnin der Sukus nach wie vor die eigentliche Regierung des Landes. Selbst bis heute, wo über Sumatra das blauweißrote Banner der Holländer weht, haben die sozialen Einrichtungen in der großen Volksgemeinschaft von Minang Kabau nur wenig von ihrer Ursprünglichkeit eingebüßt.

Privateigentum gibt es in der großen malaiischen Soziale nur insoweit, als sich dieses auf persönlich erworbenes Gut bezieht. Auf Liegenschaften kann es sich dabei aber nicht erstrecken, sondern nur auf Geld und sonstige Wertgegenstände; denn aller Grund und Boden ist Eigentum der ganzen Familie und in letzter Linie des Suku. Geht beweglicher Besitz von bleibendem Werte nicht durch besondere Schenkung, sondern durch Erbschaft in eine andere Generation über, dann wird er zur „harta pusaka", zum Familienbesitze, der nur mit Zustimmung der ganzen weiteren Familie veräußert werden kann. Zum Verkaufe von solchen, als harta pusaka angesehenen Familienstücken, wertvollen Zieraten, Waffen usw. kommt es dabei nur äußerst selten, und dann glaubt man zur Sühnung des gestörten Familienbesitzes jedesmal ein Opfer bringen zu müssen.

Wo es in dieser großen Soziale eigentlich kein Privateigentum gibt, hat die große Familie auch für den Lebensunterhalt eines jeden ihrer Glieder umfassende Sorge zu tragen, und es kann daher nicht wundernehmen, wenn in dieser malaiischen Genossenschaft keine wirklich armen Leute zu finden sind. In früherer Zeit, als die holländische Regierung in das Rechtsleben dieser großen Kommune noch gar keinen Eingriff getan hatte, erstreckte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen ihren einzelnen Gliedern selbst so weit, daß sich die ganze weitere Familie für jedwede Missetat verantwortlich dünkte, welche sich irgend einer ihrer Angehörigen hatte zu schulden kommen lassen. Ich könnte hier auf Grund eigener Beobachtung auf sehr interessante Ueberbleibsel von diesem heute noch fortlebenden Rechtsbewußtsein unter den braunen Leuten hinweisen, doch würde dieses zu weit führen.

Der Grund und Boden in den einzelnen Siedlungen ist, soweit er den umliegenden Wald und das Weideland betrifft, allgemeines Eigentum der Dorfgenossen, gerade so wie im alten Germanien die sogenannte Dorfsmark. Die bewässerbaren Reisfelder, die durch gemeinsame Arbeit geschaffen wurden, werden aber unter die einzelnen Familien alljährlich verteilt und zwar durch das Los.

In der Rechtsnachfolge rechnet man, wie man sich nach dem Gesagten wohl denken kann, nur mit der weiblichen Linie, doch lassen sich bezüglich der Vererbung von Aemtern und Würden die weiblichen Erben in deren Ausübung durch ihre ältesten Brüder oder auch durch ihre ältesten Söhne vertreten.

Ihren leiblichen Vater lernen die Malaienkinder von Sumatras-Westküste kaum kennen; denn wo es sich bei Uebervölkerung in einzelnen Siedlungen — nicht gerade um eine Auswanderung von Mann und Frau handelt, um sich fern vom Heimatsdorfe irgendwo anzusiedeln, hilft der junge Ehemann nur in den ersten Tagen nach der Hochzeit seiner Frau bei der Arbeit, um dann aber wieder, sozusagen ausschließlich, für sein Mutterhaus, also für seine Geschwister und die Kinder seiner Schwestern zu arbeiten. Da Testamente keine Gültigkeit haben, kann er von seinem persönlichen Erwerbe an Geld und Mobilien nur Schenkungen an seine leiblichen Kinder machen.

So seltsam uns die hier geschilderten gesellschaftlichen Institutionen in der großen malaiischen Soziale auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, so kann man doch nicht anders sagen — mögen sich auch die uns anerzogenen gesellschaftlichen Begriffe noch so sehr dagegen sträuben — als daß dieselben sehr viel gesundes, natürliches Denken verraten, um so mehr, als auch jeder Inzucht in dem matriarchalischen Staate dadurch vorgebeugt ist, daß Heiraten zwischen Gliedern desselben Sukus streng verboten sind. Ob sich aber bei den Komplikationen in den gesellschaftlichen

Digitized by Google

Verhältnissen, wie sie ein hochentwickeltes Kulturleben, der immer inniger werdende Verkehr der Völker untereinander, vor allem aber die überherrschende Stellung des Kapitals dem Grundbesitze gegenüber mit sich bringen, die Konstituierung oder Wiederaufbauung der Gesellschaft auf einer ähnlichen kommunistischen Grundlage bei uns empfehlen würde, will mir doch sehr fraglich erscheinen. Wenn ich mich nach möglichst unbefangenem Urteile darüber äußern soll, ob die kommunistische Gesellschaftsordnung von Sumatras-Westküste mehr fördernd und veredelnd als schädigend auf die ihr seit undenklicher Zeit unterworfenen Glieder eingewirkt hat, so glaube ich sagen zu müssen, daß sie auf deren Charakterbildung mehr einen guten als einen schlechten Einfluß ausgeübt hat, daß sie aber der materiellen und geistigen Hebung doch wohl geschadet hat. Soviel wage ich auch zu behaupten, daß der Malaie von Sumatras-Westküste im Banne der geschilderten kommunistischen Institutionen ein weit besserer Mensch geworden oder geblieben ist, als sein brauner Vetter auf Java unter langjähriger despotischer Herrschaft der Hindus und ihrer Abkömmlinge. Ist doch jener nicht nur körperlich viel besser entwickelt, sondern auch viel charaktervoller, ehrlicher und aufrichtiger als dieser (der freilich in den Augen der Holländer ein viel gefügigeres Werkzeug ist). Der Malaie von Sumatras-Westküste ist auch viel schneidiger und unternehmungslustiger, wo es greifbare Vorteile gilt. Er ist es allein im indischen Archipel, der in seinem Lande die schlauen und betriebsamen Söhne des himmlischen Reiches als Handelsleute nicht recht aufkommen läßt. Daß nun diese Rassenvorzüge ganz allein der sozialistischen Gesellschaftsordnung entsprossen seien, kann man gewiß nicht sagen, was mir aber unter den braunen Leuten von Sumatras-Westküste sehr aufgefallen ist, ist ihre weitgehende Respektierung fremden Eigentums. Diebe findet man, wohlbemerkt, dort zu Lande einzig und allein in den Orten, wo die Eingeborenen häufiger in Berührung mit Europäern, namentlich Kolonialsoldaten, kommen. (!) Diese Ehrlichkeit ist nun fraglos dem unter jenen herrschenden Kommunismus entsprungen, aber leider muß man das auch von einem Erbübel sagen, das bei ihnen sehr tiefe Wurzel geschlagen hat: es ist das die geradezu beispiellose Arbeitsscheu. So vorurteilsfrei ich mich auch über sozialistische Ideen zu denken bemühe, so tritt mir dabei doch immer die geradezu komische Trägheit des braunen Kommunisten von Minang Kabau warnend vor Augen.

Liliencrons Werk und Werke.

Von

Julius Bab.

Von Richard Dehmel besorgt, dem besten Freunde seines Lebens, dem treuesten Verwalter seines Nachlasses, erscheinen jetzt Detlev von Liliencrons Werke in einer neuen Ausgabe. In den drei ersten starken Bänden legt der Verlag Schuster & Löffler die gesamte Versproduktion des Dichters vor. Es sind sehr schöne Bände, die bei einem verhältnismäßig billigen Preis wirkliche Meisterwerke der Buchkunst darstellen, denn es ist hier mit Papier und Leder etwas geschaffen, was als ein natürlicher Rahmen, eine diskrete Einstimmung für das ganze Werk Liliencrons gelten kann. Ein sattgrüner Pappband von einem erdbraunen Lederrücken gefaßt, oben mit einem Goldschnitt und miten im Grün das goldene Wappen des Freiherrn eingepreßt — es ist keine schlechte Illustration zu dieser Dichtung. So liegen jetzt der „Poggfred" mit seinen 29 Kantussen und die sämtlichen Gedichte vor. Die Dramen, Romane, die Novellen und ein Band Miszellen sollen folgen.

Dabei besitzen wir schon jetzt in diesen drei Bänden den eigentlichsten Inhalt seines ganzen Schaffens, das wirklich fortzeugende Leben Detlev von Liliencrons. Höchstens die Kriegsnovellen mit ihren feuersprühenden Impressionen wiegen noch mit vollem Gewicht, sonst erscheint alles, Dramen und Romane, nur Beiwerk — breite grüne Wiesen, auf denen wohl auch hier und da die Liliencronsche Erde schöne Blüten emportreibt; aber wenn wir den ganzen starken Duft seiner Flora einatmen wollen, dann gehen wir in seinen Versgarten.

Digitized by Google

Nicht nur der Erfolg, der so spät, und wie immer durch Irrtümer zu diesem Dichter gekommen ist, auch sein wahres und bleibendes Verdienst haftet an diesen Versen. Was ihn uns wert macht, steckt für den geduldigen Liebhaber selbstverständlich in all seinen Aeußerungen, aber nur in den Versen und den ganz kleinen Prosa-Impressionen steckt sein Wert in der ganz gedichteten, allerleuchtenden Form, in der die Ungeduld der sondernden Geschichte große Menschlichkeiten aufbewahrt.

Was ist denn Liliencrons Werk, wie es für uns den Kern all seiner Werke ausmacht? Als er seinen großen, falschen und verspäteten Erfolg hatte, da begrüßte der Bildungsphilister in ihm einen der schneidigen tollen Junker, von denen er sich ja so gerne imponieren läßt. So einen, der eine Menge kecker Mädelgeschichten hererzählte, der mit dem brettlberühmten Singsang „Die Musik kommt" und dem schneidig vergnügten „Bruder Liederlich" so ungefähr eine aufgefrischte Neuausgabe der „Fahrenden Scholaren" schien, der Scheffel-Epigonen Baumbachschen Stils. An deren vergnügte Wesenlosigkeit war der Philister ja gewöhnt, sie bildeten sein beliebtes Surrogat für echte lebengestaltende Poesie, und wenn dieser Liliencron einmal in grün zeigte, was die anderen in rosa malten, so konnte man sich's ja schon gefallen lassen. Nachdem man ein paar verblüffende naturalistische Aeußerlichkeiten glücklich verdaut hatte, nahm man ihn auf in den heiteren Bereich jener Sonntagsnachmittagspoesie, mit der der Philister, den Ernst des Lebens nicht bezwingt, sondern hintergeht. Aber wie wenig wäre uns Liliencrons Werk, wenn es nicht unendlich viel mehr wäre als sein Erfolg! Wie war es nur möglich, die tragisch-ingrimmige Lebenslust dieses genialen Menschen mit der gewicht- und gewissenlosen Vergnüglichkeit zu verwechseln, die den lebemännischen Junker und den beliebten Bänkelsänger in gleichem Stumpfsinn eint. War hier nicht ein Mann und ein Krieger, der den Tod, das Grauen und das Entsetzen aus tausend Schlachten kannte und nicht bloß aus Soldatenschlachten? Waren ihm nicht alle Abgründe, Verruchtheiten und Finsternisse der Leidenschaft bekannt und das Elend, die Not, der Schmutz unserer sozialen Existenz? War nicht selbst sein liebstes volltönendes Lebenswerk, die Poggfred-Idylle, das große Plauderepos, dies Buch des weltüberwindend heiteren, adligsicheren Daheimseins, umdunkelt von der Melancholie des Ewigen, vom Grauen der unfaßbaren Sternwelten, gespenstisch durchkreuzt vom Schatten des Selbstmörders und des Wahnsinnigen ?

Nein, Vater, unser Leben ist nicht schön;
Mag sich der Optimist auch überschlagen
Vor Freude nach den „himmlisch, seligen Höhn",
Es ist bitter durchtränkt von Leid und Plagen.
Natur und Kreatur: ein wild Gestöhn.
Laut oder heimlich: seufzen und entsagen.
Stirb! Rülpst der Tod; es fegt dich weg mein Besen,
Die Erde gähnt dich ein, du bist gewesen.

Die Heiterkeit, die über so dunklem Grunde leuchtet, diese tapfere Liebe des großen Weltmenschen zu seinem Fatum, sie kann wahrlich nicht verwechselt werden mit dem Klingklang der letzten plattesten Epigonen weltflüchtiger Romantik. Vielmehr ist es die ganz große kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Dichters, daß er als der erste deutsche Lyriker seit Goethe ganz jenseits der romantischen Tradition wieder auf dem Boden der Wirklichkeit Poesie gefunden hat. Jenes sentimental distanzierte Verhältnis zur Realität, das seit den Tagen des Novalis in Deutschland gradezu für das eigentlich dichterische und ganz spezifisch lyrische galt — dies ganz ungoethische Verhältnis, es ist zum erstenmal wieder von diesem norddeutschen Edelmann durchbrochen worden, dessen ganz unverchristlichtes, heidnisch trotziges Blut wieder jeden Wert, alle Heiligkeit und alle Schrecken im Leben selber zu finden wagte. An der Kraft und Sicherheit dieses Lebensgefühls gemessen, erscheinen all die vorausgehenden Rebellen wider den romantischen Geist im neunzehnten Jahrhundert nur als tastende Vorgänger Liliencrons. Die realistischen Renegatengesten des Romantikers Heinrich Heine, das tragische Untergangspathos Nietzsches, die resignierten halblauten Sachlichkeiten des alten Fontane — das alles erscheint wie ein Versuch, der erst in Liliencrons Dichten ganz gelungen ist. Und der erneuerte

Digitized by Google

Geist der Weltfrommheit, der in seinem Werk zuerst durchbrach, er ist es, der seither alles wahrhaft lebendige in der neuen deutschen Dichtung trägt -- von Hauptman bis zu Dehmel.

Das ist das Wesen von Liliencrons Werk in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung. Ein vergnügter Naturbursche kann es nicht wohl geschaffen haben. Es war ein Mann, dessen grundheitere Weltliebe sich keinem wirklichen Ernst verschloß, und dessen ungebrochen wildes Naturgefühl von allen Erzeugnissen der Kultur sich befruchten ließ. Wieviel bewußtes Kunstgefühl in diesem angeblichen Naturburschen steckte, zeigen die vielfachen immer neuen Bearbeitungen und Besserungen der Gedichte, die Dehmel in seiner Vorrede erwähnt und mit Beispielen belegt. Diese glänzend hingeschleuderten Impressionen, diese gedrängten, bewegten, gehäuften Sinnlichkeiten, all dies, was die Eigenart des Liliencronschen Stils ausmacht, ist so wenig vom Himmel gefallen wie irgend ein Meisterwerk, ist das Ergebnis klarster künstlerischer Selbstzucht. Vieles, was uns beim ersten Blick salopp hingeschleudert, ungefügt erscheint, enthüllt sich dem geduldigen und feineren Auge als ganz planvolles Mittel zum erstrebten Zweck: ein ganz stark bewegtes Lebensgefühl auszudrücken. Und die gewiß nicht seltenen Stücke, in denen in der Tat Skizzenhaft-Legères, Halbgestaltetes stehengeblieben ist, sie sind in einem höheren Sinne doch auch wieder unentbehrliche Striche im Gesamtbilde dieses ganz lebendigen, viel gejagten, immer kämpfenden, ganz unartistischen Menschen und Künstlers. Deshalb kann doch keine „Auswahl" den vollen Eindruck dieses üppig wuchernden Werkes so vermitteln wie es diese Gesamtausgabe der „Werke" tut. Auch das Halbgelungene gehört für den rechten Liebhaber mit zum Bilde des ganz großen Künstlers. Sein Ruhm und seine Wirkung freilich ruhen in der doch erstaunlich großen Zahl zauberhaft vollkommener Gebilde, in denen heilige Weltliebe uns die unscheinbarsten Stücke der Wirklichkeit zu singend offenbaren Weltwundern verklärt. Auch das zu Unrecht vulgarisierte „Die Musik kommt" ist so ein Stück dichterisch verzauberter Wirklichkeit. Wieweit aber das härtere Naturgefühl dieses Friesen und der robuster bewegte Lebensstil dieses soldatischen Edelmanns sich in Höhepunkten der vollsinnlichen Religiosität eines Goethe zu nähern vermag, das mag jeder aus dem herrlichen Gedicht entnehmen, das ich hier an den Schluß setze, weil man nach Kräften die Zahl der Deutschen vermindern soll, denen dies erhabene Fest ihrer Sprache fremd ist:

Heimgang in der Frühe.

In der Dämmerung,
Um Glock zwei, Glock dreie.
Trat ich aus der Tür
In die Morgenweihe.

Klanglos liegt der Weg,
Und die Bäume schweigen,
Und das Vogellied
Schläft noch in den Zweigen.

Hör ich hinter mir
Sacht ein Fenster schließen.
Will mein strömend Herz
Uebers Ufer fließen?

Sieht mein Sehnen nur
Blond und blaue Farben?
Himmelsrot und Grün
Samt den andern starben.

Ihrer Augen Blau
Küßt die Wölkchenherde,
Und ihr blondes Haar
Deckt die ganze Erde.

Was die Nacht mir gab,
Wird mich lang durchbeben;
Meine Arme weit
Fangen Lust und Leben.

Eine Drossel weckt
Plötzlich aus den Bäumen,
Und der Tag erwacht
Still aus Liebesträumen.

„Ich bitt' Dich, heiliger Florian ..."

Von

Fritz Selten.

In Berlin sitzt auf fast allen großen Privattheatern der Pleitegeier. Nicht nur diesen Winter, sondern schon jahrelang. Wie das dann in der Natur des Menschen so liegt, machen nun die gewiß sehr bedauernswerten und bedrängten

Digitized by Google

Theaterdirektoren nicht sich selbst, sondern Außenstehende für diesen traurigen Stand der Dinge verantwortlich.

Sie haben lange vor der gähnenden Leere ihrer Häuser wie vor einem Rätsel gestanden. Aber nun haben sie die Lösung. Und diesmal sind sich alle, auch die Theaterdirektoren, die sich zurzeit im glücklichen Besitze des „Saisonschlagers" befinden, einig. Die ganze Misere kommt nicht etwa davon, daß das Gebotene das Publikum nicht reizt. Nicht davon, daß die Direktoren sich so ängstlich vor der Zufuhr frischen Dichterblutes hüten und immer wieder mit dem langweiligsten Zeug kommen, wenn dieses nur von einem Autorennamen gedeckt wird, der einmal einen großen Bühnenerfolg gehabt. Vom „Kientopp" kommt die Misere. Und nun rufen sie alles, was ihnen beim Kampf gegen diese „unlautere" Konkurrenz helfen kann, die Regierung, die Behörde, die Schriftsteller und last not least — das Publikum ins Feld. Ein Krieg des Theaters gegen den Kientopp ist ausgebrochen. Ein Krieg, der insofern etwas noch nie Dagewesenes darstellt, als sein Leitmotiv nichts anderes als die zu wenig gefüllten Kassen von privaten geschäftlichen Unternehmungen sind.

Man müßte ja mit verbundenen Augen durch die Straßen unserer Städte und ins besondere Berlins gehen, wenn man nicht sehen wollte, daß der Kientopp allmählich eine Vergnügungsangelegenheit geworden ist, der das Volk heute Unsummen darbringt. Man müßte ein Kunstfeind sein und der hinterweltlichen Meinung leben, daß für das Volk das Schlechteste gerade gut genug ist, wenn man es nicht bestätigen wollte, daß es heute der „Kientöppe" eine Unmasse gibt, die nur auf die niedrigsten Instinkte der Gattung Mensch spekulieren und Geschmacksverwirrung im großen betreiben. Der grausige Schund, den man in jeder Nebenstraße Berlins für einen Nickel zu sehen bekommt, schreit zum Himmel! „Die blutige Hand an der Kirchhaufsmauer . . .", „Die Schicksale einer Gefallenen . . .", „Das gefährliche Alter . . ."! Man braucht ja nur die erhobenen Revolver, den gezückten Dolch und die blutigen Körper auf den einladenden Aushängeschildern zu sehen, um zu wissen, was diese Kientöppe ihren Zuschauern darbieten. Diese „Kunstinstitute" rufen ja ordentlich nach einer Geschmackszensur. Es wäre nur wünschenswert, daß strenge Vorschriften erlassen werden, die wenigstens unsere Kinder und Halbflüggen vor diesen Eindrücken bewahren. Wünschenswert auch um des an diesen Stätten verplemperten und meist schwer verdienten Geldes wegen — es gibt schon Arbeiter, die einen großen Teil ihres Wochenlohnes in den Kientopp wie früher in die Destille tragen —, daß die Behörde etwas zurückhaltender in der Konzession solcher Schaubuden würde.

Aber von diesen Gesichtspunkten abgesehen, wird sich von Rechts wegen kaum Einschneidendes gegen die schlechten Kinos unternehmen lassen. Mit Recht kann diese neue Art von Theaterdirektoren darauf hinweisen, daß ihre vorgeführten Schauerdramen im Sinne der Sittlichkeit noch viel anständiger sind als die von der Zensurbehörde durchaus erlaubten Obscönitäten in den Sprechtheatern, die vom sogenannten Sittenschwank leben. Und dann hat ja die Zensurbehörde auch nicht die Zeit. Sie hat alle Hände voll damit zu tun, aus den Stücken unserer ernst zu nehmenden Dichter und Schriftsteller alles zu eliminieren, was irgendwie nach „Freiheit" riecht. . . . .

Der Kampf gegen den Kientopp ist — das sollten Bühnenschriftsteller und Theaterdirektoren einsehen — aussichtslos. Man kann wohl — und darum geht ja ihr Feldzug nicht — den dringend notwendigen Kinderschutz durchsetzen. Man kann in der Konzessionserteilung strenger sein als bisher. Aber das bleibt bestehen: Was dem Sprechtheater recht, muß dem Kientopp billig sein. Die Herren Theaterdirektoren sind noch nie auf den Gedanken gekommen, gegen Herrn Ferdinand Bonn und seine Revolverstücke vom Schlage des „Sherlock Holmes" und der „Tanzenden Männchen" Protest einzulegen. Haben noch nie gegen die gesprochene Unanständigkeit in den sogenannten Sittenstücken Einspruch erhoben. Haben, sich selbst an dem Geschäft mit heißer Liebe beteiligend, die ebenfalls auf nicht höhere Instinkte spekulierende Operettenepidemie mitge-

Digitized by Google

macht. Gerne sich mit der Spekulation auf der Lüstgreise schmunzelndes Vergnügen am tiefen Dekolleté und am prallen Mädchentrikot eben soviel Geld verdient, wie durch die Vorführung widerlicher Eindeutigkeiten. Und nun regen sie sich über die Geschmacklosigkeit des Kientopps auf. Die Operettenlönige rufen Alldeutschland zum Schutz ihres gefährdeten Geschäftes auf. Ist es nicht ein bißchen komisch und schaut diesen Freunden für „edle Theaterkunst" nicht der Pferdefuß kalten Geschäftskalküls heraus?

Schriftstellervereinigungen, Abgeordnete, Polizei, alles wird nun mobil gemacht. Es wird verschwiegen, daß es heute schon große Kinematographentheater gibt, die auch in Sachen des guten Geschmacks ein viel einwandfreieres Programm haben als manches Sprechtheater zweiten und dritten Ranges. „Ich bitt' dich, heil'ger Florian, verschon mein Haus, zünd' andere an . . ." So stacheln die Herren, die selbst so oft und mit gutem Grund sich über Polizei und Zensurschikanen beschweren, Zensur und Polizei gegen die Konkurrenz auf.

Aber es nützt nichts. Die Sprechtheater leben (oder sterben) von dem Satz, daß jeder erwachsene Bürger seine Unterhaltung da suchen kann, wo es ihm beliebt. Die Kientoppdirektoren werden sich dasselbe sagen. Und es stimmt auch nicht, was über die Konkurrenz der Kinos gesagt wird. Soweit ernst zu nehmende Kunstinstitute in Frage kommen, so ist es im Interesse der Kunst und im Interesse des Volkes tief bedauerlich, wenn diese in wirtschaftliche Not geraten. Aber der minderwertige Gruselkientopp kann unmöglich schuld daran sein. Wessen Sinn nach Erbauung und höher gearteter Abendunterhaltung steht, der drängt sich nicht danach, selbst wenn es auch nur ein paar Nickel kostet, sich „Die blutige Hand an der Kirchhofsmauer" vorführen zu lassen. Und gegen die großen, mit Geschmack geleiteten Kinematographentheater, die allein ein Konkurrenz darstellen, vorzugehen, liegt doch wirklich kein Grund vor.

Im übrigen sollten sich die Herren Direktoren unserer leerstehenden Theater eines gesagt sein lassen: In keiner Stadt der Welt gibt es eine solche Unmenge großer und kleiner Kinos wie in Paris. Und in keiner Stadt der Welt sind die Sprechtheater allabendlich so bis zum letzten Platz gefüllt. Es liegt nicht am Kino. Es liegt an den Herren Theaterdirektoren selbst.

„Aber es liegt am Publikum!" so jammern gerade diejenigen unserer Theaterdirektoren, die mit künstlerischem Ehrgeiz Höheres zu geben streben. Aber wer hat den Geschmack des Publikums an der guten und ernsten Kunst so verdorben? Die Herren Direktoren Kollegen von den Theatern im Zeichen des Mädchentrikots. Erst eine Scheidewand zwischen denjenigen, die wirklich noch Geschmacksniveau einhalten, und denen, die auch hier mit der offenen oder versteckten Spekulation auf die niedrigen Instinkte Geldfang treiben. Dann wollen wir wirklich einen solchen Feldzug gegen die Geschmacksverwirrung ernst nehmen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß es nicht die Höhe der Eintrittspreise, sondern der künstlerische Wille ist, der ein Theaterhaus zu einem Kunstinstitut erhebt, an dessen Bestand ein öffentliches Interesse vorliegt. Das minderwertige Theater, das selbst nur von Plattheiten lebt, unterscheidet sich von dem zu bekämpfenden Gruselkientopp nur dadurch, daß in ihm außerdem noch gesprochen oder gesungen wird.

Mit Kügelgen in Dresden.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Ich glaube, daß in England jene Kreuzung von Literaturgeschichte und Baedecker erfunden worden ist, von welcher fast jedes Jahr ein Exemplar auf den Markt kommt und alle Sentimentalen ebenso erfreut, wie es alle stark künstlerisch Empfindenden verletzt. „Through England with Shakespere, with Dickens," „Mit Goethe in Italien" usw. Uns kann aber doch niemals die Gestalt Falstaffs vollkommener erscheinen, auch wenn wir alle Schenken Windsors gesehen hätten, und, wem Goethe die heilige Caecilia in Bologna erst erklären muß, der dürfte umsonst in die Pinakothek gegangen sein. Wenn einer überhaupt die Gabe des Gesichtes, äußerlich

Digitized by Google

und innerlich, besitzt, so wird er sicher erst sehr spät auf den Luxus verfallen, ein ganzes Land mit den Augen eines andern anzusehen oder auf eine einzige Persönlichkeit hin zu durchsuchen. Aber glücklicherweise werden jene immer zahlreicher, welche die Werke mehr als die Meister lieben und die Lebensgeschichten in der Kunstgeschichte aufgehen lassen, und viele genießen die herbe Schönheit der Brennerhöhe, die grauen, steilen Hänge und die kleinen, abschüssigen, smaragdgrünen Matten zwischen den obersten Zacken, lieber und reiner und gründlicher, wenn kein geschwätziger Führer sie an den mineralogischen Hammer des reisenden Goethe erinnert. Mancher fühlt auch so fein, daß er weiß, die Geister unserer Großen sind von allen jenen Stätten zurückgewichen, wo wir mit Hilfe einer Jubiläums- oder Promotionsschrift hineingeleuchtet oder durch Reglements und Portiers Ordnung geschaffen haben. Man muß es anders und vorsichtiger angehen, um uns in den Geist der Zeiten zu versetzen. Man muß sich durch unser Ohr an unser inneres Auge wenden und Albrecht Dürer z. B. wird in seinen paar Briefen uns greifbarer entgegentreten als in dem großen, gescheuerten Hause an der nördlichen Mauer zu Nürnberg. Wenn wir aber durch das Dresden von vor hundert Jahren gehen wollen, so hängen wir uns an den Arm des jungen Kügelgen, und die häßlichen Pseudopaläste der letzten Jahrzehnte samt dem Schweizerviertel versinken in Grund und Boden.

Ja, die „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", nämlich Wilhelm von Kügelgens, sind von solcher suggestiver Kraft. Sie bilden das dritte der „Bücher der Rose", für die man dem Verlag Langewiesche-Brandt, der sie trotz des geringen Preises auch noch sehr geschmackvoll ausstattet, nicht genug danken kann. Wilhelm von Kügelgen hatte längst die Palette beiseite gelegt und war anhaltischer dienstuender Kammerherr geworden, als er seine Erinnerungen an die ersten achtzehn Lebensjahre, 1802 1820, niederschrieb. Mancher, der den Kupferstich der „Brautwerbung", welcher dem Bändchen vorgesetzt ist, betrachtet und nachher die frischen Aufzeichnungen genossen hat, mag sich mit Recht gefragt haben, ob in jenem Künstler nicht der Schriftsteller den Maler übertroffen habe. Während er auf dem Bilde in der Sprache eines anderen, nämlich Raffaellos, zu reden sich bemüht, klingt jede Seite des umfänglichen Buches nur von der einen Zunge wieder, die, bald knapp, bald überströmend, hier bitter, dort weich und schonend, und immer die Akzente günstig verteilend, von einer glücklichen Jugend erzählt. Dem Außergewöhnlichen und psychologisch Interessanten strebt der Verfasser von Anfang ab zu. So zeigt er uns sofort seinen Großvater mütterlicherseits von seiner seltsamsten Seite. „Die Liebe zu seinen Kindern war die letzte Eigenschaft, die diese an ihrem Vater zu entdecken pflegten. Dennoch schien ihm alles zu fehlen, wenn jemand von den Seinigen abwesend war, bis er ihn wieder zurückerwarten konnte. Dann trieb die freudigste Erwartung ihn im Hause um, und er konnte, wenn er nicht bemerkt zu sein glaubte, stundenlang mit dem Fernrohre dem Kommenden entgegensehen; hatte er diesen aber glücklich erspäht, so legte sich die Spannung, die harte Schale klappte wieder zu, und man sah ihn irgend etwas beginnen, das keine Unterbrechung litt. Er goß dann etwa Bleikugeln, nahm irgend eine Kleberei vor oder dergleichen und hatte keine Hand frei, sie dem Eintretenden zu reichen, ja kaum einen Blick für ihn." Der Garten der Kügelgenschen Wohnung in der Halben Gasse vor dem Seetore in Dresden wird uns nirgends eigentlich geschildert, und doch können wir die Gartenpforte nicht mehr vergessen wegen einer bestimmten Begebenheit: „Es war ein schöner Herbsttag, als mein Vater nach seiner Windbüchse langte und mit mir in den Garten ging, um Sperlinge oder anderes vogelfreie Geflügel zu erlegen, was er des öfteren tat. Er war ein großer Schütze, nicht weniger mit der Büchse als mit dem Pinsel, denn, ob er gleich nur mit Kugeln schoß, fehlte er sein Vögelchen nur selten. Heute aber wollte sich keines zeigen, daher beschlossen wurde, den Garten zu verlassen und aufs Feld zu gehen, wo man bisweilen Krähen antraf. Still und wild durchschlichen wir die kleine Pforte in der Mauer und spähten umher. Krähen waren nicht da aber etwas ganz anderes nahm die Aufmerksamkeit in Anspruch. Mein Vater horchte auf; dann streckte er sich nieder auf den Feldrain und schien, mit dem Ohr am Boden, diesem ein Geheimnis abzufragen. Ich machte natürlich alles nach und empfand mehr, als daß ich's hörte, ein Zittern des Bodens, ein seltsames dumpfes Dröhnen, das sich periodisch wiederholte. „Das sind Kanonen", sagte der Vater, warf die Büchse auf den Rücken und ging mit mir zur Mutter. Es war eine große, verhängnisvolle Schlacht, deren fernes Grollen wir vernommen hatten, die Schlacht von Jena." Daraus ist schon zu ersehen: Was Kügelgen in seinen Jugenderinnerungen gibt, sind, um in der Sprache der Landschafter zu reden, nicht Veduten, sondern Stimmungen. Und er versteht es, die letzteren durch Kontrastwirkungen zu erhöhen. Er schildert mit be-

Digitized by Google

haglicher Breite die Spießbürgerlichkeit des Amtshauses in der pirnaischen Gasse, damit die napoleonischen Kriege, die Dresden streiften, auf jenem Hintergrunde doppelt schrecklich erscheinen. „Im Frühjahr 1812 wälzten sich die Heersäulen der krieggeübten französischen Armeen gegen Norden. Durch Dresden zogen sie in dichtgedrängten Massen. Noch schweben mir die langen, dunklen Züge der alten Garde mit ihren stolzen Adlern, hohen Bärenmützen und martialischen Gesichtern wie düstere Traumgebilde vor; vorweg der kriegerische Lärm der Trommeln und Pfeifen, dann die gespenstischen Gestalten der Sappeure mit blinkenden Aexten und langen schwarzen Bärten, und hintennach endlose Reihen von Trossen. So ging es täglich unter unseren Fenstern durch, Mann an Mann, Brigade an Brigade.
Mir war es gelungen, in einem Augenblick, da Napoleon anhielt, um eine Meldung anzuhören, nicht weit von seinem Pferde Fuß zu fassen. Da blickte ich ihm lange in sein gelblich fahles, damals schon gedunsenes Gesicht, das mir den Eindruck eines Leichenfeldes machte. Seine festen, imperatorischen Züge waren kalt und ruhig, sein Auge tot, und gleichgültig ruhte sein trüber Blick ein Weilchen auch auf dem kleinen, ihn neugierig anstarrenden Knaben. Dann ritt er langsam weiter, von seinem glänzenden Stabe gefolgt." Nach den Niederlagen in Rußland wollen die Franzosen beim Anzug der Russen auf Dresden die große Elbbrücke sprengen „es ist begreiflich, daß die Aufregung der ohnehin franzosenfeindlichen Einwohnerschaft durch solchen Vandalismus aufs äußerste gesteigert ward. Als daher das Pflaster aufgerissen wurde, um die Mine anzulegen, rottete sich das Volk zusammen und hinderte die Fortsetzung der Arbeiten mit Gewalt. Wie heute erinnere ich mich eines lauten tumultuarischen Geschreis auf den Straßen. Unterdes erfuhr man, daß die Vorstellungen des Magistrates den Marschall bewogen hatten, die Anlegung der Pulvermine in der Brücke sachverständigen Bergleuten zu vertrauen, was einigermaßen beruhigend wirkte. Nun dämmerte der verhängnisvolle Morgen über die wohlbekannten Dächer der gegenüberliegenden Häuser herauf. Die Straßen waren öde und verlassen, und in banger Erwartung einer großen Katastrophe ruhte alle Arbeit. Man hörte keinen Laut in der weiten Stadt. Die Fenster standen offen trotz des frischen Morgens, doch ließ sich niemand blicken, und nur der aufsteigende Rauch aus den Feuereffen bezeugte, daß die Einwohnerschaft nicht ausgestorben sei . Da geschah ein dumpfer Schlag." Als aber schließlich die Russen dennoch in die Stadt einziehen, kommt - - Goethe in die Kügelgensche neue Wohnung, um vom Fenster aus Kaiser Alexander sehen zu können. — Mit besonderer Spannung lesen wir die Notizen Kügelgens über die gleichzeitige Dresdener Kunst und hören ihn von der Akademie in Ausdrücken reden, die kaum milder sind als der Bericht über den Tiefstand jener Schule in der Selbstbiographie von Ludwig Richter. „Wir waren nicht ganz unberührt geblieben von jenem auffäßigen Geiste, der damals Wissenschaft und Kunst zu neuem Leben weckte, von dem Geiste der Treue und des nüchternen Aufmerkens auf das, was die Objekte wirklich zeigten, während die Mehrzahl unserer Lehrer weniger, was sie sahen, als was sie wußten, darzustellen suchten. Der gefürchtetste dieser Korrektoren, Professor Pochmann, ging sogar so weit, in Gipszeichnungen schwarze Augäpfel und dunkelhaarige Locken mit beleckter Naturkreide auf unauslöschliche Weise einzugraben, indem er uns überließ, dergleichen malträtierte, aller weiteren Ausführung unfähig gewordene Blätter wegzuwerfen. Unter solchen Umständen war es nur löblich, wenn wir den Mangel förderlichen Unterrichts durch gegenseitige Aushilfe zu ersetzen suchten. Von allen hergebrachten Regeln abstrahierend, wollten wir nur machen, was wir wirklich sahen. Mit irgend einem hervorragenden Punkte, etwa der Nase, wurde angefangen, und dieser Teil mit Hilfe des Senkels, gedachter Winkel und jeder am Originale möglichen Messung vorerst im Umrisse vollendet. Die weitere Ausführung wurde auf ähnliche Weise beschafft, die Umrisse der Schatten und Halbschatten genau bezeichnet und dann, von den tiefsten Schwärzen ausgehend, mit einem in Kreidestaub getauchten Lederwischer wie mit einem Pinsel ausgefüllt." Der skrupulöse Realismus dieser jungen Maler mag uns beweisen, wie nötig es war, Kaspar David Friedrich (1817) und Christian Claussen Dahl (1818) an die Akademie zu berufen. Da war es, als ob mit einem Male in einem dumpfen Raume ein Fenster aufgestoßen worden wäre. Es kam die erste Dresdener Lichtmalerei; sie ist der zweiten, vom Ende desselben Jahrhunderts, in vielem ebenbürtig, in manchem überlegen.

Randbemerkungen.

Verbotene Bildung.

Daß die deutsche Sozialdemokratie heute nächst der katholischen Kirche die bestgefügte und stärkste soziale Organisation der Welt ist, das ist

Digitized by Google

bekannt. Und daß die Regierenden in Preußen der Weltanschauung, die diese mächtige, ihnen feindliche Organisation propagiert, entgegenarbeiten möchten, das ist gewiß zu begreifen. Es ist ihr Menschenrecht, und vom Standpunkt ihrer Weltanschauung aus sogar ihre Pflicht. Aber sie sind nicht glücklich in ihrem Kampf und nicht klug in der Wahl ihrer Kampfmittel. Statt geistige Kräfte aufzubieten, die überzeugen und innerlich überwinden können, begegnen sie ihren so gern als rein destruktiv gescholtenen Feinden mit der rein negativen Politik des Verbots und der Schikane, mit jenem Mißbrauch der rein äußerlichen Macht, der gerade alle besseren, stolzeren Geister erst recht fest im Widerstand machen muß. Und wie alle Regierenden fangen sie es, da sie es „im großen nicht verrichten können, im kleinen an". Und sie haben dabei das Unglück, immer gerade jene Außenwerke der Partei zu treffen, die die zweifellos gemeinnützigste Arbeit leisten, die am unzweifelbarsten den Zusammenhang mit wirklichem Kulturfortschritt zeigen, wie er gewiß nicht allen Betätigungen dieser großen Organisation nachgerühmt werden kann.

So versucht man jetzt mit allerlei kniffflichen Gesetzesauslegungen und Polizeischikanen die sozialdemokratische Jugendbewegung zu Tode zu hetzen. Wer diese Organisationen kennt, weiß, was man damit anrichtet. Hier sind Stätten geschaffen, wo Tausenden von jungen Großstadtmenschen statt des Tanzbodens, der Kneipe und des Kientopps eine geistige Art des Lebensgenusses erschlossen wird, vom Schachspielen und vom Zeitunglesen bis zu Vorträgen über Goethes „Faust" und der Darbietung Schubertscher Lieder. Die Politik steht völlig im Hintergrund und statt der ewigen Kampfreizung für ein besseres Leben (die ja freilich auch ihren Kulturwert hat), bietet hier die Partei einmal wirklich reale Arbeit an besserem Leben, echte kulturelle Kolonisation. — Nun ist freilich wahr, in diesen formal unpolitischen Verbänden steht der Geist der politischen Partei im Hintergrund, der Geist, der die Jugend der sozialistischen Idee gewinnen will; und so zweifelhaft das formale Recht der Regierung zu ihren jetzigen Maßnahmen ist, so zweifellos ist ihr Recht, gegen diesen Geist anzugehen, und um die Jugend für ihre entgegengesetzte Weltanschauung zu erwerben. Nur, daß es ein fairer Kampf der Geister bleibe! Daß man nicht die bloße Zerstörung vorhandener Werte als Besserung ausgebe! Die Macht der Herrschenden, die über den ganzen ungeheuren Apparat von Schule und Kirche gebieten, ist ja ohnehin groß genug; und wenn neuerdings Offiziere an den Volksschulen eine Jugendbewegung im monarchisch-nationalen Sinne mit Ausflügen und Kriegsspielen zu organisieren suchen, so darf das gewiß von keinem Standpunkt aus verurteilt werden. Der Vorsprung, den der Regierungsapparat den königlich Gesinnten bietet, ist freilich auch hier höchst spürbar, aber es bleibt doch immer ein offener Wettbewerb der Geister: es muß sich eben zeigen, mit welchen Lockungen und Ideen heute der größere Teil der deutschen Jugend zu gewinnen ist. Dieser positiven Organisation aber mit gesetzlich fragwürdigen Polizeischikanen die bloße Negation zur Seite zu stellen, das kompromittiert die eigene Idee wie ein Zeichen des Mißtrauens in ihre Kraft, und es fördert in Wahrheit die feindliche. Denn kein Junge und kein Mädchen, an dessen Verstand und Stolz und Persönlichkeit überhaupt etwas gelegen ist, wird einer Idee untreu werden, weil er sie von äußerer Macht verfolgt sieht. All diese jungen Leute, die man jetzt etwa aus den sozialdemokratisch gerichteten Jugendheimen und Jugendvereinen vertreibt, werden, nachdem man das schikanöse Verbot durch irgendeine schikanöse Umgehung pariert hat, sich um so fester an jene Ideen anschließen, die sie verfolgt sehen. Und Tausende im Volke werden abermals den Eindruck gewinnen, daß in Preußen ein kulturfeindliches Parteiregiment Bildungen vernichtet, für die kein höherer Ersatz geboten wird, daß man die jungen Leute von Schubert und Goethe zu Kientopp, Tanzlokal und Kneipe hinaustreibt, und daß man im Namen der gefährdeten Kulturgüter in Preußen die Bildung verbietet. F. B.

Aus der Hauptstadt.

(Berliner Dialekt.)

Sie kennen gewiß den Helden des Simplicissimuswitzes, den fetten Parvenü — ich glaube, der selige J. B. Engl hat ihm noch den Bierbauch angezeichnet —, der, im breiten Lehnstuhl versenkt, bramabasierend von sich sagt: „Ich habe mir die hochdoitsche Sprache so angewöhnt, — daß i's nimmermehr lassa kann." An diese Entgleisung eines Abkömmlings der Münchener Ackerstraße, an diesen Rückfall einer — verzeihen Sie das harte Wort — hochwohlgeborenen Lippe hab' ich immer denken müssen, als ich jüngst von jenem Charlottenburger Schul-

Digitized by Google

mann las, der hier vor wenigen Tagen mit einem öffentlich gehaltenen Vortrage die Fahne der Bildung hochhielt und die Schule zum Kampfe gegen den deutschverderbenden Berliner Dialekt aufforderte. Ich weiß nicht, ob es sich hier nicht um eine Privatsache des Charlottenburgers gegen den Berliner handelt, der ja bekanntlich mit dem [illegible] „Charlottenburger" eine Gefe bezeichnet, die man nicht gerade in der vornehmsten Gesellschaft wagen darf, die den Handrücken der Rechten rüschend unter den Nasenlöchern hinwegführt und so — wie ich zugeben muß, mit echt berlinischer Ueberhebung — den Charlottenburger auf die Stufe des Botokuden stellt. Aber ich meine: eine Spracheigenart, die neben aller ihrer organzerfetzenden Rauheit, bei aller Ungebundenheit ihrer Einfälle und Ausdrucksformen stets soviel gesunden, erquickenden und nie verlegenen Humor mit sich führte, müßte, wo auch immer, verstanden, erläutert und nicht boykottiert werden. Ich habe nicht die Absicht, hier sprachforscherisch-langweilig zu sein: wie käme der Publizist unter die Historiker und Etymologen? Ich will auch nicht daran mahnen, daß gerade dem Schoße des Berliner Dialekts kernig-volkstümliche Gestalten entwachsen sind, der Eckensteher Nante und der vergnügte Pietsch und der mundbereite Nanne —, die in der Galerie „Alt-Berlin" als kleine, unendlich instruktive Bildchen hängen: daß die Glaßbrenner und Kalisch und Weyrauch und Angely und Salingré und ihre Nachfahren gerade dem Schacht des Berliner Idioms große Schätze an treffendem Witz und zwingender Lebenswahrheit entnahmen: Schätze, an denen sich dann die naturalistische Revolution der neunziger Jahre gründlich bereicherte. Wie gesagt: das alles bleibe unerwogen! Aber ich stelle dem Charlottenburger Schulmann der Berliner würde sagen: dem „Schlorrendorfer" Schulmann den berlinischen gegenüber: ich berufe mich im Gegensatz zu dem Aufruf des berlinophobisch gesonnenen Rektors auf das Buch: „Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten", das auch ein Pädagog, Herr Hans Meyer, Professor an Berlins ehrwürdigem „Grauen Kloster", zusammengestellt hat, und dessen siebente Auflage (im Verlage von S. Herrmann, Berlin) neuerdings von einem Schüler des Vorgenannten, dem Doktor Siegfried Mauermann, redigiert wurde. In der Tat: beim Durchblättern dieses Vokabulariums wird die sprachkritische Würdigung des Berliner Dialekts an Hand des vorhandenen Materials kinderleicht; und man sieht, wie im Raume dieser Mundart unmittelbar neben der gewissen Ungemütlichkeit (die freilich wohl mehr durch die schrill-harte Klangfarbe des Urberlinischen bedingt wird) auch der schlagfertigste Sarkasmus steht: wie gerade dieser Dialekt — ich möchte ihn den Shaw unter den Dialekten nennen — mit Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung bis obenhin gefüllt ist: wie gerade er imstande ist, in einer Sekunde, unter dem Druck eines Einfalls, ein Ding, eine Sache, eine Persönlichkeit mit den Linien prägnantester Worte karikaturistisch zu umreißen. Gewiß ist diese Mundart durchaus nur ein Instrument der Verneinung, der kräftigsten Satire: und Mephistos Wort: „Alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht" ist ihr Feldgeschrei. Auch kann ich mir angenehmere akustische Wirkungen denken, als etwa das Zwiegespräch zweier urberlinischer Droschkenkutscher am Halteplatz, von denen der später Gekommene zuerst den Fahrgast gekriegt hat: mehr ein Zwiegeheul als ein Zwiegespräch; mehr ein Bell- als ein belcanto- oder die Forumszene einer Marktfrau, die unter den Hieben ihrer berlinisch gefärbten Großschnäuzigkeit das Haupt einer anmaßenden Kundin als „Haupt voll Blut und Wunden" entläßt. Aber bei diesem Argot ist eben die Form nichts, der Inhalt alles. Man lausche doch nur einmal — ich kann das vorhandene Material hier natürlich nur zum tausendsten Teile ausbreiten — auf die Prägnanz von Worten wie: „Bleibe" (für Wohnung), „Blase" (für Gesellschaft), „Angströhre" (für Zylinderhut), „Lorke" (für dünnen Kaffee), „Kientopp" (für Kinotheater), „Musspritze" (für Regenschirm), „Großkooz" (für Parvenü), „schnuddlig" (für nett), „haarig" (für unerhört), „Fettlebe" (für Vergnügen): alles Worte, die gewiß wie mit einem Reibeisen jeden Nimbus abkratzen und doch schon in ihrem Toninhalt die ganze satirische Nebenbedeutung des Ausdrucks, dessen Hohlspiegel sie sein sollen, einfach erschöpfend wiedergeben. Und diese Treffsicherheit im Spott steigert sich noch, wenn das Berliner Idiom von Worten zu Sätzen übergeht. Der aus einem Traum der Phantasie, aus einer kleinen Geistesabwesenheit Erwachende kommt nach der Logik des Berliners „aus dem Mustopp". Koketterie, Anmaßung, Affektation bekommen ihre Eiswassergüsse durch die niederschlagenden Schlagworte: „Mit die Beene willst du angeln jehn?" oder: Stoß dir bloß keene Verzierungen ab!" Das Mißtrauen gegen einen Viel- und Schönredner und seine hochtrabenden Versicherungen gebiert die prachtvolle Phrase skeptischen Zweifels: „So siehste aus!" Zwecklos übertreibende Erregung begütigt man mit der Sentenz: „So laß doch det Kind die Bouletten!" Eine gleichgültige

Digitized by Google

Leistung, wo auch immer, zensiert man mit dem von Verachtung strotzenden Sätzchen: „Det kann Lehmanns Kutscher ooch!“ Der Knallprotz, der in der Oeffentlichkeit alle Puppen tanzen läßt, macht „den dicken Willem“. Ich weiß, daß es Dialekte gibt, die sich salonfähiger benehmen. Aber es gibt nicht viele, die gescheiter, amüsanter, lustiger und einfallsreicher sind. . . .

So hat sich dieser Dialekt, nachdem seine besten Freunde, die Schusterjungen, die Eckensteher, die „Volkstypen“ von der verfeinernden Neuformung des Berliner Lebens in den Hintergrund gedrängt wurden, auch die Höhen erobert; hat sozusagen auch Berlin W. proletarisiert. Man weiß ja, daß der berlinische Jargon z. B. der Verkehrsjargon der Berliner Börse ist; daß sich Max Liebermann, der General von Löwenfeld, des Kaisers Vertrauter, und andere Honoratioren gern zu ihm bekennen; ja, daß sich sogar die zierlichen Frauchen des Berliner Westens, wenn sie unter sich sind, diese etwas rauhe Melodie zulegen, wie eine groteske Uhrketten-berloque. Aber was tut das? Man kann nicht immer im Smoking herumlaufen, auch der Straßenanzug hat seinen Wert. Wir bitten also den Herrn Rektor aus Charlottenburg, dem Berliner Dialekt fernerhin nicht an die Wimpern zu klimpern. Und wenn er trotzdem schwört, nicht eher den Speer senken zu wollen, als bis der Drache Dialekt besiegt am Boden liegt, so sagen wir ihm, wiederum auf gut berlinisch: „Mensch, det mach de man ab!“ Urbanus.

Neue Bücher.

Leo Wilhelm Glahn, Unser Körper als Grundlage des Naturerkennens. Berlin-Leipzig 1911. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. 294 Seiten.

Es ist ein interessantes Buch, das uns vorliegt. Der Verfasser hat es „dem Andenken des großen Darwin gewidmet“ und sich selbst in ihm als echten Schüler des großen Naturphilosophen erwiesen. Um Lockes Fundamentalsatz: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, dreht sich der Inhalt des klar, knapp und fesselnd geschriebenen Buches. Um diesen Lockeschen Satz bewegt sich die Glahnsche Erkenntnislehre. Alle Erkenntnis stammt ihm aus der Erfahrung. Die Erfahrung aber ist das Ergebnis sinnlicher Wahrnehmung. Raum, Zeit, Zahl, Form, d. h. geometrische Gesetze, lernen wir a posteriori durch Erfahrung und Beobachtung kennen. Raum und Zeit sind für Glahn, im Gegensatze zu Kant, keineswegs bloß subjektive Formen unserer Anschauung, sondern sie sind objektive Formen der realen Außenwelt und das Material zur Erforschung der Natur. Ueber das, was man Substanz genannt hat, wissen wir rein gar nichts. Was wir wissen, ist nur dies: „Alles vollzieht sich nach bestimmten Gesetzen im Raume. Die spekulative Philosophie ist nie eine Wissenschaft gewesen und kann keine werden. Sie ist nur die logische Kunst oder Fertigkeit, aus einer gegebenen Voraussetzung alle darin enthaltenen Konsequenzen zu entwickeln.“ Diese Grundgedanken des Empirismus, des Sensualismus und des Realismus trägt Glahn in vier Hauptabschnitten vor. Im ersten gibt er einleitend einen kurzen Ueberblick über die Geschichte philosophischen Denkens und zeigt das Empfinden und Denken in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zueinander als primäre und sekundäre Erscheinung. Im zweiten Abschnitte entwickelt er die physiologischen Grundlagen seiner philosophischen Betrachtung und erläutert den Tastsinn, das älteste aller Sinnesorgane, als den Ursinn, aus dem sich alle anderen Sinne entwickelt haben. In diesem und im folgenden Abschnitte, der besonders der Entwicklung des Sehens gewidmet ist, und wo der Verfasser im einzelnen zeigt, wie die Augen eigentlich vom Tasten alles gelernt haben, erweist er sich als moderner Entwicklungstheoretiker vom reinsten Wasser, als echter Schüler Darwins. Der letzte Abschnitt, die Quintessenz des Buches, ist dem Realismus gewidmet. Hier setzt sich Glahn auseinander mit der Erkenntnislehre der Griechen, wie mit dem Idealismus Berkeleys, mit dem Realismus Lockes und Humes, wie mit dem Subjektivismus Kants. Mit letzterem sehr gründlich. „Ich will nicht leugnen, daß Kant stets ein gründlicher und ernster Forscher gewesen ist. Gleichwohl werde ich wahrscheinlich machen, daß Kantens Subjektivismus zu weit geht. Wir dürfen nicht auf dem subjektiven Standpunkt des Kant stehen bleiben, sondern müssen seine Lehre lediglich als Durchgangsstufe zur Wahrheit betrachten.“ Und nun nimmt Glahn in ausführlicher und immer fesselnder Darlegung den Nachweis dafür auf, daß Raum und Zeit nicht bloß subjektive Formen der Anschauung sind, sondern „wahrscheinlich objektive, reale Formen der wirklichen Welt.“ Im Schlußkapitel kommt der Verfasser noch einmal summarisch auf seine eigentlichen Grundgedanken zurück und weist hier auch sehr energisch den Materialismus, Spiritualismus, Atomismus und Energismus zurück. „Wir dürfen uns kein subjektives Bildnis oder Gleichnis machen. Wir müssen auf die haltlosen Hypothesen von Atomen, Materien und Kräften endgültig verzichten. Auf diesem Wege finden wir, daß die Natur eine gewisse Einheit — Monismus! besitzt.“ Ich wünsche dem schönen

Digitized by Google

Buche recht viele aufmerksame Leser. Keiner wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Viele werden es oftmals zur Hand nehmen, weil sie an vielen Stellen ihre eigenen Gedanken in fesselnder Sprache wiederfinden. Otto Hesse.

Die Neubauten der Hannoverschen Kakesfabrik H. Bahlsen (Verwaltungs- und Fabrikgebäude) sind vollendet und dem Betriebe übergeben worden. Man muß das als einen Merkstein in der Entwicklung der modernen Fabrikbauten betrachten. Der Aufschwung, den die Firma während der Zeit ihres Bestehens (seit 1889) genommen hat, läßt erkennen, was mit dem streng durchgeführten Prinzip: „stets nur Qualitätsarbeit zu liefern", erreicht werden kann.

Nach diesem Prinzip wurden auch die Neubauten ausgeführt, die hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit und Schönheit mustergültig sind. Das Maschinenmaterial im Fabrikgebäude ist absolut erstklassig und schließt die Handarbeit fast ganz aus. Den hygienischen Einrichtungen ist ganz besondere Sorgfalt zugewandt, so daß allen Anforderungen, welche in diesem Punkte an eine Nahrungsmittelfabrik gestellt werden müssen, voll und ganz entsprochen wird. Auch die Wohlfahrtseinrichtungen für die 1600 Angestellten nehmen einen breiten Raum ein. Innere und äußere Ausstattung der Gebäude geschah auf streng künstlerischer Grundlage unter voller Berücksichtigung der Forderungen unserer Zeit. Die monumentalen Bauten sind Werke von architektonischer Bedeutung; sie sind wohl das schönste, was auf dem Gebiete während der letzten Jahre in Hannover geschaffen wurde. Für die Industrie können sie als vorbildlich bezeichnet werden.

Um einen kleinen Begriff von dem Umfang des Betriebes zu geben, sei erwähnt, daß in einem Jahre an wichtigen landwirtschaftlichen Produkten folgende Quantitäten verbraucht wurden: 2 700 000 Stück Eier; 384 000 Liter Milch; 180 000 kg Butter; 1 980 000 kg Mehl; 1 020 000 kg Zucker. Im Jahre 1911 wurden allein 13 Millionen TET-Pakete versandt. Dabei stellt der Inhalt dieser Pakete nur einen kleinen Teil der gesamten Produktion der Firma dar.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 ₰
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 17 Berlin, den 27. April 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Der Held der „Titanic".

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Es gibt keine Helden mehr." Man kennt dies Klagelied. Die Chauvinisten aller Länder singen es uns schon längst bis zum Ueberdruß. Und weshalb? Weil ohne das „Heilmittel" des Krieges das Menschengeschlecht immer größerer Verweichlichung anheimfällt.

Aber es gibt Helden. Heute sogar mehr denn je. Nur sollten wir nicht immer vom Kriege dabei träumen. Wir brauchen uns nur ein wenig umzusehen, und wir gewahren, daß in der heutigen Zeit des unaufhaltsamen Vorwärtswollens auch der geschmähte Frieden zum Heroismus erzieht.

„Keinen schöneren Tod gibt es auf der Welt, als wer vom Feind erschlagen . . ." Ob man den Helden des Friedens, jenen ruhmlosen Helden, die nicht aus Kriegsbegeisterung, sondern mitten im tiefsten Völkerfrieden „nur" aus Pflichttreue zu sterben wissen, nicht Unrecht tut damit?

Es gibt so viel, was den Heldentod im Kriege leichter macht und den Abschied vom Leben verschönt. Da ist die allgemeine Begeisterung. Der Elan des gemeinsamen Kampfes. Das Gefühl, das gleiche Schicksal mit Tausenden von Brüdern zu teilen. Und da ist das eiserne „Muß", das nur die Wahl der Tapferkeit übrig läßt.

Es ist eine schöne Sitte, die im Kriege Gefallenen als des Vaterlandes Helden zu verehren. Aber jene Art von selbstverständlicher Hinnahme, die von den großen Heroen auf dem Schlachtfeld des täglichen Lebens einfach zur Tagesordnung übergeht, ist weniger schön.

Es kommt wohl davon, daß diese Helden des Friedens oft eine so stumme Größe haben, daß sie kein schmuckes Kriegskleid tragen und der Nimbus des Soldatentums fehlt.

Heldengröße! Wer spricht heute noch von dem Arzt Dr. Müller, der damals, als vor Jahren das Gespenst der Pest an Wiens Toren pochte, sich selbst die Pest zuzog und dann, den sichern Tod vor Augen, bis zum letzten Atemzug noch als gewissenhafter Forscher seine Beobachtungen an sich selbst ruhig niederschrieb. Und wer hatte wohl jetzt, da die Schreckenskunde von dem Untergange der „Titanic" die Welt durcheilte, Zeit dazu, auf das ganz ähnliche Stück Heldentum zu achten, das sich auch hier bis zum letzten Atemzug bewährt?

Gewiß, alle, die hier, noch eben vom „unzerstörbaren" Wunderwerk der modernen Schiffsbautechnik getragen, den grausigen Tod in den Fluten fanden, sind gleich Beklagenswerte. Aber das ist es doch, was den meisten am stärksten ins Auge sprang: So und so viel der Ertrunkenen waren wirkliche Millionäre. Ueber den Multimillionär Astor ist gleich der ganze Stammbaum zur Hand. Man vergißt nicht hervorzuheben, daß George Widener (der bekannte Großbankier Philadelphias) auch eine „schöne" Gattin mit an Bord gehabt hatte. Und die Diamanten und Perlen der Ertrunkenen! Wie faszinierend blitzen sie noch in die Todesnot der Fünfzehnhundert hinein. Und wie vergißt man nicht zu berichten, daß das Geschmeide einer Passagierin schon allein drei Millionen Wert repräsentierte. Aber für den Einzigen, der, freilich nicht in den Glanz amerikanischen Millionenzaubers gehüllt, bei dieser Katastrophe eine Heldengröße an den Tag legte, wie sie kein Völkerringen größer hervorbringen kann, kaum ein Wort der Ehre.

„Der Telegraphist an Bord der Titanic zeigt eine außerordentliche Kaltblütigkeit und

Digitized by Google

ist beim Telegraphieren durchaus sicher . .“ So wird es im Chronistenstil mitten zwischen den fünfzigtausend Sack Kaffee und der verlorenen Briefpost fast wie eine Selbstverständlichkeit berichtet. Auf dem Verdeck des sinkenden Riesenschiffes ringen Tausende in verzweifelter Angst. Der Tod! Der Tod! Jeder strebt ihm zu entrinnen. Die einen, indem sie mutlos auf die Knie sinken und, auch jetzt noch nicht von ihrem Wahn befreit, tatlos ein Wunder erflehen. Die anderen, indem sie alles um sich niederstoßen und niedertrampeln, um sich doch noch einen Platz im umdrängten Rettungsboot zu sichern. Es gibt vor Entsetzen Gelähmte, die, zu einer Säule erstarrt, neben den schwankenden Masten lehnend, verglasten Auges auf das Unentrinnbare warten. Es gibt Leichtfertige, die nicht glauben wollen, daß es wirklich der Tod ist, der da, unheimliche Wasser vor sich her schickend, über die Planken des Verdeckes kriecht. Es gibt Verzweifelte, die sich wie Tiere gebärden und von andern, die ihre eigene Todesangst noch nicht um die letzte Spur von Ritterlichkeit gebracht, gleich Hunden niedergeknallt werden. Aber es gibt auch Helden. Sie retten die Frauen und Kinder, ohne danach zu fragen, ob für ihr eigenes Leben noch eine Rettungsmöglichkeit bleibt. Und einen gibt es, der sie alle überragt. Es ist Philipps, der Telegraphist.

Er ist „nur“ ein einfacher Mann, dieser Telegraphist. „Es geht zu Ende . . .“ Keinem hat es der Kapitän mit so schrecklicher Deutlichkeit gesagt wie ihm, der nun den Ruf nach Hilfe in die dunkle Nacht zu entsenden hat. Das Schiff sinkt immer tiefer. Philipps tut seine Arbeit, als säße er daheim im gesicherten Telegraphenraum. „Ja, klappere nur mit deinem Apparat, Bruder Telegraphist. Ich klappere dir dazu mit meinen Knochengliedern – mach dich selbst schon immer bereit! – den Takt deiner letzten Lebensminuten.“ Werden des Telegraphisten Finger unsicher? Keinen Augenblick.

Ganz wie einst der Wiener Arzt Dr. Müller, so registriert Philipps von Minute zu Minute das sichere Sinken des Schiffes. „Der Bug des Schiffes neigt sich bereits . . .!“ Packt ihn jetzt die verzweifelte Todesangst der andern? Er gibt weiter seine Signale. Er wankt nicht von der Stätte der Pflicht. Er telegraphiert sich in den Tod hinein. „Er ist beim Telegraphieren durchaus sicher . .“ So berichten es die andern Dampfer, die die Signale dieses Helden aufgenommen haben. Sein letzter Handgriff noch ein Notsignal. Dann die kalte, eisige Flut . . .

Die Kriegsfanatiker jammert der Völker, die lang andauernder Friede um die Kraft zum Heroentum bringt. Was sagen sie zu solchen Heldengestalten wie diesen ersten Telegraphisten der „Titanic“? Wie erklären sie es sich, daß der Todesmut, der diesen Unvergeßlichen bis zum letzten Augenblick beseelte, immer wieder seine Vertreter findet, bald hier, bald dort in der Welt, trotzdem langer Friede das Volk „entnervte“? Wie erklären sie das todesmutige Auftreten unserer Flieger, die sich durch kein warnend Beispiel von immer neuen Versuchen zurückhalten lassen? „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein . .“ Wann haben je mitten im Frieden so viele Menschen nach diesem Ausspruch gelebt wie heute?

Die immer größer werdende Liebe zum Frieden hat nichts mit dem Mut zum Sterben zu tun. Es wäre schön, wenn diejenigen, die noch immer im Kriege das einzige Erziehungsmittel zu Mut und Aufopferungsfähigkeit sehen, endlich erkennen wollten, daß auch der Friede seine Helden schafft, und daß im Kampf mit den Elementen wie im Kampf um den Fortschritt die Erziehung zur Tapferkeit auch ohne die Geißel des Krieges sich ganz von selbst ergibt.

Die Sicherheit zur See.

Von

M. H. Bauer, Zivil-Ingenieur für Schiffbau.

Berichte über die Titanic-Katastrophe ohne Ende. Sie können uns nichts Gutes mehr bringen. Wir wissen, daß etwa 1600 Menschen ihr Leben bei diesem entsetzlichen Unglück verloren haben, daß Millionen-

Digitized by Google

werte auf dem unerreichbaren Grunde des Meeres ruhen, auf Nimmerwiedersehen.

Mit dem Bewußtwerden der Größe dieses Schiffsunglücks regt sich das ganz selbstverständliche Verlangen, zu wissen, wie es möglich war, daß so viele ideale und materielle Werte in einer kurzen Spanne Zeit verloren gehen konnten, wie es möglich war, daß ein so gewaltiges Schiff, dessen Größe alle anderen Gebäude der Welt übertroffen hatte, unrettbar versinken mußte.

Wird unser Verlangen, zu wissen, in diesem tragischen Falle überhaupt jemals erfüllt werden? Es besteht wenig Hoffnung dafür. Wir haben bereits in den Zeitungen gelesen, was für die Sicherheit der Schiffe und ihrer Passagiere getan wird, getan werden soll. Die flache Schale professionellen Zunftwissens ist über die aufhorchenden Wissensdurstigen verschüttet worden, aber die gewünschte Beruhigung hat ihr Inhalt nicht bringen können.

Die White Star-Linie schweigt. Man legt ihr dieses Schweigen vielleicht ganz falsch aus. Was kann sie mehr wiederholen, als die Tatsache des Unfalls und seiner Folgen? Was kann sie mehr sagen, als daß alle Vorschriften erfüllt worden sind und doch nichts genützt haben.

„Die Rettungsmöglichkeiten sind ungenügende gewesen". „Die Rettungsboote langten nicht aus". „Der Luxus für die Kajütspassagiere ist auf Kosten der Rettungseinrichtungen betrieben worden". So und ähnlich lauten die Anklagen. Sind sie berechtigt? — Nun, man sollte doch annehmen, daß die Männer, welche die moralische Verantwortung für die Sicherheit der auf ihren Schiffen beförderten Menschen und Güter tragen, gute Kaufleute sind, welche die Konsequenzen ihres Handelns bis zum Ende überlegen.

Der wirtschaftliche Wettkampf unter den Reedereien ist viel zu intensiv, als daß die eine Schiffahrtsgesellschaft aus den Schwächen und Blößen der anderen nicht Vorteile für sich schmieden würde. Was würde mehr wirken, als die Melodie der Reklametrompete: Unsere Schiffe sind sicherer als die unserer Konkurrenz, aus dem und dem Grunde!? Sollten sich die Reedereien untereinander wirklich so einig sein? Das ist kaum anzunehmen. Zwar ist wohl hier und da manches nicht so wie es sein könnte, aber im großen und ganzen werden die leitenden Männer das kaufmännische Bewußtsein besitzen, daß ein Mißerfolg hundert Erfolge aufwiegen kann. - -

Ein Schiff, und mag es noch so groß und nach menschlicher Ueberlegung vollendet sein, ist ein zerstörbares Machwerk. Zum Kampf mit den Naturgewalten vorbereitet, ist es doch auf Annahmen errichtet, welche abnormale Verhältnisse, außergewöhnliche Gefahren nur bis zu einem gewissen Grade berücksichtigen können.

Die beim Bau eines Schiffs notwendigerweise zu beachtenden Naturgesetze, die auf Annahmen basierenden Grundsätze für die Unterbringung und Sicherung der Passagiere und Frachten, die notwendige Wirtschaftlichkeit des ganzen Betriebes, sie widersprechen einander in vielen Punkten und alle Forderungen sind nur bis zu einem gewissen Grade erfüllbar.

Ein dem Welthandel und -Verkehr dienendes Schiff ist ein Kompromiß, wie manches andere Werk der Technik.

Der Riesendampfer Titanic war ebenfalls ein solches Kompromiß. Er ist in wenigen Stunden ein Opfer der See geworden und Techniker und Laienschaft fragen nach der Ursache. War das geschlossene Kompromiß unrichtig aufgebaut, oder waren es andere Ursachen, die das stolze Werk zerstörten?

Die Schiffbauindustrie hat in den letzten 30 Jahren eine ganz gewaltige Entwickelung durchgemacht. Doch ist die Vergrößerung der Schiffsabmessungen nicht so schnell erfolgt, als daß die Uebersicht über die Wirkung der bei der Konstruktion und Herstellung getroffenen Maßnahmen verloren ging.

Die ständige Vergrößerung der Schiffsabmessungen ist nicht ohne zahlreiche Versuche und monatelange Ueberlegungen vorgenommen worden. Nicht ein oder zwei, sondern hunderte Sachverständige haben sich an diesen Arbeiten beteiligt und deshalb besteht eine gewisse große Sicherheit dafür, daß Kardinalfehler nicht begangen worden sind. Die der Titanic an Größe sehr nahe stehende Olympic ist ein klarer praktischer Beweis dafür, daß brauchbare Seeschiffe in dieser Größe sehr wohl möglich sind.

Mit der Größe der Schiffe wächst im allgemeinen die Sicherheit gegen die Gefahren der

Digitized by Google

See. Die zunehmenden Abmessungen bedeuten eine ganz natürliche Vergrößerung der Wehrhaftigkeit gegen äußere Einflüsse, gegen Wellengang und Seeschlag. Aber auch der innere Ausbau, die Einteilung in wasserdichte Abschnitte, die Sicherung der Maschinenanlagen, die Bequemlichkeit und Sicherung der Passagiere an Bord werden besser mit der anwachsenden Größe der Schiffe.

Nur eines ändert sich mit steigender Größe der Schiffe und das ist die Manövrierfähigkeit. Nicht daß diese Manövrierfähigkeit relativ zur Schiffsgröße vermindert wird, sie ist an sich eine andere. Die Bewegungsänderung vollzieht sich infolge der größeren Masse des Schiffes weniger schnell und intensiv, als bei kleineren Schiffen.

Das Bewußtsein dieser Tatsache geht aber nicht an den Sachverständigen unserer Reedereien wirkungslos vorüber. Das Manko sucht man durch Vorsichtsmaßregeln zu kompensieren, deren neuestes der durch Funkspruch vermittelte Nachrichtendienst zwischen den Schiffen und mit den Landstationen ist.

Die mit der Zunahme der Schiffsabmessungen gesteigerte Geschwindigkeit der Schiffe erscheint dem Laien als eine besondere Quelle der Gefahr. Sie ist es in manchen Fällen ganz sicher, sie bietet aber andererseits auch wieder wesentliche Beschränkungen bei Seegefahr. Schiffe in der Größe der „Titanic“ steuern in voller Fahrt wesentlich besser, als bei geringer Geschwindigkeit, sie können infolge ihrer großen Geschwindigkeit manchem Unheil, mancher Entfesselung der Elemente entgehen. Sie verkürzen den Aufenthalt im Ozean und damit die Zeit der Gefahrenmöglichkeit.

Die großen Schiffe sind, ob schnell oder langsam, aus ganz natürlichen Gründen nicht in der Lage, plötzlich auftauchenden Hindernissen in der gleichen Zeit aus dem Wege zu gehen, wie es kleineren Schiffen möglich sein kann. In ihrer Größe liegt eine gewisse Schwäche.

Diese Schwäche ist, wie ich bereits erwähnte, aber bekannt. Neben den zur Anwendung gelangenden Mitteln zur Vorausbestimmung der Gefahr werden bauliche Maßregeln getroffen, um ein Schiff bei eintretender Havarie über Wasser zu halten.

Wer die See und ihre Gefahren kennt, wird wissen, daß die Maßregeln zur Erhaltung des Schiffes wesentlich wichtiger sind, als alle sekundären Rettungsmittel, welche niemals eine so große Sicherheit für die Passagiere bieten können, als das Schiff selbst, solange es schwimmfähig ist.

Diese Schwimmfähigkeit ist bei der „Titanic“ der eingetretenen Havarie gegenüber nicht groß genug gewesen. Die Verletzung der Außenhaut und der Wände der wasserdichten Abteilungen war vermutlich eine so gewaltige, daß die sonst bei geringeren Havarien vollkommen ausreichende Reserveschwimmfähigkeit nicht genügte.

Man ist in der ersten Erregung leicht geneigt zu sagen: Hierin liegt eben ein Fehler des ganzen Systems und es ist Aufgabe der Technik, diesen Fehler zu beseitigen. Eine gewaltige Erfindertätigkeit wird einsetzen, wie nach jedem größeren Unfall. In den Tageszeitungen wird bereits von verkannten Genies die Reklametrommel für unfehlbare, universal sichere Schiffskonstruktionen kräftig gerührt.

Viel wichtiger für die Allgemeinheit ist aber das ungenierte Bekenntnis der Technik: „Alles Wissen und Können hat eine zeitliche Grenze, welche nur durch die fortschreitende Entwicklung versetzt werden kann.“

Wenn die bisherige jahrelange Erfahrung gelehrt hatte, daß die bei dem Bau großer Schiffe gewählte Konstruktion der billigen Bedingungen der Schiffahrt entsprach, so lag kein Grund zu einer Aenderung des Systems vor. Denn jede Aenderung führt eine gewisse Unsicherheit mit sich, deren Umfang und Einfluß nicht immer vorausgesehen werden kann.

Es fehlt der Schiffbautechnik gewiß nicht an Mitteln, die Reserveschwimmfähigkeit der Schiffe auch mit Rücksicht auf umfangreichere Havarien zu bemessen. Sie ist nur nicht immer in der Lage, solche Mittel zur Verwendung zu bringen.

Ebensowenig, wie es angebracht ist, einen Eisenbahnwagen so zu bauen, daß die Insassen bei jedem noch so schweren Unfall des Wagens unversehrt bleiben, ebensowenig ist es berechtigt, eine absolute Sicherheit an Bord der Schiffe zu verlangen.

Unsere Transportmittel, die Schiffe, die Eisenbahnen, Straßenbahnen, Automobile usw. können ihrem in der Hauptsache wohl rein wirtschaft-

Digitized by Google

lichen Zwecke nur dann wirklich dienen, wenn sie in sich wirtschaftliche Beförderungsmittel sind.

Wenn der Stand der Technik es auch ermöglichen sollte, Schiffe zu bauen, die jeder bekannten Gefahr trotzen können, so fragt es sich noch sehr, ob solche Schiffe in Betrieb genommen werden können, ob die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse die Verwendung eines Transportmittels gestatten, dessen Beschaffung und Betrieb wesentlich teuerer ist, als bei unseren heutigen Seeschiffen, deren Rentabilität schon nicht so groß ist, daß sie immer ohne staatliche Subvention durchgeführt werden kann. Jedenfalls würde die Benutzung solcher absolut sicheren Schiffe nur wenigen Bevorzugten möglich sein, während die große Masse die Gefahren der See mit in den Kauf nehmen muß.

Diese Gefahren bis auf die unbezwingbaren zu beseitigen wird das fortgesetzte Bestreben der Schiffbautechnik sein. Die Vertreter der Schiffahrt und des Schiffbaus sind sich einig darüber, daß die möglichst lange Erhaltung des Schiffes die Hauptaufgabe sein muß.

Im Gegensatz zu den Sachverständigen legt die Allgemeinheit einen Hauptwert auf die anderen Rettungsmittel aus Seegefahr, auf die Rettungsboote, Flösse usw.

Das ist auch in Deutschland zum Ausdruck gebracht und zum Gegenstand eines Antrages im Reichstag gemacht worden.

Es soll an Bord der Titanic an Rettungsbooten gefehlt haben. Es sollen überhaupt auf den allermeisten Ueberseedampfern weniger Rettungsboote vorhanden sein, als der Zahl der Passagiere und Mannschaften entspricht.

Nun sehen die staatlichen Körperschaften, welche für die Sicherheit an Bord der Schiffe zu sorgen haben, nicht allein die Rettungsboote, sondern auch andere Einrichtungen als zweckentsprechend zur Rettung an und es besteht heute bereits die ausdrückliche Vorschrift, daß für jede Person an Bord ein solches Rettungsmittel vorhanden sein muß.

Ob durch einseitige Vermehrung der Rettungsboote die Gefahr für die Passagiere wirklich vermindert werden kann, erscheint dem Fachmann recht fraglich.

Was nützt denn eine genügende oder darüber hinausgehende Zahl von Rettungsbooten an Deck? Garnichts.

Diese Boote haben ihren Zweck erst dann erfüllt, wenn die darauf befindlichen Personen an Bord eines anderen Schiffes gelangt sind. Und der Weg vom Deck des sinkenden Schiffs zu dem des rettenden Schiffs wird nur in den seltensten Fallen ein glatt passierbarer sein. Für den Seemann ist das Boot nicht ein sicheres Rettungsmittel, sondern der Strohhalm, an den er sich in der äußersten Gefahr klammert.

Es kann niemand die Verantwortung für die Behauptung übernehmen, daß alle Passagiere der Titanic gerettet worden wären, wenn die Zahl der Boote größer gewesen wäre. Nach den Berichten einzelner Passagiere und Mannschaften sind einzelne Boote halbleer davongefahren, andere vom Eise zerdrückt worden. Im Falle eines Unglücks von Art des der Titanic zugestoßenen ist die Rettung von Bord des Schiffes eine sehr problematische. Und es scheint doch, als wenn manchem Passagier der Titanic dieses Bewußtsein nicht gefehlt hat.

Die Aufstellungsmöglichkeit der Rettungsboote an Bord in einer Weise, die das sichere Verlassen des Schiffes in der Hauptzahl der Unglücksfälle gewährleistet, hängt von der Größe des Schiffes selbst ab.

Die Möglichkeit der Mitführung von Rettungsbooten wird nicht durch den Luxus beinträchtigt, den wir an Bord der modernen Schiffe finden.

Das hierfür geopferte Gewicht und der von Wintergärten, Tennisplätzen usw. eingenommene Platz ist relativ gering. Dort, wo sich jene Luxuseinrichtungen befinden, können Rettungsboote sowieso keine Aufstellung finden.

Im Falle der Gefahr ist es meistens schwierig, in vielen Fällen auch unmöglich, alle Rettungsboote zu Wasser zu bringen, welche auf dem Schiff vorhanden sind.

Der Ruf nach Rettungsbooten geht durch die erregte Laienwelt. Mit der genügenden Zahl der Rettungsboote ist aber das Problem nicht gelöst. Daß durch Rettungsboote viele Menschen vom Tode des Ertrinkens bewahrt worden sind, ist wohl eine Tatsache, aber kein Beweis für den

Digitized by Google

universalen Wert dieses Rettungsmittels. Wieviel Menschen im Rettungsboot vor Hunger und Kälte sterben, wie viele mit dem Rettungsboot zugrunde gehen, darüber erhält die Allgemeinheit wenig Nachricht. Und doch ist die Zahl der Menschen, die auf diese Weise jährlich ihr Leben einbüßen, sicher nicht kleiner als die Zahl der Toten auf der Titanic.

Unsere modernen Kampfmittel gegen Naturgewalten haben auch den Wert der traditionellen Rettungsmittel verändert.

Unser Bestreben muß, so wiederhole ich, auf Erhöhung der Reserveschwimmfähigkeit der Schiffe, auf die Erhaltung der Schiffe selbst gerichtet sein. Die drahtlose Telegraphie und andere moderne Signalsysteme müssen so ausgebaut werden, daß die Notsignale von allen in der Nähe befindlichen Schiffen gemerkt werden können. Der Beistand dieser Schiffe ist, das hat auch der Titanic-Unfall gezeigt, von außerordentlicher Wichtigkeit. In einem solchen Falle kann die Geschwindigkeit des rettenden Schiffes von großem Segen werden. Man darf sie daher nicht schlankweg verurteilen, als unnötig und gefährlich bezeichnen.

Zum Verderben führt die Geschwindigkeit nur, wenn sie ohne Rücksicht auf die Gefahren des Meeres, auf Nebel und Eisberge aufrecht erhalten wird, wie das bei der Titanic höchstwahrscheinlich der Fall gewesen ist.

Wie auch schließlich das Ende dieses stolzen Schiffes und seiner Passagiere und Mannschaft gewesen sein mag, die Ursache derselben ist weder in der Konstruktion des Schiffes, noch in dem Mangel an Rettungsbooten zu suchen, sondern in der Geschwindigkeit, welche den obwaltenden Verhältnissen wohl keinesfalls entsprochen hat.

Denn niemand wird verlangen, daß Schiffe stark genug gebaut werden, um damit ungefährdet Eisberge rammen zu können.

Die See wird ihre Opfer verlangen, solange es Schiffahrt geben wird. Um diese Opfer nach Möglichkeit klein zu halten, darf nichts versäumt werden um den Passagieren das Schiff zu erhalten, dem sie sich mit oder ohne Ueberlegenheit anvertraut haben. —

Max Dauthendey.*)

Von

Peter Hamecher.

Die Liebe von Mann und Weib ist rings um die Erd' eine Einheit. Die Liebe ist die einzige Gottheit, die mit ihrer leidenschaftlichen Gebärde die Menschen leben und sterben heißt.

Dauthendey: „Die geflügelte Erde".

Im 1892 veröffentlichte Richard Dehmel in der Freien Bühne eine sehr lustige, mit scharfen, schnellen Blitzlichtern beleuchtende Literatursatire: „Hamburger Lästerbrief", die einen Besuch auf Liliencrons Luft- und Lustschloß Poggfred schildert. Unter andern Herrlichkeiten seines Sanssouci zeigt der Dichterbaron seinem Freunde die Folterlauben, die er für einige zeitgenössische Teutsche Tichter hat bauen lassen: bessere Narrenzellen, in denen die Herren ihren jeweilig besonderen Marotten ungestört nachhängen durften. Ganz von allen separiert saßen da Peter Hille und Paul Scheerbart, Stefan George und Maximilian Dauthendey. „Ihnen hatte der Freiherr gemeinsam eine Laube bauen lassen aus groteskem Blattgesträuch von Seidenflicken, mit intimen seltsam parfümierten Winkeln, aus denen sie sich immer ansehen mußten, und nun weinten sie den ganzen Tag, daß sie nicht aparte Zellen haben sollten. Bloß Max Dauthendey, in dessen Augen war ein Schein, der wohl einen eigenen Garten ahnen ließ und mit echten Gewächsen."

Die zwanzig Jahre, die seit Veröffentlichung jener Worte verflossen, haben der Entwicklung der deutschen Dichtung mancherlei Ueberraschungen gebracht. Was damals neu erschien, ist heute rissig und stockfleckig. Eine Literatur, die wie der damalige Naturalismus und Psychologismus, aus der rationalistischen Kritik der Zeitlage und der in ihr wirksamen Kräfte entsprang und sich als kritische Zersetzung äußerte, ist heute fast vergessen; spricht nicht mehr zu uns, ist allbereits historisch geworden.

*) Bücher bei Alb. Langen, München; Ernst Rowohlt, Leipzig; Bruns, Minden und Bonsels, München.

Digitized by Google

Gerade die Separatisten, die Dehmel in der oben zitierten Stelle nennt, haben uns über das Oedfeld jener Epoche wieder ins Land echter Dichtung fortgeführt; haben, anregend, uns wieder das unverfälschte Dichterwort in seiner Reinheit empfinden gelehrt. In den „Blättern für die Kunst" stand damals der Satz: „Seid ihr noch nicht vom Gedanken überfallen worden, daß in diesen glatten und zarten Versen vielleicht mehr Aufruhr enthalten ist als in all euren donnernden und zerstörenden Kampfreden?" Heute bedarf die Wahrheit dieses Satzes keiner Nachprüfung mehr. Wir wissen heute wieder, daß ein Gedicht von Hölderlin eine ganze Romanserie von Zola vielmals aufwiegt. Damals waren es nur jene Außenseiter, die das Banner der freischaffenden, im Knechtsdienst der Zeit nicht verkümmerten Kunst hochhielten. Langsam folgte ihnen die Zeit. Freilich: Hille und Scheerbart: Hilles Werk, eine merkwürdige Anhäufung von Splitterungen eines reichen, aber unkonzentrierten Geistes, ist dem Vergessen anheimgegeben; nur die Gestalt wirkt noch als eine kaum glaubliche unzeitgemäße Legende. Und Scheerbart, „die greisenhafte Indianergeschichte", wie Hille ihn nannte, ist dem lebendigen Blick noch immer so fern, wie die Sterne Turas und Buras und jene anderen phantastischen Auswirkungen des das All dichtenden Weltgehirns, mit denen er so gerne Fangball spielt; ein Außenseiter, selig in sich selber, auf dessen Sternwarte man sich einmal zu Gast laden mag; aber nur zu Gast in guter Stunde. Unser Retter ist eigentlich Stefan George geworden, wenn seine Gestalt vorläufig auch noch nicht in ihrer ganzen Größe begriffen wird; wenn es auch mehr gewandte Epigonen als er selber sind, die gesehen werden. Doch wäre die heutige Höhe des lyrischen Ausdrucks ebensowenig wie das wachsende Kulturgefühl unter den jüngeren Menschen möglich ohne die bildende und neuschaffende Wirkung, die von ihm und seinem Werke ausgegangen und noch immer ausgeht, von diesem spröden und leidenschaftlich eigenwilligen Werke, das aus der schönheitssüchtigen, ästhetischen Abgeschlossenheit der „Algabal"-Zeit aufsteigt zu der großen Auffassung und herrisch begehrenden Durchdringung und Formung des Lebens im „Teppich" und im „siebenten Ring". Und auch Dauthendey hat unserer Dichtung Werte hinzugefügt, Töne gegeben, die unendlich mehr wert sind als die schwülstig auftrumpfenden erotischen und sozialen Trivialitäten von 1884 und 1890, wenn auch sein Gesamtwerk nicht die Höhe der Anschauung des Georgeschen Kunstwerkes erreicht.

In den neunziger Jahren, da die im trivialsten Sinne so verständliche Berliner Kunst blühte, galten diese „Esoteriker" (Mombert, der von den empirischen Dingen losgelöste Gestalter kosmischer Geschichte, trat noch zu ihnen) als komplette Narren, und es war ein stehender Gebrauch mancher Zeitungen, sich hin und wieder spottend ihrer Narrheit anzunehmen. Typisch ist eine Satire wie die des oberflächlichen Bierbaum in den unter dem Pseudonym Martin Möbius 1900 herausgegebenen literarischen „Steckbriefen". Gewiß liefen einige Absonderlichkeiten in den Werken dieser Dichter herum; Schrullen, an denen das „Epater les bourgeois" vielleicht nicht ohne Schuld war. Aber was da wirklich heraufkam, ahnte ein „durchaus verhirnlichtes und verstofflichtes Zeitalter" nicht. Als Dauthendeys „Ultra-Violett" erschien, wagten nur ein paar ganz feinfühlige kultivierte Kenner wie Hanssen, Bahr und Servaes es, sich dafür einzusetzen. Die robusteren Nerven der übrigen Herren von der Kritik schnappten nicht auf Audition coloré; sie kannten nichts von jener Vermischung und Vertauschung der Sinne, die Farben hört und Töne sieht, und die der französische „Dekadent" Baudelaire schon gefeiert hatte. Ihre Sinne waren intakt.

Es war auch ein gar merkwürdiges Buch dieses Gedichtwerk „Ultra-Violett". Dauthendey erzählte Hermann Bahr einmal, wie es entstanden. Er lebte damals in einem schwedischen Dorfe, „hoch oben, ganz einsam und ohne jener Sprache mächtig zu sein, so daß er mit keiner Seele als nur mit sich selber verkehren und nichts als ewig nur seine eigene Stimme vernehmen durfte. Wenn er nun in dieser großen und, wie er schilderte, feierlichen, ja erhabenen Natur so einsam, so in sich versunken

Digitized by Google

dahinging, wuchsen mit einem rings, da die Menschen schweigen, den Blumen und allen Dingen wunderbar laute und verführerische Zungen für ihn. Farben sangen, und das Schweigen der schwarzen Wälder wurden tönende Wonnen und Verzückungen." Dauthendey kam von der Malerei. Schon in den pointillistisch hingesetzten Naturausschnitten seines ersten Buches, des Romans „Josa Gerth", fiel die Farbigkeit des Sehens auf. „Ultra-Violett" wurde eine Sammlung schriftlicher Farbenskizzen in der Art wie diese:

„Rauchblau schweben Nelkenfelder,
Wehe dunkle Irisnelken.
Dunkle Blätter streut die junge Nacht,
Warme Blätter in das herbe Grau.
Dunkel erzblau tönen Wasserscheiben,
Bleich gegossen die Fjorde,
Kupferrote Knospen streut der schwere Mond,
Wollustrote Knospen in den strengen Tau."

Aus „Ultra-Violett" erschienen erste Stücke in den „Blättern für die Kunst"; deshalb gilt Dauthendey oberflächlichen Kritikern noch immer als ein Renegat des George-Kreises. Das ist falsch. Er hat nur ein einziges Mal in jenem Kreise hospitiert; hat aber nie dessen Mitte nahegestanden. Die gemeinsame Kampfstellung gegen den spezifisch norddeutschen Naturalismus, in der die Leute vom Rhein und Main und aus dem deutschen Süden sich zusammenfanden, gab den einzigen Annäherungspunkt. Im übrigen ist das menschlich-künstlerische Erlebnis Dauthendeys dem Georgeschen ganz entgegengesetzt. Sein Dichten ist der naiv-elementare Ausdruck eines ganz naiv empfundenen Lebensgefühls, nicht die mächtige Auswirkung eines Leben und Kunstwerk groß formenden beherrschenden Willens. Auch „Ultra-Violett" ist nichts anderes; nur daß man dieses Tagebuch sonderbarer, unalltäglicher Stimmungen nicht verstand; vom eigenen Gefühl aus keinen Zugang zu ihm fand, war schuld, daß man Dauthendey zu den „Artisten" und „Aestheten" rechnete.

Der Titel dieser Dichtungen war für Dauthendey eine Art Programm. Sein Wille war: im Namen der Phantasie gegen die Vorherrschaft des Naturalismus zu frondieren. Wie groß seine künstlerische Kühnheit damals war, bezeugt unter anderm das kleine Drama „Sehnsucht", dessen Szenebemerkung vorschreibt: „Der Bühnenraum stellt das Gehirn des Menschen dar. Lilafahle Dämpfe wühlend gewälzt um einen granitgrauen Wolkenkern. - - Schütterndes Leuchten grüngolden, violettgolden weht in trüben Wolkenklüften. - - Ziehende Flöten und Violinlaute. Die grauen Wolken ringen. - - usw." Arno Holz hat dieses Szenarium in seiner lustigen Literatursatire „Die Blechschmiede" parodistisch verwandt. Wie Dauthendey auf den Titel „Ultra-Violett" verfiel, ist übrigens recht interessant zu hören, auch weil der in Frage kommende Vorgang nebenher zeigt, wie schon in der Periode der stärksten naturalistischen Strömung aus der literarischen Jugend selber die Gegentendenz geboren wird und sich bewußt durchzusetzen sucht. Dauthendeys Vater war Photograph und war sehr interessiert an der Erfindung der farbigen Photographie. Er lebte nur in Farbenproblemen. Da erzählte er eines Tages seinem kleinen Sohne von der jenseits des Sonnenspektrums gelegenen Farbe Ultra-Violett, die sichtbar zu machen bisher noch nicht gelungen. Die Vorstellung dieses physikalischen Problems hatte etwas anziehend Phantastisches für den Knaben und prägte sich, so betont, seinem Vorstellungsleben ein. Als Dauthendey zu Beginn der Neunziger Jahre nach Berlin kam, gewann er bald Fühlung mit den oppositionellen Elementen unter den Jungen, die die naturalistischen Tendenzen der literarischen Entwicklung bekämpften und eine Erneuerung unserer Dichtung von andern Ausgangspunkten her versuchten. Da war es Paul Scheerbart, der eine Sammlung der Kräfte anstrebte. Er gründete einen Verlag der Phantasten und wollte auch ein journalistisches Organ schaffen. Er sprach mit Dauthendey über die Angelegenheit und auch über die Benennung des in Frage stehenden Blattes. „Der Phantast" wollte Scheerbart es taufen. Dauthendey hatte gegen diesen, durch den gewöhnlichen Gebrauch etwas odiösen Namen seine Bedenken. Auf dem Heimweg fiel ihm plötzlich ein: warum soll denn das Unternehmen nicht einfach „Ultra-Violett"

Digitized by Google

heißen? Das wäre etwas wirklich Phantastisches, jenseits der banalen Wahrnehmbarkeit Liegendes. Und ging nach Hause und schrieb den Titel auf das Gedichtmanuskript, das er eben abgeschlossen hatte.

Von einem absoluten Kunstwert der Ultra-Violett-Impressionen kann nicht gut geredet werden; in der Entwicklungsgeschichte der literarischen Tendenzen unserer Epoche bedeuten sie jedoch nicht weniger als die ersten Bücher Stefan Georges. In Dauthendey schwieg bei der Abfassung dieser Gedichte noch dasjenige, wodurch sein späteres Schaffen Rhythmus und Farbe erhält. Nur der ästhetische Sinn war ihm damals geöffnet und zeigte sich aufnahmebereit. Er war mit seinem Ich isoliert, und es ist bezeichnend, wie er das kleine Drama „Sehnsucht" in das Ich als den Schauplatz hineinverlegt. Die Welt ist ihm im Innersten stumm; nur die leidvolle Sehnsucht schlingt ein Band um alles. Aber das Leben kommt zu ihm, und ein neuer Lebensglaube erfüllt ihn mit seinem Glücksrausche. Das Leben tritt an ihn heran von der Seite des mitfühlenden Erlebnisses als zentrale, als bindende Kraft, und es erschließt sich ihm im Erotischen, in der Zweieinheit von Mann und Weib. Das war zuerst in der Gedichtsammlung „Reliquien" (1900). Es ist Melodie in sein Blut gekommen. Es ist das Lied der Liebe, das die ganze Welt ihm entgegen singt. Nur ein großer inbrünstiger Liebesgesang ist ihm das All. Alles sucht ewig die Geliebte in seliger Lust; selbst die Schmerzen der Liebe sind noch voll Wonne: „Aber der Liebe Kämpfe sind göttliche Schmerzen." In den „Reliquien" ist noch viel trüber Rest und zagender Uebergang, Visionen und Extasen der Angst und der Einsamkeit. Aber fortschreitend werden die Verse immer freier und strömender, von einem innig gefühlten, lebenswarmen Pathos durchdrungen. In ihren naiven Quellen erinnern sie an die Schlichtheit des Volksliedes. Dauthendey wird zu dem Liebesdichter der neuern Lyrik. Wie der Gesang einer selig schluchzenden Nachtigall im duftenden Frühlingshain sind seine Lieder. Und er bietet in der Fülle seiner folgenden Bücher immer neue und neue Ueberraschungen: im „Brennenden Kalender", im „Singsangbuch", im „Weltspuk" und vor allem in den „In sich versunkenen Liedern im Laub". Eigentümlich ist diesen Gedichten ebenso wie den früheren die ungeheure Farbigkeit des Sehens. Aber was da impressionistische Skizze von etwas Fremdem, letzten Sinnes nicht Gefühlskongruentem war, wird hier das dichterisch lebendige Bild eines Beseelten. Die Einheit des Blutes, die große Religion der Liebe, die ihm Lebendes und Totes eint, schafft ihm auch eine Einheit des Weltbildes und beseelt ihm die ganze Natur. So werden alle Farben und Formen ihm Ausdruck für Verwandtes, und diese Hineinbeziehung des Landschaftlichen ins Gefühl ist nicht der geringste Reiz, der von Dauthendeys Lyrik ausgeht. So aber geht die neue Weise, die alles in den Strom des Blutes hineinbettet und es selig umhüllt.

Heut es kein Abend werden will,
In allen Gassen hinein
Steht noch der Frühlingstag still.
Und der Laternen funkelnde Reihn
Ziehen im letzten Tagesschein
Weit in die Halle des Himmels hinein.

Seht auch, es glänzen im Grau
Die Steine der Straßen noch blau,
Der Tag will den Stein nicht verlassen,
Er will ihn als Edelstein fassen,
Weil die Menschen drüber gegangen,
Die Menschen zu Zwei'n und mit glühenden Wangen.

Dauthendey ist 1867 geboren, aber erst als Vierzigjähriger scheint er sich gefunden zu haben. Die letzten Jahre haben eine Fülle neuer Werke von ihm gebracht, nicht nur Gedichte, sondern auch Novellen, humoristische Epen, Dramen und einen Roman. Nicht alles ist vorbehaltslos zu genießen, was ja bei einem so vollkommen naiv und ungehemmt aus dem Vollen schaffenden Künstler nicht zu verwundern ist. Den Roman „Raubmenschen" halte ich als Ganzes für vollkommen verfehlt. Er gibt, wenn man die erste Episode in ihrem feinen silbrig grauen Duft ausnimmt, eine recht unerfreuliche Mischung von Kolportage und berauschend farbiger Landschaftsschilderung. Dieser Roman führt nach Mexiko, und es ist seine Absicht, die Seele dieser heißen, uns Euro-

Digitized by Google

päern so fremden Erde in der Vereinigung typischer Vorgänge und landschaftlicher Eigentümlichkeiten zur Darstellung zu bringen. Aber zur Belebung und Bewältigung dieser Dinge fehlen unserm Meister Frauenlob die stählernen Muskeln eines Jensen oder die köstlich unbedenkliche Gerissenheit eines Hanns Heinz Ewers. Es scheint, daß der Wille zu weiter volksmäßiger Wirkung Dauthendey zu Experimenten verführt, die seiner stillen, innigen Art nicht zuträglich sind. Auch sein Drama rechne ich hierhin, das ganz ungeschminkt zum krassesten Theater hinsteuert. Der erste Akt des „Drachen Grauli" gelingt ihm in der wahnwitzigen Angststimmung. „Ein Schatten fiel über den Tisch" ist fein und zart genug, um dichterisch in Betracht zu kommen, trotzdem auch hier Aeußerlichkeiten unangenehm auffallen. Auch stehen die „Spielereien einer Kaiserin" sehr stark da in ihrer brutalen Hingehauenheit. Aber die übrigen Stücke sind als dichterische Leistung ebenso wie als reine Kulissendramatik, als Mache verfehlt. Was ihnen nicht jeden Reiz nimmt, ist immer wieder dieses innere Pathos, das wie ein Leuchten und Glühen im Blute des Dichters ist. Und schließlich wirken sie immerhin echt in ihrer Naivetät, denn Dauthendey schreibt seine Dramen hin, als ob noch kein Theater vor ihm bestanden. Alles ist bei ihm „wie am ersten Tag". Für eine nicht sehr glückliche Schöpfung halte ich auch das mächtig angeschwollene lyrische Reisetagebuch: „Die geflügelte Erde, ein Lied der Liebe und Wunder um sieben Meere", das in teilweise entzückenden, teilweise entsetzlichen Versen Streckverse mit Binnenreimen, die mehr stören, als daß sie die rhythmische Harmonie fördern - Bilder einer Weltreise aufzeichnet. Das schönste aber, was Dauthendey neben seiner Lyrik bisher zu geben hatte, sind die asiatischen Novellen: „Lingam" mit den heißen Farben Indiens, und die japanischen „Acht Gesichter am Biwasee" mit ihrem feinen, wie Staub der Schmetterlingsflügel zarten Perlmutterglanz. Es sind Liebesgeschichten, oder besser Liebessymbole. Dauthendey war lange auf einer Weltreise, und was sein Malerauge gesehen und sein Liebesherz aufgenommen, ist hier in eine dichterisch bedeutsame Form gebannt, die in einem bessern Verhältnis zu den Kräften und den Intentionen des Dichters steht, als etwa die breite Form des Romans.

Dauthendeys Thema ist überall die Liebe. Auf der Rinde eines uralten Baumes liest in den „Acht Gesichtern am Biwasee" einer, der die Runen zu deuten weiß, die die Zeit in die Borke der Bäume schneidet: „O wisse, Mensch, und höre mich, der ich alt werde wie die Erdrinde! Mir und allen, welche so alt werden auf der Erde, steht die Liebe höher als die Unsterblichkeit." In diesen Worten liegt das Ethos des ganzen Dauthendeyschen Schaffens. Dieses seltsam glühende Erleben der weltgewordenen Lebensmacht Liebe geht als Blutstrom, als inneres Pathos durch sein Werk, gibt seinen Dichtungen den nur ihnen eigenen, nie zu verkennenden Seelenton. In der Glut dieses innern Rhythmus wird alles zusammengehalten. Ueberall ist die Liebe der Held, der Mittelgrund, nicht die Menschen. Die Individuen sind nur die selig-unseligen Getriebenen, Träger und Funktionäre des Liebesgedankens. Liebessymbole sind es, was Dauthendey schafft, gleichviel welcher dichterischen Ausdrucksform er sich bedient. Zwar durchdringt er nicht jede Form, und zwar um so weniger je mehr sie vom lyrischen, in sich begrenzten Bilde fortstrebt zur Erfassung des Lebens in seiner großen harten Plastik. Aber das starke Lebensblut, das Dauthendeys Dichtung tränkt, das echt Erlebnishafte all seiner Gebilde umhüllt selbst das Verfehlte noch mit einem Schimmer echten Dichtertums. Den frühen Dauthendey kennt nur die Literaturgeschichte, sie kann an ihm nicht vorüber. Seinem neuen Liede aber horchen die Herzen.

Drei Gedichte.

Von

Kurt Erich Meurer.

Arme Zärtlichkeit.

O einmal aus dem Tor hinauszutreten
Und in den Gassen der verderbten Stadt
Ein Kind zu finden, das zu Sternen beten
Und leise lächeln kann und trotz der steten
Erniedrigung ein großes Sehnen hat!

Digitized by Google

Ein Mädchen, eine von den stillen Kleinen,
Die von der Brunst der Schwester aufgestört
In allen Abendstunden auf den Steinen
Des harten Pflasters wartet, und noch keinen
Der Lebensflüche in den Häusern hört. - -

Oder ein Knabe mit gewölbter Stirne,
Der tief von einem selt'nen Blick beglückt,
Ein ungesung'nes Lied im krausen Hirne,
Die falben Haare einer müden Dirne
Mit halbverblühten Margueriten schmückt. . .

Ich habe so nach Wundern ein Begehren
Und bin der Gassen Gast zur Dämmerzeit -
Doch durfte ich noch niemals Lust bescheren
Und mußte heim in meine Gärten kehren,
Einsam mit meiner armen Zärtlichkeit! -

Drehorgel.

Und dennoch - - sind mir auch die Möbel Qual,
Die meine karge Ruhefrist umlauern,
Die Menschen draußen und die Häusermauern,
Die Kinder schmutzig, früh verderbt und schmal

Und ward mir auch das ganze Leben schal
In Großstadtängsten, welche träge dauern, -
Es überkommt mich dennoch jenes Schauern,
Wie wenn vor mir ein Bergbach fiel ins Tal,

Wie wenn durch Buchen eine Geige riefe
Aus kleinen Hütten, wo sie Spielzeug schnitzen,
Darf ich nur hinter siechen Blumenstöcken

Zuschaun, wie in des Hofes enger Tiefe
Zu einer Orgel scheu auf Zehenspitzen
Die Mädchen tanzen in geflickten Röcken . . .

Mein Acker.

Du Acker, drin vertausendfacht
Mein Edelsame brennt
Und den die Trübsal jeder Nacht
Mit einem scheelen Aug' bewacht
Und brachES Unglück nennt,

Sieh, manchmal kam ein Wandersmann,
Er selbst sein eigen Ziel,
Sein Wünschen Fluch, sein Weg Tyrann,
So müde, daß er deinem Bann,
Mein Acker, rasch verfiel . . .

Manch Mägdlein, blaß wie in der Mär
Das Sternentaler-Kind
Im Hemdlein bloß —, von ungefähr
Legt sich's, als ob's im Himmel wär',
Froh in den schlimmen Wind . . .

Manch Weib, das fromme Sünde tat,
Und heilig ward im Traum,
Schlief fürstlich ein in armer Wat
Auf harten Schollen meiner Saat
Weich wie auf Samt und Flaum. —

Ihr Gäste meines Ackers seid
Wie seinem Keim erblüht,
Und schmückt euch auch ein kühl' Geschmeid',
Ein weißer Reif, mein kühles Leid, --
Ihr seid von mir durchglüht! *)

Randbemerkungen.

Bremer Brief.

In Versammlungen von Kunst-, Bildungs- und Bürgervereinen, im Parlament und in den Spalten der Tagesblätter, in den Freimaurerlogen und an den Stammtischen, ja, in den Theater- und Konzertpausen seit Monaten immer das alte Lied: .... „Das geht denn doch zu weit!" - - „Die Kunst muß doch wenigstens noch schön bleiben..." - „erlauben Sie mal, wollen Sie der Kunst Dogmen vorschreiben?" - - „das nicht, beileibe nicht, aber es hat doch schließlich alles seine Grenzen, Sie müssen doch zugeben..." - - - „nein, nein, das kann ich nie und nimmer zugeben..." — - -

Und im Mittelpunkt des Streites, Kämpfer und Zielscheibe zugleich, steht der Direktor der Kunsthalle, Dr. Pauli, des patrizischen Bürgermeisters a. D. fortschrittlicher Sohn. Nun mal Hand aufs Herz! Ist er's nicht gewesen, der die Karre aus dem Dreck geschoben hat? Wie sah's denn vor ihm aus? Möchtet Ihr die Zeiten der geleckten Genremalerei, als neben den Bildern Lupen hingen, mit Hilfe deren man sich geneigtest überzeugen konnte, daß auch das Subtilste mit ganzer Liebe auf die Leinwand gebracht war, noch einmal erleben? Und vor allem eins! Wer kann mir einen Reformer nennen, der nicht über das Ziel hinausgeschossen ist? Das gehört dazu! Die Begeisterung! die andere mitreißt, und ein Stück Rücksichtslosigkeit. Wie anders sollte man wohl dem Schlendrian beikommen? Seht Euch die Bremer Kunsthalle an, wie sie jetzt dasteht in Bremen und im Lande, und denkt wenig mehr als zehn Jahre vergleichend zurück! -- „Ja, aber die Schreckenskammer!" - - Bitte sehr, ist der Direktor einer Kunsthalle nicht verpflichtet, denen, für die sie geschaffen wurde, jede Kunstrichtung vorzuführen? — „Ja, aber die Ankäufe! Ein van Gogh für 30 000 Mark ...." - — Das ist es, worauf

*) Von Kurt Erich Meurer erscheint demnächst im Kunstverlag von Schirmer & Mahlau (Frankfurt a. M.) ein Versbuch mit dem Titel „Das Labyrinth".

Digitized by Google

immer wieder herumgeritten wird! Angenommen, es wäre ein Fehlgriff, nun ja, dann wird es nicht an Männern fehlen, die ihn als solchen erkennen. Karl Vinnen braucht man deswegen nicht zum Rückschrittler zu stempeln. Dafür steht er mit seiner Kunst und als Persönlichkeit zu hoch erhaben über alle dem, was man früher in Bremen Kunst und Künstler nannte; dafür wird er auch von einem Pauli zu hoch eingeschätzt, um als Nörgler und Bremser zu gelten. Bedauerlich ist nur, daß bei Meinungsverschiedenheiten das persönliche Moment sehr zum Schaden der Sache manchmal in den Vordergrund des Kampfplatzes gerückt wird und daß sich um die Persönlichkeiten, die in ihren Anschauungen im Grunde gar nicht so erheblich kontrastieren, „Lager" bilden, die erst den eigentlichen Zwiespalt schaffen und pflegen. Und dann kommt das ergötzliche Schauspiel: nun fühlt sich *jeder* verpflichtet, ob berufen oder nicht, seine maßgebliche Meinung zu Markte zu bringen. Der Krieg ist damit entbrannt. Und über den Parteien thront die Kunst. Sie läßt sich von *keiner* Richtung in Dogmen zwängen und geht ihren Weg....

Mitten in das Kampfgewühl platzte nun der Schelm des 1. April hinein. Ein bekannter bremischer Humorist, wie das Brem. Tagebl. schreibt, der nie einen Pinsel in der Hand gehabt hat, malt ein hypermodernes Gemälde: „Mondnacht". Keine Perspektive. Unmögliche Verzeichnungen. Schreckenerregende Farben, wie z. B. ein giftgrüner Köter. Und vor allem: ein quadratischer Mond! In einem Kunstsalon an der Hauptverkehrsstraße hängt es im Schaufenster, lorbeerumkränzt und mit einer Kaufpreisangabe: 35 000 Mark. Daneben hängt ein neues Blatt: „Die Bürgerweide", die als ersten Artikel einen Kunstbericht bringt über die „Mondnacht". Darin trieft es nur so von verschrobenen Kunstberichtvokabeln, neuen bizarren Ausdrücken und Anhäufungen von Fremdwörtern, die der Reihe nach dem Duden entnommen sind. Jeder lacht. *Hoffentlich* jeder! Denn es wäre verkehrt, wollten die „Banausen" triumphieren und das Lachen der Menge nur für sich ausbeuten; und es wäre verkehrt, wenn sich die „Stürmer" nicht so viel inneren Humor bewahrt hätten, um hier nicht herzlich mitlachen zu können. Das Ganze scheint sich nämlich weniger gegen eine Kunstrichtung als vielmehr gegen lächerliche Auswüchse zu richten, die bekanntlich jeder Kunstgattung anhaften. Vor allem scheint sich aber der Schalk auch gegen ein gewisses Kunstpapsttum zu wenden, das sich in letzter Zeit nicht bei den Künstlern, sondern bei den *Kunstkritikern* breit macht, in der richtigen Erkenntnis, daß Dogmen stets der Entfaltung wahrer Kunst hinderlich sind.

Nichts wäre verkehrter, als einen Protestantenvereinsstandpunkt in der Kunst zu vertreten: „Bis hierher gestatten wir die Freiheit, wer aber weiter geht, wird von uns bekämpft, wie wir die Orthodoxie bekämpfen." — Alle guten Geister mögen uns vor solchem Denken und Tun behüten! Auf jedem Gebiete. Auch auf dem der Kunst. Solche Leute sind aber in Bremen stets bei der Arbeit. Sie wollen Dr. Pauli von Regierungs wegen mit einer Art von Aufsichtsbeamten beglücken. Na, wenn's erst dahinkommt, daß die Kunstbestrebungen kontrolliert und inspiziert werden sollen, dann ist's aus mit der freien Entfaltung vorwärtstreibender Kräfte. Ich fürchte, wenn's dahin kommt, dann wird der verantwortliche Minister gehen, und das wäre schade, jammerschade, und die Folge einer Versündigung an den freiheitlichen Grundsätzen der alten Hansestadt an der Weser.

Aus der Hauptstadt.

Humoristen.

Ungeahnt kommt ein leiser Humor in die Berliner Frühlingswelt. Ich meine nicht den unfreiwilligen, dem zu Ehren die weitere Amerikanisierung und Ernüchterung Neu-Berlins mit dem Wettlauf der Kinemas und der Musik-Cafés und der Luxushotels täglich fortgesetzt wird, und dem ein einziger Spaziergang durch die lästerliche Lästerallee der Tauenzienstraße mit ihrer Typengalerie die reichste Nahrung zuträgt. Nein, der Humor, den ich in leichten Blasen auf der Oberfläche des aktuellen Berliner Lebens kräuseln sehe, ist gewollt, ist inszeniert, ist Absicht. Die Retorte, in der ein Teil dieses freiwilligen Humors hergestellt wird, hält die *Berliner Stadtverwaltung* in der Hand: und sie holt an die Wiege einiger Berliner Straßen, um deren Taufbecken sich bisher nur ernste Gestalten sammeln durften (die vaterländische Geschichte oder die Chronik des Berliner Bürgerverdienstes, oder die Geographie oder die große, die ganz große Kunst), als Taufpaten einige mit Spreewasser jedoofte Humoristen. Man wird also hier demnächst im fernen Ost unnahbar Euren Schritten eine „Glasbrennerstraße" haben, deren Patron der Vater so mancher Berliner Witzsammlung ist, die der moderne Possenautor zu Nutz und Frommen im Bücherschrein aufbewahrt: und

Digitized by Google

eine „David Kalisch-Straße", errichtet in gloriam des lustigen Mannes von messerscharf geschliffenem Witz, von dem der „Kladderadatsch" lebte, und dem so manches fein ziselierte Couplet über die Lippen floß: und eine „Richard Schmidt-Cabanis-Straße", auf deren Asphalt dem Lustwandler das romantisch eingerichtete, knebelbärtige Antlitz dieses Barden einfallen wird, und sein „blinder Seher" und seine „Köchin Rieke" (oder hieß sie „Guste"?) und seine Kühnheit, sogar dem unüberwindlich scheinenden Worte „Mensch" mit den Reimen „Lunch" und „wetterwendsch" zu begegnen. Ich sage: die Leute im Berliner Osten, in der Mehrzahl auf Literaturgeschichte nicht geaicht, werden sich vielleicht über die ihrer Kenntnis bisher unzulänglich gebliebenen Namensbegriffe der neuen Straßenschilder im Stile des Mannes erkundigen, der auf Berliner Pflaster einmal fragte: „Kochstraße? Heißt die vielleicht nach dem, der die Bazillen erfunden hat?" Aber es ist eine ebenso hübsche, wie unerwartete und die Gefühle unseres Magistrats in dauerndem Vermenschlichungsprozesse zeigende - - Leistung, daß der freimütige Humor in der Reihe der bei offiziellen Angelegenheiten zulässigen Gefühle überhaupt plötzlich Sitz und Stimme erhält, und daß sich - man soll sagen - nun gar am Ende auch die Herren Kren und Schönfeld, die modernen Nachfolger David Kalischs, auf die Taufpatenschaft bei einer Neuberliner Straße langsam vorbereiten können . . .

Immerhin: der Humor des Grafen Gisbert Wolff-Metternich, den ich bisher nur für hypernervös, für leichtsinnig, für in puncto Verschlagenheit überschätzt, für vom Schicksal mit einer hübschen Dosis Schlemihltums beschenkt, aber beileibe nicht für witzig oder humorbegabt gehalten habe, schlägt den launigen Einfall der Berliner Stadtverwaltung noch um Nasenlänge. Denn Graf Wolff-Metternich, dem gerade seine besten Freunde hätten raten müssen, nun eine Zeitlang tief unterzutauchen und sich erst wieder mit allmählich und in Tagen gründlicher, chemisch-moralischer Reinigung gewaschener, weißer Weste der Welt zu zeigen, hat sich dem Kientopp ergeben und wirkt in jenem Luxus-„Kammer-Lichtspielhaus", das sich dem neuen „Piccadilly-Café am Potsdamer Platz angliedert, in trautem Verein mit seiner Gattin, der Schauspielerin Gräfin Claire Wolff-Metternich (die im Prozeßsaal auch eine bessere Rolle gespielt hat) in einem Salonlustspiel „Der Stallmeister", das vom Filmfederhalter des Schauspielers Walter Schmidthäßler niedergeschrieben worden ist. Oben im ersten Rang rieseln prismatisch schimmernde Fluten über die zartrosa und zartblau irisierenden Glasbassins einer Wasserkunst: unten im Parkett fühlt der Kulturmensch gleichfalls kalte Wassergüsse, wenn er sieht, wie auf der Filmbühne mit Hilfe verschmitzter Anspielungen auf die Wirklichkeit und mit Hilfe einer Persönlichkeit, der ich bei allen ihren Fehlern das Ausschnaufen von der Oeffentlichkeit im eigenen Interesse sehr gegönnt hätte, die aktuelle Sensation bereitet wird. Denn dieser „Stallmeister", an dessen Gestalt Graf Gisbert Wolff-Metternich mit rührender, wenn auch begreiflicher, darstellerischer Ungeschicklichkeit herantritt, unternimmt jene Ehrenrettung für sein zweites Ich, die nur dann ganz glaubwürdig gewesen wäre, wenn Graf Gisbert sie selber unter dem Joche zielbewußter, eifriger Arbeit versucht hätte: zeigt einen jungen, eleganten Aristokraten, der der Welt, die ihn nur als Müßiggänger einschätzt, im Berufe eines Stallmeisters beweist, daß er verkannt wird, und der dann zugleich mit dem Ruhmestitel „tüchtiger Mensch" auch das Extrahonorar einer distinguierten Braut gewinnt. Ich habe hier nicht mit dem Grafen Metternich zu diskutieren, den man totsicher vor Gericht ein wenig zu scharf traktiert hat, indem man Leichtfertigkeit mit Schuld verwechselte. Ich kann mir auch vorstellen, daß ein Mensch, der ein ganzes Jahr hindurch mit einem Spießrutenlauf durch die Gasse einer feindseligen öffentlichen Meinung beschäftigt wurde, um sich schließlich dem materiellen Nichts gegenüberzusehen, in diesem Augenblick alle Rücksichten des guten Geschmacks mit dem Fuße fortschiebt und mit dem Notschrei: „il faut donc vivre" gierig nach ein paar Tausendmarkscheinen greift, zumal, wenn sie nicht schwerer als mit einem Versuche als Kinomime zu gewinnen sind. Aber ich klage den Kino an, der sich hier als Versucherin aufspielt: der sich eine neue Praxis zuzulegen scheint und auf gewisse Schliche des Varieté kommt das ja auch eine Zeitlang alle die Persönlichkeiten als „great attractions" billig einzukaufen, versuchte, die im Sensationstheater der internationalen Oeffentlichkeit in irgendeiner pikanten Rolle debütiert hatten. Indessen: der Kino, den jetzt, seine Vorzüge verkennend, seine Schönheitsfehler erweiternd, Zensoren, Bühnenschriftsteller, Theaterdirektoren über Gebühr hetzen, hat noch nicht Kredit genug, um sich dergestalt gegen den Kodex der guten, ästhetischen Sitte versündigen zu dürfen: und er sollte seine Tausender dazu benützen, sich von älteren Geschmackssünden reinzu-

Digitized by Google

waschen, anstatt sie an ein Unternehmen zu setzen, das sicher nicht vom Mitleid oder von den schönen Augen des Grafen Wolff-Metternich, sondern von purer Sensationsgier, von häßlichster Gschaftl'huberei, von bösartigster Spekulation auf die schlechten Instinkte der großen Menge inspiriert worden ist. Kino, wahre Deine heiligsten Güter! Man ist noch Dein Freund, aber man könnte aufhören, es zu sein . . .

Im übrigen — die Schriftstellerin Olga Wohlbrück kann bezeugen, daß diese Episode Wahrheit und nicht Dichtung ist — traf ich unmittelbar nach der Kammerlichtspielhaus-Wolff-Metternich-Premiere, dicht daneben, beim neuen „Josty", den Staatsanwaltschaftsrat Porzelt. Ob er sich auch seinen ehemaligen Prozeß- und beinahe Duellgegner auf der Filmbühne angesehen hat?

Urbanus.

Aus Berliner Theatern.

Der jüngste Reinhardt.

Man muß sich klar sein, zu welchem Ende überhaupt Theater gespielt wird. Zu unserer Freude — schön; aber wenn zwischen dem „Macbeth" und dem „Husarenfieber", zwischen der Duse und der Massary ein entscheidender Unterschied aufrecht erhalten werden soll, so muß man sich darüber klar werden, daß es zwei wesentlich verschiedene Wege gibt, diese Freude zu erreichen. In dem einen Fall gleiten wir amüsiert und interessiert durch eine bedeutungslos gereihte Kette sinnlicher Impressionen, vergnüglich wach und selbstbewußt, in dem anderen Falle schließen sich alle Eindrücke zu einem einzigen Erlebnis zusammen, das uns bis zu völliger Selbstvergessenheit erschüttert, uns in eine voller gefühlte Existenz hinüberverwandelt. Man wird zugeben müssen, daß beide Arten des Theaters so alt sind wie die Bühnenkunst überhaupt; aber wenn man zugibt, daß an diese zweite Art allein sich geistesgeschichtliche Werte anschließen, und daß nach dem heutigen Stand der Dinge diese höhere Art der sinnvollen Verwandlung nur durch ein organisches Zusammenarbeiten des geistigen Dramatikers und des sinnlichen Schauspielers zu erreichen ist — so ist klar, auf welchem Wege man die kulturell führenden Bühnen einer Nation suchen muß. Und dann ist auch klar, daß man die bisher wichtigste Bühne Deutschlands, das Deutsche Theater in der Schumannstraße zu Berlin, nicht mehr unbedingt auf diesem Wege antrifft.

Der Regisseur Max Reinhardt ist — darin besteht das Seltsame seines Falles — nicht zu schwach, sondern zu stark für die harmonische Lösung des Theaterproblems geworden. Ueberfluß an Kraft und freilich Mangel an Selbstlosigkeit, an Einsicht, an Bescheidung. Er glaubt, daß er es allein könne, daß der genialste Schauspielleiter allein ein Theaterwerk höchster Ordnung vollbringen könne, und er entfesselt in jedem Fall all seine erfinderischen Kräfte, unbekümmert darum, ob eine Dichtung da ist, die all diese Künste trägt und verträgt. Shakespeare verträgt sie, er ist reich genug, um selbst einen Bühnengewaltigen wie Reinhardt als bloßen Helfer in sich aufnehmen zu können. Freksa, Vollmöller oder Gozzi sind vor Reinhardt gar nicht da; wenn man also bei „Sumurun", „Mirakel" oder „Turandot" von dem vorgelegten Text nichts mehr merkt, so ist das weiter kein Schade — es entstehen freie Theaterspiele, die sehr schön sein können, aber doch nur (was Reinhardt übersieht) die mindere, sinnliche, geistig unkonzentrierte Art des Theaters auf einen Gipfel bringen. Molière aber ist zu schwach, um den Ansturm Reinhardtscher Phantasien zu ertragen, und doch noch stark genug, daß es um ihn immerhin schade ist.

Der jüngste Reinhardt war nämlich über einem Thema aus Molière errichtet: „George Dandin", der unglückliche reiche Bürgersmann, der „es gewollt hat". Er hat mit all seinem Geld ein adliges Fräulein heiraten wollen und sitzt nun da, verhöhnt und verraten von der adligen Sippe, gegen deren glänzende Manieren und skrupellose Moral er mit seinen derben, plebejischen Anstandsbegriffen ganz wehrlos ist. Weder Dandin noch seine Gegenspieler sind in wirklicher Rundplastik gestaltete Menschen; aber sie leben (und Mangel und Schwäche sind gleich charakteristisch für Molière) durch den wilden Ingrimm, mit dem die zwei typischen Züge: die plumpe Anständigkeit des Plebejers und die elegante Frivolität des Aristokraten nebeneinandergestellt sind. Dies Stück, das der Hof des Sonnenkönigs einmal als Verhöhnung bürgerlicher Tolpatschigkeit belacht hat, kann für uns heute nur noch leben durch die schmerzliche Wut über die leere Verlogenheit höfischen Treibens, die zweifellos in ihm steckt. Daß hier noch ein Weg ist, uns trotz der einfarbigen Kargheit dieser Dichtung zu ergreifen, bewies der Schauspieler Victor Arnold. Sein Dandin war freilich ein Meisterwerk. Wenn er von seinem alten Bauerngarten sprach, der dem neumodischen Park der Gemahlin habe weichen müssen, verklärte ein ganz kindliches Erinnerungslächeln

Digitized by Google

das breite Gesicht, und wenn er vom „Liebhaber" seiner Frau sprach, schwoll mitten im Wort aus seinem trockenen Ton eine ratlose Wut an. Und wenn er die häufigen Ansprachen ins Publikum brachte: „Was sagen Sie dazu?" - - „Da sehen Sie's!", so blieb er selbst dann von jeder Pierrotaufdringlichkeit entfernt, und hielt uns durch seinen hilflos ernsthaften, gleichsam betäubten Ton beim Leiden mit dieser armen verratenen Kreatur fest.

Dieses schauspielerische Meisterwerk kam aber nicht zur reinen Entfaltung, weil es nicht in dem nüchtern harten, scharfen Rahmen stand, der uns den lebendigen Geist aus dem toten Molière zu heben vermag, sondern weil Reinhardt all seine Erfindungsgabe daran gesetzt hatte, den Leib, in dem diese Seele einst gewohnt hat, wiederherzustellen. Man berichtet, daß „George Dandin" zuerst bei dem großen Gartenfest von Versailles im Jahre 1668 gespielt worden sei, an den neuen Fontänen des Le Notreschen Parks, durchflochten von einem ganz leichten, tändelnden Schäferspiel. Nach diesen Angaben hat Reinhardts Hausdichter Vollmöller die Uraufführung von 1668 rekonstruiert, und wir haben nur ein „Fête de Versailles", in der Dandin nur noch eine Episode ist. Musiker in Hoftracht und mit würdigen weißen Allongeperrücken steigen ins Orchester; mit Spinett, Klarinette und Violinen gegleiten sie die Tänze und Gesänge der Schäfer und Schäferinnen, die die Taxushecken des entzückenden Parkes durcheilen, von „Liebe, Liebe, nichts als Liebe" säuseln, in den großen Karpfenteich springen, wieder herausgefischt werden, und die Handlung des armen Dandin hundertfach umflechten, durchbrechen, überwuchern. Gewiß, diese Schäferwelt kann als Kontrast zum Elend des armen Dandin wirken, und wenn er zum Schluß zusammengebrochen in seinem Lehnstuhl sitzt, vorn an der Rampe, und die ewig von Liebe girrenden Pärchen noch einmal durch den nächtlichen Park tändeln, tritt auch etwas von dieser innerlichen Kontrastwirkung ein. Aber dieser Schlußeffekt ist zu teuer erkauft, weil in den voraufgehenden Stunden der riesige Rahmen das kleine Bild ganz erdrückt. Es ist alles sehr geistreich arrangiert, es ist sehr amüsant, wie bei den Adligen jede Begrüßung zu einem Menuett ausartet, das unter den Klängen der Musik abgetanzt wird, - - aber das Ganze erhält dadurch eine Breite, in der die kleine Möglichkeit seelischen Mitlebens, die in der Molièreschen Komödie für uns noch steckt, fast verschwindet.

Was bleibt, ist wieder ein sehr unterhaltsames, glänzend gemachtes Schaustück; zugleich ein, wahrscheinlich sehr zuverlässig gearbeitetes, Stück aus dem theatergeschichtlichen Museum, interessant für die Gebildeten und eine bunte Augenweide für die zahlende Masse. Diese Masse muß irgendwie ins Theater gebracht werden, und wenn Reinhardt solche Arrangements als bewußte Spekulation auf die Zahlungsfähigen auffaßte, so wäre das der Praxis anderer Direktoren, die sich durch Blumenthal, Fulda oder Sudermann forthelfen, noch weit vorzuziehen. Aber ich fürchte, er merkt nicht, daß er auf diese Art nur einen sehr kultivierten Typus des sinnlichen Amüsierstücks erhält. Ich fürchte, er glaubt durch diese souveränen Regietaten das Höchstmögliche der dramatischen Kunst zu erreichen. Denn er widmet ja diesem Unternehmen seit Jahr und Tag seine Kraft fast ausschließlich. Die wertvollere moderne Dichtung kommt in seinem Hause jetzt regelmäßig zu Fall, weil ihr nicht mehr Reinhardts Regie zuteil wird, und (die einzige Shakespearesche Lustspielaufführung ausgenommen) hat die Saison auch keine Erneuerung des großen klassischen Repertoires mehr gebracht. Die großen Probleme, die heute vielleicht nur Reinhardt lösen könnte: Tell und Wallenstein, Götz und Egmont, die Hermannsschlacht und die Nibelungen, der Bruderzwist und die Makkabäer, Peer Gynt und Kaiser und Galiläer, sie alle bleiben ungelöst, weil Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel, Grillparzer, Ludwig und Ibsen freilich keine so gefügigen Werkzeuge der freien Regiephantasie sind wie Vollmöller und Gozzi. Wenn eine Aufführung wie dieser Dandin zwischen der Wiederbelebung eines großen Dramas und einer vollkräftigen Uraufführung läge, so ließe sich gegen diese geist- und geschmackvolle Art, Geld zu verdienen, überhaupt nichts sagen; ein Theater aber, das solch delikate Sinnenschau als seine eigentlichste Leistung auffaßt, sie statt einer wahrhaften dramatischen Erschütterung bietet, scheint mir einer schweren Krise entgegenzugehen. Ich kenne noch heute weit und breit keinen Regisseur, dessen Fähigkeiten auch nur annähernd mit denen Max Reinhardts zu vergleichen sind; warum läßt er uns so selten zu einer reinen Freude, zu einem rückhaltlosen Beifallsruf kommen? Statt des einfachen, fruchtbaren Bündnisses mit der wahren dramatischen Poesie hat er den falschen Glanz vollkommener schauspielerischer Freiheit gewählt: „Tu l'as voulu, George Dandin!"

Julius Bab.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Auf dem Wege zur Europäischen Sprache? Liebheit & Thiesen, Berlin. 331 S. 8°. 3 Mark.

Eine entscheidende und nachhaltige Anregung zu ernsthafter wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Möglichkeit und der Art der Ausgestaltung einer Weltsprache oder einer allgemeineuropäischen Sprache gegeben zu haben, dieses Verdienst muß der Esperantosprache des Warschauer Arztes Dr. Samenhof zuerkannt werden; die Tatsache der in jahrzehntelanger praktischer Anwendung immer aufs Neue erwiesenen Tauglichkeit des Esperanto für den schriftlichen wie den mündlichen internationalen Gedankenaustausch konnte auch von den Philologen vom Fach schließlich nicht mehr, wie anfänglich, ignoriert werden, so daß auch in Philologenkreisen die Weltsprachidee überhaupt aufhörte, als Utopie belächelt zu werden. Nun sind es gewöhnlich, wie Bertha v. Suttner einmal treffend gesagt hat, „drei Phasen, die jede geistige Bewegung durchzumachen hat: In der ersten wird sie verlacht, in der zweiten bekämpft und in der dritten wirft man ihr vor, daß sie offene Türen einrennt." Die Weltsprachidee befindet sich, was den Standpunkt der Philologen ihr gegenüber anlangt, zurzeit in der zweiten jener drei Phasen: sie wird von vielen Seiten bekämpft. Auch das Buch „Auf dem Wege zur Europäischen Sprache?" ist eine Schrift, die, wenn auch nicht in jeder, so doch in mehrfacher Beziehung der herrschenden Weltsprachebewegung Einwendungen entgegensetzt. Auf diese Einwendungen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Der Standpunkt des -- ungenannten -- Verfassers läßt sich kurz dahin andeuten: für eine allgemeineuropäische Sprache ist die Stunde noch nicht gekommen, geschweige denn für eine Weltsprache; eine allgemeineuropäische Sprache wird sich erst dann bilden können, wenn die Sprachwissenschaft die erforderliche Vorarbeit dafür geleistet haben wird; mit dieser Vorarbeit -- zu der auch das vorliegende Werk einen Beitrag liefern will -- ist aber bisher nur ein kleiner Anfang gemacht worden. Für die Heranziehung des Sprachformenmaterials, auf das sich das Werk stützt, ist u. a. auch das Vocabulario commune ad linguas de Europa von G. Peano (Turin 1909) benutzt worden. Keiner, der sich für die Weltsprachebewegung interessiert, darf dieses Werk, mag er nun dessen Standpunkt teilen oder nicht, ungelesen lassen.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN's
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 ₰
H. BAHLSEN's KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 18 — Berlin, den 4. Mai 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Kulturkuriosa.

Das wichtigste Kulturereignis findet demnächst im Haag statt. Es handelt sich um die feierliche Einweihung des eben fertiggestellten Friedenspalastes. Ein Prachtbau und für ganz Europa ein dringendes Bedürfnis. Und zugleich ein Denkmal von (wie die Zeitungen berichten) wahrhaft wuchtigen Dimensionen. So eine Art Nikolaus-der-Friedenszar-Gedächtniskirche (wobei daran erinnert sei, daß an der bekannten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin auch schon die Glocken aus Kanonen gegossen wurden). Die Einweihung selbst wird, wie sich das für eine so hochkulturelle Angelegenheit geziemt, mit großer Feierlichkeit vor sich gehen. Die Hauptperson, das Väterchen an der Newa, kann leider nicht kommen. Aber dafür stellt er, großmütig wie solche Idealisten sind, das Festfeuerwerk. Er hat, sowie er von der Fertigstellung des Friedenspalastes Wind bekam, seine Schwarze-Meer-Flotte flugs bis an die Grenzen des bedrängten Türkenreichs dirigiert. Noch ist es eine Frage von Tagen, wann der kaiserliche Pyrotechniker mit der vollkommenen Vorbereitung fertig sein wird. Aber da man der Weltgeschichte diesen Witz auf keinen Fall nehmen darf, muß der hochbedeutsame Akt im Haag unbedingt bis zu der Stunde verschoben werden, da Nikolaus, der Friedensapostel, von seinen an den Dardanellen versammelten Kriegsschiffen seine geliebten Mordgeschosse abfeuern und so der Friedenspalastweihe erst die einzig würdige Festbeleuchtung geben kann.

* * *

Ganz Europa hat (wegen des Friedenspalastes!) ein Rüstungskoller ohnegleichen ergriffen. Das rechtfertigt die neuen Wehrvorlagen? Stimmt! Da sich alle Völker — wenn wir nächstens englischen Besuch bekommen, küssen sich auch diese Monarchen auf beide Wangen — bis an die Zähne bewaffnen, können wir uns nicht allein in Ideale kleiden. Also her mit dem Geld für die neuen Soldaten! . . . Aber immerhin, so opfersinnig, ohne Widerspruch? So trotz der Bethmann-Erscheinung nur an das große Nationale denkend? Man hatte es nicht erwartet. Und der Dank? Kriegsminister von Heeringen: Meine Herren! Die Gelder, die Sie bewilligen sollen, muß das Volk gern und ohne mit der Wimper zu zucken für das Volksheer geben. Aber wenn Sie mich nach dem Fall des Dr. Sambeth fragen, wenn Sie mich fragen, ob für die Offiziere dieses Volksheeres dieselben Gesetze wie für das Volk gelten, das diese Offiziere bezahlt — so sage ich Ihnen nein! . . . Ein Offizier, der aus Achtung vor den Geboten seiner Religion und im Respekt vor den Gesetzen des Landes sich mit einem (vom ordentlichen Gericht schon abgestraften) Beleidiger nicht noch schießen will und sich damit auf Ihren Ehrenstandpunkt, meine Herren, die Sie das Geld bewilligen sollen, stellt, gehört nicht in die gesellschaftlichen Kreise des Volksheeroffizierkorps . . . .

* * *

Qualvolle Untersuchungshaft unter Mordverdacht. So das Schlimmste vom Schlimmen. Der Fall des Sattlers Mielke. Nach zwei Monaten wird der arme Teufel entlassen. „Bedauern aufs tiefste, haben uns leider geirrt." Die Zeit der Haft und des von der Behörde in alle Welt gestreuten Mordverdachts hat die ihres Ernährers beraubte Familie inzwischen längst gezwungen, in fremder Stadtgegend irgendeinen Unterschlupf zu suchen. Der Zu-

Digitized by Google

rückgekehrte sucht, an Leib und Seele um Jahre gealtert, seine Arbeitsstätte. Sie ist von einem andern besetzt. Er muß von vorne anfangen, von vorn, als hätte ihn das Unglück langer Krankheit getroffen.

Also der Fall des gesetzlich vorgesehenen Schadenersatzanspruches ob unschuldig erlittener Untersuchungshaft. Also schwere Rechenarbeit im Justizbüro:

a) Ersatz für entgangenen Gewinn bei dem Handel mit Weihnachtsbäumen . . . 75,00 M.
b) Umzugsauslagen . . . . 40,00 „
c) Gesetzliche Verteidigungsgebühr . . . . . 24,00 „

„Na, das sind wenigstens zusammen 139 Mark," denkt der Laie. Hat sie der Bemitleidenswerte bekommen? Weit gefehlt! Der grundlos in Haft Gehaltene hat doch während seiner Gefangenschaft nicht von Luft gelebt! Er hat zu essen bekommen. Er ist, wie das bei der Gefangenenkost so üblich, mit geschwächtem Magen aus der Haft hervorgegangen. Aber man hat ihn nicht verhungern lassen. Also überreicht die Gefängnisverwaltung die Gegenforderung für die ihm durch Irrtum der Justizbehörde aufgedrängte Gefängniskost. Diese Rechnung fällt nicht ganz wie bei Adlon aus. Aber sie ist für das, was geboten wird, immerhin ganz nett. Sie macht für die gelieferten trockenen Couverts Weinzwang bestand leider nicht! -- 44,25 M., welch letztere selbstverständlich von den 139 M. in Abzug gebracht worden sind. Also sage und schreibe 94,75 M. für die Pein zweimonatlichen Mordverdachts. 94,75 M. für die ganz selbstverständliche Untergrabung der Gesundheit. 94,75 M. - aber immer dieselben 94,75 M. - für den entgangenen Arbeitsverdienst. 94,75 M. - noch immer dieselben - für den durch die Schuld der Justizverwaltung notwendig gewordenen Umzug, die notwendig gewordenen Anwaltskosten und den sicher im Anschluß an die Haft notwendig gewordenen Magenarzt inklusive.

Heinrich Ilgenstein.

Der vogelfreie Schuldner.

Von

Martin Bürgel.

Einzurichtende Friedensgerichte sollten den Ausgangspunkt einer dringend notwendigen allgemeinen Bewegung werden, gegen die in Deutschland herrschende Prozeßseuche an der Hunderttausende zugrunde gehen. Wie weit die Rechthaberei gekommen ist, lehrt folgender Fall, der im Januar im Berliner Lokalanzeiger veröffentlicht worden ist:

Um fünf Pfennige Bestellgeld.

In einer Armensache hatte die Stadt Danzig an die Stadt Jever einen Betrag abgeschickt, es jedoch unterlassen, das Bestellgeld von fünf Pfennig beizufügen. Auf eine energische Vorstellung schickte darauf Danzig den fehlenden Betrag in Gestalt einer Briefmarke im Werte von fünf Pfennig. Jever protestierte gegen die Uebersendung des Wertobjektes und betonte, Briefmarken nicht anzunehmen. Das angerufene Bundesamt erklärte jedoch den Rechtsstreit für erledigt und führte unter anderem aus: Es sei zuzugeben, daß Briefmarken nicht zu den gesetzlichen Zahlungsmitteln gehören. Es sei jedoch allgemein üblich, kleine Beträge in Briefmarken zu senden. § 226 des Bürgerlichen Gesetzbuches dürfe aber auch nicht übersehen werden, nach welchem ein Recht nicht ausgeübt werden darf, wenn lediglich bezweckt werde, einem anderen Schaden zuzufügen.

Daß eine peinliche Geldverlegenheit bei der Stadt Jever vorlag, ist natürlich ausgeschlossen, zumal jeder Briefträger die Marke gegen Bargeld umgewechselt hätte.

Man kann sicher annehmen, daß die Syndizi der Städte Jever und Danzig vorher den Fall sehr eingehend an Hand der einschlägigen Literatur geprüft und seitenlange juristische Abhandlungen über dieses Fünfpfennig-Problem geschrieben haben. Der Vorhalt des Herrn Professor Kisch, daß oft kleine Objekte Streitfragen von prinzipieller Bedeutung mit hohem

Digitized by Google

Wert darstellen, trifft hier nicht zu, denn das Bestellgeld beträgt immer nur fünf Pfennige.

Welcher Kaufmann denkt bei dieser Klage nicht an das schöne Wort: „Wer nutzlos unsere Zeit uns nimmt, bestiehlt uns, und du sollst nicht stehlen!"

Das salomonische Urteil des Bundesamtes wirkt humoristisch; es besagt nämlich: Die Stadt Jever hat zwar an sich das Recht auf ihrer Seite, sie habe aber kein Recht, das ihr zustehende Recht auszuüben. Danzig dagegen habe kein Recht und doch dabei das Recht, von Jever den Verzicht auf das Recht zu verlangen. — Hoffentlich wird wegen dieses Fünfpfennig-Streites keine Mißstimmung zwischen den beiden Städten bleiben; vielleicht feiern die Vertreter dieser beiden Gemeinwesen auf einem Städtetage offizielle Versöhnung und begraben die Streitaxt.

Dieser großzügige „Fünfpfennig-Prozeß zweier deutscher Städte ist für die Rechtsverfolgung von Ansprüchen im Deutschen Reiche typisch und dürfte auch denjenigen die Augen öffnen, die bisher in dem Ausfechten von Prozessen wegen der kleinsten Beträge und aus reinem Prinzip nichts gefunden haben.

Bei allen deutschen Amtsgerichten werden nach Schätzung eines Rechtsanwalts jährlich etwa 2½ Millionen Klagen angestrengt; darunter dürften sich allerhöchstens ½ Million Prozesse befinden, bei denen es sich um einen wirklichen Streit unter den Parteien über die Höhe und die Rechtmäßigkeit der Forderungen handelt. Bei den verbleibenden 2 Millionen Klagen dreht es sich um Nichtzahlenwollen oder Nichtzahlenkönnen und Fristerlangung, denn Zeit gewonnen — alles gewonnen.

Wie Sachverständige schätzen, betreffen:

1 500 000	Klagen	Objekte von	1—20 Mk.,
600 000	„	„ „	20—100 „
400 000	„	„ „	100—500 „

Bei den Amtsgerichten in den Großstädten treten durchschnittlich in 100 Prozessen 60—70 Anwälte auf.

Wenn man 500 000 Prozesse als kontradiktorisch annimmt, so verbleiben 2 Millionen Fälle, bei denen mit Erlaß des Urteils der Streit nicht erledigt ist, sondern erst entbrennt, nämlich ob und wann gezahlt werden muß. Ein großer Teil dieser Klagen ist durch Versäumnis- oder Anerkennungsurteil erledigt worden; bei einem kleineren Teil haben die Schuldner Einsprüche erhoben, um die Sache hinzuziehen. Wäre das Mahnverfahren obligatorisch und ferner für den Schuldner im Falle Anerkennung seiner Schuld auch ein gewisser Anspruch auf Berücksichtigung seiner Notlage vorhanden, dann wäre der größte Teil der Klagen gar nicht notwendig geworden.

Bei der einen Million Klagen mit Objekten von 1—20 Mk. (oder nach dem Falle Jever-Danzig von 5 Pf. bis 20 Mk.) betragen fast immer die Kosten mehr als die Hauptforderung und die Zinsen. Sie stehen in gar keinem Verhältnisse zur Schuld. Ein Schuldner hat auch heute keinen gesetzlichen Anspruch darauf, daß der Gläubiger auf dem billigsten Wege seine Forderung gegen ihn gerichtlich geltend macht. Es bleibt ihm vollständig überlassen, ob er selbst einen Zahlungsbefehl beantragt oder ob er einen Rechtsanwalt sofort mit Einleitung der Klage beauftragt, was unter Umständen 20, 30 auch 50 mal mehr Kosten verursacht.

Bei einem Objekte von 1000 Mk. beträgt der Unterschied zwischen Mahnverfahren und Klage etwa 150 Mk.; es liegt also in der Hand der Gläubiger, den Schuldner durch die Kosten von Massenklagen zu ruinieren. Die Rechtsanwaltschaft in Deutschland hat allein davon den Vorteil. Sie zieht jährlich aus dem mit Amtsgerichtsklagen versuchten Inkasso von 50 Millionen Mark 25 Millionen Mark Kosten, welche die Schuldner und in deren Unvermögensfalle die Gläubiger aufzubringen haben.

Wie können Schuldner, die nicht in der Lage sind, augenblicklich 50 Millionen Mark Verbindlichkeiten zu regeln, zu derselben Zeit noch weitere 25 Millionen Mark Kosten erschwingen? Sie bezahlen deshalb entweder nur die Kosten oder nur die Hauptforderung oder auch beides zusammen nicht, sobald sie nämlich einsehen, daß sie an den Kosten zugrunde gehen. Daher kommt die Gläubigernot! Unsere sorgsam erwogenen und mühsam

Digitized by Google

verfaßten Gesetze mit allen durch den Rechtsstaat peinlich ausgebauten Garantien des formalen Prozeßverfahrens — wie Professor Kisch sagt — haben es eben zuwege gebracht, daß die Klagen über die Gläubigernot immer größer, die Konkurse immer zahlreicher und deren finanzielle Ergebnisse immer schlechter werden.

Von den Zeiten, in denen der traditionelle preußische Exekutor mit Milde seines Amtes waltete, sprechen wir heute als von dem Zeitalter mit Treu und Glauben. Der derzeitigen Lage der Gesetzgebung und Ausführungsbestimmungen entsprechend konnte sich ein Schuldner noch aus eigener Kraft herausarbeiten, was heute nur sehr wenigen gelingt.

Zahlungsverlegenheiten sind durchaus nicht immer identisch mit der Zahlungsunfähigkeit. In der gesetzlichen Rechtlosigkeit des Schuldners liegt der Hauptgrund, daß sich viele Schuldner aus Selbsterhaltungstrieb davor schützen, daß alle ihre Gläubiger zu gleicher Zeit gegen sie vorgehen und sie damit ruinieren können. Wenn man erst gesetzliche Rechte für die schwachen Schuldner und einen Unterschied zwischen gutwilligen und böswilligen Beklagten schafft, dann werden die eben erwähnten Vorsichtsmaßregeln überflüssig werden.

Erkennt ein Schuldner seine Verpflichtungen unumwunden an und bittet nur um Stundung, indem er den Nachweis für die Berechtigung und den Nutzen beibringt, so kann man ihn wohl billigerweise zu den gutwilligen Beklagten rechnen. Warum sollen einem solchen Schuldner die hohen Anwalts- und Gerichtskosten für die Feststellung von Ansprüchen aufgebürdet werden, die er gar nicht bestritten hat? Ebensowenig sollte man die Anwaltskosten in der Zwangsvollstreckungsinstanz nicht als erstattungsfähig bezeichnen. Die kleine Mühe der Uebersendung eines vollstreckbaren Titels an einen Gerichtsvollzieher kann sich wohl jeder Gläubiger selbst machen; dazu ist der Anwalt nicht nötig. Auch die Vergleichsgebühren für eine Einigung über Ratenzahlungen, Fristbewilligungen usw. sollten den Schuldnern nicht auferlegt werden. Die Einziehung gehört eben mit zu den Obliegenheiten eines jeden Geschäftes, ebenso die Empfangnahme von Geldern. Wenn sich der Kläger und Gläubiger für diese seine geschäftlichen Aufgaben einen Mandatar nimmt, so mag er und nicht der Schuldner ihn bezahlen.

Nur da, wo es sich um bestrittene Ansprüche in irgendeiner Instanz handelt, die im kontradiktorischen Verfahren entschieden oder durch einen Vergleich erledigt werden, sollten die Anwaltskosten der gewinnenden Partei von dem Schuldner ersetzt werden. Deshalb mache man das Mahnverfahren bei allen Klagen obligatorisch und erkläre Anwaltskosten im Mahnverfahren auch für die Durchführung der Zwangsvollstreckung, soweit es sich nicht um die Beseitigung von Einsprüchen handelt, als nicht erstattungsfähig!

Das wäre eine große Tat der Gesetzgebung für das deutsche Volk und die Befreiung von einer schweren Last; es wäre soziales Oel für das Rechtsverhältnis zwischen Gläubigern und Schuldnern. Wie viele Millionen Mark würden nicht in die Kassen der Rechtsanwälte, sondern in die Taschen der Gläubiger fließen oder aber in diesen Taschen bleiben? Hunderttausenden von Schuldnern wäre mit einem Schlage geholfen, auch würden einige Millionen Klagen vor den Amtsgerichten weniger zur Verhandlung gelangen.

Dem heute vogelfreien Schuldner muß ein Recht auf Nachsicht des Gläubigers gesetzlich zugestanden werden. Das Urteil über die Anwendbarkeit und die Ausdehnung dieses Rechtes übertrage man richterlichem Ermessen. Diese Frage sollen die Friedensgerichte prüfen. Der Richter soll entscheiden, ob und für welche Zeit ein vollstreckbarer Titel außer Kraft gesetzt werden kann, ob für den Gläubiger Sicherheitspfändungen vorzunehmen sind, oder aber ob der Schuldner die verlangte Nachsicht überhaupt nicht verdient.

Mit der Einführung von milderen Gesetzen, die Friedrich der Große als die höchste Staatsweisheit pries, würden sich sofort nicht nur die Rechte, sondern auch die sonstigen Beziehungen zwischen Gläubigern und Schuldnern ändern. Die Gläubigernot entspringt ausschließlich aus der Schuldnernot. Man will die Wirkung beseitigen, indem man die Ur-

Digitized by Google

sachen verschlimmert und an der irrtümlichen Auffassung festhält, je härter das Gesetz, desto weicher wird der Schuldner.

Man spricht viel von der zu vermehrenden Sicherheit für den Kreditverkehr und meint damit eigentlich die Verminderung des Risikos für den leichtsinnigen Kreditgeber. Wie oft erfolgt die Kreditgabe nicht im Interesse des Gläubigers, sondern ausschließlich im Interesse des Verkäufers, der sonst seine Ware nicht an den Mann bringen kann. Es gibt bekanntlich Branchen, in denen die Gläubiger nur mit Hilfe von zwölf Monatskrediten ihre Waren verkaufen können. Darf man vernünftigerweise bei solchen langen Zielen davon sprechen, daß das Gesetz den Lieferanten, der auf zwölf Monate hinaus seine Ware verborgt, noch mehr als bisher schützen soll?

Bei der Schaffung von Friedensgerichten und Stundungsämtern würden dem Staate neue Kosten nicht erwachsen. Fallen beispielsweise nur eine Million Verhandlungen bei den Amts- und Landgerichten aus, weil in so viel Mahnsachen kein Widerspruch erhoben wurde, so würde eine große Zahl von Richtern frei. Auch ließen sich bei kleinen Amtsgerichten die Geschäfte des Friedensgerichtes an besonderen Tagen von den Amtsrichtern mit erledigen. Zur Not würden gewiß auch manche Rechtsanwälte umsatteln und Friedensrichter werden. Wenn ihnen auch das Friedenstiften anfangs nicht so geläufig sein sollte, so werden sie sich doch schnell in die neue Rolle hineinfinden. Und so mancher kampfes- und prozeßfreudige Rechtsanwalt wird später als Friedensrichter zum Segen beider Parteien tätig sein dürfen.*)

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von Professor Dr. Adolf Marcuse.

Im Vordergrunde des wissenschaftlichen und allgemeinen Interesses der Naturfreunde stand die bereits im vorigen Berichte kurz angezeigte ringförmige Sonnenfinsternis vom 17. April, die bei klarem Himmel und bei herrlicher Frühlingswitterung in ganz Deutschland sichtbar war. Ueberall wurde diese interessante Finsterniserscheinung, bei der fast die ganze Sonnenscheibe durch den dunklen Mond verdeckt worden ist, sowohl von Gelehrten als auch von Laien aufmerksam beobachtet, ja sogar Luftschiffe und Ballone wurden zum näheren Studium dieses, erst nach etwa 87 Jahren in solcher Ausdehnung für das deutsche Land wiederkehrenden Himmelsphänomens in höhere Atmosphärenschichten emporgeschickt. Am eindrucksvollsten war der Moment, als etwa in der Mitte der ganzen Finsterniserscheinung der Mond sich fast vor die gesamte Sonnenscheibe schob und nur noch eine ganz feine Lichtsichel (an den Orten mit zentralförmigem Verlauf der Finsternislinie zwischen Aachen und Greifswald innerhalb Deutschlands war es ein ganz feiner Lichtring) von unserem strahlenden Tagesgestirn übrig blieb. Zu dieser Epoche, die etwa eine halbe Minute anhielt, verdunkelten sich Himmel und Erde auffallend, alles erschien in einem fahl-gelben Lichte, wie beim Herannahen einer Gewitterwolke; die Lufttemperatur fiel beträchtlich, die Sonnenstrahlung hörte fast ganz auf, und ein kalter Wind, der sogenannte Finsterniswind, strich durch die Luft. Gleichzeitig wurde mitten am Tage, rechts von der Sonne stehend, der Planet Venus sichtbar, und hoch in der Atmosphäre kamen zarte Zirruswolken in die Erscheinung, wie sie sonst in der Regel nur bei stark veränderten Zuständen der Luftelektrizität auftreten. Unwillkürlich wurde man hierdurch daran erinnert, daß tatsächlich die insbesondere von den ultravioletten Sonnenstrahlen ausgehenden elektrischen Einwirkungen in hohen Luftschichten eine entscheidende Rolle für das elektrische Verhalten der Atmosphäre spielen, das sich im Auftreten von Zirruswolken vor jeder Gewitterbildung zeigt. Von allgemeinem Interesse dürfte es schließlich noch sein, daß aus den bei der diesmaligen Sonnenfinsternis durchgeführten Messungen der Ränderberührungen von Sonnen- und Mondscheibe sich deutlich ein etwas kleinerer Wert für den Durchmesser unseres Trabanten ergeben hat, als man bisher in der astronomischen Wissenschaft annahm.

Auch sonst ist noch Neues und Wichtiges vom Himmel in letzter Zeit bekannt geworden, das sich einmal auf unseren, der Erde so ähnlichen Nachbarplaneten Mars und auf den neuen, im Sternbilde der Zwillinge entdeckten Stern bezieht. Für den Planeten Mars fand man aus sehr genauen und scharfsinnigen Berechnungen der Bahnen beider Marsmonde sowohl einen zuverlässigen Wert

*) Als Probe aus Martin Bürgel „Der vogelfreie Schuldner". Berlin W., Carl Curtius' Verlag, das hiermit bestens empfohlen sei.

Digitized by Google

für die Abplattung dieses Planeten, als auch für die Neigung seiner Umdrehungsachse gegen die Ebene seiner Bahn. Die Abplattung der Marskugel oder eigentlich des Mars-Ellipsoids, ergab sich ungefähr doppelt so stark wie bei der Erde, so daß auf jenem Planeten ein recht erheblicher Unterschied zwischen seinem polaren und seinem äquatorialen Durchmesser zu verzeichnen ist. Für die Neigung der Marsachse gegen die Marsbahn fand sich dagegen ein nur wenig größerer Wert als bei der Erde für die sogenannte „Schiefe der Ekliptik", von der bekanntlich die Verteilung der klimatischen Zonen sowie der Jahreszeiten auf unserem Planeten abhängt. Infolgedessen weiß man jetzt ganz genau, daß auf dem Mars ein ganz ähnlicher Verlauf der Jahreszeiten wie auf der Erde stattfindet; nur sind die einzelnen Jahreszeiten auf unserem Nachbarplaneten etwa doppelt so lang als bei uns, da das Marsjahr fast das doppelte vom Erdjahr beträgt. Was schließlich den neuen, plötzlich in den Zwillingen aufleuchtenden Stern betrifft, so dürfte derselbe identisch sein mit einem früher als ganz schwach bekannten Sternchen, das später, offenbar durch Zusammenstöße mit kosmischen Nebelmassen im Weltenraume, hell aufleuchtete, und so als neuer Stern sichtbar wurde. Dafür spricht auch die Tatsache, daß in dem Spektrum dieses neuen Sternes vornehmlich helle und dunkle Wasserstofflinien erkannt worden sind, die als bezeichnend für ein plötzliches Aufleuchten kosmischer Massen gelten können. Jedenfalls lehrt das immerhin nicht allzu seltene Auftreten solcher neuen Sterne, daß auch im fernen Weltall ein „Werden und Vergehen" gilt, und daß alles nicht nur in Bewegung, sondern auch in ständiger Veränderung sich befindet.

Zur Mutter Erde leiten uns neue Untersuchungen über die Atmosphäre hinüber, die für unseren Planeten eine Art Bindeglied zwischen dem Himmelsraume und der festen Erdoberfläche bildet. Wie hoch ist nun unsere Lufthülle, deren untere Grenze durch die Erdoberfläche gebildet wird und deren obere Grenze da liegen muß, wo die sogenannte Himmelsluft im Weltraume beginnt? Die Erforschung der höheren Luftschichten ist erst wenige Jahre alt, und zutreffende ziffernmäßige Vorstellungen über die wirkliche Höhe der Erdatmosphäre konnten überhaupt erst ganz neuerdings erzielt werden. Die Erforschung der Luft gelang eigentlich erst mit der Eroberung der Luft; seit Drachen mit selbstaufzeichnenden Instrumenten bis 7000 m, Freiballone mit kundigen Beobachtern bis 10 800 m und Gummiballone mit feinen Registrierapparaten sogar bis 29 000 m hoch in die Atmosphäre emporgeschickt werden konnten, hat sich auch die Erforschung der hohen Luftschichten ermöglichen lassen. Nimmt man dazu die neuesten Messungen über das Aufleuchten von Meteoren und über die Entladung von Polarlichtern in den höchsten Zonen unserer Atmosphäre, so kann man sich jetzt das folgende, im großen und ganzen wohl zutreffende Bild von der gasförmigen Hülle unserer Erde machen. Die Atmosphäre zerfällt in zwei große, zunächst durch ihre Temperaturverhältnisse wesentlich verschiedene Schichten. In der untersten, über Europa bis zu 11 km Höhe reichenden Schicht, die in erster Linie für die Wettergestaltung maßgebend ist, nimmt die Temperatur ständig mit zunehmender Höhe ab. In dieser Zone liegen die Wolken, deren höchste als Zirren bis etwa 11 km emporreichen. Ueber dieser Schicht herrscht eine nahezu konstante Temperatur von etwa −55° C., die sich bis in Höhen von 29 000 m hat nachweisen lassen und noch viel höher reicht. Darüber liegt eine weitere Schicht bis etwa 80 km Höhe, die noch optisch wirksam ist und an deren Grenze der Luftdruck — im Meeresniveau 760 mm, in 20 km Höhe 42 mm betragend — nur noch einen Wert von 0,02 mm aufweist. Bis zu dieser Höhe von rund 80 km besteht die Luft zumeist aus Stickstoff und Sauerstoff, zwei schwereren Gasen; darüber liegt dann eine Atmosphärenschicht, die bis etwa 250 km emporreicht und aus reinem Wasserstoff, einem der leichtesten Gase, besteht. In dieser Wasserstoffatmosphäre treten die meisten Sternschnuppen und auch die zahlreichsten Polarlichter auf. Aber damit ist die obere Grenze unserer gasförmigen Hülle durchaus noch nicht erreicht, denn in neuester Zeit konnten ganz besondere Polarlichtentladungen sogar noch in Höhen von etwa 400 km über dem Meeresniveau gemessen werden. Diese allerhöchste Schicht der Erdatmosphäre, die unmittelbar an den Weltenraum grenzen dürfte, scheint aus einem noch leichteren Gase als Wasserstoff zu bestehen, da das Spektrum der daselbst beobachteten Nordlichter nichts weiter als die reine grünliche Nordlichtlinie, ohne Zusatz von Wasserstoff, aufweist. In jenen obersten Grenzschichten der Erdatmosphäre, die man also für rund 400 km hoch halten muß, beträgt der Luftdruck nur noch $^2/_{1000}$ mm, also etwa so viel wie in einer ganz luftleer gemachten Vakuumröhre im Laboratorium.

Diese Betrachtungen über die höchsten Atmosphärenschichten lenken uns schließlich zu dem letzten Gebiet hinüber, das in dem vorliegenden Berichte noch kurz erwähnt werden soll, nämlich zur Luftfahrt. Die letzten

Digitized by Google

Wochen brachten ein aeronautisches Ereignis ersten Ranges, die Allgemeine Luftfahrt-Ausstellung „Ila“ in Berlin. Abgesehen von der ausgezeichneten wissenschaftlichen Abteilung und der hochinteressanten kunsthistorischen Sammlung von Bildern im Zusammenhange mit der Luftschiffahrt, war die „Ila“ eigentlich nur eine Ausstellung von deutschen Flugzeugen. Aber gerade diese Zusammenstellung von den neuesten Motoren und Maschinen der deutschen Flugzeugindustrie war ebenso lehrreich wie imponierend. Wenn auch unsere westlichen Nachbarn in der Quantität der Flugzeuge noch immer an erster Stelle stehen, so kann doch kein Zweifel darüber sein, daß Deutschland in der Qualität mindestens ebenbürtig dasteht. Zur rechten Zeit kommt daher in diesen Tagen der Aufruf zu einer Nationalflugspende, die zum Ruhme der angewandten Naturwissenschaft und zur Schaffung von Flugzeugen dienen soll, die Deutschland einen Ehrenplatz in der Geschichte aller Zeiten sichern werden.

Heroinen?

Von

Julius Bab.

Die völlig unbegründete Aufführung einer verschwollenen Dilettantenarbeit aus dem Schwedischen, die unlängst im „Neuen Schauspielhause“ zu Berlin stattfand, gibt Gelegenheit, über das Problem der Heroine nachzudenken. Denn die Frau Tilla Durieux spielte die Königin Semiramis ob im Sinne oder gegen den Sinn des Autors, war bei der Schwäche und der Konfusion, mit der alle Linien im Text gezogen sind, nicht zu entscheiden. Aber es ist auch gleich, denn Frau Durieux würde auf keinen Fall diese berühmte Königin anders gespielt haben, und auch Frau Eysoldt und Frau Triesch nicht, auch nicht Fräulein Terwin und Fräulein Ritscher, nicht Frau Roland in München oder Frau Marberg in Wien, wie all die beliebten und berühmten Protagonistinnen der deutschen Bühne heute alle heißen. Denn ob Tilla Durieux die Judith, oder die Kaiserin Katharina, oder die Semiramis spielt, oder Frau Triesch die Königin Christine oder die Mariamne, oder Gertrud Eysoldt (leider!) die Penthesilea — es ist ja doch immer ein und dasselbe: es sind die schlängelnden, tändelnden Katzenbewegungen des Körpers, die vampirhaft gespitzten, bald süßen, bald gefährlich explodierenden Mienen, der kindlich miauzende Ton, der zuweilen in ein bewußt unechtes, majestätisch forciertes Pathos umschlägt — kurz, es sind all die Züge, die das Bild sexueller Monomanie ergeben, das liebestolle, gefährliche Weibchen, bei dem nichts echt ist, als die Begier nach dem Manne, und bei der alles andere, mag es sich gebärden und verstellen wie es will, nur Maske und Werkzeug dieses Grundtriebes ist. Es sind die Gestalten, deren literarisches Original man in Wildes „Salome“, Wedekinds „Lulu“, Shaws „Kleopatra“ oder Strindbergs „Julie“ findet — aber nicht in Shakespeares „Julia“, Hebbels „Judith“, Kleists „Penthesilea“ oder gar in Goethes „Iphigenie“. Damit ist Verdienst und Versagen dieser ganzen sexualnervösen Schauspielkunst schon angedeutet.

Dieser Genre war berechtigt und sogar notwendig, als Korrelat für gewisse Strömungen des geistigen und literarischen Lebens. Aus dem Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts ward jene vernichtende Kritik konventioneller Ideale geboren, als deren gewaltigster Meister August Strindberg erscheint; aber der leichtere Witz der Dänen und der Gallier, die weich-melancholische Skepsis der Wiener, das moralistische Pathos der Deutschen, die geistreiche Phantastik der Iren, Wied und Courteline, Hofmannsthal und Schnitzler, Wedekind und Wilde, und, mit einem Teile seines Wesens auch Bernard Shaw, wiesen denselben Weg. Das verbreitetste und mächtigste aller Ideale aber ist das Erotische, und hinter allen Verkleidungen der Liebe (und das heißt für den Mann vor allen Dingen: der Frau), immer wieder die nackte Notwendigkeit des Triebes, die eben bloß verkleidete Sinnlichkeit aufzuzeigen, das war das Hauptgeschäft dieser bald frivolen, bald pathetischen, bald lustigen, bald sentimentalen Skeptiker. In den Mittelpunkt ihrer Bühnenwerke stellten sie in allen möglichen Kostümen Frauen, die doch eben nichts waren, als immer neue Verklei-

Digitized by Google

dung der sexuellen Monomanie. Diese Frauen mußten gespielt werden, und für sie erstand diese Generation von Schauspielerinnen. Und ebenso wie ihre literarischen Vorbilder haben diese Menschendarstellerinnen ihr künstlerisches und kulturelles Recht und Verdienst: es war vertiefte Erkenntnis, psychische Aufklärung, gesteigerte Wahrheit, getötete Lüge und damit ein Plus an Lebenskraft, was aus dieser Kunst folgte, selbst da, wo sie bloß zerstörend, niederziehend und fratzenhaft häßlich erschien.

Aber die Zeit konnte auf dieser Stufe nicht stehen bleiben; sie mußte sich wieder besinnen, daß die Zerstörung des falschen Ideals, der lügnerischen Phrase, die freilich oft genug aus einem allzu menschlichen Triebe eine anspruchsvolle Großartigkeit gemacht hatte, daß die Zertrümmerung dieser hohlen, durchschauten Götzen noch nicht die Widerlegung Gottes, die Aufhebung der Ideale bedeutete. Ohne Idealbildung kann das Menschengeschlecht scheinbar genau so wenig leben, wie ohne Raum- und Zeitbegriffe, und gerade die stärksten dieser Zerstörer, wie Ibsen, Strindberg, und am deutlichsten Bernard Shaw, brachten in und mit ihrer Kritik schon ein neues Ideal herauf, ein Ideal, das sie nun in besserem Einklang mit den Wirklichkeiten wähnten. Auch ein Frauenideal — der Glaube an weibliche Wesen, die nicht nur hundert Masken der Sinnlichkeit tragen, sondern im gesunden Körper eine starke und eigene Seele besitzen, die auf dieser Welt Werte und Ziele kennt und erstrebt, die nicht in sinnlicher Befriedigung aufgehen. Aber wenn diese neue Idee von der Frau sich in der Literatur erst ganz allmählich durchsetzt, wieviel langsamer noch muß ihr Weg in der Menschendarstellung sein, deren Entwicklung erfahrungsgemäß immer in erheblichem Abstand der Dichtung folgt! Nun aber stehen andererseits die großen Dichtungen unserer Klassiker da und warten, die Dichtungen, deren Schöpfer eine Idee vom stolzen, freien, sich selbst bestimmenden Menschen im Busen trugen und in ihr Werk senkten, die auch an den schicksalhaft großen, weiblichen Menschen glaubten, an jene Gattung, die der alte Goethe noch lange vor dem Theaterjargon die der „Heroinen“ nannte. — Die Generation der achtziger Jahre glaubte ziemlich gut ohne diese Dichtungen auskommen zu können, inzwischen aber hat man gemerkt, daß man sie denn doch zum geistigen Leben braucht. Um die Jahrhundertwende näherte sich die neuromantische Strömung den klassischen Werken, freilich im wesentlichen von der sinnlichen Seite her; man wollte die Farben, Klänge, Bewegungen wieder, die in den großen Dramen freilich mehr als Mittel, denn als Wesen stecken. Die großen Reinhardtschen Neubelebungen der Klassiker waren die nächste Folge. Aber nun trat der große Mangel zutage, der Mangel an Heldenspielern und noch viel mehr an „Heroinen“. Nun versuchte sich jenes ganze Geschlecht von Schauspielerinnen, das in der Darstellung der sogenannten dämonischen, besser sexuell monomanischen Weiber zu Ruhm gekommen war, an den Gestalten der Shakespeare, Kleist und Hebbel. Diese Frauen setzten alles ein, was ihnen zu Gebote stand: ihre zum Teil sehr erhebliche Intelligenz, ihre durchweg höchst gestufte Nervosität, Bildung, Stilgefühl und Phantasie — aber mit all dem gab es nie rein erfreuliche Resultate. Oft genug übersetzten sie sich mit Hilfe ihrer Regisseure die Heldengestalten auf eine geradezu lästerliche Weise ins Sinnlich-Nervöse; aber auch wenn sie die rechte Absicht hatten, wenn sie nach hohen, einfachen, bedeutenden Linien strebten, gab es höchstens dünne Umrißzeichnungen, die mit einer fremdschillernden Farbe gedeckt waren. Denn das Eigentlichste der schauspielerischen Leistung läßt sich weder durch Willen noch durch Einsicht zwingen, es sitzt im Leibe, in der innersten Natur. Und in der Natur dieser Künstlerinnen liegt die alles beherrschende und vergiftende Sinnlichkeit — bald wirklich als naive Naturkraft, bald als ein höhnisch kritisiertes Erlebnis — aber immer im vollen Gegensatz zu jeder stolzen, kulturvollen, vom bloßen Trieb freien Haltung, die die Gestalten so leidenschaftlicher Geister wie Kleist und Hebbel einnehmen. Für all diese, zuweilen interessanten, oft peinlichen, stets verfälschenden Bühnengestalten (das äußerste bedeutete hier die kindisch auftrumpfende kleine Nymphomanin, die die geist- und

Digitized by Google

talentvolle Gertrud Eysoldt als Amazonenkönigin Penthesilea auf die Bretter stellte!) — für all diese Gestalten hat schon Goethes Mephisto das entscheidende Urteil gesprochen:

„Doch Teufelsliebchen, wenn auch nicht zu schelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten."

Und so sucht unsere Zeit die Heroine. Man kommt immer in Verdacht, verflucht altmodisch zu sein, wenn man das ausspricht. Als ob man das Geschrei und die tote Plastik des alten Hoftheaterstils wieder herbeisehnte. Der ist aber natürlich nur die theatralische Spiegelung jenes phrasenhaft leeren Idealismus, gegen den sich einmal die wütende Kritik der Strindberggeneration richtete; er hat nichts zu tun mit jener echten Würde und Größe des Tons und der Gebärden, mit der einst große Heldendarstellerinnen klassischen Heldengestalten den echten Leib gaben. Freilich, das Geschlecht der Wolter ist ausgestorben; ihre Erbinnen sind teils schwächlich klein, teils äußerlich kalt, teils (wie das große Talent der Berliner Heroine Rosa Poppe), durch den unorganischen Einfluß moderner Nervositäten verwirrt und verdorben. Die Generation der naturalistischen Epoche, als deren größte Künstlerin wir Else Lehmann verehren, hat für alles Leiden und Kämpfen der Menschenseele wohl den echten Ton, aber nicht für jene geistige Ueberwindung des Wirklichen, die die Verse der großen Dichter auch noch dann ausdrücken, wenn sie tragischen Untergang bedeuten. Und jenes dritte Geschlecht skeptischer oder naiver Sinnenmenschen, jene klugen Teufelsmädchen, bringen es, wie sie sich auch strecken und recken mögen, nirgends zum heroischen Maß. So ist an einer wichtigen Stelle unserer Theaterkunst eine breitklaffende Lücke. Aber ich glaube, daß die Zeit sich anschickt, diese Lücke zu füllen. Nicht nur, weil in den letzten Jahren gerade sich Talente gezeigt haben, die etwas wie den Ansatz zu einer neuen Heroine bedeuten, sondern vor allem, weil uns jede kunstgeschichtliche Erfahrung verbürgt, daß die geistige und literarische Entwicklung, die heute wieder den Glauben an einen geistigen, freien, dem Schicksal gewachsenen Menschen lehrt, ihre schauspielerische Ergänzung finden wird, sobald sie nur erst die volle Reife erfahren hat. Wie die Eysoldt für Strindberg, wie Else Lehmann für Hauptmann, die Enghaus für Hebbel, Korona Schroeter für Goethe, so wird auch für den neuen Dramatiker, auf den wir warten, die neue Heroine kommen — die Künstlerin, die jene ganze Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Töne und Gebärden, die wir inzwischen als natürlich haben empfinden lernen, besitzt, sie aber mit leidenschaftlicher Seelenkraft in Formen von höherer geistiger Bedeutung hineinarbeitet. Und damit wird nicht nur die dann jüngste dramatische Produktion, sondern auch der dramatische Geist unserer Klassiker zu neuem Leben erlöst sein. Eine Zeit wird vorüber sein, für deren betrübendstes Symptom ich es halte, daß unter ihren gerühmtesten Schauspielerinnen keine einzige ist, von der man eine Darstellung der größten deutschen Bühnengestalt auch nur wünschen möchte, von der man auch nur das Verlangen trüge, sie in der erhabensten Heroinenrolle zu sehen, die in deutscher Sprache geschrieben wurde: als die Iphigenie Goethes.

Randbemerkungen.

Weltrecht und Weltfriede.

Alfred H. Fried findet in seiner „Friedenswarte" an den vom amerikanischen Senat ratifizierten Schiedsverträgen, dem „Monumentalwerk Tafts", nur „kleine Schönheitsfehler" auszusetzen. In Wirklichkeit hat der Senat von der Schiedsgerichtsbarkeit gerade diejenigen Fragen ausgeschlossen, an deren Lösung die Völker Europas das größte Interesse haben. Dazu gehört z. B. die als Monroedoktrin bezeichnete, herkömmliche Haltung der Vereinigten Staaten in amerikanischen Angelegenheiten. Der amerikanische Fleischtrust hat sich seit einigen Jahren in Argentinien eingenistet und sucht die ganze argentinische Fleisch- und Nahrungsmittelausfuhr unter seine Kontrolle zu bringen. Den Schaden hätten europäische Völker, die ganz gewaltige Mengen argentinischer Bodenprodukte konsumieren. Es liegt nun ferner im Bereiche der Möglichkeit, daß nordamerikanische Trust-

Digitized by Google

magnaten vermöge einer allamerikanischen Monopol- und Zollpolitik die europäischen Industrien in Hinsicht auf deren notwendigen Bedarf für amerikanische Rohstoffe und Nahrungsmittel ganz von ihrer Gnade abhängig machten. Viele Millionen europäischer Industriearbeiter könnten nicht beschäftigt werden, nur weil die politischen und wirtschaftlichen Machthaber auf dem dünnbevölkerten amerikanischen Kontinent europäischen Industrien nicht erlauben wollten, zu andern als unerschwinglichen, also höchst ungerechten Preisen amerikanische Rohmaterialien oder Nahrungsmittel zu beziehen. Wollten dann europäische Regierungen einem Teil ihrer Beschäftigungslosen ermöglichen, nach Amerika auszuwandern, so würden diese dort als „unterstützte Einwanderer" nicht zugelassen werden. In all solchen Fragen behält sich die Regierung der Vereinigten Staaten vor, völlig willkürlich verfahren zu dürfen, ja, sie macht nicht einmal ein Hehl daraus, daß sie berechtigte Interessen europäischer Menschen als Weltbürger grundsätzlich zu verletzen beflissen ist. Eine Lösung europäisch-amerikanischer Streitfragen auf schiedsgerichtlichem Wege erstrebt sie allein da, wo sie ihrem Willen mit Gewalt nur Geltung verschaffen könnte, nachdem sie ungeheure Mittel für weitere Rüstungen aufgewandt hätte. Jede europäische Regierung, die mit den Vereinigten Staaten einen Schiedsvertrag abschließt, der Fragen der Monroedoktrin und der Zulassung von Ausländern in Amerika nicht mit einbegreift, leistet der kampflosen, mithin schimpflichen Unterwerfung ihrer Nation unter amerikanische Willkür Vorschub. Völker, die nicht knechtisch gesinnt sind, dürfen gegenüber einer fremden Macht auf das „Recht der Waffen" nur verzichten, wenn diese ihren Angehörigen in dem fremden Gebiete völlig freies Niederlassungs- und Handelsrecht gewährt, wobei die Zubilligung geicher gegenseitiger Vorteile als selbstverständlich vorausgesetzt ist. Weltrecht geht vor Weltfrieden. Herr A. F. Fried versichert zwar im letzten Heft seiner „Friedenswarte", das sei auch seine Meinung. Leider läßt er es in dieser Hinsicht bei der bloßen Theorie bewenden. Sonst würde er in der Praxis nicht fahrlässigerweise amerikanische Worte für Taten nehmen.

Otto Corbach.

Elberfelder Pferdegelehrte.

Einige gelehrte Leute — ich weiß nicht, ob auch ungelehrte — halten die Berichte über die „denkenden Tiere" in Elberfeld deshalb für glaubhaft, weil die Tierpsychologie noch ein sehr dunkles Gebiet sei und weil manche geistige Leistung von Tieren wirklich überrasche.

Hierbei wird Eines übersehen. Die geistigen Fähigkeiten von Tieren mögen potentiell so groß sein, wie sie wollen; sie mögen meinetwegen zum Kubikwurzelziehen, zum Aufbau einer metaphysischen Theorie und zum Ersinnen einer feinen Komödie ausreichen: auf welchem Wege aber will man diese Anlagen entwickeln, ausbilden? Nämlich heute, wo die Aufgabe völlig neu ist, wo noch keine Realschulen für Pferde vorgearbeitet haben, wo der einzelne Lehrer die Methode selbständig ersinnen muß. Das einzige Mittel, mit dem er den Lehrgegenstand darstellen und vortragen kann, ist die Sprache. Er muß dem Pferde *sagen*, was man unter dem Quadrat einer Zahl oder unter Wurzel versteht. Wie bringt er dem Pferde die Bedeutungen dieser Ausdrücke bei?

Allerdings darf man Herrn Krall nicht fragen, wie er das angefangen hat. Der Gedanke an Täuschung, an Dressur soll von vornherein als ausgeschlossen gelten. Ganz wie es damals mit Herrn v. Osten war: die Person bürgt dafür, daß keine Täuschung im Spiel ist! Da muß man das Selbstverständliche aussprechen: daß die wissenschaftliche Forschung ein persönliches Vertrauen nicht kennt, daß vielmehr das äußerste Mißtrauen angebracht und Pflicht ist.

Die gläubigen Herren bringen statt dessen ein Uebermaß von Kritiklosigkeit mit und behalten es auch gegenüber dem Verlauf der Experimente. Die Art, wie sie über diese Experimente berichten, ist von grotesker Komik. „Das Pferd wird aufgefordert, die Wurzel aus 5776 anzugeben. Es antwortet mit der richtigen Angabe: 76." Wirklich? Natürlich hat es nicht 76 angegeben, sondern es hat einmal mit dem linken und einmal mit dem rechten Fuße zu stampfen angefangen und beide Male im richtigen Augenblick aufgehört. Oder: „Du hast dich erinnert; um wieviel hast du dich geirrt? — Um 3." Das Pferd hat dreimal gestampft; den Sinn, daß es sich um 3 geirrt habe, hat ein anderer hineingelegt.

„Zeichen waren vollkommen ausgeschlossen," hören wir. Richtig heißt es: Ob Zeichen gegeben wurden, kann der Besucher natürlich nicht erkennen; denn es sind Zeichen so mannigfacher Art möglich, daß niemand sie alle erraten und prüfen kann, ob eins von ihnen angewandt worden ist.

Der geheimen Zeichen, also der Täuschungen des Besuchers, sind Legion. Mithin ist die Ueberführung sehr schwierig.

Trotzdem ist die Methode klar, wie man

Digitized by Google

die Ueberführung zu versuchen hat. Es wird sich einmal darum handeln, den Fragesteller selber in Unkenntnis der richtigen Antwort zu lassen; er darf nicht Zeit haben, die Aufgabe zu lösen. Weiß er selbst die Antwort nicht, so kann er dem Tiere auch nicht am richtigen Zeitpunkte das Zeichen geben. Zweitens wird man das Tier verhindern müssen, das Zeichen wahrzunehmen. Das wird zwar nur für die sichtbaren Zeichen zu erreichen sein; aber vielleicht handelt es sich wirklich um solche Zeichen, die mit dem Gesichtssinne wahrzunehmen sind.

Das ist die durch die Natur der Sache vorgezeichnete Methode. Die gläubigen Herren haben nichts davon erzählt, daß sie angewandt worden sei. Aber sie ist angewandt worden. Auf dem internationalen Psychologenkongreß in Berlin hat Oehler-Frankfurt darüber berichtet. Er sagte: Versuche, bei denen der Fragende die Antwort nicht kannte, oder bei denen für die Pferde die Hilfe durch Gesichtswahrnehmungen ausgeschlossen war, sind sämtlich mißlungen.

Das sagt alles.

Wer nun noch glauben will, dem ist nicht zu helfen.

Wenn Herr Krall noch auf weiterer Prüfung besteht, so muß sie unter den von Oehler bezeichneten Bedingungen erfolgen. Es kann sich nur noch um eine Wiederholung der Prüfung handeln, die schon einmal ein gänzlich negatives Ergebnis gehabt hat.

Franz Lütgenau.

Die Ausstellung der Berliner Sezession.

Von

Dr. Eduard Thoma.

Wer im Eingangssaal der Sezession vor den Kubisten und Futuristen nicht Reißaus genommen hat, wird auf seinem Rundgang noch von hundert Bildern um wohlwollende Interpretation gebeten werden und am Schluß vielleicht die allgemeine Diagnose stellen: Das Freilicht ist im Erlöschen; die Traditionen van Goghs nehmen immer mehr von den Gemütern Besitz. Symbolisch kommt dieser Tatbestand dadurch zum Ausdruck, daß man Ulrich Hübner, der diesmal das Pleinair am glücklichsten vertritt, die Unbill antat, das beste seiner zarten Bilder zwischen zwei Kraftmeier der Farbe zu hängen.

Ulrich Hübner führt uns fast jedesmal an den Strand von Travemünde. In diesem Frühjahr hat er aus einem hochgelegenen Fenster den Landungsplatz der Schiffe samt der Strandpromenade gemalt. Vielleicht ist bisher keines seiner Bilder so auffällig in der Anlage gewesen; die rechte Hälfte der Tafel ist überlastet gegenüber der linken; der Augenpunkt liegt ganz exzentrisch, sehr hoch und weit nach rechts. Aber es ist wieder derselbe weiche, silberne Schimmer, der den Linien und Farben jede Schärfe nimmt, über alles gelegt. Dieser Maler verabscheut das Grelle, so sehr er die volle Sonne liebt. In seiner letzten Sonderausstellung kam der Ursprung seiner Eigenart ans Licht; er ist ebenso Schüler Manets wie — des Delfter Vermeer. Es gab dort ein Stilleben, auf Blau und Gelb aufgebaut, und eine Landschaft mit Backsteingiebeln und gestutzten Bäumen, welche jedweden an den alten Holländer erinnern mußten.

Da Max Slevogt gar nichts geschickt hat, und Lovis Corinth zwei bedeutendere Bilder erst später bringen will, so ist neben Ulrich Hübner nur noch ein Freilichtmaler von Rang zu nennen, Wilhelm Trübner. Der Karlsruher Meister verkündet seit einigen Jahren unermüdlich seine Liebe zum Starnberger See. Gestehen wir es nur zu, wir sind des bekannten roten Blumenrondells etwas überdrüssig geworden. Eines der Bilder aber fällt diesmal durch die Feinheit der Luftperspektive auf. Ein steifer Pinselstrich und kaltes Grün herrschen im Vordergrund; davon weicht die glatte, lichtgrüne Seebreite und das duftige Grau der jenseitigen Hügel leicht und sicher zurück. Eine besondere Ueberraschung ist das Bild mit einer Innenansicht des Starnberger Landhauses; denn in der letzten Zeit hat Trübner neben Landschaften nur immer ganz unglückliche Porträts gezeigt. Nun aber haben wir Gelegenheit, seine alte Fertigkeit wieder zu bewundern: im Spiel der Sonne in den Gardinen und den Scheiben der Flügeltür, noch mehr in dem kühlen atmosphärischen Gesamtton, von welchem das ganze Gemach erfüllt ist.

Max Liebermann hat leider den „Corso auf dem Monte Pincio" ausgestellt, ein Bild, lahm in der Komposition und zäh in der Farbe. Und doch hat man unlängst bei Cassirer erfahren, daß er auf seinen Strandbildern durch reichliches Aussparen des Grundes und glückliche Verwendung dünner, zitternder, karminroter Töne solche Fluten von Licht hervorbringen kann, daß alles Gegenständliche fast transparent erscheint. Als Bildnismaler hat er sich immer des Freilichts lieber enthalten und für das Inkarnat eine Skala heller, bräun-

Digitized by Google

licher aber etwas kreidiger Töne erfunden. Der Wert des Herrenporträts in der Sezession beruht auch einzig und allein in der Zeichnung, die mit großer Sicherheit eine momentane Bewegung — ein rasches Zuwenden und Hinhorchen — wiedergibt; damit kontrastiert die große Ruhe in den prüfenden Augen. Was ein anderer alter Vorkämpfer des Pleinairs, Graf Leopold von Kalckreuth, in seinem Damenbildnis gibt, ist gleichfalls Größe und Schönheit der Bewegung, nur daß hier viel mehr auf eine reine und leicht fließende Linie hingearbeitet ist. Das starke Blau auf dem hellgrünen Hintergrund scheint die Sonnenbeständigkeit der Farben und damit das Ende jener Lichtmalerei, die eine Neutralisierung der Töne erstrebte, beweisen zu wollen. Unter den Porträtisten vertritt vielleicht Max Beckmann mit dem „Liebespaar" noch am meisten die Manetsche Art. Hier hat sich die wilde Gärung des jungen Künstlers, von der Riesenbilder wie z. B. die Amazonenschlacht sattsam Zeugnis geben, gelegt, und eine schlichte, ungekünstelte Größe tritt zutage.

Von den Landschaftern streben die besten kompositionelle Feinheiten an. Und dies gilt, obschon Waldemar Rösler und Theo von Brockhusen diesmal sich auch um starke Lichteffekte bemüht haben. Wenn wir aber ihre Farbe, von der sie in verschwenderischer Fülle aufgetragen haben, uns recht überlegen, so entsteht für einen Augenblick die Frage, ob beide nicht in Schwarz-Weiß sich schon klarer ausgesprochen haben. Die Tube verleitet sie dazu, Reliefwirkungen durch pastosen Auftrag zu erzielen. Rösler hat weniger auf die Linie acht als Brockhusen. Seine Bäume sind ein lebhaftes Geschiebe von Stämmen und Blattwerk, und die Fülle von Bewegung, die darinsteckt, hat er auf dem schönsten Bilde, dem der Sommerlandschaft, dadurch hervorgehoben, daß er mitten in den üppigen Wald da und dort starre Vertikalen, nämlich Telegraphenstangen, eingesetzt hat. Brockhusen, der auch seinerseits Bäume und Baumgruppen einer durchgängigen Hauptbewegung unterwirft, läßt es sich nicht nehmen, dieselbe auch linear deutlich auszusprechen, und faßt deswegen z. B. die Silhouetten in einer jedes Detail aufsaugenden großen Form zusammen. Schmerzlich vermissen wir unter den Landschaftern Oskar Moll; er hat das letzte Halbjahr auf Korsika zugebracht und wird wohl in wenigen Wochen den Fleiß des Winters uns vorweisen.

Um die jetzige Situation der zeitgenössischen Malerei noch besonders klarzumachen, hat man vier Bilder ihres Patrons, Vincent van Goghs, in diese Ausstellung aufgenommen, darunter das Programm-, fast könnte man sagen, Reklamebild, die Arlesienne. Dieses Frauenbildnis ist zu bekannt, als daß man es mit vielen Worten erläutern müßte. Es gibt Momente, wo man es als zu leer empfindet, und die künstlerischen Absichten scheinen uns dann mit einer allzu großen Deutlichkeit, die an Plattheit grenzt, ausgesprochen zu sein. Die Landschaft mit den Schiffsentladern berührt uns neben jener Glätte angenehm durch die Rauheit des Vortrags, die zu der Stärke der Farben in glücklichem Rapport steht. Die „Wassermühle" zeichnet sich noch nicht durch Einfachheit der Farbenwahl aus; sie wirkt auch am besten bei halbem Lichte, wenn das Vielerlei zurücktritt und die bei aller Einfachheit so mächtige Komposition deutlicher wird.

Georg Kolbe rettet die Ehre der Plastiker mit der vortrefflichen Bronzestatue einer jugendlichen Tänzerin. Sie hat wie traumverloren den Kopf auf die linke Schulter zurückgelegt und schwebt — die Fersen berühren nicht den Boden — in langsamem Hin- und Herwiegen dahin; die Arme sind in einer kaum merklichen Spannung ausgebreitet und zeigen den Rhythmus der kurzen Tanzschritte in der Vergrößerung.

Auf Tod und Leben.

Ein preußisches Land-, Luft- und Wasserabenteuer.

Von Lothar Schmidt.

In einem Weinrestaurant der Berliner Friedrichstadt gab's einen Zusammenstoß zwischen zwei elegant gekleideten Herren. Der eine beschuldigte — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — den andern, er habe die Dame seiner Begleitung mit indiskreten Blicken fixiert. Nach kurzem Wortwechsel versetzte er dem Gegner eine schallende Ohrfeige. Jener wollte wieder schlagen. Der Wirt, der Geschäftsführer, die Kellner trennten die Streitenden, die nun, ein jeder mit der Visitenkarte des andern in der Tasche, das Lokal verließen.

Die Visitenkarte dessen, der gehauen hatte, lautete:

FRIEDRICH ROMBERG
Rittergutsbesitzer
Hauptmann der Reserve im usw.

Digitized by Google

Die Visitenkarte dessen, der gehauen worden war, lautete:

GERD von DENNEWITZ
Regierungsassessor
Oberleutnant d. Res. im usw.

Eine richtige deutsche Affäre. Mit der Notwendigkeit eines Naturereignisses mußte daraus ein Zweikampf auf Tod und Leben erfolgen. Und richtig: Nachdem der Ehrenrat gesprochen und die beiderseitigen Kartellträger unter zahlreichen von dem Schall aneinander klappender Stiefelabsätze begleiteten Verbeugungen das Erforderliche höchst würdig und nach allen Regeln des Komments verabredet hatten, ging's los. Noch ehe 36 Stunden über den bedauerlichen Vorfall vergangen waren, erschienen an einem frühen Novembermorgen die Gegner pünktlich am Rendez-vous-Platze, einem einsamen Baumschlag im Grunewald.

Dem ernsten Anlaß entsprachen sehr ernste Bedingungen: Gezogene Pistolen, Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit. Wenn nicht ein Wunder geschah, würde nach menschlicher Voraussicht mindestens einer der Duellanten in seiner abseits wartenden Autodroschke nicht lebend heimkehren.

Die Waffen sind geladen. Zeugen und Aerzte haben sich aus dem Bereich der feindlichen Kugeln entfernt, das erste Kommandowort ertönt. Da plötzlich wird fernes Rufen vernehmbar, lautes Rascheln. Die Herren blicken erstaunt um sich, nach rechts, nach links, nach vorn, nach hinten. Endlich zeigt einer von den beiden Aerzten, der sich gerade an seinem Verbandkasten zu schaffen gemacht hat, in die Höhe. Ein Ballon schwebt über dem Baumschlag, kaum hundert Meter vom Erdboden. Der einzige Insasse, der wohl nicht ahnt, was hier unten vorgehen soll, macht sich mit Mühe durch ein Schallrohr verständlich. Sein Schleppseil hat sich um den Stamm einer Föhre gewickelt. Er bittet, es zu lösen und ihm beim Landen behilflich zu sein.

Im Nu verändert sich das Bild im Walde. Die Herren, Freund und Feind, eilen, ergreifen das Tau und ziehen aus Leibeskräften gemeinsam an ein und demselben Strange. Langsam, ganz langsam kommt der Ballon, der bereits einiges von seiner Kugelgestalt eingebüßt hat, hernieder. In dem Tau, das sich zu ihren Füßen zu einer schlangenartigen Masse türmt, stolpert ab und zu eines von dem Dutzend Beinen. Aber schon schwebt der Korb in der Höhe der Baumkronen, und der Luftschiffer ruft jetzt ohne Schallrohr ein freudiges „Dank! . . . herzlichen Dank, meine Herren!" Noch ehe die Gondel den Boden berührt hat, springt er gewandt heraus, wankt, steht und beteiligt sich gleich eifrig an der Arbeit:

„Festhalten! nur ja recht festhalten!" mahnt er.

Da, ein heftiger Windstoß, der in den Wipfeln heult und an der Hülle des gefesselten Ungeheuers zischend und klatschend entlang braust. Das beugt sich, macht eine gewaltige Kurve, richtet sich wieder auf. Ein Ruck. Die paar Männerarme vermögen nicht zu widerstehen. Und jäh steigt es wieder hoch in die Luft, mit sich führend zwei, die just mit den Händen die Bordkanten des Korbes umklammert halten, nämlich den Rittergutsbesitzer Friedrich Romberg, Hauptmann der Reserve, und den Regierungsassessor Gerd v. Dennewitz, Oberleutnant der Reserve. Die unten aber, zu Boden gerissen und sich wieder erhebend, gewahren, noch keines Wortes mächtig, die beiden Körper, welche immer kleiner werden und mit Not und Mühe in das Innere des Korbes hineinklettern.

„Zu den Autos! Zu den Autos!"

Es dauert aufregend lange, ehe die Kraftdroschken, ratternd und puffend und dampfend, sich in Bewegung setzen, um über holprige Waldwege hinweg die Verfolgung des entwichenen Ballons aufzunehmen. Vergebens. Bald ist er den Blicken der Insassen entschwunden, und die Chauffeure erhalten Weisung, in die Stadt zurückzukehren.

* * *

Der Auftrieb war ein so starker und plötzlicher gewesen, daß die beiden Duellanten sich ihres Geschickes erst aus der Vogelperspektive bewußt wurden. Da kauerten sie nun, dicht aneinandergedrängt, auf dem Boden des Korbes, leichenblasse, todesstarre Angst auf den eben noch so kampfestrotzigen Gesichtern. Schweigend, unbeweglich hockten sie Leib an Leib. Wie lange, das empfanden sie nicht; vielleicht eine Stunde. Endlich wagte einer, sich aufzurichten und über Bord zu schauen. Tief, tief unter ihnen in weitem Panorama lag eine unbekannte Landschaft, aus der ein Kirchturm, klein wie ein Zahnstocher, ragte.

Keiner blickte den Nachbar an, keiner sprach einen Laut zu dem Gefährten im Unglück. Und dennoch, ohne es sich selbst einzugestehen, wünschte jeder, der Gegner möchte das unheimliche Schweigen brechen, und sei es auch nur, um aus beklommener Brust eine Interjektion ausstoßen zu können über die entsetzliche Situation, worin sie sich befanden. Wie

Digitized by Google

hypnotisiert schauten sie in das Strickwerk zu ihren Häupten, Romberg von der einzigen Vorstellung „Ventil", Dennewitz von dem einzigen Gedanken „Reißleine" beherrscht. Rauhe Herbstluft machte sie vor Kälte zittern. Doch die Sonne lachte, der Himmel blaute, kein Windhauch schien sich zu bewegen.

Da gibt sich Romberg einen jähen Impuls. Er hält es nicht länger so aus. Erst räuspert er sich, sucht die verlorene Stimme wieder zu finden, „hunk, hunk", und stottert:

„Verzeihung . . ."

Dennewitz, in der Meinung, der Gegner wolle angesichts des beiden gemeinsamen Todes eine Entschuldigung wegen der Ohrfeige vorbringen, wehrt mit der Hand ab, als wollte er sagen: „Ach, lassen wir das! Das ist ja alles eins jetzt!"

Doch jener: „Wissen Sie vielleicht Bescheid . . . mit dem Ventil?"

„Nein," erwidert kleinlaut der Assessor. „Eben wollte ich Sie wegen der Reißleine . ."

Damit geriet das kaum angefangene Gespräch wieder ins Stocken. Eine quälende Pause trat ein, während der sich beide um einen Vorwand bemühten, es wieder anzufangen.

Dem Assessor friert. Er umhüllt sich mit einer braunen Wolldecke, die zerknüllt in einer Ecke der Gondel liegt. Unmerklich mit der linken Hand zupft und zupft der Rittergutsbesitzer vom Rücken her an dem freien Ende der Decke, bis es ihm gelungen ist, sie auch um seine Schultern zu legen. Dabei stößt sein Fuß an etwas Hartes, Rollendes. Er zieht es an sich; es ist eine halbe Flasche Kognak, die er entkorkt. Schon im Begriffe, sie an den Mund zu führen, besinnt er sich eines Bessern und bietet wortlos dem Gefährten den ersten Trunk an.

„Nein, bitte!" sagt der Assessor.

„Nein, bitte, nach Ihnen!"

So bekomplimentieren sie sich eine ganze Weile um den Vorrang, bis schließlich Romberg das Ding an den Mund setzt und trinkend die Worte hervorgurgelt: „Auf Ihr Wohl!" Nach einem herzhaften Zuge wischt er den Rand der Flasche mit seinem Taschentuch fein säuberlich ab und reichte sie Dennewitz.

„Auf das Ihre . . . hunk, hunk . . . erlaube mir nachzukommen."

„Danke! Haben es beide sehr nötig . . . in dieser verfluchten Situation . . . hm, hunk . . . nach der Sonne zu urteilen, steuern wir ziemlich nordwärts."

„Glaube auch . . . aufs Meer zu . . . und dann sind wir erst recht geliefert."

Sie leerten, abwechselnd schluckend, die Bouteille. Der rasch genossene Alkohol milderte ein wenig ihre Beklemmung.

„Sterben müssen wir schließlich alle, aber daß ich mal auf so hundsföttische Weise ums Leben . . . hunk . . . Ob man's nicht doch versucht, an einem von den Stricken zu zieh'n?"

„Damit hat's Zeit, bis zuletzt. Wüßte man nur, wo man ist."

Sie versuchten sich zu orientieren. Umsonst. Ueber ihnen der kornblumenblaue Himmel, unter ihnen Wolken, Wolken, nichts als Wolken. Keiner hatte eine Ahnung, in welcher Höhe sie sich befanden. Der Assessor zog seinen Chronometer: Elf Uhr! Seit vier Stunden also schwammen sie bereits in den Lüften. Indem nun Dennewitz zufällig die ausgestreckte Hand über Bord hielten, konnten sie durch den Luftdruck von unten ein mäßiges, aber stetiges Sinken des Ballons konstatieren. Ein fernes Brausen, das stärker und stärker wurde, drang an ihr Ohr. Kein Zweifel: man befand sich über der Nordsee oder Ostsee.

„Das ist nun das sichere Ende," murmelte Dennewitz, und zitternd erwiderte er den Druck der Hand, die unter der Decke sich ihm entgegenstreckte. Beredter, als es Worte zu tun vermochten, hatte der Beleidiger um Verzeihung gebeten und der Beleidigte sie gewährt.

Durch Nebel hindurch sahen sie eine bleigraue Wand aufsteigen, und bald darauf fühlten sie das Wasser im Korbe. Der Ballon, um einen erheblichen Teil seines Gewichtes erleichtert, zog jetzt gleich einem Segel über die Wogen. An dem Tauwerk, über Wasser sich haltend, trieben sie geraume Weile lautlos dahin, ihres Schicksals gewärtig. Das aber hatte besseres mit ihnen vor, als sie zu hoffen wagten.

Wie durch ein Wunder wurden sie gerettet. Eine Flottille von Swinemünder Fischerkähnen, die gegen Mittag vom Heringsfange heimkehrten, nahm sie auf, barg den entleerten Ballon und brachte die Geretteten ans Land.

* *
* . .

Der Zufall wollte, daß die beiden nicht zu gleicher Zeit ihre Heimreise nach Berlin antraten. Oder vielleicht war es auch kein Zufall. Kaum nämlich, daß Dennewitz die Erde mit seinen Füßen wieder berührte, beschlich

Digitized by Google

ihn trotz aller Freude, der dreifachen Todesgefahr entronnen zu sein, ein recht unangenehmes Gefühl: das Gefühl eines Reserveoffiziers, der eine Ohrfeige ohne die dazu gehörige Genugtuung erhalten hat. Er fühlte keinen Haß mehr im Herzen gegen den Beleidiger. Wie wäre das auch möglich gewesen nach den Erlebnissen dieses bedeutsamen Tages? Man hatte sich ja auch ausgesöhnt. Aber ... nun ja, wer eben dem Milieu nicht angehörte und nicht in den Anschauungen des Standes wurzelte, zu dem zu zählen er die Ehre hatte, der konnte sich schlechterdings keine Vorstellung machen von dem, was in Dennewitz vorging.

Einige Tage darauf wurde Dennewitz aufgefordert, persönlich im Bezirkskommando zu erscheinen. Es tat dem Bezirkskommandeur leid um den wackeren Mann, aber es ging nicht anders: „Entweder oder." Und so ließ denn der Assessor dem Rittergutsbesitzer eine neue, von einem herzlichen Schreiben begleitete Forderung überbringen.

Romberg was wollte er anders tun? akzeptierte, und obwohl er sich ebenso wie der Gegner vorgenommen hatte, in die Luft zu zielen, schoß er, ein schlechter Pistolenschütze, den armen Herrn von Dennewitz in die rechte Wade. Trotz der sorgsamsten Behandlung durch einen der ersten Chirurgen behielt der Assessor für immer ein hinkendes Bein zurück, so daß er bei jedem Schritt seines Lebens an das Problem der „Standesehre" zu denken gezwungen war.

Aus Berliner Theatern.

Balzac auf der Opernbühne.

Hermann Wolfgang von Waltershausen, dessen dreiaktiges Musikdrama „Oberst Chabert" die „Kurfürsten-Oper" für Berlin erfolgreich zur Diskussion stellte, zeigt die unverbrauchte, künstlerische und unangetastete, seelische Kraft eines nur auf sich selber gestellten, dichterischen Innenlebens. Waltershausen, der in Frankfurt am Main lebt, und der mit der Natur, die seinen Körper schon in seinen Knabenjahren um einen Arm und ein Bein verkürzte, zu hadern ein Recht hat, ist infolgedessen und ganz naturgemäß weniger mit der Umwelt als mit seiner psychischen Eigenwelt zusammengeraten und hat das Quantum Nerven und Temperament, das andere im Verkehr mit den Menschen zu verausgaben gezwungen sind, in sich selber in hohen künstlerischen Werten angelegt. Mit diesem Kraftüberschuß ist er an Balzac geraten, dessen Novelle: „Comtesse à deux maris" in das Libretto seiner Oper aufgenommen wurde; und der Balzac-Stil, stets gefärbt von seiner Vorliebe für dramatisch-romantische, geheimnisvoll nachgedunkelte, wirkungsvoll interpungierte Hebungen und Senkungen, befreundet mit der immerwährenden, dramatischen Beweglichkeit, aber auch mit einer gewissen Kinema-Aeußerlichkeit der Handlung, findet in der brutalen Energie dieser Musik sein getreues Porträt. — Man kennt die neuartige Auslegung des Enoch-Arden-Motivs, die die Stoffunterlage der Balzacschen Erzählung ausmacht. Oberst Graf Chabert, der sich aus dem Massengrabe einer napoleonischen Schlacht wieder zum Leben emporgewühlt hat, tritt nach zehnjähriger Abwesenheit vor seine Gattin und fordert die Wiedereinsetzung in seine alten Rechte, die ihm Gräfin Rosine, von dem Totgesagten längst seelisch, aber auch körperlich durch eine Ehe mit einem hocharistokratischen Gentleman geschieden, weder einräumen kann noch will. Die Flamme dieses Kampfes, geschürt durch die Mitwirkung eines ehrgeizigen Anwalts, der aus dem intimen Konflikt eine „cause célèbre" machen möchte, verlischt in demselben Augenblicke, in welchem Chabert die Nutzlosigkeit seiner Aufwendungen erkennt, weil hier Liebe doch nicht mehr zu gewinnen ist, und mit der Selbstmordpistole hinter die Kulisse tritt. Dieser Opfertod erneut freilich dann doch die scheinbar erloschene Neigung der Gräfin: und neben Tristan-Chabert stirbt freiwillig auch Isolde, die hier wie eine andere, leichtfüßigere Operngräfin „Rosine" heißt. — Im Rahmen dieses starke Effekte geschickt und nachdenklich verbindenden und erst zum Schlusse opernhaft exzentrischen Librettos, das sich der Komponist selbst gebaut hat — Dumas, Erckmann-Chatrian, Scribe, Sardou sind die Paten —, steht der Musikant H. W. von Waltershausen als gelehriger Schüler Richard Strauß'. Gewiß taucht in dieser Musik, sobald sie mit der Erotik spielt, auch das Profil Puccinis auf; gewiß wird man, die wuchtigen Formen der Partitur betrachtend, die Erinnerung an Eugen d'Alberts „Tiefland" nicht bannen können. Im Grunde aber ehrt H. W. von Waltershausens Ausdrucksart neben ihrem Erfinder doch nur den deutschen Meister: und seine Sehnsucht, jede Seelenregung, jedes psychische Auf und Ab seiner Menschen rücksichtslos-wahrheitsliebend, maßlos offenherzig mit den Röntgenstrahlen seiner musikalischen Charakterisierungsmethode zu durchleuchten, das Orchester in erster Reihe als Aufnahmeplatte für die Photographien der Gemütserschütterungen

Digitized by Google

seiner Gestalten zu benutzen, hat er durchaus im „Lyceum Richard Strauß" gelernt. Freilich besitzt er auch die Mittel, seinen Meister und sich selbst zu propagieren. Eine Energie, die den Leidenschaften bis auf den höchsten Gipfel musikalischer Ausdrucksmöglichkeiten nachklettert (man denke an den grellen Schrei der Bläser auf der Inhaltshöhe des letzten Aktes und an den Versuch des Komponisten, seine entscheidendsten, seelenmalerischen Motive restlos zu erschöpfen, indem er sie zwei, drei Male hintereinander aussprechen läßt, die musikalische Betonungsschärfe von Mal zu Mal steigernd). Und eine starke, untrügliche Empfänglichkeit für sämtliche von ihm und von Balzac vorgefühlten Stimmungen, die auf der Fläche der Partitur stets einen farbenprächtigen Reflex finden (die Erzählung des Grafen Chabert, in der seine Befreiung aus dem Massengrabe der ostpreußischen Schneesteppe Gestalt gewinnt, zeigt auch im Tongemälde die grandiose Oede eines Wereschtschaginschen Bildes). . . . . .

Die Aufführung der Oper, deren beifallsgekrönter Autor nun eine Hoffnung bedeutet, stand unter der szenischen Regie Alfred Schmiedens, unter der musikalischen des Kapellmeisters Selmar Meyrowitz. Beide Regiearbeiten sind unbedingt zu rühmen, wenn sie auch aus den Herren Merkel und Begemann keine französischen Kavaliere und aus Frau Gura-Hummel (Rosine), deren Einsatz in der Höhe bedenklich strapaziert klingt, nur eine Schauspielerin von vornehmer und doch einschneidender Ausdrucksfähigkeit zu machen wußten. Schauspielerisch und gesanglich markant trat Herr Pacyna — als Chaberts getreuer Bombardon oder Sulpiz — an die Front der Aufführung. Und eine Leistung von der leidenschaftlichen, jede musikalische sicher neben jede darstellerische Pointe setzenden Vehemenz des Herrn Konrad v. Zawilowsky sieht man sonst, seit Albert Niemann nicht mehr mitmacht, nur von den Baklanoffs und Chaliapines . . . . .

Walter Turszinsky.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 ₰
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 19 Berlin, den 11. Mai 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Kolonialschmerzen.

Von

Johannes Gaulke.

Wiederum haben wir es von der Rednertribüne des Reichstages herab vernommen, daß unsere Kolonien, die „Fiebernester" und „Sandwüsten" Afrikas, nichts taugen, und daß es eine große diplomatische Dummheit war, auch noch einige „Sumpflöcher" der Kongoregion unserem Kolonialbesitz anzugliedern. Die Ideologen der äußersten Linken wollen, da sie sich nun einmal programmatisch gebunden fühlen, immer noch nichts von der Kolonialwirtschaft wissen, aber dennoch klang aus ihren Reden nolens volens ein leiser kolonialfreundlicher Unterton heraus. Der Volksstimmung kann sich auf die Dauer keine Partei entziehen, will sie sich in ihrem Besitzstand behaupten. Gewiß, es sind viele und schwere Fehler in der Kolonialverwaltung und in der Kolonisierung Afrikas begangen worden — aber welcher Anfänger hätte denn in seinem Geschäft keine Fehler gemacht! Selbst der Staatssekretär sprach von dem „heimischen System", das er als die „böse Fee" der Kolonien bezeichnet. Leider ging aus seiner Rede nicht recht hervor, was er eigentlich damit meinte. War es eine Anspielung auf den Assessorismus und die heimische, nach Afrika importierte Bürokratie, könnten wir ihm durchaus beipflichten.

Von echt bürokratischen Grundsätzen war auch der viel erörterte Regierungserlaß, der sich mit der staatsrechtlichen Stellung der Mischlinge beschäftigt, durchsetzt. Wozu brauchen wir überhaupt ein Gesetz, das etwas „regelt", wo es überhaupt nichts zu regeln gibt? Wozu ein Gesetz, das die Ehe zwischen Weißen und Farbigen verbietet? Die Natur läßt sich keine Vorschriften machen, noch duldet sie, daß der Zeugungsakt von gewissen Formalitäten abhängig gemacht wird. Es läuft im Prinzip doch auf dasselbe hinaus, ob der Mischling im legitimen Ehebett oder außerhalb der Legitimität gezeugt wird. Ob er erwünscht ist oder nicht, er ist eben da. Vielleicht das unglückseligste Geschöpf von allen; von seinem weißen Erzeuger nicht als ebenbürtig anerkannt, von den Rassegenossen der Mutter als Eindringling betrachtet, führt er meistens das Leben eines Geächteten, dem keiner gern in seinem Hause Unterkunft gewährt. „Halfcast" ist in den englischen Kolonien zu einem Schimpfwort geworden. Man sagt, daß der Mischling alle bösen Rasseeigenschaften seiner Erzeuger erbe, aber nicht ihre guten; das dürfte jedoch nicht ganz zutreffen, die bösen Charakterzüge des Mischlings sind wohl eher das Resultat seiner gesamten Lebenslage.

Je höher eine Nation kulturell steht, je stärker sie vom Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Eigenart beherrscht ist, um so seltener wird sie sich mit einer kulturell tieferstehenden mischen. Die im Niedergang begriffenen südlichen Völker romanischer Rasse lassen sich im Sexualverkehr überhaupt nicht von dem Gebot der Auslese leiten. So gleicht das spanische und portugiesische Amerika einem großen Karnickelstall, in dem einheimische und fremde Rassen einen tollen Reigen aufführen. Absolut rassenrein hat sich die angelsächsische Rasse in allen ihren Kolonialländern erhalten. Dasselbe gilt von den Holländern, desgleichen können wir wohl auch den Deutschen ein so starkes Rassebewußtsein zutrauen, daß sie in den Kolonien eine Karnickelstallwirtschaft ablehnen, auch ohne Eheverbot von Gesetzes wegen.

Die Stellungnahme zu den Eingeborenen und ihre Einreihung in den sozialen Körper ist

Digitized by Google

eins der schwierigsten Probleme der Kolonialwirtschaft überhaupt. Die Zentrumspartei will aus christlich-humanitären Gründen von einem Eheverbot nichts wissen, die Sozialdemokratie aus dem Prinzip der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt". Wenn man sich prinzipiell in einer Frage festlegt, müßte man sich vorher rein sachlich mit der in Frage kommenden Materie beschäftigen. Das scheint mir hier wie da nicht der Fall gewesen zu sein, denn sonst hätte man zu der Erkenntnis gelangen müssen, daß die schwarze Rasse der arischen nicht ebenbürtig und folglich auch nicht gleichberechtigt ist. Die verschiedenen Negervölker Afrikas haben aus eigener Kraft in ihrem langen Völkerdasein keinen Gesellschaftszustand hervorgebracht, der auch nur ganz oberflächlich die Merkmale europäischer Kultur aufzuweisen hätte. Die Natur, die immerfort Differenzierungen, keine Gleichheiten hervorbringt, scheint auch keine Völkereinheiten, noch ein allgemeines Kultursystem zu wollen. Die Neger, die sich im eigenen Lande kaum aus dem Zustande der Wildheit herausgearbeitet haben, sind auch in den Ländern, wo sie in die Einflußsphäre europäischer Kultur geraten sind, sich selbst treu geblieben, das heißt, sie haben jede Befruchtung des Geistes abgelehnt, dabei aber gewisse Aeußerlichkeiten der Kultur angenommen. Die Vereinigten Staaten haben schwer unter dem Negerproblem zu leiden. Es war ein schwerer politischer Fehler, daß man die kulturell tiefstehenden Neger nach Aufhebung der Sklaverei zu vollberechtigten Staatsbürgern, deren Stimmzettel genau so viel gilt wie der des Präsidenten, machte. Die feingebildete Frau rangiert, das sei nebenher bemerkt, als politisches Wesen tief unter den lumpigsten analphabetischen Neger, der seine Stimme an den Meistzahlenden verkauft. In den Südstaaten, wo die Negerbevölkerung einst unter dem Zwange der Verhältnisse arbeiten mußte, wurde sofort nach der Emanzipation das Recht auf Faulheit proklamiert. Wenige Jahrzehnte haben genügt, blühende Landschaften in Wüsteneien zu verwandeln. Rassenkämpfe sind an der Tagesordnung, die Scheidung zwischen Schwarz und Weiß wird immer peinlicher durchgeführt, ein Weißer, der wert auf allgemeine Achtung legt, darf sich nicht in Gesellschaft eines Negers blicken lassen, in den öffentlichen Lokalen und in den Bahnen sind Sonderabteilungen für Farbige angelegt. Eine ungeheure Spannung hat sich über ganze Staaten, wie Süd-Carolina und Florida, ausgebreitet. Die Katastrophe scheint nicht mehr fern zu sein.

Der Negerbevölkerung Nordamerikas sind nach dem Sezessionskriege alle Bildungsmöglichkeiten erschlossen worden, aber die Masse hat sich gegen die Belastung mit Wissen und Bildung durchaus ablehnend verhalten. Das Gefühlsleben des Negers ist primitiv, seine Verstandestätigkeit und Kombinationsgabe schwach entwickelt, er ist gutmütig, zu derben Scherzen aufgelegt, im ganzen nicht bösartig, aber auch wenig zuverlässig. Er bleibt ewig ein großes Kind und bedarf daher der Leitung. Ist er einmal mit der europäischen Kultur in Berührung gekommen, und wird er dann wieder sich selbst überlassen, so entartet er sehr schnell und wandelt alle Kulturwerte in Karikaturen um. Beweis: die Operettenrepublik Haiti und die famose Yankeegründung Liberia, die gleichfalls mit dem stolzen Titel einer Republik paradiert.

Das alles sollte man sich vergegenwärtigen, wenn man mit einem schönen Enthusiasmus für die Gleichheit alles dessen eintritt, was Menschenantlitz trägt. Durch Gesetzesmacherei können wir das Negerproblem in unseren Kolonien ebensowenig lösen. Wir kommen aber auf diesem Wege um ein gutes Stück weiter, wenn wir das Rassengefühl und den Rassenwert der Kolonisten zu heben suchen. Der Kolonist muß sich im Verkehr mit Farbigen stets seiner Ueberlegenheit bewußt sein und sie bei geeigneter Gelegenheit auch energisch betonen. Die Engländer haben in dieser Beziehung glänzende Resultate erzielt.

Eine andere Frage, die aber mit dem Kultur- und Rassenproblem im engsten Zusammenhange steht, ist die: Soll der Neger zur christlichen Religion und zur Kirchlichkeit erzogen werden? Ohne Verkennung der auf manchen Gebieten wertvollen Tätigkeit der Missionen beantworte ich diese Frage mit einem entschiedenen Nein. Ebensowenig wie der Ne-

Digitized by Google

ger die Kultur Europas in sich aufnehmen kann, ebensowenig kann er auch die Grundidee der christlichen Religion erfassen. Jede Rasse, jedes Volk schafft die seinem Ideenkreise und seinem Temperament angemessene Religion. Eine Universalreligion, wie es das Christentum sein möchte, ist ebenso ein Unding wie ein Universalstaat. Dem Neger genügt der Kniefall vor einem Holzklotz vollauf zur Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses. Die Mysterien der christlichen Religion verwirren ihn nur oder tragen zur Vertiefung seines Fetischismus, der sich alsdann in einer stumpfsinnigen Kirchlichkeit äußert, bei. Kommt er aber erst dahinter, daß es mehrere christliche Kirchen gibt, die sich in der Seelenfängerei auf das ärgste befehden, dann ist es um die Autorität der Europäer geschehen. Es gibt Neger, die mehrmals im Jahre das Glaubensbekenntnis je nachdem sie für ihren religiösen Uebereifer bezahlt werden wechseln.

Für den Kolonialpolitiker sollte das Gebot Jesu: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden", nicht bestehen. Ueberhaupt sollte man der Geistlichkeit in den Kolonien auf die Finger sehen. Der religiöse Eifer, das hat Europa vollauf an sich erfahren, zeitigt böse Früchte. Man erziehe den Neger nicht zum Kulturmenschen, man mache auch keinen Scheinchristen aus ihm, sondern behandle ihn als Neger, das heißt als großes Kind. Alles andere ist müßiges Experiment. Wollen wir in unseren Kolonien prosperieren, müssen wir uns in allererster Linie zu den Eingeborenen in das rechte Verhältnis setzen. Das ist die conditio sine qua non.

Das Radiumrätsel und die Atomtheorie.

Von

Dr. Ike Spier.

Im Zeitalter der kühnsten technischen Neuerungen entstehen auch auf dem Gebiet der fundamentalen Wissenschaften, in der Chemie und der Physik, die staunenerregendsten Forschungen. Ein Hochschullehrer der bedeutendsten Universität verkündete vor ca. 45 Jahren, daß wir nie imstande sein werden, die Elektrizität derart in den Dienst der Technik zu stellen, daß man z. B. Straßenbahnwagen damit treiben könne; daß jemals die Menschen fliegen würden — schwerer als die Luft — mit Motoren und Ein- oder Zweideckern, galt noch vor ca. 25 Jahren für eine Utopie; Du Boys-Reymond, der das berühmte „ignorabimus" aussprach, verwies Fliegen der Menschen in das Gebiet der Fabel. Man ist heute imstande, wenn auch noch nicht Eiweiß, so doch eiweißähnliche Körper chemisch-synthetisch zu fabrizieren. Man macht von der Konstitution des tierischen Eiweißes, dessen Formel eine außerordentlich komplizierte Zusammensetzung hat, auch die Fähigkeit des Menschen abhängig, später einmal lebende Zellen, also zu deutsch richtige Lebewesen, konstruieren zu können. Wir wissen noch nicht recht, was Leben ist; aber die Aussicht, das zu ergründen, darf nicht rundweg zugesperrt werden dadurch, daß man ein „wir werden ewig unwissend bleiben" davorrammt.

Mit dem Prophezeien im Naturwissenschaftlichen und Technischen hat es einen bösen Haken; es kommen da Anregungen, die man nicht vorher erwartete, man faßt Probleme von einer bisher noch gar nicht in den Kreis des Erwägbaren bezogenen Seite an und arbeitet mit Erkenntnissen, neuen Mitteln, von deren Existenz die Prophezeienden gar keine Ahnung haben konnten.

Wenn heute jemand behaupten wollte, daß man einen homunculus wirklich herstellen kann, wenn auch erst in fernen Zeiten, so ist das à priori nicht mit Hohngelächter von der Hand zu weisen.

Hat man doch im Experiment Tiere, welche lebende Junge zur Welt bringen, so weit umzustimmen verstanden — durch Aenderung ihrer Lebensbedingungen —, daß sie nicht entwickelte Junge in einem vollkommenen embryonalen Zustand in die Außenwelt setzten und deren Weiterbildung sich da vollzog; ein ähnliches Beispiel — cum grano sales — bietet ja die Couveuse der frühgeborenen Kinder; es ist doch nur ein quantitativer Unterschied, kein qualitativer mehr. Die Entwicklung eines

Digitized by Google

neuen Wesens extrauterin in noch viel früherem Zeitpunkte zu beeinflussen; diese Phantasien, welche nur den abweisenden Entgegnungen der „non possumus"-Vertreter gelten, können sehr wohl in einem Jahrhundert, das ihnen so gegenübersteht, wie wir den vergangenen Leugnern des menschlichen Fliegens und des lenkbaren Luftschiffes, zu den materialisierten alltäglichen Geschehnissen zählen.

Was auf technischem und handfertigkeitlichem Gebiet an Fortschritten geschaffen worden, hält nur gleichen Schritt mit dem auf chemischem und technisch-experimentellem.

Wie 1828 Wöhler den Harnstoff synthetisch als ersten organischen Stoff zusammenstellte, stand die Welt vor einem Wunder; man hatte nämlich bis dahin strikte die Fähigkeit der Menschen, organische, d. h. im Körperhaushalte produzierte Stoffe außerhalb des Leibes im Schmelztiegel und Experimentierkolben fertig bringen zu können, geleugnet; vor Wöhler waren nicht wenige gewesen, die da ein „non possumus" aufgestellt.

Seitdem ist eine solche Serie von ähnlichen Gelehrtenleistungen nachgekommen, daß man auch nicht im Auszug ihnen gerecht werden kann.

Als sehr einschneidende wissenschaftlich wertvolle Theorie entstand im Konnex mit allen diesen Errungenschaften die Atomtheorie.

Man hatte sich jeden Körper als aus Elementen zusammengesetzt vorgestellt; diese Elemente oder Grundeinheiten waren ihrerseits wieder aus kleinsten Teilchen, den Molekülen, und diese aus Atomen, den absolut unteilbaren allerkleinsten Teilchen, konstituiert.

Je nachdem, wieviel Atome ein Molekül eines Elementes bildeten, hatten die Elemente auch verschiedene chemische Eigenschaften. Aber die Elemente an sich waren nach den früheren wissenschaftlichen Theorien absolut wesensgetrennte, ganz unähnliche Stoffe; z. B. Gold, Silber, Blei, Chlor, Jod usw. Die Alchymisten des Mittelalters nun behaupteten, die Grundgleichheit alles Bestehenden, daß alles Seiende nur eine Substanz darstelle, die in den verschiedenen Elementen nur besondere Erscheinungsformen annehmen; jedoch könne man eine Erscheinungsform in die andere überführen, wie z. B. Blei in Gold, u. dgl.; darauf basierten alle Versuche der Alchimisten, der Goldmacher; natürlich wurden diese Ideen, außer von Abergläubischen, nicht für ernst genommen und verlacht; es wird sich bald zeigen, ob mit Recht oder nicht.

Als nun das Radium entdeckt wurde, und infolge seiner paradox wirkenden Kräfte soviel Merkwürdiges an Theorie und Erklärungsversuchen hervorrief, stand man in der Gelehrtenwelt vor einem schweren Problem; es schien, als ob das Krongesetz der Naturwissenschaft, das vom Heilbronner Arzt Mayer entdeckte Axiom von der Erhaltung der Kraft, einen Stoß bekomme; denn wo Kraft entsteht, muß eine Wärme nachweisbar sein, und wo Wärme, also Arbeitsleistung, nachweisbar ist, muß auch ein Verbrauch des Materials zu erkennen sein; Radium verhielt sich nicht so scheinbar jedoch nur —, man konnte bei Radium keine Abnahme der Substanz feststellen, obgleich es leuchtete, zellenzerstörend usw. wirkte, demnach doch eine, und sogar bedeutende Arbeitsleistung vollführte. Dieser so drückend auf den Gelehrten lastende Befund fand später seine einfache Deutung.

Dazu verhalf die in den letzten Jahren intensiv betriebene Atomforschung.

In der Crookesschen Röhre, einem luftleeren Glasbehälter, in den man den elektrischen Strom leitete, konnte man die schönsten Farb- und Leuchtphänomene hervorrufen, wenn man gasförmige Elemente in sie füllte und da die Elektrizität durchführte.

Alle gasförmigen Elemente zeigten nun dabei dieselben chemisch-physikalischen Eigenschaften; wie sehr die Elemente auch in ihrem festen Aggregatzustande verschieden sein mochten, in der Crookesschen Röhre wiesen sie alle unter gewissen Voraussetzungen Gleichheiten auf, als ob sie alle aus absolut denselben Stoffen zusammengesetzt seien.

Die von vielen Forschern gleichzeitig unternommenen, in Laboratorien der größten Uni-

Digitized by Google

versitäten ausgeführten Feinexperimente ergaben mit überraschender Einstimmigkeit, daß alle die gasförmigen und anderen Elemente nur elektrische Teilchen seien, d. h. ihre Atome bestanden aus positiv und negativ geladenen Elektrizitätseinheiten; die ganze Welt, alles Seiende ist weiter nichts wie eine Erscheinungsform der elektrischen Materie; je nachdem wieviel Elektronen (so nannte man die elektrischen Teilchen) ein Atom zusammensetzen, verhalten sich die Atome und so die aus ihnen bestehenden Elemente wesensverschieden.

Man wagte erst mit diesen Ergebnissen, die zwingend aus unendlich vielen komplizierten und subtilen Versuchen gefolgert werden mußten, gar nicht hervorzutreten; aber als aus allen Arbeitsstätten der Autoritäten absolut gleichlautende Resultate kamen, war ein Zweifel nicht mehr möglich.

Man fand überall, daß Wasserstoff, der in der alten Atomlehre die Einheit repräsentierte, d. h. er hat dort das Atomgewicht 1, und auf ihn bezog man alle Atomgewichte anderer Elemente — aus Atomen zusammengesetzt sei, deren jedes 2000 Elektronen enthielt. Das Radiumatom enthielt aber 226×2000 Elektronen. Das Atomgewicht des Radiums beträgt auch richtig 226.

Die einzelnen Elektronen bewegen sich im Radiumatom mit außerordentlicher Schnelligkeit; es sind da vorhanden negative Elektronen = Kathodenstrahlen und positive Elektronen; diese Kathodenstrahlen werden zu Röntgenstrahlen, wenn sie aufprallen; genau so werden in der Röntgenröhre die an der Kathode entstehenden Strahlen erst, wenn sie auf die Glasröhre auftreffen, zu X-Strahlen. Das Radium ist auch wärmer, wie sich mit feinen Instrumenten jetzt nachweisen läßt, als seine Umgebung.

Das Radiumatom schießt nun Elektronen ab; aber, da es sehr viele Elektronen besitzt, so tritt nur nach langer Zeit eine merkbare Veränderung ein; ca. alle 2500—3000 Jahre; an dieser ungeheuer langdauernden und für einen Menschen kaum begreiflichen Epoche scheiterten zuerst die scharfsinnigsten Erklärungsversuche, so daß man eben direkt annahm, entweder Radium stehe außerhalb unserer Naturgesetze oder die bis jetzt stipulierten seien falsch; es ist verständlich, daß eine Abnahme der Masse und der Kraft eines Elementes, die in einer derart weltgeschichtlichen Zeiteinheit von 2500—3000 Jahren erfolgt, zuerst gar nicht bemerkt werden konnte und so zu diesen oben genannten Verwirrungen führte.

Noch mehr wurde gefunden.

Uran ist die Muttersubstanz des Radiums. Das Uran hat eine Lebensdauer von ca. 7 000 000 Jahren; dann stößt es ein Atom ab und wird Radium.

Das Radium sendet ein Gas aus, die Emanation; die Emanation wandelt sich einesteils durch die oben beschriebene Elektronenabgabe und somit durch Atom- und Eigenschaftsänderung in Helium; darin kommen die Elektronen zur Ruhe, was sich dadurch zeigt, daß Helium nicht mehr leuchtet. Andernteils entsteht aus Emanation durch Umwandlung Radium A; aus diesem B, C, D, E; F.

In 1500 Jahren ca. ist die halbe Kraft des Radiums so vernichtet (Halbierungskonstante); Radium A hat eine Halbierungskonstante von ½ Stunde; durch Elektronenausschießen wird es Radium B; dieses schnell zu C, und dieses D; D lebt mehrere Jahre. E und F leben länger.

Frau Professor Curie hat Radium F entdeckt und nannte es zu Ehren ihres Vaterlandes Polen Polonium; doch ist Polonium kein Element; es ist ein Umwandlungsprodukt, das nicht in Ruhe bleibt; es schießt noch fortwährend Elektronen ab und leuchtet daher.

Bei Polonium ist noch nicht das Ende der Umänderungen.

Das Atomgewicht geht nämlich von da hinab auf das des **Bleis**.

Wir stehen an einer vollständigen Verwandlungskette, die beim Uran beginnt und am Blei aufhört; wir sind auf dem Punkt angelangt, wo die Alchymisten ansetzten; die Gleichheit aller Elemente, die Umwandlungsfähigkeit derselben.

Digitized by Google

Elemente sind Dinge, bestehend aus Atomen; diese sind aus negativ oder positiv geladenen Elektronen wieder zusammengesetzt; die verschiedenen Elektronen und Atome und deren verschiedene Konstellation bedingen also die verschiedenen Elemente, letzten Endes aber ist alles gleich. Wo sind die, welche solche Ergebnisse nicht vor 20 Jahren mit Hohn aufgenommen und nicht die Alchymie mit Verachtung als Kinderspiel und Hochstaplerunsinn zur Seite gewiesen hätten?

Natürlich rastet die Wissenschaft nicht an dieser Etappe.

Es wird unermüdlich weitergearbeitet werden.

Diese bis jetzt gewonnenen Ergebnisse sind aber der allgemeinen Aufmerksamkeit wert.

Im Prinzip ist demnach auch die Umwandlung anderer Elemente in äußerlich wesensverschiedene möglich. Klingt das nicht wie Ueberzeugung und Homunkulusschaffung, und sieht es nicht ganz nüchtern und wissenschaftlich gut fundiert aus, wenn man die theoretische Basis des ganzen erfaßt hat? Sind nicht Dinge, die im Mittelalter schon vorausgeahnt, divinatorisch für möglich und erreichbar gehalten worden, mit den feinsten und allergenauesten Methoden gut begründet aus dem Reich der Phantasie in das der Realität gehoben worden?

Ziemt also dem Einsichtigen nicht Schweigen und ahnungsreiches Bejahen, wenn er die Geheimnisse der Natur nicht mit einem Schlage meistern kann? Also brauchen wir noch lange nicht mit „ignorabimus“ und „non possumus“ zu resignieren.

Dem freien Forschergeiste, dem nimmermüden Erkenntnisdrang werden sich Werte offenbaren und Möglichkeiten bieten, deren nur zu gedenken auch dem Kühnsten und bedingungslos Bejahenden heute noch als phantastisch scheinen mögen. Was aber heute noch Utopie ist, kann in späteren Zeiten Kinderspiel und Binsenwahrheit werden, und was heute unser Geist nicht auszudenken vermag, wird später Utopie und dann wahr werden.

Kaspar Hauser.

Von

Julius Bab.

Wenn unsere Meinung in dieser Sache irgend gegründet ist, so waren es in diesen Tagen just hundert Jahr seit der Geburt des Kaspar Hauser. Wenn unsere Meinung in dieser Sache gegründet ist — denn es macht eben das Wesen dieser seltsamsten Lebensgeschichte aus, daß uns nichts an ihr gewiß ist, weder die Geburt, noch der Tod. „Ignota Nativitas Occulta Mors“, wie es auf seinem Grabstein steht.

Auf dem Zettel, den der unbekannte etwa sechzehnjährige junge Mensch am Pfingstmontag 1828 auf dem Unschlitt-Markt in Nürnberg einem Passanten in die Hand drückte, stand der 30. April 1812 als sein Geburtstag angegeben. Im übrigen war der Ton dieses Begleitschreibens so künstlich dumm und so höhnisch unwahr, daß mit keiner seiner Angaben etwas ernstliches anzufangen ist. Alles war auf Irreleitung ersichtlich abgestellt, und es lassen sich sehr wohl Gründe denken, die auch die Verbreitung eines falschen Geburtstages wünschenswert machten. Indessen etwa 16 Jahr konnte nach ärztlichem Befund das seltsame Geschöpf ungefähr sein. Freilich war nicht viel an ihm, was der normalen physiologischen Beurteilung Anhaltspunkte bieten konnte. Es stellte sich heraus, daß der Findling weder gehen noch reden konnte, daß ihm Sonne und Sterne, lebendige und tote Dinge gleich fremd und beängstigend waren. Nur ein paar sinnlose Worte, die er immer wiederholte, gab er von sich, und — schreiben konnte er: auf ein Blatt Papier, das man ihm vorlegte, malte er mühselig die Worte „Kaspar Hauser“ — offenbar seinen Namen? Dann saß er Tage und Wochen im Winkel einer Stube im Vestnerturm, scheu geduckt, rätselhaft, empfindlich für Licht, Geräusch und Berührung, und voll Ekel gegen jede andere Nahrung als Wasser und Brot.

Das Interesse der recht kleinstädtischen Bürger brandete um ihn; der Gymnasialprofessor Daumer erhielt schließlich die Erlaubnis, den Menschen zu sich ins Haus zu nehmen,

Digitized by Google

und, nachdem er mit geduldiger Sorgfalt den riesigen Säugling auf das Niveau eines Knaben gebracht hatte, der essen, reden und sich bewegen konnte, und nur noch durch eine rätselhafte Sensibilität und völlige Unbekanntschaft mit den meisten Dingen der Welt von anderen Menschen unterschieden blieb, veröffentlichte Daumer, was der Kaspar Hauser jetzt von seiner Vergangenheit auszusagen wußte: Es stellte sich heraus, daß der Findling die bisherige Zeit seines Lebens in einem dunklen Loch zugebracht habe, zwei Holzpferdchen als einzige Gesellschaft. Einen Menschen hatte er nie gesehen, das Hinsetzen seiner Nahrung, die Reinigung des Raumes mußten erfolgt sein, während er schlief. Erst einige Tage vor seiner Auffindung sei ein Mann zu ihm gekommen, der ihm die paar Worte, die er anfangs lallte, das Schreiben seines Namens und, sehr unvollkommen, das Gehen beibrachte. Dann war er von jenem rätselhaften Anderen, dem ersten Mitmenschen, den er bis dahin gesehen, an die erschreckende, weiträumige, helle, tönende körpervolle Welt hinausgezogen worden, in einer ihm endlos scheinenden Wanderung vorwärts geschleppt und schließlich inmitten der Stadt verlassen worden.

Das Interesse an dem Findling schwoll und schwoll. Aus einem nürnbergischen Gespräch wurde bald ein deutsches und ein europäisches. Hunderte von Vermutungen, Gerüchten, Behauptungen tauchten auf, kreuzten sich, entkräfteten sich, verbanden sich neu und schufen den Sagenkreis um diese Gestalt herum. Zu dem gemeinen menschlichen Klatsch- und Kriminal-Interesse gesellten sich die besonderen Leidenschaften des romantischen Zeitalters: die Träumerphantasie fand hier den verzauberten Königssohn, den Märchenprinzen, den reinen Toren; die utopistische Philosophie der Zeit den Naturmenschen, die unbeschriebene Tafel, an der man die eigentliche Struktur des von keiner Kultur entstellten Menschenwesens erkennen wollte; die keimende, noch sehr phantastische Naturwissenschaft wünschte die einzigartige Sensibilität dieses Menschen, der verborgene Metalle meterweit spürte und Gerüche durch dicke Wände wahrnahm, für ihre Zwecke zu benutzen. So drängte sich tausenderlei Neugier und selbstisches Interesse von hunderterlei Art um den verwirrten Jüngling, und seine Scheu ward mit der Zeit in allerlei Ausflüchte gehetzt, die man (ganz wie unverständige Erzieher kleiner Kinder) seine „Verlogenheit" nannte. Als, noch im Hause Daumers, der erste Mordversuch auf ihn geschah, fehlte es bereits nicht an Stimmen, die darin nur einen Reklametrick und in Hauser einen Betrüger sehen wollten. — Er kam dann von Daumer in ein anderes Nürnberger Haus, von dort in die Hände des merkwürdigen Lord Stanhope, der erst ein sehr lebhaftes Interesse an ihm bezeigte und sich dann rätselhaft plötzlich von ihm abwandte. Schließlich ward er unter Fürsorge des berühmten Gerichtspräsidenten Anselm von Feuerbach in Ansbach auf der Schreiberei beschäftigt, und das Interesse an seinem durch keinerlei Ermittlungen aufgehellten Schicksal schien abzunehmen. Da gab Feuerbach seine Schrift „Kaspar Hauser, Ein Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben" heraus, und dieser Aufruf des berühmten Kriminalisten der Zeit entfesselte wieder stürmische Diskussionen. Aber ein paar Monate nach Erscheinen der Schrift starb Feuerbach eines plötzlichen und nicht ganz aufgeklärten Todes und abermals sechs Monate später, im Dezember 1833, ward Hauser im Schloßgarten von Ansbach von nie entdeckter Hand durch einen Stich in die Brust tödlich getroffen.

Er starb, und seine Legende wuchs und wuchs. Schon Daumer und Feuerbach hatten das Auftauchen dieses seltsam zarten, höchst aristokratisch gegliederten Findlings in Beziehung gesetzt zu den mehr als auffälligen Vorgängen in der Dynastie des Landes Baden. Dort hatte ein verhängnisvoller Hausvertrag vom Jahre 1787 den Sprossen einer morganatischen Ehe die Thronfolge zuerkannt, für den Fall, daß die Hauptlinie aussterbe. Und nun geschah es, daß der Gattin des letzten legitimen Herzogs (es war Stephanie Beauharnais, die Stieftochter Napoleons des Ersten) drei Söhne unmittelbar nach der Geburt starben. Die Töchter blieben am Leben — aber das Thronfolgerecht galt nur für männliche Mitglieder. Die

Digitized by Google

Geburt eines dieser merkwürdig früh verstorbenen Herzogskinder fällt sehr dicht mit dem wahrscheinlichen Geburtsdatum Hausers zusammen, einige Spuren Feuerbachs wiesen in die südwestdeutsche Ecke, alles wies auf sehr mächtige, hochstehende und weitreichende Personen in der Verfolgung Hausers und im Jahre 1830 bestieg die Nebenlinie den badischen Thron. Es war der Großherzog Leopold, der später der Schwiegervater von Luise, Kaiser Wilhelms I. einziger Tochter, wurde. Auf Veranlassung des alten Kaisers, dessen Ordnungs- und Legitimitätsgefühl sich über die hier angedeuteten Zusammenhänge empören mochte, sind 1875 aus dem badischen Hausarchiv die Urkunden „Ueber die Nottaufe, die Sektion und die Beerdigung" des 1812 geborenen und gestorbenen Erbprinzen veröffentlicht worden. Selbstverständlich sind diese Urkunden authentisch, aber ebenso versteht es sich von selbst, daß ihre Mitteilung nichts beweist: wenn hier ein ungeheurer Betrug gespielt, ein ganz großzügiges Verbrechen geplant wurde, so war die Beschaffung der sichernden Urkunden (allenfalls nach vorheriger Beschaffung eines todkranken Kindes) sicher der leichteste Teil der Arbeit. Die Geschichte der politischen und diplomatischen Intrige kennt genug Beispiele dieser Art. Wenn auf ein so viel größeres Verbrechen geklagt ist, kann man den Ankläger nicht mit dem Einwand einschüchtern, „da müßten ja Urkunden gefälscht sein", es ist keine Verteidigung, wenn ein leugnender Verbrecher sagt: „Da müßte ich ja ein Lügner sein!"

Was beschäftigt uns nun an dieser ganzen Frage noch? An dieser Debatte, die sich zeitweilig bis zur strafrechtlichen Verfolgung gegen die Verfechter der badischen Hypothese zuspitzte? Unser Legitimitätsgefühl ist ganz bestimmt nicht so empfindlich, und gegen die durchaus sympathischen Personen, die heute auf dem badischen Thron sitzen, würde man, selbst wenn eine strikte Beweisführung in dieser Sache noch je möglich werden sollte, gewiß aus diesen verjährten dynastischen Intrigen kein Argument holen wollen. Was läßt die Kaspar Hauserfrage nicht zur Ruhe kommen? All ihr praktisches Interesse ist ja mit dem Jahre 1833 erloschen. Und der romantische Reiz der ganz weltfremden, der rätselhaften, isolierten Existenz (wie ihn noch Verlaines wundervolles Kaspar Hauser-Lied einfängt), dürfte an und für sich für unsere Generation auch nicht mehr die alte Stärke haben. Gewiß ist an unserm fortgesetzten Anteil etwas von der unsterblichen Neugier aller Menschen dem Unaufgeklärten gegenüber, der bloße Reiz zur Ueberwindung eines Widerstandes, wie er etwa das Interesse an der Auffindung des wertlosen Nordpols wacherhält. Und gewiß liegt unter diesem groben Instinkt noch ein feinerer, das trotz allen juristischen Hochmuts lebende und Leben zeugende Rechtsgefühl des Volkes, das ein großes ungesühntes Verbrechen noch nach hundert Jahren wie eine ungeheilte Wunde am eigenen Körper zu empfinden vermag. Aber es gibt noch einen tieferen Sinn, in dem Kaspar Hausers Schicksal uns bewegen und sinnbildliche Kraft gewinnen kann. Ohne Hilfe und ohne Freunde trat dieser Findling in die Welt, ganz und gar angewiesen auf das Wohlwollen der Mitmenschen; von keinem Bande bürgerlich konventioneller Art gestützt, von keiner eigenen brutalen Kraft verteidigt — ein beispiellos starker Probierstein für die Liebeskraft des menschlichen Herzens. Und wie hat das menschliche Herz reagiert? Wie hat es diese seltene Prüfung bestanden? Wie wenig schlichte Hilfsbereitschaft, wie wenig praktisches Christentum ist dem lebenden Kaspar Hauser entgegengebracht worden, und wie unendlich viel leere Neugier, vielfach verkappte Eitelkeit, Eigennutz, kaltes Mißtrauen und lieblose Gleichgültigkeit. Und noch den Toten wollten viele trotz der ganz unsimulierbaren Wunder seiner anfänglichen physischen Veranlagung, trotz des Anteils, den ihm der erste Kriminalist des Zeitalters widmete, und trotz der wirklichen Todeswunde in seiner Brust noch den Toten wollten viel Neunmalkluge lieber für einen raffinierten Schwindler halten, für einen effektvollen Selbstling, für ihresgleichen! — als daß sie ihrem trägen Herzen eine selbstlos starke Bewegung echter Liebe, reinen Mitleids, edlen Glaubens abnötigten. Das sind dieselben Menschen, die, wenn von der großen, öffentlichen, der sozialen Schuld der Menschheit die Rede

Digitized by Google

ist, lieber mit superklugen Beweisen das schreiende Elend von Millionen oder die klargewiesenen Hilfsmöglichkeiten wegdisputieren, ehe sie sich hinreißen lassen zu jener mehr als vernünftigen, zu jener einzig schöpferischen Wallung der Liebe und der Tatbereitschaft, aus der allein das Heil kommen kann. Und so wächst Kaspar Hauser empor, ein Bild aller Mühseligen und Beladenen, denen die Herzensträgheit dieser scheinchristlichen Gesellschaft den Beistand versagt. So ist er noch einmal der Held einer wahrhaft großen Dichtung geworden, die in nur wenig freier Stilisierung des überlieferten Sachverhalts Jakob Wassermann geschaffen hat: „Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens", das ist der Titel des Buches, das der Fischersche Verlag zu Berlin soeben in einer neuen, wohlfeilen Ausgabe herausgibt. In dem starken und schlichten Ton einer alten Chronik, mit einer Stimme, die tiefzitternde Erregung meisterhaft beherrscht, schildert Wassermann Kaspar Hausers Weg, den Weg durch die Eiswüste der menschlichen Herzen. — „Mörder! Mörder! Mörder!" ruft am Ende die Frau, die ihn wahrhaft liebte, all denen zu, die an Kaspar Hausers Grabe stehen. Sie alle, die die hingebende Liebe nicht hatten, deren der nackt und bloß geborene Mensch zum Leben bedarf, sie alle sind seine Mörder. „Weißt du denn nicht, wer er war? Er wird auferstehen, er wird uns zur Rechenschaft fordern, und unsern Namen mit Schmach bedecken; er wird das Gewissen der Nachgeborenen vergiften, er wird so mächtig im Tode sein, als er ohnmächtig im Leben war." — — Wer Hauser im geschichtlichen Sinne war, wir wissen es heute noch nicht; was er im ewigen Sinne war, hat Wassermann uns gezeigt: er war eine große Prüfung des Menschenherzens, und die Menschen haben wiederum schlecht bestanden. In dieser Dichtung (dem weitaus vollendetsten Werk, das dem Autor jemals bisher gelang) wächst dieser Menschensohn Kaspar Hauser zu einer Art irdisch passiven Heilands heran. Wie ein dumpferes, minder bewußtes Gegenbild zu Hauptmanns großem „Emanuel Quint", schildert sein Leben den Weg eines göttlich reinen Menschengeistes durch die Welt der trüben, trägen, lieblosen Egoismen. Keinem Sterblichen ist je ein schönerer Kranz auf die Gruft gelegt worden, als er dem heut hundertjährigen Kaspar Hauser durch dieses Buch wurde. Und wenn es im Reich der Seele Mittler gibt, so hat der Dichter Wassermann, durch Mitleid wissend, durch Liebe stark, das deutsche Volk von seiner Kaspar Hauser-Schuld entsühnt.

Randbemerkungen.

Das Stahnsdorf-Idyll.

Als die Herren Honoratioren unter sich waren und das Politische für die lange Dauer der Sitzung denn doch als zu langweilig empfunden ward, siehe, da kam die Lust nach geistreicherer Unterhaltung über sie, und jeder gab sein neuestes Zötchen zum Besten.

Jeder . . Der eine der Herren Honoratioren, Rechtsanwalt seines Zeichens, hat es jetzt ausdrücklich feierlich unter Eidschwur bestätigt: „Acht Jahre ist es her. Da kamen wir öfters am Biertisch zusammen. Pastor Luther kam auch mit zwei Freunden vom Kegelabend. Es wurden Zoten erzählt, keiner schloß sich aus. . ."

Keiner, also auch nicht der Belastungszeuge, der Rechtsanwalt. Ein trautes, höchst gemütliches Bild! „Selten habt ihr mich verstanden, selten auch verstand ich euch. Nur wenn wir im Kot uns fanden, dann verstanden wir uns gleich." Wer sieht sie nicht, Stahnsdorfs geistige Würdenträger, wie sie schmunzelnd und kichernd ihre Häupter zusammenstecken? Da ist der Herr Pastor, da der Herr Rechtsanwalt, da der Arzt und die andern. Sie streiten sich nicht wie vorher beim Politischen. Aber sie werden ganz rot vor Vergnügen. Und sie lachen, daß sie fast das Trinken vergessen. Es ist etwas hinterweltlich? Nun, ja . . . Aber es ist so schrecklich harmlos. Ein Stück Stahnsdorfidyll.

Ein Stück Stahnsdorfidyll vor acht Jahren. Der gewöhnliche Sterbliche denkt, daß ist eine lange, lange Zeit. Und nicht wahr, nachdem man sich in diesen acht Jahren an mindestens 8 mal 52 Stammtischen ebenso vergnügt, zu wissen, wer sich nun an jenem Abend, da Pastor Luther mit seinen Kegelfreunden hinzukam, das „Kühnste" geleistet, dazu gehört ein Gedächtnis für Gleichgültigkeiten, wie es selbst dem Biertüchtigsten nicht beschieden?

Aber besagter Rechtsanwalt, Stahnsdorfer Stammtischbesucher von Anno dazumal, hat

Digitized by Google

dies Gedächtnis. Als es sich in dem eben erledigten Beleidigungsprozeß Luther kontra Eckert handelte, war das ganze Idyll wieder da. „Es ist mir damals als Mitglied des Stammtisches gleich aufgefallen, daß gerade der Pastor sich am Erzählen beteiligte. ." Auch was der Pastor, durch das Beispiel seiner damaligen Freunde und jetzigen Gegner angeregt, zum allgemeinen Amusement beisteuerte, weiß der Herr Rechtsanwalt noch ganz genau. Es ist etwas „ganz Schlimmes" gewesen. Viel schlimmer, als was er (der Rechtsanwalt) sich selbst leistete. Zeuge Rechtsanwalt: „Und ich halte unter meinem Eid aufrecht, daß diese Zote von dem Pastor erzählt ward . ." Ein entzückendes, ein reizendes Spiel! Eine Reihe ehrwürdiger Männer stehen vor dem Gericht. Sie heben die Hände zum Schwur: „Jeder von uns hat Eindeutigkeiten vorgetragen. Aber des Pastors Geschichtchen war noch pikanter als unsere . . ." Man hört es ordentlich das schallende Gelächter um den Stahnsdorfer Honoratiorentisch. Man hört es durch den Raum von acht Jahren hindurch. Genügt diese Zeit, um die pastorlichen Leichtfertigkeiten von Anno dazumal aus dem Gedächtnis der Stammtischfreunde auszulöschen? O nein, Bierphilister leben langsam. Jetzt ist es bald ein halbes Lustrum her. Ihr lautes Gelächter über die vorgebrachten Unsauberkeiten hat sich inzwischen in eine etwas verspätete, aber dafür um so selbstgefälligere sittliche Entrüstung verwandelt.

Mit dem Herrn Rechtsanwalt streitet der Hauptheld, Dr. med. Eckert, um die Palme männlicher Charaktertugend. Vor acht Jahren lud dieser Kirchensäuberer den Pastor als Gast in sein Haus. Man ist gleich darüber „entsetzt", wie ungemein „weltlich" sich dieser Seelsorger als Tischgast benimmt. Aber der Herr Dr. med. Eckert ist ein ehrenwerter Mann. Er freut sich, wenn sich sein Gast so recht zu Hause fühlt bei ihm. „Noch ein Gläschen, lieber Pastor? Zu gemütlich bei mir, was . . .?" Der Pastor fühlt sich tatsächlich wie „zu Hause". Der Wein steigt ihm zu Kopf und Herz. Er sagt - - als Gast ist man ja wohl vor Indiskretionen eines gebildeten Wirtes sicher — auch hier allerhand Leichtsinnigkeiten. Man zotet nicht. Dazu ist die Bierstube da. Aber man spricht rauchend und trinkend über Gott und die Welt. Der Pastor macht gesprächsweise auch ein paar kräftige Bemerkungen über das Konsistorium, über das Kirchenwesen, wie es ihm jetzt beim Glase des gastlich gespendeten Tropfens erscheint, und über das Amt, das ihn — unter Männern gesagt! — nicht gerade begeistert.

Dr. med. Eckert versteht in puncto Kirchenregiment keinen Spaß. Er nimmt an seinem Gastfreund Anstoß. Also ladet er ihn nicht mehr ein. Genügt es? Nicht dem Dr. med. Eckert. Jeder andere würde es jedenfalls für unter seiner Würde halten, mit den Aussprüchen hausieren zu gehen, die ein anderer an seinem gastlichen Tische gemacht. Aber dieser Dr. Eckert ist ein ganz Ehrenwerter. Er trägt es in alle Winde hinein. „Ich habe den Pastor Luther nun verschiedene Male als Gast bei mir gesehen, und er hat, als wir so gemütlich beisammen saßen, Dinge gesagt . . Dinge! Also hören Sie nur. . ." Das Endergebnis war der jetzt erledigte Beleidigungsprozeß Luther kontra Eckert. Er endete, wie allbekannt, mit der Niederlage des Pastors Luther, den man nun aus dem Amte hinausbugsieren wird. Dieser Dr. Eckert und jener Herr Rechtsanwalt vom Stammtisch verließen hoch erhobenen Hauptes den Gerichtssaal. Als Sieger. Sie sind keine Weiber. Sie sind Männer! Christenmänner. Die Geschichtchen, die sie kolportierten, sind alle erwiesenermaßen „wahr" gewesen.

Na, ja, Stahnsdorf! - - Aber es ist durchaus nicht so aus der Welt, wie man denkt. Was hier nur dank besonderer „Pikanterie" an die Oeffentlichkeit drang, passiert an Gerichtsstätte alle Tage. Schon der Berliner Gastfreund, der sich im Metternich-Prozeß vor dem Richtertisch über die Kost und die Konversationsweise seiner Wirte lustig machte, zeigte, wohin die immer größer werdende Oberflächlichkeit unseres modernen Gesellschaftslebens steuert. Und dieser Wirt, der sein eigenes Haus dem Gast zur moralischen Mausefalle machte, hat kaum noch etwas Aufregendes für uns.

Spectator.

Bernhard Baumeister.

(60 Jahre Burgtheater.)

„Oh, Jole, wie erkanntest du, daß Herakles ein Gott war?" „Weil ich zufrieden war, sobald mein Auge ihn erblickte. Wenn ich Theseus sah, so wünschte ich, ihn die Schlacht anbieten oder wenigstens seine Rosse im Wagenkampf führen zu sehen; aber Herakles braucht dessen nicht; er siegte, ob er stand, ging, saß oder sonst etwas tat." Bernhard Baumeister hat dieses Gottähnliche. Er ist da, und wirkt, und siegt. Sein bloßes Auftreten übt auf uns jene lebenserhöhende Macht aus, die nur den überragenden Persönlichkeiten beschieden ist. Er ist mehr als Götz und der zalamäische Richter, mehr als Falstaff und Lessings Patriarch, er ist nicht bloß ein Charakterspieler, sondern ein Charakter im Sinne Emersons: der größte Teil seiner Kräfte ist in ihm latent. Sein Dasein wirkt über ihn

Digitized by Google

selber hinaus und macht seine Menschlichkeit zum Typus und Symbol. Eine ganze Reihe der erlauchtesten Gestalten auf der deutschen Schaubühne fällt unter diesen einzigen Begriff der Baumeisterrolle. An ihrem Wesen wird man in einer Zeit, die unsere Gegenwart zur Geschichte gemacht hat, immer noch seine Art deutlich erkennen. Und dennoch hat er seine größte Rolle nie gespielt: denn Deutschlands größter Dramatiker hat das Schicksal des Michael Kohlhas in die Form eines chronikalen Romans gefaßt. Aber Baumeisters unvergänglichste Verkörperungen, der Götz und der Erbförster, hatten die tragische Kadenz dieses deutschen Bauern, der aus höchster sozialer Treue in tiefstes soziales Unrecht fällt. Keinem erschien es problematisch, daß der Ritter mit der eisernen Hand gegen Kaiser und Reich rebelliert, der Erbförster die alttestamentarische Lynchjustiz — Aug' um Aug', Zahn um Zahn — zur modernen Wirklichkeit machen darf.

Bernhard Baumeisters Gestalten hatten dieses Zwingende und Absolute, das selbstverständliche Verbrechertum. Sie hatten Recht im Hebbelschen Sinn: Sie mußten sein, wie sie waren. Und sie waren so völlig in sich geschlossen und gerundet, daß nirgends eine überlaut verdeutlichende Nüance aus ihrem Ganzen hinausgreifen konnte. Andere Schauspieler lieben es, durch irgendeine grelle Galeriegeste auf ihre besondere Rollengestaltung hinzuweisen. Bassermann-Helmer pfeift seinem Weib wie einem Hund; und selbst Kainz verschmähte nicht aufgesetzte Lichter. Bernhard Baumeister war immer so restlos in seine Rolle aufgegangen, daß eine bewußte Verdeutlichung unmöglich wurde. Kein Woltersschrei und keine Dusegeste wird von ihm überliefert werden. Man wird nicht solche bequeme Zeichen haben, in denen man seine besondere Art mitteilen kann. Als Charakterisierungsmittel für alle Gestalten, die er uns in den letzten Jahren noch verkörpert hat, könnte man nur das eine Wort finden: vollendet. Die Gleichnisse, die uns sein künstlerisches Wesen näher zu bringen suchen, greifen immer wieder, wie bei Tyrolt, auf eine botanische Schulerinnerung zurück. Baumeister wurde so oft eine deutsche Eiche genannt, daß an dieser pflanzlichen Metapher doch etwas Wahres sein mag. Wie sie will er im Boden wurzeln. Mit dieser Ehernheit eines Baumeistermenschen stand kein anderer Sterblicher so fest, so sicher wie für die Ewigkeit. Und wie die Eiche, wuchs er durch eigene Kraft über andere Kräfte der Umgebung. Er hat den bürgerlichen Boden nie verloren; er war der erste unter gleichen, und dies dünkt mich viel mehr zu sein, als gotterkoren über Erdgeborenen dazustehen. Als König erschien uns der alternde Sonnenthal. Auf einem entzückenden Piedestal. Ueber die anderen erhöht. Er hielt Distanz von seiner Umgebung und rückte unseren Herzen ferner; Baumeister hat stets unserer Seele zunächst gewohnt. Er schwand uns nie in gottesgnadenselige Fernen und hielt mit allem Menschlichen Gemeinschaft, ohne sich mit einem gemein zu machen. Eine so natürliche Hoheit ging von ihm aus, daß — wie einer seiner Bewunderer beschreibt — kein hämisches Grinsen aufkommen konnte, wenn er als Götz das Fenster zuwarf.

Keine äußeren Mittel sonderten ihn von der Umgebung ab, und wenn Sonnenthal wirklich ein König war, so ist Baumeister der Präsident einer freien Republik. Er grüßt das Volk mit entblößtem Haupt und ist durch seine lautere Menschlichkeit ein König unter gleichen. Dieses würdige Bewußtsein drückte sich mit sinnfälliger Deutlichkeit in dem Halmschen Lustspiel „König und Bauer" aus. Niemals war das Menschliche in Baumeister, das Menschliche überhaupt mit solcher Stärke gestaltet worden, wie an dem Abend, wo Gomard vor seinem König stand. Der unbekümmerte Mannesmut wich nicht einen Finger breit zurück. Er hatte die Weihe der Menschenwürde, die über den Umweg der französischen Revolution im deutschen Bewußtsein wieder geweckt worden ist. Aus dieser gelassenen Sicherheit quillt Baumeisters weiser Humor; um seine Lippen hängt ein frohes, breites Lächeln, wie auf den Mönchsbildern Grützners. Die Kuttenmenschen und Pfaffen waren stets ein besonders liebevoll gehätscheltes Völkchen unter den Gestalten Bernhard Baumeisters. Sie waren keine asketischen Fanatiker, sondern sinnlich breite Sanguiniker, deren Liebenswürdigkeit jeden bezaubert hat. Und heute noch erquickt man sich an festlichen Tagen beinahe an dem schmunzelnden Wohlbehagen des Patriarchen, wenn der Jude verbrannt werden soll. Ueber alle Bedenklichkeit reißt die selbstverständliche Natürlichkeit hinüber, die diesen Menschen zwingt, so zu sein, wie er ist. Und dieser Naturalismus im höheren Sinn des Wortes, war der Angelpunkt der Baumeisterschen Kunst. Sie siegte über alle wechselvollen Strömungen der modernen Mimik, weil sie das ewig Unvergängliche in den jeweils anderen Formen der Schauspielerei bedeutet und diese Kunst mit allen übrigen Künsten verbindet: sein Naturalismus ist die Darstellung der natürlichen Gesetze, deren reine und sinnbildliche Aussonderung eben Kunst heißt.

Dr. Hans Wantoch.

Digitized by Google

Aviatische Bomben.

Das Flachfeld bei Wiener Neustadt in Niederösterreich, das so fürchterlich langweilig ist und nicht einmal dadurch interessanter wurde, daß seit ein paar Jahren dort die österreichischen Piloten einige Meter fliegen, hat einen aviatischen Clou kreiert, eine Sportveranstaltung, durch die es alle anderen Flugfahrer der alten und neuen Welt überflügelt. Was man in Tripolis grausig verwirklicht hat, hierzulande war es ein spektakulöses Schauspiel, und in der Heimat des Steinklopferhans gilt auch in diesem Falle: Es kann dir nichts geschehen. Oder auf gut wienerisch: Der Weaner geht net unter. Er hat halt sein Hamur. Er will seine Hetz. Wir haben zwar noch nicht einmal ein ordentliches Militärluftschiff. Dafür können wir jetzt preisgekrönte Bombenschleuder aus Aeroplanen aufweisen. Gellende Plakate an allen Planken kündeten es an. So was gibt's nur bei uns. Am 21. April haben die österreichischen Piloten vor einem P. T. Publiko aus ihren „Tauben", „Möven" und sonstigen Spielschachtel-Luftfahrzeugen Bomben geschleudert; unten war ein Kreis gezeichnet, eine Zielscheibe, wie bei einem Schützenfest. Ein Gänsehautspaß, bei dem es einem kalt über den Rücken lief. Aber nur keine Angst nicht, wir sind in Oesterreich, wo dir schon nix g'schehen kann. Die Bomben waren nicht mit Sprengstoffen gefüllt, sondern mit Sand. Die Begeisterung für künftige Mordmöglichkeiten als Zirkus-G'spaß. Janus.

Das Wägelchen.

Von

Leonhard Frank.

Vor der Stadt fließt der Fluß gelassen, frei und breit durch das sonnige Tal. Und im Sommer läßt er die Jungen seine silberigen, weichsandigen Ufer durchwaten, fast bis zur Mitte. Da sagt er ihnen sichtbar halt, wird wunderbar grün, allmählich dunkelgrün. Hier ist er tief und schiffbar, ohne Tücken. Knaben und Schiffer lieben den sonnigen, fröhlichen Fluß.

Beim Einfluß in die Stadt krampft sich eine gewichtige alte Steinbrücke über ihn. An ihren mächtigen Pfeilern bricht sich das Wasser, schäumt, aus seiner breiten, sonnigen Ruhe gestört, unwillig auf. Weiterhin schieben sich Mauern in den Fluß, pressen ihn zusammen, machen ihn schmal, dunkel, tief und tückisch. Kirchen, alt und düster, gotisch, werfen ihre Schatten über ihn. Hier, solange er durch die Stadt fließt, eilt er schnell und drohend und fordert seine Opfer.

An einem Sommerabend lief ein barfüßiger kleiner Junge die Mauer entlang, die den Fluß um seine Freiheit betrügt. Er lief auf eine Menschenansammlung zu. Fischer, Handwerker und einige Polizisten bildeten einen Kreis um etwas, das am Boden lag. Der Knabe kroch zwischen den Beinen der Männer durch. Ein Ertrunkener lag am Boden, mit Stroh zugedeckt. Nur die Füße, die in durchweichten, schlammbeschmutzten Stiefeln steckten, starrten steif aus dem Stroh. Der Knabe sah mit weit offenen Augen immer nur auf die nassen Füße. Ein Mann in einer blauen Arbeitsschürze schob den Knaben aus dem Kreis, wobei er sich zornig brummend und beifallkreischend in der Versammlung umsah. Aber eine schaudervolle Neugier trieb den Kleinen wieder zurück. Er blickte auf den Haufen Stroh und auf die regungslosen Füße des Ertrunkenen. Ein Polizist sagte:

„Platz jetzt! Das Wägelchen kommt." Um das Wägelchen schwebte für die Kinder jener Stadt eine Atmosphäre von Sensation und Grauen. Das Wägelchen war ein langer, schmaler Kasten aus Brettern, auf vier niederen, blau angestrichenen Rädern. Er sah aus wie ein roh gezimmerter Sarg ohne Deckel. Vorn war eine lange, dünne Stange, durch die an der Spitze ein Querstäbchen ging. Daran zogen zwei Männer das Wägelchen. Das Stäbchen war vergriffen und schmutzig. Der Knabe sah auf das Stäbchen. Er hätte es um keinen Preis angefaßt. In dem Wägelchen wurden alle verunglückten Armen, die noch lebten, ins Spital gefahren, und die Verunglückten, die tot waren, in die Anatomie. Ein Mann sagte:

„Der kommt in die Anatomie."

Anatomie, dachte der Knabe, und hatte die Vorstellung von etwas unsagbar Schrecklichem. Er lief mit allen anderen hinter dem Wägelchen her, sah auf die Füße des Ertrunkenen, die hinten herausragten, und dachte an die Anatomie. Dann blieb er stehen und sah dem dunklen Zug nach, bis er um die Ecke verschwand. Der Kleine stand noch eine Weile, ohne sich zu rühren. Es war spät, und Dunkelheit mischte sich mit dem feuchten Schatten der engen Gassen, als er nach Hause lief.

So spät war er noch nie nach Hause gekommen, und als er vor dem Vater stand, balgte sich die Furcht vor dessen Zorn mit

Digitized by Google

der Furcht des eben Erlebten in seinem Hirn. In dem von der Tagesarbeit abgerackerten Mann stieg belebend die Wut auf, und die Sicherheit, sie an dem verschreckten Knaben auslassen zu können, tat ihm wohl. Erregt von dem vom Schlagen verursachten Brennen seiner Handflächen, schlug er immer heftiger, bis Hitze ihm durch den ganzen Körper rieselte. Gleich nach der Züchtigung, der Knabe schluckte noch nach Atem, rief er ihn zu sich und liebkoste ihn eng, bis der Knabe von unklarer, heftiger Scham übergossen, sich aus den Armen des Vaters wand.

Täglich vor dem Schlafengehen mußte der Knabe einen dunklen Gang vorgehen und einen Krug frisches Wasser holen für die Nacht. Das hatte er immer mit Widerstreben und Angst vor der Dunkelheit getan. Er kauerte, noch fleckig im Gesicht vom Weinen, in einer Ecke. Da sagte der Vater:

„Geh' und hol' Wasser."

Der Knabe stand auf, um wie sonst den schweren Gang zu tun, stand still, hielt den Atem an, und seine Augen starrten ins Leere. Er sah das lange Wägelchen, das schmutzige Stäbchen, und sah die steifen Füße des Ertrunkenen aus dem Stroh ragen. Er wurde weiß wie die Wand und streckte entsetzt, angstdurchschauert, die kleinen Hände gegen den Vater aus. Der Mann sah auf, als der Knabe sich nicht rührte, und rief böse:

„Wird's bald!"

Der Knabe sah angstvoll, die Augen weit aufgerissen, den Vater an. Ein leiser, klagendstöhnender Ton wellte zum Vater. Dann stotterte er, glühend rot und heiß, vom Wägelchen.

„Mußt du überall dabei sein, du verdammter Lausbub'? Gehst du jetzt?"

Der Junge zitterte und rührte sich nicht vom Fleck.

„Da geh' mal her!"

Der Junge ging langsam, zagend zum Vater, und der Mann schlug ihm mit seiner großen Hand in das kleine, weiß gewordene Gesicht, daß der Junge Feuerflächen aufblitzen sah, drehte ihn brüsk herum und stieß ihn zur Tür.

„Gehst du jetzt? Lausbub', verfluchter!"

Der Knabe stand seitwärts an die Tür gelehnt und sah, irr vor Angst, dem Vater ins Gesicht. Der Mann fühlte mit heißem Prickeln die Wut im Blut. Er sprang zu dem Kleinen, riß ihm heftig die Kleider herunter und schlug mit ganzer Kraft auf den kleinen weißen Körper. Das scharfe, klägliche, dünne Patschen stachelte ihn auf, und er schlug zu, bis er nicht mehr konnte. Dann stieß er den Knaben auf den Gang hinaus und warf die Tür ins Schloß. Der Knabe hörte, wie der Riegel vorgeschoben wurde. -- Der Gang war tiefdunkel, lang und schmal. In der Mitte stand in einer Nische ein Heiligenbild. Davor töste ein winziges rotes, ewiges Licht. Dann kam ein schwarzes Loch, die Treppe, die abwärts führte, und dann der Abtritt, in dem auch der Wasserhahn war. Das Haus war alt, und in die Stille knackten hin und wieder leise Nachtgeräusche. Der Knabe stand mit dem Körper gegen die Tür gepreßt und wartete, daß ihn der Vater wieder hereinziehe und prügle. Plötzlich huschte er in seinem kurzen weißen Hemdchen, auf kühlen Schauern wie in der Luft schwebend, den dunklen Gang vor, riß die Abtrittstür auf und öffnete den Hahn. Das Schlucken in der Röhre, das jäh beginnende Brausen des Wassers, das hohle Rauschen im hohlen Krug steigerte die Angst des Knaben, daß seine Kopfhaut plötzlich wie mit Eisnadeln besetzt war. Er hörte den Ertrunkenen die Treppe heraufpoltern. Das Herz im Halse, rannte er zurück und schlug mit der Faust auf die Tür.

Als der Mann öffnete, stürzte der Knabe einige Schritte in das Zimmer, stand einen Augenblick still und fiel, mit schon gebrochenen Augen, in sich zusammen. Das weiche, klägliche Auffallen des kleinen Körpers wurde übertönt von dem schrillen Knall, mit dem der Krug zersprang. Den Henkel hielt das Händchen fest umklammert.

Der Mann lief aus dem Zimmer. Eine Hausklingel ertönte. Türen wurden zugeschlagen. Weiber kamen in das Zimmer. Eine alte Frau lief weg, das Wägelchen zu holen.

Aus der Hauptstadt.

Cook.

Der „Käptn" Robert Peary hielt hier vor mehr als Jahresfrist seinen Nordpolvortrag in einer prangenden Halle, in die eine hervorragende, wissenschaftlich gesetzgebende Körperschaft eintausendköpfiges Publikum geladen hatte, und vor deren Vortragspodium der Tisch der ordensgeschmückten Bonzen prangte, wie eine „Medaille für Kunst und Wissenschaft" am Halse eines gespreizten Histrionen. Der Dr. Frederik A. Cook - „gleiches Recht für alle", sagt ein gutes deutsches Sprichwort - sprach in einem Saale, dessen Pächter, vielleicht, weil

Digitized by Google

er den Rahmen des Vortrags recht naturalistisch gestalten wollte, vielleicht, weil er an die Chance wissenschaftlicher Vorträge überhaupt nicht glaubte, die Heizungsspesen nach Kräften verringert hatte: vor Biertischen, von denen sich im Verein mit dem Dampf des Menschenodems der Qualm des Grogs und der Bockwürste in dünnen Schlangenlinien zur Bühne emporwand, und in deren Atmosphäre man sich ganz Eskimo fühlte. Neben einigen Sachverständigen markieren ringsum — es ist der Saal einer nördlichen und sehr populären Brauerei, in den die Wissenschaft verstoßen wurde, — biedere Berliner Ungeduld: „Na, wo bleibt a denn?" „Passen Se ma uff: Nachher wird a uns erzählen, a hat inzwischen den Südpol ooch noch entdeckt" . . .

Frederik A. Cook hat nicht die strahlende, blendende, sieghaft erobernde Konquistadorenart, die mir einmal Roald Amundsen bei längerer Begegnung im norwegischen Gesandtschaftspalais der Berliner Alsenstraße zeigte: und seine Geste ist doch wieder ein wenig saftiger, als die des trockenen, steifen Peary, der als Rhetor fortwährend mit den riesenhaften Proportionen seiner Gliedmaßen zu kämpfen hat. Auf dem Plakatbilde wirkt Cooks Kopf mit brünetter, sogar ein wenig orientalischer Frische; mahnt mit seiner starken, gewölbten Nase und dem weichen, schwarzen Schnurrbart an das Antlitz des Wiener Schriftstellers Felix Dörmann oder an das Gesicht des Berliner Weltdamenzeichners Otto Dely (da Sie ja beide Herren nicht kennen, werden Sie nun ganz genau wissen, wie der Dr. Cook aussieht). Aber als er dann, nach dem übelriechenden Unfug der Blitzlichtaufnahmen, und während sein Impresario, hager und flatternd den „Kameraden" Peary mit Injurien bombardiert, abwartend im Stuhle sitzt, da sieht man doch deutlich, daß die ihm (verdient oder unverdient) aufgebürdete Schmach dieses Leben vorzeitig alt und welk gemacht hat. Dieser Mann ist früher einmal einer von denen gewesen, — und wenn er tausendmal den Nordpol nicht erreicht haben sollte, die anderen Momente seiner Pionierfahrt lassen doch dieses Kriterium zu —, deren Charakteristik durch das bekannte Operettensprichwort: „Wir Amerikaner reden nicht, aber wir arbeiten", restlos gegeben wird: deren Persönlichkeit von einer sich in das einmal gestellte Ziel fest verbeißenden Zähigkeit ganz ausgefüllt war. Jetzt aber sieht man einen seelisch und körperlich Verblaßten, dessen seitlich geteilter Scheitel die graue Farbenuniform des sorgenvollen Lebens angelegt hat, dessen längst nicht mehr dunkler Schnurrbart melancholisch niederwärts hängt, ganz wie es die Tränensäcke unter den beschatteten Augen tun, und dessen Lächeln, auch während der Freund gegen den Peary eifert, so gar nicht angriffslustig, so gar nicht ironisch, nur wehmütig, glanzlos, tot ist. Später, als bei verdunkeltem Saal die Lichtbilder über die Fläche des weißen Riesentuches tanzen und der Nordpolentdecker (der es nicht gewesen sein soll), vor dem von bunten Farben schimmernden Leinenviereck steht, die linke Hand in der Hosentasche, in der rechten die kleine elektrische Lampe, die von Zeit zu Zeit wie ein Glühwürmchen aufleuchtet, — gibt er sich einen Ruck. Seine von der Schärfe der Eisregion zermürbte Stimme, diese Stimme, die über todwunde Bronchien zu streifen scheint, sein hüstelnder, schmuckloser, in der Stilistik ganz primitiver Vortrag entleihen eine unfreiwillige Komik aus dem holprigen Englisch-Deutsch des Redners — er sagt „Dimmrung", wenn er „Dämmerung"; „Tempetur", wenn er „Temperatur"; „Wulf", wenn er „Wolf"; „Moskusochse", wenn er „Moschusochse" meint —; und benutzen auch das Hilfsmittel aus eigenem gespendeten Humors, wenn Cook gerade den Schilderungen schaurig-romantischer, von Hunger, Not und Entbehrungen geleiteter Episoden kleine harmlose Witzanhängsel beigibt. Und durch die Erinnerung an die gefährlichsten Stadien dieses „Kampfes nach dem Pol" (wie Cook konstruiert): durch den Panzer dieser leisen, halbtönigen Rezitation blitzt doch zuweilen auch eine Spur der alten Energie, ein Funkenreflex der alten Kraft, die einst nur Taten, nicht Wortstil und Wortmenge für ausgebenswerte Münze hielt. Dann aber sinkt die Gestalt mit schlaffen, gelblich getönten Wangen, mit niedergedrücktem Rumpf und seltsam am Realen vorbeiirrendem Blick wieder zusammen: und selbst dem (einen) „Großinquisitor" aus dem Publikum, der mit hocherhobenem Zeigefinger und spöttisch sich kräuselndem Lächeln darüber Auskunft heischte, wie auf Cooks Rückreise plötzlich aus einem Schlitten ein Boot entstehen konnte, begegnet nur dieses scheue, stumpfe, halb ängstliche Auge eines Verfolgten. . . . Unsicherheit oder Resignation, das ist hier die Frage.

„Wir wollen nur, daß Sie über das, was wir sagen, nachdenken," forderte der hagere Manager: „Ich behaupte nicht, daß ich den Pol berührt habe — wer könnte gerade diese Stelle fixieren? — aber ich behaupte, an jenem Punkte der Erde gewesen zu sein, den mich meine Messungen für den Pol halten ließen;" so oder so ähnlich salviert sich jetzt Dr. Cook. — Das Gefühl des Hörers ist ein schlechter Wertmesser für Lüge und Wahrheit. Hätte gestern auf der Bühne, neben den schneeweißbedeckten

Digitized by Google

Tischen ein Labori mit feurigen Zungen geredet; hätte ein Romane größere Summen an innerer und gestikulativer Leidenschaftlichkeit verausgabt, es wäre ihnen leicht gewesen, da eine Kapitulation zu erzwingen, wo des Amerikaners nüchterne, spröde Art, seine erkältete Stimme, seine erschöpfte Seele nicht jeden Zweifel, nicht jeden Vorbehalt überwinden konnten. Aber an einem bleibt kein Zweifel: daran nämlich, daß hier dem halben ein ganzer Zusammenbruch folgen muß, daß hier der letzte Akt einer Tragödie gespielt wird, wenn dieser Mann doch wirklich die Qualen bestanden hat, von denen er seinen Mund und seine Bilder sprechen läßt: wenn seine Passionszeit „mit Schnee als Bett und einem Stück Eis als Kopfkissen" doch am Nordpol oder in der Nähe dieses im Mystischen ruhenden Orgelpunktes aller Forschung durchlebt wurde. Nein: nachdem ich diesen Mann gesehen habe, möchte ich mir nicht anmaßen, bei der Entscheidung dieser Urteilsfrage mitzuwirken und überlasse der Wissenschaft getrost ihr Richter-, vielleicht ihr Scharfrichteramt. Das Porträt des Dr. Cook, wie ich es gestern sah, hab' ich niedriger gehängt. Wenn man mich aber fragt: „Ist dieser Mann," (der übrigens für alle Fälle ein Kulturpionier ist,) letzten Endes nicht doch einer kleinen Spiegelfechterei schuldig?", so sage ich mit Faust: „Und sehe, daß wir nichts wissen können . . .!"

Walter Turszinsky.

Neue Bücher.

Goethes sämtliche Werke in vier Hauptbänden und einer Folge von Ergänzungsbänden. In Verbindung mit Paul Ehrmann, Conrad Höfer und Paul Merker herausgegeben von Theodor Friedrich. Mit Abbildungen, Porträts und Faksimiles. Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig. Preis der vier Hauptbände biegsam in Leinen geb. zusammen 5 M., in eleganten Lederbänden mit Goldschnitt zus. 12 M.

Die vorliegenden vier Bände bilden den Grundstock einer Gesamtausgabe der Werke Goethes, die nicht bloß die Schriften, die Goethe selbst in seine Ausgabe letzter Hand aufgenommen hat, enthalten wird, sondern auch aus der Fülle des Nachlasses sowie der sonstigen Ueberlieferung alles das bringen soll, was nach Inhalt und Form sowie nach seiner Stellung innerhalb der Gesamtproduktion des Dichters auf bleibende Bedeutung Anspruch erheben kann. Trotz dieses Umfanges soll sie aber einem weiteren Kreis von Lesern dienen. Und diesem Zweck sucht ihre Anordnung gerecht zu werden.

Die vier ersten Bände umfassen alle die Werke, denen Goethe seine zentrale Stellung innerhalb der deutschen Literatur verdankt. Sie zeigen den Dichter als Lyriker, als Epiker, als Dramatiker sowie als Darsteller des eigenen Lebens, und eröffnen den Ausblick auf die verschiedenen Gebiete seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, sie lassen in ihrer Gruppierung und durch gelegentliche Aufnahme auch kleinerer Arbeiten, soweit möglich, den historischen Fortschritt sowie die Vielseitigkeit von Goethes Schaffen erkennen, und verweisen in den Einleitungen vordeutend auch auf die Werke, die späteren Teilen vorbehalten sind.

Die Herausgabe lag in den Händen des bewährten Goethe-Forschers Dr. Theodor Friedrich, der in den Einleitungen und den sonstigen erläuternden Beigaben ein reiches Material in lichtvoller, fesselnder Darstellung bietet. Die der Ausgabe vorangestellte Biographie verfolgt in großen Zügen den äußeren und vor allem den inneren Entwicklungsgang des zum schaffenden Künstler geborenen Menschen; die ausführlichen Einzel-Einleitungen charakterisieren Goethes Lyrik, Epik usw. und zwar gleichfalls auf historischem Wege. Die Biographie des Dichters erfährt eine bedeutsame Erweiterung durch eine in dieser Form zum erstenmal gebotene Zeittafel, deren übersichtliche Tabellen dem Leser wertvolle Einblicke in Zusammenhänge im Leben und Schaffen Goethes, in Leben und Werke seiner Zeitgenossen, in die allgemeine politische und geistesgeschichtliche Entwicklung vermitteln. Auch eine Zeittafel zur Entstehung des Faust und eine Chronologie der wichtigsten Gedichte ist vorgesehen; außerdem ist im Inhaltsverzeichnis bei jedem Gedicht das Druckjahr und, soweit möglich, das Datum der Entstehung angegeben. Schließlich findet der, dem es um quellenmäßige Vertiefung zu tun ist, auch eine systematisch geordnete Literaturübersicht. Textlich beruht die Ausgabe auf den Ergebnissen der modernsten Forschung. Auf die Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden; sie ist nicht nur in jeder Hinsicht gediegen, sondern mit der großen Anzahl von Bildbeigaben reich und splendid.

Die verirrte Magd. Roman von Georg Engel. Konkordia. Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW.

Ich schätze Engels Talent sehr hoch und sehe auch in seinem neuen Roman keineswegs einen Rückschritt, sondern einen Fortschritt in klarer Erkenntnis, schöner Sprache und edler Tendenz. Die verirrte Magd ist die Bezeichnung für ein Mädchen Hertha Boddien, die ihre starke Sinnlichkeit nicht bändigen kann, am Tage ihrer feierlichen Verlobung

Digitized by Google

mit einem schlichten, etwas plumpen Landwirt mit einem Kavallerieoffizier durchgeht, die aber, nachdem sie erfahren, daß ihr Bräutigam über ihre Flucht trostlos ist, daß dessen Schwester, die mit dem Leutnant ein Verhältnis gehabt hatte, sich ins Wasser gestürzt hat und daß dessen Mutter vom Schlage getroffen worden ist, in sich geht und den Entschluß faßt, als Krankenschwester den Menschen Heil zu bereiten, nachdem sie sich und andere so schwer gekränkt hat. Diese Hauptgeschichte, die mit vielen Nebenhandlungen verbrämt, wird sehr schön erzählt und mit der klar ausgesprochenen Tendenz verbunden, die aber nicht allzu lehrhaft wirkt, die Anschauung so mancher jungen Damen als gefährlich und verderblich zu erweisen, die da meinen, sie hätten das Recht, die festgefügte sittliche Weltordnung zu zertrümmern, nur ihrem Drange zu leben, ihr Wohl zu begründen, gleichviel ob sie dadurch das Glück anderer zerstören. Der Roman enthält sehr schöne Charakteristiken der Haupt- und Nebenpersonen, z. B. der Eltern des Offiziers, altväterischer Adliger; eines wein- und redseligen Küsters, der in besonderer Beziehung zu dem Teufel zu stehen meint, aber schließlich ein wackerer Kerl ist, eines Professors, der von seinem idealen Fluge unsanft auf die Erde geschleudert wird und sich nun in der Entsagung gefällt. Außer diesen und vielen anderen Charakteristiken finden sich herrliche Natur-, humoristische Festbeschreibungen und gar manches andere. Aber ich fürchte, Georg Engel, dessen ganz unbestreitbares Talent volles Lob verdient, ist auf dem schlimmen Wege, in eine Manier zu verfallen. Diese zeigt sich namentlich in einer ungehörigen Breite der Darstellung, in einer allzubehaglichen, schließlich nicht selten ermüdend wirkenden Ausmalung des Details und in einer übermäßigen Betonung des Allegorischen und Mystischen. Das Unbelebte wird belebt: die Hausbalken reden, Heimchen und Geister ergreifen das Wort, der Teufel in eigener Person erscheint, ein vom Teufel besessener Hund, der schließlich gar manche unteuflische, teils hündische, teils menschliche Eigenschaften besitzt, spielt eine Hauptrolle. Solche Mittel, sparsam verwendet, wirken zwar poetisch, aber sie können leicht zur Manier ausarten und den wirklichen Genuß verderben.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cairo-Bremen

Cigaretten

Leopold Engelhardt GmbH

Hoflieferant Sr. H. d. Khediven Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

BAHLSEN'S

Pangani-Gebäck

TET-Paket 40 ₰

H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 20 — Berlin, den 18. Mai 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Wenn du noch eine Tante hast . . .

(Brief eines Preußenvaters an seinen Sohn.)

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Nun hat der Vater aber eine Schwester, eine sehr bekannte 53jährige alte Dame in Straßburg, die früher einen Eierhandel hatte."

Kriegsminister von Heeringen am 10. Mai im Deutschen Reichstag.

Mein lieber Sohn!

Du kannst Dir denken, wie sehr der Inhalt Deines Briefes mich mit Kummer erfüllt. Meldet er doch den Zusammenbruch all unserer Zukunftshoffnungen!

Du hast ein Recht, mit dem Schicksal zu grollen. Aber Unrecht hast Du, wenn Du nun mit unserer weisen Militärverwaltung haderst, um Auskunft heischt und mir immer wieder mit Deinen von allen Vorgesetzten anerkannten Fähigkeiten kommst!

Mea culpa est. Mea maxima culpa . . . Die preußische Militärbehörde besitzt noch immer ihre alte Gründlichkeit. Das hätte ich mir sagen sollen. Und als Du jubelnd mit dem Abiturientenzeugnis nach Hause kamst und mir bei Deinem Interesse für alles Militärische den Entschluß mitteiltest, Offizier zu werden, da wäre es meine Pflicht gewesen, erst einmal unsern Stammbaum vorzunehmen und alle toten und lebenden Familienmitglieder auf die Vornehmheit ihrer einstigen und jetzigen Berufe zu prüfen.

Du fragst mich, was denn so Fürchterliches vorliegt? Ob etwa hinter den dunklen Andeutungen, mit denen die Militärbehörde Deine Einstellung ablehnt, in unserer Verwandtschaft sich irgendein tagediebischer Schuldenmacher oder etwa eine Nummer à la Graf Wolff-Metternich verbirgt? Ich sage es rund heraus: Leider nicht! Wäre der Mensch, dessen Existenz Dich in den Augen der Militärbehörde offiziersunwürdig macht, nur ein Metternich oder so etwas! Die Militärverwaltung ist zu gerecht, um etwa die künftigen Sprossen dieser weitverbreiteten Grafenfamilie für die Untaten eines einzigen Familienmitgliedes verantwortlich zu machen. Zu gerecht, um nun alle künftigen Eulenburgs deshalb von der Liste der Offiziersaspiranten zu streichen, weil einen ihrer hochangesehenen Onkel nur Krankheit vor dem Zuchthaus bewahrt.

Aber Du bist kein Kind mehr, mein Sohn. Das Vaterland, in dem Du groß werden durftest, ist ein gesitteter Rechtsstaat. Es ist traurig, daß es Dich gerade treffen mußte. Aber wenn Du Dich erst mit Deinem Schicksal abgefunden, wird es Dein eigenes Gerechtigkeitsgefühl Dir sagen: Auch die Anschauung, daß es bei der Offizierswahl auf den Mann und nicht auf etwaige Schönheitsfehler seiner Verwandten ankommt, muß seine Grenzen haben.

Die Militärverwaltung ist eben dahinter gekommen, daß in unserer Verwandtschaft — Gott sei's geklagt! — sich eine Persönlichkeit befindet, die tief unter besagtem Eulenburg und Metternich, tief unter all den fragwürdigen Existenzen steht, die so oft unsere adligen Familien beschweren und die trotzdem die Gleichnamigen ihres Geschlechts für den Offiziersdienst in puncto Gesellschaftssphäre durchaus all right bleiben lassen. Dein Fall ist hoffnungslos, mein Sohn! Der Verwandten-Mensch, der Dich belastet, ist vernichtend. Er war — der Herr Kriegsminister wird es Dir bestätigen — eine Unmöglichkeit! Er war eine Perversität! Nicht im Sinne des Schloßherrn von Liebenberg. Das würde Dir,

Digitized by Google

wie schon hervorgehoben, als Anverwandter nicht weiter hinderlich sein. Aber im Sinne wirklicher Vornehmheit. Er hat sich nämlich ehrlich sein Brot verdient. Hätte dieser unselige Verwandten-Mensch geahnt, daß dieser sein perverser Hang, zu arbeiten, den Neffen einst vom Offiziersberuf ausschließen würde, er hätte schon aus Liebe zu Dir vornehm Schulden gemacht. Und dann könntest Du Dich jetzt wenigstens auf einen Kavalier in Deiner Familie berufen. Aber so armer Junge!

„Wo ist der Onkel, der mir das angetan?" Ich höre Deine verzweifelte Frage, mein Sohn. Aber es ist kein Onkel, es ist eine Tante! Eine Stieftante! Aber berufe Dich bei Deiner Beschwerde nicht auf diesen Punkt. Die Militärbehörde ist streng, aber gerecht. Eine Vorschrift, daß bei dem für Offiziersaspiranten unerläßlichen Verwandtenexamen Stieftanten hors de concours sind, ist nie erlassen worden.

Du fragst mich, ob man der Militärbehörde von Deiner sonst so angesehenen Familie nicht noch in letzter Stunde eine bessere Meinung beibringen kann. Laß jede Hoffnung fahren! Deine Stieftante ist etwas, über das ein preußisches Offizierkorps nie hinwegkommen wird. Sie hat dort unten im Straßburgischen irgendwo mit Eiern gehandelt. Mit gewöhnlichen Hühnereiern.

Man wollte Dir wohl auf Grund Deiner sonstigen militärischen Fähigkeiten – noch entgegenkommen. Aber was erfuhr man? Deine Stieftante hat zuweilen, wenn das Ladenfräulein zu Tisch war, die Eier auch persönlich gegeben.

Deine Tante hat übrigens von der Sache Wind bekommen. Sie schreibt mir entrüstet, daß von den Steuern, die sie jahrelang für ihren ehrlichen Eierhandel bezahlt, doch wie von jeder andern Steuerleistung, sicher ein bestimmter Teil zur Honorierung des Offizierkorps verwendet worden sei. Ich zeigte unserm Nachbar, dem Hauptmann a. D., diesen Brief. Der meinte aber: „Echt tantenhaft! Auch von den Eierhändlern das Geld zur Bezahlung des Offizierkorps zu nehmen, sei nur Gerechtigkeit., denn wir hätten ein — Volksheer!"

Das Letztere verstehe ich nicht ganz. Aber vielleicht tröstet es Dich trotzdem.

Dein

Vater.

Freundschaft und Liebe.

Von

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Zwei irdische Güter gibt es, die allein jede andere Gabe schmackhaft machen, das blasse, gleichgültige, unbegreifliche Weltbild beleben und seiner Unbegreiflichkeit schönen Sinn und Zweck unterschieben. Diese beiden Güter, die den Armen zauberhaft bereichern, deren Mangel den Reichen bitter darben läßt, heißen Freundschaft und Liebe.

Von den Weisen aller Zeiten haben sie sehr verschiedene Bewertung erfahren, sehr verschiedene Ehren genossen, und niemand ist noch damit fertig geworden, vollständig einwandlos zu bezeichnen, was beide trennt, obwohl man den Begriffsunterschied recht gut zu fühlen vermag, obwohl die Freundschaft von der Mehrzahl aller Weisen größte Hochachtung erfährt, während sie die Liebe geringschätzen, ja selbst verachten.

In verschiedenen philosophischen Lehren wird die Liebe eigentlich nur geduldet, wenn sie keine wirkliche, keine verliebte Liebe, sondern eine zärtliche Freundschaft ist oder in allgemeinen Gefühlen aufgeht. Aehnlich verhält sich auch religiöse Anschauung diesen beiden Regungen des Herzens gegenüber. Der sinnliche Trieb ist immer nur geduldet, teils als bedauernswertes Mittel, um Nachkommenschaft zu gewinnen, teils als Beginn einer Schwärmerei, die übergeht zu sinnenfriedlicher Sympathie.

Solche Geringschätzung und solches Mißtrauen der Liebe gegenüber gründen sich auf sehr komplizierte Empfindungen. Es ist Furcht darunter, ja beinahe Grauen vor dem tiefen Geheimnis, dem der Liebeszwang entspringt, Empörung und Demütigung, weil der gleiche

Digitized by Google

Zwang die ganze Natur beherrscht, und somit allzudeutlich an unsere Tierähnlichkeit erinnert. Es ist auch hochmütige Verzweiflung des Individuums beigesellt, das in stolzer Einsamkeit sich genügen möchte, aber in solcher Eiseshöhe nicht zu leben vermag. Zart und anmutig haben es die Dichter aller Zeiten und Völker beschrieben, aber wie fürchterlich ist es in Wirklichkeit (mit den Augen des Philosophen betrachtet) für ein sonst vernunftbegabtes Geschöpf, plötzlich von dem Klang der Stimme, von dem Wimpernzucken eines anderen in Wohl und Wehe abhängig zu sein, die ganze Seele an dem zitternden Fädchen eines geliebten Lächelns über einem Abgrund schwebend zu wissen!

Auch der soziale Sinn empört sich etwas dagegen, sobald er stark entwickelt ist. Denn jede verliebte Liebe, deren Glück in dem für sich Abgeschlossensein zweier Menschen besteht, ist selbstverständlich antisozial, obwohl sie die Vorbedingung aller sozialen Entwicklung umfaßt. Nach Benjamin Constant ist leidenschaftliche Neigung, l'égoïsme à deux, der vollkommenste Egoismus. Wenn höchster Glückszustand, den er gewährt, andauernd bliebe, käme ein gesellschaftliches Dasein überhaupt nicht in Frage und weiterer Verkehr hätte sich niemals eingestellt.

Verliebte Liebe ist friedlos, weil sie ohne Rast aufreizen, aufstacheln will und muß, sei es auch durch Qual. Die Lust, zu quälen aber, sowie die Lust, gequält zu werden, tragen keineswegs zur Vervollkommnung oder Besserung bei.

Der Liebende verzeiht dem geliebten Gegenstand womöglich das Schlimmste, entschuldigt, wo er kann, beschönigt, so lang er es vermag, und freut sich sogar über Fehler, teils um der Wollust des Leidens, teils um der Wollust des Vergebens willen, so daß der oder die Geliebte selten von dem Liebenden gebessert, aber sehr oft in den Fehlern bestärkt und dadurch anderen Menschen unleidlich wird. Mantegazza erwähnt in seiner Physiologie der Liebe, deren eines Kapitel bezeichnenderweise überschrieben ist: „Die erhabenen Torheiten der Liebe", den Aberglauben der verliebten Seelen. Keine Religion hat je eine so sinnlose Götzendienerei gehabt wie die Liebe. Sie hätte ganz allein aus sich heraus den Götzendienst erfunden, wenn dieser nicht aus unendlich vielen Quellen schon seine Nahrung gezogen hätte. Für die Liebe ist alles geheiligt, was die Hand, das Auge, die Gedanken der geliebten Person getroffen. Wer möchte die unzähligen Narrheiten der Liebesgötzendienerei nennen? Hier an diesem Punkt läßt sich verhältnismäßig am leichtesten der allgemeinste Unterschied zwischen der Freundschaft, der sinnenfriedlichen Liebe und der sinnenfriedlosen, der verliebten Liebe erkennen.

Freundschaft ist stets auf Besserung bedacht. Sie hat zwar Geduld mit Fehlern, aber nur, um sie zu überwinden, sie will mehr schenken als besitzen, jedoch nicht wahllos und oft verderblich ihre Gaben verschleudern, wie es Verliebte und Verschwender pflegen, sondern weise und mit tiefem Bedacht. Die sinnenfriedliche Liebe liebt uns um das, was gut an uns ist, die andere oft um das, was schlecht an uns ist, oder vielmehr in dunklem Drang, nach Gesetzen, die der Kulturmensch weder verstehen noch deuten, höchstens ahnen kann, nach Analogien von Farben, Kräften und Düften, die in das Gebiet der unerforschten Dinge gehören. Il semble, que l'amour ne cherche pas les perfections réelles; on dirait qu'il les craint, meint der französische Moralist Chamfort. Il n'aime que celles qu'il crée, qu'il suppose, il ressemble à ces rois qui ne reconnaissent de grandeurs que celles qu'ils ont faites*). Das natürliche Selbstbestimmtwerden durch die Natur eines anderen Wesens in und wegen einer empfundenen, aber nicht begriffenen Einheit beider führt jenes Hingezogensein herbei, das die Griechen Sympathie nannten, und das ein moderner Philosoph mit Erleben unser selbst in einem andern bezeichnet*).

Alle Definitionen der Liebe gelten und alle versagen, denn trotz vieler Forscher, die sich hineinwagten, bleibt ihr Land Märchenstätte, verwunschenes Reich, in Dunkel gehüllt.

*) Lipps, Ethische Grundfragen, S. 207.

Digitized by Google

Aber taghell und freundlich, ohne terra incognita, liegt das Land der Freundschaft vor uns. Was der Mensch an Gesetzlichkeit und Moralbegriffen geschaffen und mühsam gefestigt hat, gehört in diese wohnliche Gegend. Sie ist nur leider nicht abgegrenzt, nicht abgesteckt, sondern verläuft allmählich in Wiesen, die zu bunt aufleuchten, um ganz geheuer zu sein, führt zu Flüssen, deren Strömung unzuverlässig ist, in allzu schattige, spukhafte Wälder. Zu leicht verliert sich der Weg an den Grenzen des Freundschaftslandes in jenes Zaubergebiet, das Petrarca im Trionfo d'amore als verwunschenen Burgfrieden schildert.

Täuschungen, Träume und Wahnbilder, fahle,
Im Ring den Siegesbogen fest umschlangen,
Und falsche Meinung krönt das Tor zum Saale.
Die gier'ge Lust war hier treppauf gegangen,
Gewinn voll Unheil, nützender Verlust,
Stets geht's treppab, trotz Treppenaufverlangen.
Ruh macht dich matt, stärkt Leid nur in der Brust,
Hell siehst du Schmach, den Ruhm auf dunklem Wege,
Unsicher jedes Treuwort, Untreu unbewußt:
Es rast unbändig, der Verstand schleicht träge:
Verließ, zu dem so breite Pfade weisen,
Die engsten Pförtchen nur zur Rettung führen,
Niedrigste Stufen erst, hoch, wenn du willst verreisen,
Wohnsitz der Wirrnis, teuerster Gebühren,
Wo sicher Leid, unsicher Lust verheißen*).

*) Die frei übersetzten Verse lauten im Urtext:

Errori, sogni, ed immagini smorte
Eran dintorno all' arco trionfale
E false opinioni in su le porte.
E lubrico sperar su per le scale
E dannoso guadagno, ed util danno;
E gradi ove piu scende chi piu sale;
Stanco riposo, e riposato affanno:
Chiaro disnor, e gloria oscura e nigra:
Perfida lealtate, e fido inganno:
Sollecite furor, e ragion pigra:
Carcer ove si vien per strade aperte,
Onde per strette a gran pena si migra
Ratte scese all' entrar, all uscir erte:
Dentro confusion turbida, e mischia,
Di doglie certe, e d'allegrezze incerte.

(Petrarca, Trionfo d'amore, cap. III.)

Aber sehr schwer wird der Weg zurückgefunden, ja, es soll Gegenden im verzauberten Gebiet geben, aus denen man nie mehr zur wohnlichen Stätte der Freundschaft gelangen kann. Der unüberwindliche Sumpf des Hassens liegt dazwischen.

Allein solche Vergleiche sind immer zu flüchtig und verworren. Man müßte vielmehr ins Auge fassen, daß jede Liebe einen gewissen Gehalt an Freundschaft besitzt, jede Freundschaft aber, wie sie auch immer geartet und entstanden sein mag, einen Teil von Liebe, von rätselhafter sinnlicher Sympathie enthält. Je nachdem, ob der eine oder der andere Bestandteil überwiegt, ist das Gefühl dauerhaft und gut, d. h. gut nach kleinem menschlichen Maßstab.

Die Läuterung der Freundschaft von ihren sinnlichen Bestandteilen ist das Ideal der Philosophen und der religiös folgerichtig Denkenden. In besonders glücklichen Ehen vollzieht sie sich sehr allmählich von selbst.

Aus einer glücklichen Liebe kann unter besonders günstigen Umständen eine glückliche Freundschaft werden. Hingegen scheint mir der immer und immer wieder angebahnte Versuch, aus einer unglücklichen Liebe eine glückliche Freundschaft zu machen, wohl selten von ernstlichem Erfolg begleitet. Es entsteht höchstens aus einer unglücklichen Liebe eine wehvolle Freundschaft, eine abgeschwächte unglückliche Liebe, wenn die gequälten, verhungerten Sinne zwar endlich schweigen, aber zu schwer getroffen sind, um den Frieden geistiger Harmonie zu gestatten.

Schallt dem brünstig schmachtenden Liebesruf der Hirsche etwa der Tod als Antwort, oder dem balzenden Hahn, so ist dies ein Symbol für die Antwort, die auch dem verliebten Locken des menschlichen Sehnens gern zuteil wird. Stets sieht der Tod der Liebe über die Schulter.

Ist sie nicht eigentlich eine Todessehnsucht, eine Sehnsucht zu vergehen, aufgelöst zu sein, zu vergessen, endlich auszuruhen? Und schließlich ist die Erfüllung selbst nichts als ein schönes Sterben, ein Verblühen im Individuum, das Neue zu zeugen.

Digitized by Google

Die Freundschaft gehört aber dem individuellen Leben, sie schafft geistige Werte; wo die Liebe Naturarbeit leistet, leistet sie Kulturarbeit. Sie gehört zu den Grundbedingungen allen friedlichen, gemeinschaftlichen Wirkens und bildet die einzige Möglichkeit, ein soziales Dasein vorzubereiten. Denn ohne Freundschaft und außerhalb des dazugehörigen Vertrauens ist kein dauernder Verband denkbar. Von der primitiven Sippe bis zum kompliziertesten Staatswesen bedürfen die Vereinigungen der Freundschaft. Sie ist unvermeidlich und unerläßlich in ihren verschiedenen Schattierungen. Waffenbrüderschaft, Kameradschaft, Verhältnis zwischen Meister und Geselle, Lehrer und Schüler, zwischen Dienstherrschaft und Dienendem, zwischen Fürst und Berater, dann zwischen den Genossen einer politischen Partei, kurz alles, was unter die Voraussetzungen eines sozialen Daseins zählt, steht und fällt mit der Freundschaftsmöglichkeit, ja, mit dem Freundschaftstalent.

Freundschaft adelt und weiht jedes menschliche Verhältnis. Sie allein macht ein Zusammenwirken leitender Kräfte überhaupt möglich, so daß die Denker des Altertums in ihr mit Recht die Triebfeder eines gesicherten Staatslebens erkannten und ihrer Pflege bei der Erziehung den ersten Platz einräumten.

Während die Liebe manchmal als Demütigung empfunden wird, als eine süße, aber zur Erde niederdrückende Last, teilt die Freundschaft erhöhtes Selbstvertrauen mit, kräftigt ein gesundes Selbstgefühl wie eine gesunde Selbstdisziplin. Je männlicher sich eine Philosophie gibt, desto mehr Nachdruck legt sie auf den Wert der Freundschaft. Je weiblicher sich eine Seligkeits- und Weisheitslehre zeigt, desto höheren Wert teilt sie den Gefühlen zu, die von vernunftmäßiger Freundschaft ablenken, um auf den merkwürdigsten mystischen Umwegen das Land der Liebe zu erreichen. Dort nimmt die allgemeine Menschenliebe, die Philantropie, die Humanität ihren Ursprung, den sie durchaus nicht verleugnet, insofern sie Schwärmerei ist mit allem Wehe und aller Lust eines derartigen Gefühls.

Ein Philantrop liebt die Menschheit mit inbrünstiger, kritikloser Schwärmerei, wie ein Verliebter den Gegenstand seiner Liebe. Gerade was schwach, hilflos, tiefgesunken, dem Leben am wenigsten gewachsen ist, das, worüber er in seiner Liebe königlich herrschen kann, wird ihm besonders wert. Wenn er sich aber tief getäuscht sieht, von seiner Liebe verraten, schlägt sein Gefühl leicht um zu Haß und Ekel, genau wie es bei getäuschter Sinnenliebe der Fall ist. Der Menschenfreund wird nun zum Menschenfeind, zum Misantropen. Den großartigsten Charakter, der solche Wandlung zum Ausdruck bringt, hat Shakespeare im Timon von Athen gezeichnet. Wohl sind die Freunde Timons schlecht, aber die tragische Schuld trägt Timon selbst in sich, weil seine Menschenfreundlichkeit und Gläubigkeit wahllos und maßlos waren. Ebenso maßlos und wahllos wird dann sein Haß:

Timon geht nun zum Wald, das wildeste Tier
Zeigt Lieb ihm mehr, als je die Menschen hier*).

ruft er aus, als er Athen verläßt und keinen Bewohner seiner Vaterstadt mehr sehen will. Wie Talent oder Genie zur Liebesleidenschaft angeboren sind, so steht es mit jener leidenschaftlichen Menschenliebe eines Timon oder ähnlicher Charaktere.

Aber die eigentliche Freundschaft liegt außerhalb, sie kann durch Erziehung und Selbsterziehung gewonnen, weise gemäßigt und erhalten werden. Ihre Ruhe und Stetigkeit bilden für jede menschliche Gemeinschaft den ernstesten seelischen Stützpunkt. Hingegen beweist die Geschichte, daß Liebesleidenschaft von jeher eine gewisse dämonische Lust am Zerstören im Großen und Kleinen zeigte, daß sie sich am liebsten gegen die bestehende Ordnung der Dinge auflehnt und dann am erhabensten, am reichsten mit poetischer Schönheit verklärt ist, wenn sie erfolgreich rebelliert und revolutioniert.

Endlich scheint mir noch der wichtigste allgemeine Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft darin zu liegen, daß die Freundschaft von unbedingtem Vertrauen lebt. Vertrauen

*) Timon IV, 1 (Schlegel).

Digitized by Google

ist ihre Seligkeit, ihr eigentlicher Lebenszweck, Ende und Erfüllung.

Daß Mißtrauen tief im Wesen der verliebten Liebe begründet ist, beweist schon das unruhige Fragen der Liebenden. Sie wollen immer wieder mit Worten, Schwüren und Liebkosungen der Liebe versichert sein. Bei ihren Zusammenkünften fällt kaum ein vernünftiges Wort, weil sie die ganze Zeit mit ängstlichen Fragen und Beteuerungen zubringen. Wie anders das Beisammensein treuer Freunde, welche Sicherheit, welcher Friede in ihren Beziehungen, daher welcher Schatz an klugen Gesprächen, an gegenseitiger Anregung! Die Unzuverlässigkeit, das stete Unbefriedigtsein und Hoffen der Verliebten machen ein gegenseitiges Mißtrauen natürlich, die begehrliche Liebe muß friedlos sein, denn wahrhaft stillt sie nur der Tod.

Dieses sind im großen Zusammenhang die Unterschiede zwischen beiden Gefühlen. Nur von Fall zu Fall lassen sich die feinen und feinsten feststellen, da immer wieder Uebergang, Ueberlauf stattfindet und die Grenze trotz unendlich vieler Kriege ewig umstritten, ewig schwankend bleibt.

Die Unmöglichkeit genauester Bestimmung liegt auch im dehnbaren Wesen des Wortes, das so mannigfaltige Begriffe decken mußte, bis es schließlich, ganz dünn und durchsichtig geworden, seine alte kräftige Bedeutung verlor. Die Wurzel des Wortes Freund stammt aus dem Sanskrit, wo Freond so viel wie Liebender bedeutet. Man nennt Freundschaft aber im gewöhnlichen Sprachgebrauch jede Gewohnheitsneigung, jede oberflächliche Interessengemeinschaft, jede klägliche Ruine der Liebe, jede wärmesuchende Annäherung, jeden eitel unverschämten Versuch, sich in die Gefühlswelt anderer einzudrängen. Diese Abarten oder Ausläufer des wahren Freundschaftsbegriffes sollen möglichst außer acht gelassen werden, und nur die kulturhistorisch wichtigsten Erscheinungen erfahren hier eingehende Würdigung. Dazu gehören die Waffenbrüderschaft, dann die Freundschaft zwischen Meister und Schüler, auf der das antike Erziehungssystem beruht. Ferner erscheint das Maezenat charakteristisch für die Auffassung der Freundschaft. Jenes umumstrittenste aller Gefühle — die Freundschaft zwischen Mann und Weib — tritt im Altertum zuerst in den Beziehungen auf zwischen Philosophen und geistvollen Hetären, dann im angeregten Verkehr zwischen den Kirchenvätern und ihren bevorzugten Jüngerinnen. Im Mittelalter entstehen neue Formen der Freundschaft durch das Treueverhältnis der Vasallen, der Ritter und Knappen, der Pagen und Sänger zu der Dame. Die Renaissance belebt frisch und eigenartig das antike Freundschaftsideal. Eine besondere Wiedergeburt feiert es dann in der empfindsamen Zeit.

Dichtung und Weisheitslehre lassen aber in der Neuzeit die Freundschaft nur in seltener Feierstunde aufkommen, sie wird von der Liebe verdrängt, immer banaler aufgefaßt und vielfach verkannt in ihrer tiefsten Bedeutung*).

Shakespeares Totenmaske.

Von

Felix Stössinger.

Aus den Sitzungen des Shakespearetages ist in die Zeitungen eine Nachricht gedrungen, die das Interesse, ja das Staunen der Allgemeinheit auf eine Versammlung lenkt, um die sich außer den philologischen Zünften niemand in Deutschland zu kümmern pflegt. Prof. Paul Wislicenus legte eine Totenmaske vor und sprach sie Shakespeare zu. Auf diese Weise zwang er die liederliche Oeffentlichkeit zuzuhören, die seine Broschüre „Shakespeares Totenmaske“ (jetzt bei Eugen Diederichs, Jena) zum großen Teil ignoriert hatte. Was ist aber nächst den Werken des Genies bedeutsamer, als sein Aussehen, und nach wessen Zügen sollten wir begieriger sein, als nach denen Shakespeares?

*) Dies Essay ist das Eingangskapitel zu dem neuesten Werke des Alexander von Gleichen-Rußwurm. Vergleiche Rubrik „Neue Bücher“ am Schluß dieses Heftes.

Digitized by Google

Zudem ist sein Dasein soweit in mythische Dämmerung entrückt, daß die Vorstellung, ihm ins Gesicht sehen zu können, etwas Unheimliches hat. Die Broschüre vermittelte nun von drei Seiten den Anblick einer Maske, über deren bedeutenden und vielfältigen Ausdruck man zunächst erschrickt. Um so unglaublicher, daß die Hypothese, sie sei von Shakespeare, so unbekannt ist und so wenige erregt. Drei größere Aufsätze, nämlich „Shakespeares Bildnisse" von K. Elze im vierten, „Ueber die Totenmaske Shakespeares" von Prof. Hermann Schaaffhausen im zehnten Band des Shakespeare-Jahrbuches und ein gleichnamiger Essay von Hermann Grimm im zweiten Band seiner schönen Zeitschrift „Ueber Künstler und Kunstwerke" haben vor vierzig Jahren das wissenschaftliche Material geprüft und vorwiegend anerkannt. Das Verdienst der Broschüre war also hauptsächlich dies, an die Maske erinnert und durch Beigabe von 20 Porträts die Nachprüfung erleichtert zu haben. Die unmethodische, fast reklamehafte Darstellung von Wislicenus wird dem Leser kaum Klarheit über diese wichtige Frage geben. Ich versuche daher im folgenden, aus den oben genannten Aufsätzen das Wichtigste zusammenzufassen.

Ein Maler Louis Becker erstand im Jahre 1846 von einem Antiquar Jourdan das Oelbild eines bekränzten Mannes auf dem Totenbett, hinter dem eine brennende Kerze die Jahreszahl 1637 beleuchtete. Dieses Bild stammte aus der kurz vorher versteigerten Sammlung des Grafen Franz von Kesselstadt, in der es mit der Unterschrift „Den Traditionen nach Shakespeare" einen Ehrenplatz eingenommen hatte. Als Becker erfuhr, daß in dieser Sammlung auch eine Totenmaske Shakespeares gewesen war, forschte er um so eifriger nach ihr, als er und ein anderer Fachmann schon früher angenommen hatten, dieses apokryphe Shakespearebild sei nach einer Totenmaske gearbeitet worden. Nach zwei Jahre langem Suchen fand Becker die Maske in Mainz bei einem Trödler. Das Porträt wurde später als Bild Ben Jonsons erkannt, der Shakespeare ähnelte. Die Maske aber, die auf diese Weise in Geltung kam, wurde von Autoritäten wie Hettner, Hermann Grimm, Hans Thoma u. a. als Totenmaske Shakespeares anerkannt.

Ihr Stammbaum fehlt, aber es ist bekannt, daß sich ein Kesselstadt Ende des 18. Jahrhunderts in England aufgehalten hat, wo er leicht Bild und Maske, die eine geringe Aehnlichkeit mehr trennt als bindet, von einem Sammler oder Händler als zusammengehörige Objekte erworben haben kann.

Ohne mit der Schilderung des physiognomischen Eindruckes ein Vorurteil schaffen zu wollen, sei fürs erste die Echtheit des Gegenstandes als Totenmaske eines im Jahre 1616 Verstorbenen festgestellt. An eine freie Schöpfung ist, abgesehen von künstlerischen Gründen, deshalb nicht zu denken, weil sich die Zeichnung der Leichenhaut mit den Veränderungen der Poren am Kinn und an den Schläfen abgedrückt hat. Der Bart ist, wie dies bei Totenmasken üblich ist, nachträglich durch Striche modelliert worden. Im Innern erkennt man noch Spuren des Fettes, mit dem die Haarpartien zum Schutze bestrichen worden sind. In diesem verfetteten Gips sind rötlich braune Haare vom Bart, von den Lidern und von den Brauen stecken geblieben, und zwar 13 Haare vom Schnurrbart und 21 vom Kinnbart. Sachverständige haben erklärt, daß diese Haare Menschenhaare sind und anatomisch zu den Stellen gehören, von denen sie bei der Abnahme der Maske mitgerissen wurden.

Auf der Rückseite der Maske, auf zwei Flächen, die in einem Winkel zusammenstoßen, steht die Inschrift „Ao Dm 1616". Es sind die Lettern der Zeit. Zudem beweisen ihre glatten Ränder, daß sie in den noch weichen Gips eingegraben wurden, denn bei einer nachträglichen Einritzung in den verhärteten Gips wären die Ränder scharf und schartig geworden. Die Schrift ist auf der äußeren Fläche, die oft angegriffen wurde, verwischter als auf der inneren, wenig berührten, wo sie sich reiner erhalten hat. Die Maske ist, von altem Oel getränkt, ockergelb geworden, und, wie aus alledem hervorgeht, das Original.

Sie muß einem hochbedeutenden Menschen gehören, der 1616 ungefähr 52 Jahre alt in England gestorben ist. Der Bericht der

Digitized by Google

46. Jahresversammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte spricht von einem „angelsächsischen Typ, den noch heute ein Teil des englischen Volkes verrät". Grimm bemerkte mit Recht, daß „die edelsten Züge uns mit einer Ahnung tiefer Gedanken anlügen, die niemals mit ihnen in Wirklichkeit zu tun hatten. Mag das Leben aber hier oft genug täuschen, der Tod täuscht nicht so leicht. Es ist, als kehrte in den ersten Momenten, nachdem seine Hand sich beherrschend und beruhigend auf den Menschen gelegt, das in dessen Züge sichtbar zurück als endliches Siegel, was sie als wirkliche Mitgabe der formenden Natur erhielten: der wahre Inhalt der ganzen Existenz."

Zwei Menschen sind 1616, es heißt am gleichen Tage, gestorben, denen wir dieses Antlitz zusprechen dürften: Cervantes und Shakespeare. Aber Cervantes starb als Greis in den ärmsten Verhältnissen an Wassersucht, so daß ihm diese jüngeren, unverwesten Züge nicht gehören können. Nach seinen eigenen Worten war sein Bart längst ergraut, während doch die erhaltenen Barthaare in der Maske rotbraun sind. Daß diese Maske aber Shakespeare gehört, bezeugen seine Bilder, besonders aber die Stratforder Grabbüste.

Shakespeares Porträts sind durchweg unzuverlässig und minderwertig. Sie haben keinen Hauch des Genies aufgefangen und zeigen meist ein unbedeutendes Gesicht. Trotzdem lehrt schon ein flüchtiger Durchblick, daß sie, so unähnlich sie untereinander sind, einen Mann und wahrscheinlich den der Totenmaske wiedergeben wollten. Stecher und Maler haben sich regelmäßig bemüht, die auffallend geformte, in eine Glatze übergehende Stirn festzuhalten. Auch die Linie der Augenbrauen und -höhlen, der ovale Gesichtsschnitt, die Grundidee eines Spitzbartes und selbst die weicheren Mundpartien kehren auf vielen Bildern wieder. „So schlecht die Mehrzahl auch ist," schreibt Hans Thoma an Wislicenus, „eins ist klar, daß sie alle denselben Menschen, dessen Totenmaske vor mir liegt, gemeint haben."

Zur Agnoszierung der Totenmaske war die Aehnlichkeit und Kongruenz zwischen ihr und der Grabbüste am wichtigsten. Schon vor 100 Jahren, als man noch nichts von einer Totenmaske Shakespeares ahnte, behaupteten englische Bildhauer und Kunstfreunde, daß die Grabbüste nach einer Vorlage gemeißelt worden sei. Immerhin kann also die Darmstädter Maske die Vorlage gewesen sein. Ein holländischer Handwerker Jansen, der einige Jahre nach Shakespeares Tod das Grabmal des ihm Unbekannten erbaut haben soll, übernahm die Grundformen der Maske, heiterte aber den Ausdruck nach Gutdünken auf, um nicht das Bild des toten, sondern das eines sehr lebendigen Shakespeares zu geben. So entstand ein unangenehm gutmütiger Kopf von bedeutender Bildung mit einer unmöglichen Physiognomie und einigen durch den Tod bewirkten Veränderungen. Gerade sie lassen auf eine Totenmaske als Vorlage schließen. Die schmale, etwas welke Unterlippe der Büste ist z. B. genau die der Maske, während sie auf den Porträts des Lebenden voll und sinnlich war. In getreuer Uebertragung der Hauptzüge zeigen Maske und Büste die etwas verkürzte, in die Luft stoßende Adlernase; eine verhältnismäßig lange Oberlippe; einen kurzen Henryquatre-Bart; Schläfen und Augenformen. Sogar die Knochenmaße beider stimmen nach den Messungen von Page, dem Präsidenten der Nationalgalerie in New York, genau überein. Das teilte Wislicenus in der Broschüre leider ohne nähere Angaben mit, doch soll er sich jetzt auf dem Kongreß über diesen Hauptpunkt näher ausgesprochen und neue Angaben gemacht haben. Haar und Bart des Denkmals sind kastanienbraun angestrichen, also mit der Farbe der etwas verblichenen Haare, die uns die Maske als einzigen organischen Rest des größten germanischen Dichters bewahrt hat.

Alles dies darf uns wohl von der Echtheit der Reliquie überzeugen, die wir Shakespeares Schwiegersohn, der Arzt war, zu danken hätten. Hans Thoma schrieb: „Wie Sie sehen, besteht für mich kein Zweifel, daß dies die echte Totenmaske Shakespeares sei." Hettner erklärte dem Professor Ulrici, daß seines Erachtens an der Echtheit der Maske nicht zu zweifeln sei. Grimm schrieb: „Meiner Ansicht nach ist es die Totenmaske, nach welcher die Büste in Strattford

Digitized by Google

gearbeitet wurde." „Etwas so Ueberzeugendes lag in dem Anblick, daß mir kein Zweifel aufstieg." Gelehrte anderer Fakultäten, darunter der Anatom Owen, glaubten an sie. Künstler, wie Natter, Lessing und andere haben nach ihr Köpfe modelliert. Läßt sich trotz allen diesen Beweisen die Maske auch nicht dokumentarisch beglaubigen, so dürfen wir sie doch angesichts der großen Aehnlichkeit und des Ausdrucks mit Bildern und Büste als wahrscheinlichste Physiognomie eines Shakespeare verehren.

Ein Gefühl der ungeheuren Mannigfaltigkeit menschlicher Naturen, die, in einer höheren Einheit aufgehend, Shakespeares Seele bildeten, spricht aus ihren Zügen. In der Vorderansicht hat der Kopf etwas Asiatisches und Ueberreifes. Stumpfheit der Wangen gegen die Nase zu und die dekadente Verbildung der rechten Stirnseite erinnern andeutungsweise an einen Verbrechertyp. Dazu kontrastiert das Weltkluge in der Unterlippe, das physisch Schmerzvolle der geschlossenen Augen, das Erwartungsvolle, Sprechende um den Oberkiefer. Erschreckend ist die Physiognomie, weil dieser Totenkopf spöttisch fortzuleben scheint. Das Profil ist von verehrungswürdiger Schönheit und Größe. Auf der Ansicht von rechts, die den Kopf ganz frei liegend wie auf einem Totenbette zeigt, ist das tief friedensvolle Antlitz von einem mystischen Lichte verklärt. Diese vollkommene Synthese wird wohl erst der Tod den Mienen gegeben haben.

Die Züge sind von jenem Shakespeareschen Adel, der einen Zeitgenossen dichten ließ: „Wärest du nicht durch deinen Stand berufen gewesen, Könige zu spielen, so hättest du der Genosse eines Königs sein können und selbst ein König in der niederen Menge." Auch ist der Ausdruck gebietend bestimmt und kräftig wie der eines Staatsmannes oder Condottieri. Ein Leidenszug beschattet die etwas ausgehöhlten Wangen, ohne das Gesicht entscheidend zu bestimmen. Das Beherrschte der Leidenschaft und das Ebenmaß des Antlitzes verraten den Künstler. Auf dem Profil von links ist der Totenschlaf tiefer. Das Herrscherartige weicht zurück und das Weltgefühl, das Allmenschliche der Empfindung breitet sich über die Züge aus. Ohne organische Abweichung läuft eine wundervolle Linie vom Scheitel über den Nasenrücken und den leicht geöffneten Mund hinweg, die das Profil aufs edelste konturiert und zusammenhält.

Ich habe die Maske Dichtern und Schriftstellern von Wert gezeigt, und bat sie, die Geistesrichtung des Toten zu bestimmen. Alle errieten die gewaltige Persönlichkeit eines Künstlers und nannten zögernd oder ihrer Sache sicher Shakespeare. Einer berief sich auf die Aehnlichkeit der Maske mit den ihm aus der Erinnerung bekannten Porträts, während die physiognomische Analyse eines zweiten durch die Fülle des Widersprechenden und Auseinanderliegenden so sehr Charakteristik des Dichters Shakespeare war, daß sie notwendigerweise mit der Behauptung, das ist Shakespeare, schließen mußte. Naturgemäß stärken solche Proben unseren Glauben an die Echtheit, obwohl wir wissen, daß gerade große Männer Doppelgänger haben und die Natur liebt, ihre gelungenen Schöpfungen in Duplikaten wenigstens äußerlich zu wiederholen. Und mehr als Glauben, mehr als Gewißheit des Gefühls, den der Anblick dieses Hauptes einflößt, wird die Wissenschaft nie erzeugen. Darum wird der persönliche Eindruck auch fernerhin entscheiden, wem diese Maske dauernd als versteinertes Antlitz Shakespeares gelten soll.

Arthur Schnitzler.

Von

Julius Bab.

Man feiert Arthur Schnitzlers fünfzigsten Geburtstag. Wer feiert? Das deutsche Volk? Das wäre wohl zuviel gesagt. Die Einzelnen und Einsamen im Lande, die Wenigen, die rebellischen Geister? Das wäre nicht richtig. Aber die Masse, der breite Lese- und Schaubuden-Pöbel? Das nun erst recht nicht! Es sind in ganz ausgesprochenem Maße die sogenannten Gebildeten, die feiner kultivierten Kreise des

Digitized by Google

Bürgertums, des großstädtischen vor allem, die an Schnitzler einen lebendigen Anteil nehmen. Und damit ist schon viel von seinem Wesen ausgesagt und sein dichterischer Rang begrenzt, nach oben und nach unten.

Denn Arthur Schnitzler ist ein Sohn des modernen Großstadtbürgertums. Zur Problematik des allzu aufgeklärten Gegenwartsmenschen, der unsicher zwischen alten und neuen Göttern steht, brachte dieser Wiener Arzt (das war Arthur Schnitzler von Haus aus) noch die dreifach besondere Belastung des Großstädters, des Juden und des Wieners. Der Wiener aber ist der mächtigste unter ihnen. Was den Kampf des modernen Juden ausmacht, der aus seiner theologischen Ghettokultur hinausgeworfen, um den Zugang in die innersten Gemächer europäischen Geistes- und Seelenlebens ringt, das hat Schnitzler in seinem Roman „Der Weg ins Freie" sehr gründlich diskutiert. (So gründlich, daß darüber die künstlerische Form des Buches in Stücke gegangen ist.) Was den Großstädter bedroht, der von der Natur losgerissen, aus Steinen Brot machen soll, und in der toten, fremden Mannigfaltigkeit, die ihn umkreist, sich einsam wie in einer Wüste befindet, das ist das unterirdische Motiv vieler seiner Themen. Aber daß das Leid des Juden nicht in wilden Prophetenschreien altbiblischen Temperaments hervorspringt, daß in den Worten dieses Großstädters nicht der Rhythmus der großen sozialen Kämpfe donnert, das hat Wien gemacht. Wien hat die eigentliche Farbe seiner Dichtungen bestimmt, diesen leisen, gedämpften, genußsüchtig zögernden, melancholisch spielerischen Grundton. Denn Wien ist die deutsche Stadt an der Grenze der östlichen Passivität und der südlichen Sinnlichkeit. In Wien hat sich eine altidyllische Genußsucht und Spielfreude am längsten und hartnäckigsten gegen den furchtbaren Ernst der neuen Zeit gewehrt, und der Untergang patrizischer Eleganz und kleinbürgerlichen Behagens in den Massen der modernen Demokratie, der Arbeit, der Technik, er ist hier langsamer, empfindsamer, widerwilliger geschehen als irgendwo sonst. Und von den Menschen dieses Wien dichtet nun Schnitzler.

Der vornehme Einzelne, der in dieser Zeit nicht mehr für sich bestehen kann, und doch noch nicht gelernt hat, dienendes Glied zu sein, der junge Herr mit den Genießermanieren des Grandseigneur und den Gewissensskrupeln der neuen Zeit, die etwas von der Pflicht und Würde der Arbeit, und damit vom Menschenrecht aller verkündet hat, dies sind Schnitzlers wesentlichste, liebste Gestalten. Das Zittern dieser Ungewißheit, die Melancholie dieses Dahingleitens, sie klingt in der „Liebelei", wo dem jungen Herrn und dem süßen Mädel aus lässigem Getändel tödlicher Ernst erwächst. Und sie klingt fort bis zu jenem Herrn von Sala, der mit so viel Haltung, so viel Geist und so viel Grazie den „Einsamen Weg" hinabschreitet. „Und wenn uns ein Zug von Bachanten begleitet, den Weg hinab gehen wir allein... wir, die selbst niemandem angehört haben." Die selbst niemandem angehört haben... die innerlich in keiner Gemeinschaft waren, keiner Menschenvereinung angehörten, an keiner sozialen Arbeit teilhatten, die den Menschen eine übergoistische Befriedigung gewähren kann, die auch Gott nicht angehörten, und nur voll Gier und Argwohn um das eigene Ich kreisten — die finden sich furchtbar allein, hoffnungslos verloren, wenn die betäubende Kraft des sinnlichen Genusses abnimmt. Es sind Genußmenschen, die Schnitzler darstellt, nicht Arbeitsmenschen, in irgendeinem Sinne, dessen das große Wort „Arbeit" fähig ist. Die aber sind in der neuen Zeit, die das rein repräsentative aristokratische Ideal nicht mehr anerkennt, höchst problematisch geworden; sie müssen an ihrem Recht zweifeln, ja, an ihrem Ernst, an ihrer Wirklichkeit. Sie haben keinen festen Punkt draußen, an dem sie ihre Existenz messen können, — sie spielen ja nur — und vielleicht ist alles nur Spiel? Diese Selbstauflösung des Menschen, diese Erschütterung und Vernichtung der Grenzen von Ernst und Spiel, Komödie und Wirklichkeit ist notwendige Konsequenz für den niedergehenden Adelstypus, den Schnitzler darstellt. Darum ist es sein Lieblingsthema, die Schranken zwischen Verstellung und Wahrheit, bewußter Komödie und unwillkürlichstem Ernst zu versenken und spiele-

Digitized by Google

rische Willkür in lächerliche Ohnmacht zu wandeln. Der Zweckgedanke schwindet, aus dem Tun dieser Menschen nicht weniger als aus dem Erleiden. „Wir spielen alle, wer es weiß, ist klug.“ Das wird die Lebensdevise des Schnitzlerschen Geschlechtes, das bleibt der Grundzug seiner Menschen, wenn die kleinen Größen der „Literatur“ ihre Gefühlchen geschäftstüchtig aufbauschen, wenn der Zauberer „Paracelsus“ wider seinen Willen Wunder tut und noch, wenn die „Letzten Masken“ fallen. Diese Tragödie des Komödiantentums gewinnt höchste Wucht in dem gefährlich blitzenden Akt vom „Grünen Kakadu“, wo sich die gespielten Verbrechen der theatralischen Kneipe in echten Mord und wirklichen Aufstand wandeln, während die hochadligen Zuschauer mit unverminderter Lüsternheit auch diesen Effekt hinnehmen — genießerisch bis zur Guillotine.

Nicht oft hat Schnitzler sein Thema zu so starker, geschlossener Wirkung zu ballen vermocht wie in diesem Einakter mit dem außerordentlich glücklichen Handlungsmotiv. Sonst ist das Fabulieren nicht eben seine Stärke, und die Wucht geradlinigen Vortrags nicht seine Sache. Feine, raffinierte, weitgespannte Kombinationen alter Motive bilden seine Kunst. Deshalb liegt seine eigentliche Stärke nicht im Erzählen. Auch die wenige Lyrik Schnitzlers, die bekannt wurde, ist merkwürdig stumpf und trocken; in seinen Versdramen (von denen doch vor allem „Der Schleier der Beatrice“ viel Schönes bietet) ist er ganz wesentlich von seinem jüngeren Landsmann Hugo von Hofmannsthal abhängig. Die mystische Melancholie seines Tonfalls, die bedrückende Pracht seiner Bilder wendet auch Schnitzler hier an, aber schwächer als jener Meister der Neuromantik, hierin ein Zweiter, ein Mitläufer. Schnitzler hat wohl nicht den schamlosen Schwung, die hemmungslose seelische Hingabe, die man braucht, um als Lyriker, als Verskünstler ganz ein Eigener zu sein. Skepsis bricht seine Gefühle, weltmännische Zurückhaltung verschleiert ihren Ausdruck. So ist er am eigensten und damit künstlerisch wohl am bedeutendsten in den kleinen, weltmännisch saloppen Dialogen, in denen er „als leichtsinniger Melancholiker“ sein großes Thema in hundert leichten Variationen beplaudert. Die Kette der „Anatol“-Szenen und des „Reigen“ sind vielleicht das Originalste, was Schnitzler geschaffen hat, mit dem lässigen Humor ihrer versteckten und immer durchblitzenden Grundtriebe eine wirkliche Bereicherung deutscher Dialogkunst. Das Thema ist freilich monoton genug. Diese Leute, die sich ohne Ziel, Zweck, Sinn in der Welt fühlen, die niemandem wahrhaft angehören, keinem Menschen und keiner Sache, die haben nur ein Interesse, das ihre Lebensgeister zusammenhält: die „Liebe“, wie sie sie verstehen, Frauengunst, Sinnengenuß, Gesellschaftsspiel, — Spiel mit allen ernsten und eitlen Instinkten, auch der eigenen Seele, Spiel mit Wollust und Schmerz, Geld und Geist, Untreue und Eifersucht, Leben und Tod. Wenn dies Spiel, statt in kleinen sentimental-ironischen Szenen aufzuglitzern, mit schwachen Stimmungskräften in einen breiten Fünfakter versponnen wird, wie das jüngst im „weiten Land“ geschah, so kann es uns gleichgültig und lästig erscheinen. Wenn aber Schnitzler in glücklicheren Stunden seine melancholischen Epikuraeer untheatralisch, leicht und graziös, hinspielen läßt, so klingt vom Leben und Leiden unserer Zeit ein Ton an, dem sich keines Zeitgenossen Ohr wird fühllos verschließen können. Freilich, es ist der Ton einer Frage ohne Antwort, die Melancholie eines Endes ohne neuen Anfang. Die starke Kraft, die aus dem Ewigen der Zeit Werte der Erneuerung, Antworten, Verheißungen zuführt, die Kraft ist nicht mächtig in Schnitzlers Werk; und weil sie kaum unterirdisch und scheu in ihm anklingt, weil er nur Rätsel und nicht Lösungen hat, darum wird er in der Geschichte nicht bei den Großen, den Ewigen, den Menschheitsführern stehen. Aber weil er für seine Person doch eine Lösung fand, indem er der Frage Worte, dem Leid Musik, der Not Gestalt gab, so bleibt uns sein Bild unter den echten und ernsten Künstlern stehen, und in dieser Gegewart sind viele, die ihn mit Grund verehren, und fast noch mehr, ihn lieben.

Digitized by Google

Randbemerkungen.

Der neue Herr von Berlin.

Es wäre eine des Oberbürgermeisters Kirschner unwürdige Schmeichelei, wollte man ihm jetzt, da er nach langen und gewiß nicht leichten Dienstjahren, durch die Last seines Alters gezwungen, freiwillig vom Amte zurücktritt, weismachen, daß ein dankbares Berlin ihm Tränen allzu großer Rührung nachweinen würde. Gewiß, Berlin hat seiner langen Amtsführung auch manches Gute zu verdanken, und wenn dem Oberbürgermeister am 1. Juli die selbstgewählte Abschiedsstunde schlägt, wird man nicht verfehlen, diese Dinge gebührend hervorzuheben. Er war kein sehr weitblickender Mann, mehr ein treuer und gewissenhafter Arbeiter, als ein schöpferischer Genius. Sonst wäre, um nur einen Punkt aus der neuesten Zeit herauszugreifen, das Tempelhofer Feld vielleicht doch zum Besten der großstädtischen Gesundheitspflege vor der Bebauung durch Mietskasernen bewahrt geblieben. Aber wenn etwas unsere Sympathie verdient, so ist es die Art, wie dieser untadelige Charakter vor dem ihm gewiß nicht leicht fallenden Rücktritt aus dem geliebten Amt für die Wahl des Nachfolgers sorgt. Wie ein Patriarch, der sein Haus bestellt, steht er da und verläßt bei aller Sehnsucht nach Ruhe nicht eher den Posten, bis alles ins Kleinste geregelt und der Nachfolger gefunden ist.

Nun ist der erst vor kurzem unter so vielbesprochenen Umständen aus dem Staatsdienst geschiedene Staatssekretär Wermuth (warum nicht Dernburg?) zu Kirschners Nachfolger gewählt.

Ob diese Wahl wirklich eine glückliche ist, das kann selbstverständlich erst die Zukunft lehren. Aber soviel sei schon heute gesagt: Das Prinzip, das hier zutage tritt, ist ebenso neu wie gesund. Gerade die Geschichte der Amtsentlassung des Staatssekretärs Wermuth war wieder ein Beweis dafür, mit welcher Leichtigkeit bei uns befähigte Männer, die in ihren besten Arbeitsjahren stehen, nur deshalb kaltgestellt werden, weil sie zu sehr Charakter sind, um sich bedingungslos einer zufälligen Parteimajorität unterzuordnen, oder sich nur als Handlanger der momentanen Regierungspolitik zu fühlen. Das Prinzip, vor allem ein homogenes oder, populär ausgedrückt, ein durchweg „stubenreines" Ministerium zu haben, hat notwendigerweise zur Folge, daß es weniger die staatsmännischen Fähigkeiten, als sehr oft der Mangel an Charakter ist, der ein längeres Verbleiben im höheren Staatsdienst gestattet.

Herr Wermuth war ein aufrechter Mann. Er war für die Einführung der Erbschaftssteuer. Deshalb konnte er sich nicht entschließen, dagegen zu arbeiten. Er mußte gehen, weil er zu sehr Charakter war.

Das wird sich häufiger oder seltener immer von neuem ereignen. Der Staatssekretär a. D. von Posadowsky, der Staatssekretär a. D. Dernburg und viele andere sind den gleichen Weg gegangen. „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für meinen Staat . . ." Es ist nicht zu sagen, wieviel Befähigte und Berufene auf der Höhe ihrer Arbeitskraft nur deshalb zu einem aufgedrängten Rentnerdasein verdammt sind, weil sie einmal — zuweilen nur für ein paar Monate — ein hohes Staatsamt betreuten.

Es muß gesagt werden, daß an dieser sterilen Ausschaltung hervorragender Arbeitskräfte weniger die Regierung als die Verabschiedeten selbst schuld sind. Jede Regierung in allen Ländern sägt Männer ab, deren Ueberzeugungstreue im Augenblick irgendwie störend wirkt. Aber zu dem Rentnerdasein, in dem die meisten dieser Ausgeschalteten nun bislang bei uns dahin zu dämmern pflegten, haben sich die Entlassenen meistenteils selbst verurteilt. Wer wirklicher und wahrhaftiger Staatssekretär gewesen, der glaubte seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er nach der Entlassung sich nach einem andern Arbeitsfeld umsähe. Der Staatsdienst ist doch der „feinste" Dienst, den es gibt. Und der Kommunaldienst oder die Arbeit als Abgeordneter war für eine frühere Exzellenz unter allen Umständen ein Herabsteigen von der schon einst erklommenen Höhe. Aber die Zeiten ändern sich. Gott sei Dank! Die vorübergehende Bekleidung eines Staatssekretärs- oder Ministerpostens kann für ein Mannesleben nur eine Episode sein. Endlich, wenn auch spät, bricht sich auch in Deutschland diese Selbstverständlichkeit Bahn. Der einstige Staatsminister Posadowsky, jetzt Reichstagsabgeordneter, war der Erste. Und nun der einstige Staatssekretär Wermuth Oberbürgermeister von Berlin! Ein großer und erfreulicher Umschwung. Er zeigt, daß der Aberglaube, es gäbe nach einem innegehabten Staatsamt kein reizvolles Arbeitsfeld mehr, ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, im Absterben begriffen.

„Wir geben Dir den Abschied, weil Du im Augenblick zuviel Charakter für uns hast . . ."

Ein Satz, der recht herausfordernd klingt. „Wir bieten Dir bei uns ein neues Arbeitsfeld an, weil Du im Staatsdienst Dich als Charaktervoller gezeigt . . ." Ein Stück Opposition? Selbstverständlich! Aber eine Oppo-

Digitized by Google

sition, die sich nicht in der Kritik erschöpft, sondern an Stelle des Tadels einfach die positive Tat setzt.

Spectator.

Schutzmannsbetrieb im Preußischen Abgeordnetenhaus.

Nun haben die andauernden Zankszenen, schon längst das einzig Lebendige im Preußischen Abgeordnetenhaus, zum veritablen Hinauswurf eines Mitgliedes des Hauses geführt. Ein widerliches, dem Sinn des Parlamentarismus jedenfalls Hohn sprechendes Bild: Ein Mann, den die Würde des Volksvertreters umkleidet, wird unter dem Beifallklatschen seiner Kollegen von Schutzmannshänden gepackt und zum Hause hinausspediert.

Herr von Erffa (Gott machte ihn im Zorn zum Präsidenten) hat in seiner Hilflosigkeit fast etwas Rührendes. „Warte nur, jetzt hole ich meinen großen Bruder, der wird es dir schon zeigen.“ Die Methode ist unter allen Umständen vom Kinderspielplatz entlehnt. „Warte nur, jetzt hole ich den Onkel Polizeileutnant. Der wird mir schon helfen.“ Juristen und solche, die es bleiben wollen, mögen sich über die Frage den Kopf zerbrechen, ob Herr von Erffa mit diesem Ruf nach dem Schutzmann sich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht oder nicht. Aber das steht wohl fest: Wenn Herr von Erffa, anstatt in Erkenntnis seiner gänzlichen Unfähigkeit für diesen Posten, sich jetzt noch hinstellt und den Napoleon unter den Präsidenten mimt, so wirkt das komisch, komisch, komisch.

Der vorurteilslose Beobachter sieht keinen Grund zum Jubel weder für Rechts noch für Links. Sicher ist der kindische Radaumacher, der Sozialdemokrat Borchardt, alles andere als eine Zierde des Abgeordnetenhauses. Und diesen Herrn, der wie ein ungezogener Schulbub es nur auf recht harmlose Störungen abgesehen hatte, womöglich als politischen Märtyrer zu feiern, liegt nicht der Schimmer eines Grundes vor. Aber ein Abgeordnetenhaus, in dem der Schrei nach dem Schutzmann ertönt, entkleidet sich selbst seiner natürlichen Würde. Die Erniedrigung des einen ist eine Erniedrigung für alle. Nicht einmal der Raum, in dem das Volk sich seine Gesetze macht, darf jenseits der alles beherrschenden Schutzmannsgewalt stehen. Echt preußisch! Die natürliche Konsequenz dieses Schutzmannsbetriebs ist selbstverständlich, daß die schon an sich sehr mäßige Achtung der Regierung vor dem Begriff des Volksvertreters noch weiter auf ein Minimum sinkt. Das gebotene Hilfsmittel, um diesem Herrn Borchardt gegenüber die Ordnung des Hauses aufrecht zu erhalten, war vornehmes Ignorieren.

„Das Präsidium des Deutschen Reichstags arbeitet mit 110 Sozialdemokraten, ohne daß die Würde des Hauses auch nur im geringsten darunter leidet. Das Präsidium des Preußischen Abgeordnetenhauses ist nicht fähig, die Opposition von nur sechs zu ertragen.“ Das ist die Tatsache, die kein Lob der Konservativen von ihrem Herrn von Erffa wegnehmen kann. Und sie beweist auch, daß sich mit diesem Skandal der gleichmäßig auf das Schuldkonto des nicht ganz unparteiischen Präsidiums wie auf die Schulbubenmanier des Herrn Borchardt kommt, für die Gegner der endlichen Einführung des Reichstagswahlrechts für Preußen beim besten Willen nichts anfangen läßt.

Aus der Hauptstadt.

Der dreifache Mörder.

Der Pariser Apache, Chauffeur und Menschengroßschlächter Bonnot, dessen Festung von Kino-Operateuren, Journalisten und Polizeileuten erstürmt wurde, hinterließ auf einem Tische ein satanisches Manifest an die Menschheit, etwa des Inhalts, den bei Goethe Götz von Berlichingen in die Form eines Szenenschlußsatzes gießt und die Erinnerung an ein Gesicht, das dem Thersites gleich ähnlich gewesen sein soll, wie dem Caliban. Auch jener Hennig, den ich einst in hellen Potsdamer Frühlingstagen vor den Geschworenen sah, hatte den großen Trotz, das stählerne Rückgrat, die nicht einzuschüchternde Fassung des Schurken-Genies: als er jede Tiefquart und Hochterz seines Verhörs meisterlich parierte · · „Pariere den!“ „Warum denn nicht?“: als er das Lügengebäude seines Alibiversuches immer wieder mit neuen Ränken und Einwänden kittete, und erst unter dem lapidaren „Schuldig“ des Geschworenenobmanns bleichgrau auf der Anklagebank zusammenbrach.

Der Schlosser Ernst Oswald Trenkler, der vor wenigen Monaten im düstersten Teile des Berliner Zentrums einen Juwelier, seine Frau und seine Tochter erschlug, der die Schauerlichkeit einer „Mordgeschichte“ fast zu solchen Dimensionen ausreckte wie jener Bonnot, und den ich zwei halbe Tage lang auf der Anklagebank sah, wird den Hunderten, die jetzt täglich in der Morgenfrühe auf das von Gerichtsdienern wohlbehütete Milieu des alten

Digitized by Google

Berliner Schwurgerichtssaales einen Massenansturm unternahmen, eine starke Enttäuschung bereitet haben; und er wird die Physiognomiker zwingen, ihre aus Lombroso geschöpften, von ihrer eigenen Phantasie unterstützten Kenntnisse gründlich zu revidieren. Die Vorstellung vom Aussehen eines Mörders malt gigantische oder zum mindesten bizarr-häßliche Schatten: die Wirklichkeit zeigt ein dürftiges Männlein, bei dessen Anblick der Ostpreuße bedauernd „O Gottchen" sagen würde, und dessen Maske der denkende Schauspieler etwa einem kleinen, vielleicht von Hans Brennert ersonnenen Aktenschreiber zuteilen könnte. Hier besticht (was bei der Betrachtung des Pariser Apachenfilms trotz der Größe der Untat immerhin geschehen konnte) kein Zug des Infernalisch-Dämonischen; hier zwingt keine Nuance einer gewissen „höllischen Majestät" das Schauergefühl zur Begegnung mit der Empfindung beklommenen Respekts. Hier steht sozusagen ein Dekadent der Mörderzunft: das typische Produkt einer Zeit, die die Degeneration auf allen Gebieten zuläßt und die Genies auch nicht mehr in den Nachtspelunken leiden mag. Man betrachte diesen Menschen mit dem unter dem formlos schlotternden, billigen Anzug tief eingesunkenen Brustkasten; mit dem ausgemergelten Vogelkopf, für den ich keinen Pfifferling mehr geben möchte, und dessen untere Gesichtshälfte der blonde Schnurrbart in zwei Teile spaltet; mit den über unruhigen Augen schräg stehenden Lidern, mit dem eckigen Kinn über dem hohen Kragen und der lichtblauen Ramschbazarkrawatte, und man wird finden, daß die Natur hier wahrhaftig kein körperliches Meisterstück geleistet hat. Dieser Schwindsüchtige, dem nicht einmal die sorgfältig in die Stirn gedrückte Locke einen Zug äußerlicher Genialität anschminken kann, hat seit seinem vierzehnten Lebensjahre seinen Weg zwischen Gefängnissen, Zuchthäusern und Krankenhäusern zurückgelegt. Hustentropfen, Morphium, Medizinalwein geleiten dieses Menschenbruchstück auf seiner Bahn von Untat zu Untat; und mit dem Alkohol, der anderen Verbrechern die bequeme Brücke zu den Gipfelgraten ihrer Leistungen zu sein pflegt, verbrüdert sich dieser vom Leben Gezeichnete nur ungern. Seine Rede tönt, während sich die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt, klanglos, entkräftet aus dem Brustkasten heraus; es scheint beinahe, als scheuten sich diese Worte noch einmal das blutige Bild zu rahmen, das die Verhandlung deutlich vor die Augen der Geschworenen hinstellen will und muß; als wollten sich diese Worte scheu und ängstlich in jenes Versteck verkriechen, aus dem man die Tat des Mörders bereits emporgerissen hat. Ich muß dabei immer wieder an den immerhin nach außen hin imposanten, frechen oder verschlagenen Mut denken, mit dem bekanntere „Kollegen" Trenklers, etwa jener Hennig oder Berger, der dunkeläugige Riese, dessen Untat sich an dem unreifen Körper der kleinen Lucie Berlin versündigte, an ähnlicher Stelle standen. In demselben Augenblick aber führt mich Trenklers schwer atmende, langsam arbeitende Stimme von dem Ausflug in die Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Auch diese Stimme macht keinen Eindruck, wenn sie sich mit Sätzen umflicht, deren Stil der Mörder in seinen „literarischen Stunden" einem schlechten Zehnpfennigroman, einem zerknitterten Nick-Carter-Fetzen gründlich abgeguckt hat, um nun in einer Andwandlung von in diesem Augenblick ganz sinnlosen Koketterie, mit Phrasen wie: „Plötzlich stand ein Fräulein vor mir, mit von der Kälte geröteten Wangen"... „Fräulein, ich wollte stehlen und habe Ihre Mutter erschlagen", die Nachschilderung seiner Untat bombastisch auszuschmücken. Dann aber gewinnt die Stimme doch eine schneidende, heisere Schärfe, als ob eine Stahlschneide über eine Eisfläche fährt. Trenkler blickt, wie Orest geblickt haben mag, als er den Schwarm der Erinnyen sah. Seine linke Hand vergißt sogar die wohlabgerundete, die Spitze des Daumens an die des Zeigefingers pressende Geste, mit der er, wie ein Dozent, jeden seiner Sätze zu geleiten pflegt. Seine Finger irren, seine Augen irren, seine Atemzüge keuchen den Visionen nach, die hinter dem Tische aufzusteigen scheinen, der vor der Richtertribüne zu einer „Schädelstätte" zum Gedächtnis der Ermordeten hergerichtet ist. Seine Worte erzählen von den wirren Träumen, die zugleich mit dem quälenden Husten diesem kranken und sich nur im Dienste der Bosheit stählenden Körper schon in den Tagen seiner Kindheit bis an sein Lager nachliefen und ihm mit ihren glitzernden Phantasien von Reichtümern und edlen Steinen und gleißenden Kostbarkeiten seinen weiteren Weg vorschrieben. Und ich empfinde das Problem Trenkler immer stärker: fühle mich immer mehr abseits der Möglichkeit, die diesen seelisch und physisch verfallenen, von tausend krankhaften Vorstellungen beschlagnahmten Menschentorso, dem ich nicht einmal den „Moritz Spiegelberg" glauben möchte, zu der niederträchtigen Größe seiner letzten — und wohl allerletzten — barbarischen Untat emporzwingen konnte .....

Da aber, auf einmal sehe ich Trenklers Hände. Ich habe ihren Anblick bisher nicht fixieren können, weil der Mörder sie eifrig

Digitized by Google

zur Unterstützung seiner Worte brauchte, bald die Finger der Linken, die er vorwiegend zur Gestikulation verwendet, um das Barrierengitter krampfte, bald jene Geberden herstellte, von denen ich oben sprach. Nun aber sehe ich diese Hände zum ersten Male untätig auf Trenklers Knien liegen; und es ist wirklich nicht die Nervosität eines von dem Inhalt dieses beizenden Vorgangs Ueberreizten, oder die Sucht, hier gewaltsam ein psychologisches Motiv zu finden, das sich im Guten nicht finden läßt, das mich zwingt, meinen Blick immer wieder an diese Hände zu fesseln. Es sind Hände, deren Rot so scharf ist, wie es das Antlitz des Mörders nur dann wird, wenn ihm bei einem Hustenanfall das Blut ins Gesicht springt; ausgearbeitete Hände, riesentatzengroß, in starken Gelenken sich bewegend; mit Gliedmaßen, die eisern scheinen, wie die Knochen einer Kette; mit Fingern, gierig, zufaßbereit, geschaffen dazu, sich als Schlinge um den Hals eines Opfers zu schnüren und mit breiten, abgebissenen Nägeln; in allem, Hände, deren Kraft zu der anderen Erscheinung Trenklers in schroffstem Widerspruch steht. Ich habe immer an die Hand jenes Apachen denken müssen, die sich in Henri Berenyis Pantomime „La main" (dem Virtuosenstückchen der geschmeidigen Dänin Charlotte Wiehe) zwischen den Vorhängen des Kokottenboudoirs, das die Szene darstellt, hervortastet, um die Tänzerin Vivette, die Herrin des Zimmers, in einem Augenblicke das Fürchten zu lehren. Und es war der Augenblick meiner Bekanntschaft mit diesen Händen, in welchem mir jener Zug tierischer Brutalität, der mir bisher in dem Bilde Trenklers unerklärlich schien, im Komplex seines seelischen Nationales doch einigermaßen verständlich wurde ....

Urbanus.

Neue Bücher.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Freundschaft. Eine psychologische Forschungsreise. Geheftet M. 8.50, in eleg. Leinenband M. 10.—, in Pergamentband M. 12.–, Luxusausgabe in 35 nummerierten Exemplaren auf Kaiserl. Japan. Büttenpapier gedruckt, in vornehmem Lederband M. 35.—, Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Gleichen-Rußwurm hat sich durch seine Werke „Geselligkeit" und „Das galante Europa" einen Namen gemacht als Führer durch den reizvollen Garten der Geschichte der menschlichen Seele und Sitten, und nun reicht er uns mit seinem Buche über die „Freundschaft" die edelste Blume aus diesem Garten. Die Freundschaft, das Höchste, was die Besten erlebt, das Süßeste, was die Dichter besungen und etwas vom Geheimnisvollsten, was die Denker je zu ergründen versucht haben, ist doch ein so allgemeines Gut des menschlichen Herzens, daß es keine menschliche Gemeinschaft und keinen Kulturzustand gegeben hat, denen sie fremd geblieben wäre. Zuerst zeigt uns der Verfasser die Freundschaft als Schwester der Liebe, zwei Bilder, die in ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit von unerschöpflichem Reize sind. Wir sehen die Weisen aller Zeiten mit den Rätseln beschäftigt, die in diesen verschiedenen Aeußerungen der menschlichen Seele enthalten sind. Dann zieht die ganze Geschichte der Freundschaft in reichen, wechselvollen Bildern an uns vorüber: wir sehen, wie sich ihr Gehalt und ihre äußeren Formen unter verschiedenen Verhältnissen wandeln, und diese Wandlungen selbst bieten ein Spiegelbild menschlicher Sitten und Kultur. In der Art und Weise, wie sie von den Denkern aufgefaßt, erklärt, hochgeschätzt wurde, lassen sich die jeweiligen Richtungen des menschlichen Geistes erkennen. Die reichen Beziehungen, welche zwischen Freundschaft und Poesie stets bestanden, werden aufgedeckt; zahlreiche poetische Motive aus den Literaturen aller Völker gehen auf den Grundakkord der Freundschaft zurück; alte Legenden, die uns fremd und tot anmuteten, sehen wir durch eine feinsinnige Deutung erfüllt von tiefem, warmem Leben. Ein liebevolles Verständnis für die feinsten menschlichen Lebensäußerungen geht aus diesen Betrachtungen hervor; wir wandeln auf einsamen, geweihten Pfaden und treffen zusammen mit der zartesten Glückssehnsucht, mit dem stillen Suchen edler Seelen. Aber auch manche seltsame, bisher vielleicht unfreundlich beurteilte Erscheinung der Kulturgeschichte, rückt in das milde Licht des Verstehens. Wir lernen die Freundschaft nicht nur als lieben Gast des Herzens kennen, sondern auch als den mächtigen Begründer gesellschaftlicher und staatlicher Ordnungen, dessen Bände stärker fesseln als der Zwang geschriebener Gesetze. Der Verfasser hat sich in diesem Buche eine Aufgabe gestellt, die gleichsam als ein Vorrecht der besten Schriftsteller gelten darf, und Inhalt, sowie Form der Darstellung sind des kostbaren Gegenstandes würdig. So wird auch Gleichen-Rußwurms neuestes Buch in den Händen seiner Leser ein wertvoller Besitz werden und den Kreis derselben immer weiter ausdehnen.

Schillers sämtliche Werke in vier Hauptbänden und zwei Ergänzungsbänden. Herausgegeben von Paul Merker. Mit Abbildungen, Porträts und Faksimiles. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. In 6 biegsamen Leinenbänden 7,50 M., in 6 eleganten Lederbänden mit Goldschnitt 18 M.

Die vorliegende neue Ausgabe von Schillers

Digitized by Google

Werken, die durch den verdienten Germanisten Privatdozent Dr. Paul Merker bearbeitet worden ist, enthält die gesamte künstlerische und wissenschaftliche Produktion des Dichters, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Vorworte und medizinischen Krankenberichte sowie der nur vom dramaturgischen Standpunkt aus interessierenden Bearbeitungen, die Schiller Goethes „Egmont", Lessings „Nathan" und zum Teil seinen eigenen Jugenddramen angedeihen ließ. Sie sucht die poetischen und gelehrten Leistungen einer etwa dreißigjährigen Lebensarbeit unter einen neuen Gesichtspunkt zu stellen, indem sie gleich der Friedrichschen Goethe-Ausgabe der Helios-Klassiker die Werke Schillers in zwei Gruppen teilt. Die vier ersten Bände bieten von den lyrischen, dramatischen, epischen Dichtungen und den philosophisch-historischen Werken Schillers alles da, was noch heute mehr oder weniger seine unvergängliche Bedeutung hat und fest im Volksbewußtsein haftend zum bleibenden Besitztum der deutschen Nation geworden ist. Indem dieser Hauptteil mit der Heraushebung alles Wichtigen den Bedürfnissen von Schule und Haus gerecht zu werden sucht, enthält er gewissermaßen den „Volksschiller", während die beiden Ergänzungsbände in paralleler Anordnung des Stoffes für ein tieferes und vollständiges Eindringen in das Lebenswerk des Dichters alles weitere bringen. Neben dem Dichter, Schriftsteller, Philosophen und Historiker Schiller soll aber auch der Mensch zu Worte kommen, und so macht diese Ausgabe zum erstenmal den Versuch, durch eine Auswahl aus dem reichen Briefwechsel Schillers, die den Schluß des Ganzen bildet, einen Einblick in die innere und äußere Entwicklung des Dichters an der Hand eigener brieflicher Mitteilungen zu geben. Eine interessante, auf den neuesten Forschungen beruhende biographische Einleitung, sowie eine Reihe inhaltreicher Teil-Einführungen (zur Lyrik und Dramatik, zu den Erzählungen, philosophischen und historischen Schriften u. a. m.), eine tabellarische Uebersicht über Schillers Leben und Schaffen im Lichte der zeitgenössischen Entwicklung, eine völlig neue Anordnung der Gedichte, sowie die äußerst charakteristische und interessante Auswahl aus den Briefen, endlich die zahlreichen Bilderbeigaben sichern dieser Ausgabe eine besondere Stellung innerhalb der Schiller-Literatur und einen bleibenden Wert.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

BAHLSEN'S
Pangani-Gebäck
TET-Paket 40 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 21 — Berlin, den 25. Mai 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Das Straßburger Tischgespräch.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Nicht viel Sehergabe gehört dazu, es zu erkennen: Auch Wilhelm II. bedauert heute die Art, wie er seinem berechtigten Unmut über das herausfordernd deutschfeindliche Verhalten der Elsaß-Lothringer Ausdruck verliehen. Die Tragik so vieler Könige, gerade in ihrer nächsten Umgebung so selten die Wahrheit zu hören, hat sicher auch in ihm die Fähigkeit, die Wahrheit vertragen zu können, nicht gerade gestärkt. Aber so sehr es Königsschicksal ist, gestreuten Weihrauch als Ausdruck ehrlicher Gesinnung hinzunehmen, denjenigen, der jetzt sagte: „Majestät haben recht gesprochen," wies wohl selbst dieser verspätete Verkünder eines nur dem Himmel verantwortlichen Gottesgnadentums, durch die Wirkung seiner neuesten Kundgebung aufgeschreckt, vielleicht doch zur Tür des Palastes hinaus.

Ein Privatmann, der sich in seinem Zorn zu Ausführungen hinreißen ließ, die er so nicht aufrechterhalten kann, stellt sich einfach hin und sagt: „Ich bin ein Mensch, und menschlich ist es, sich in der Erregung durch Worte Luft zu machen, die sich bei kühlerer Betrachtung als undurchführbar erweisen . . ." Die Könige können das nicht. Oder sie glauben, das nicht zu können. Wo es bei dem Privatmann einfach einer leicht entschuldigenden Geste bedarf, um dem allzu schnell entflohenen Wort einfach das Wesen lebendiger Realität zu nehmen, stehen die Gekrönten dieser Erde ihren eigenen Worten gegenüber hilflos da, als hätten sie schon Taten begangen. Es ist leicht gesagt, ein Monarch solle sich in jedem Augenblick dessen bewußt sein, daß Volk und Welt jedes Wort aus seinem Munde als wohlüberlegte Kundgebung zu beurteilen pflegen. Schließlich bleibt man auch unter der Last der Krone ein Mensch, und wer wie Wilhelm II. an Stelle politischer Begabung nur Temperament empfing, trägt den Keim für Konflikte mit dem ererbten Beruf in sich, so lange er lebt.

Es gibt Leute, die sagen, Menschlichkeiten wollen menschlich beurteilt werden, und unberechtigt ist es, mit dem Könige zu hadern, nur weil er sich — und noch dazu bei freundlich hergerichteter Gasttafel — einmal als Mensch gegeben! Es ist ganz sicher, daß diese Leute unrecht haben. Im politischen Leben ist nur der Endeffekt maßgebend, und der Endeffekt der Straßburger Kaiserworte war, daß überall, da man heute bei der durch den allgemeinen Rüstungskoller genährten mitteleuropäischen Kriegsspannung wenigstens den inneren Frieden Alldeutschlands respektiert sehen will, dies „Tischgespräch" als eine Herausforderung einschlug, wie sie den nicht-preußischen Bundesstaaten seit der Reichsgründung noch nicht geworden.

Der Kaiser mag mit seiner Umgebung darüber rechten, weshalb hier das Private so mit Windeseile zur breitesten Oeffentlichkeit ward. Er mag sich mit Recht über die Indiskretion von Gästen beschweren, die es nicht zu würdigen wußten, daß er sich ihnen gegenüber ohne Rückhalt gab. Aber was einmal an kaiserlichen Kundgebungen nach außen gelangt, ist politisch. Und was politisch ist, unterliegt der öffentlichen Diskussion. Wenn der Koburger, dem jenseits des Kanals die Verfassung seines Landes nur eine vom Volkswillen getragene Politik erlaubt, sich ähnliches gestattete, dann mag und kann man von des Menschen Georg Privatmeinung reden. Aber für Deutschland hat Wilhelms II. Anschauung, er, der König, sei ein

Digitized by Google

„Instrument des Himmels", noch so etwas wie eine verspätete Realität. Ihm ward nicht das Glück, als primus inter pares an der Spitze von Mündigen zu stehen. Er ist unfrei, wie das Volk, bei dem das Wort „der König beherrscht es", allerdings noch immer einen Inhalt hat. Unfrei, weil wir auf dem Wege zur Volksmündigkeit Stehengebliebene, Halbfertige sind, die den überlebten Absolutismus nur durch eine Schein-Konstitution zu ersetzen die Kraft hatten. Unfrei, da wir des neuen Deutschen Reiches Oberhaupt damit in eine Zwitterstellung drängten, in der sich auch ein besserer Politiker als es die durch die Ehrlichkeit des Temperaments nur sympathische und durch den hoffnungslosen Kampf gegen den Geist der Zeit fast tragisch wirkende Gestalt Wilhelms II. ist.

Weshalb regt das Volk sich immer wieder auf, wenn der Kaiser beim Glase Wein einmal wie jeder andere Sterbliche seiner Stimmung rückhaltlosen Ausdruck gibt? Weil der deutsche Kaiser mehr als ein an die Beschlüsse des Reichstags gebundener, wirklich konstitutioneller Monarch ist. Weil er mit dem Recht, die Minister nur nach seinem Gustus zu ernennen und der taktischen Selbständigkeit auf dem gefahrumdräuten Gebiete der Auslandspolitik immer noch unentrinnbares, ruhig hinzunehmendes Schicksal ist.

Gewiß, nur der Reichstag kann die junge Verfassung der undankbaren Lothringer „in Scherben schlagen", und zu der unbotmäßigen Reichsländer Strafversetzung nach Preußen genügt Gott sei Dank nicht königlicher Wille. Aber so umgrenzt, daß des Volkes Erregung in diesem Fall „nur auf die Stimmungsmache oppositioneller Parteiführer" zurückzuführen sei, ist die Macht des deutschen Kaisers nicht. Wir wissen, wie die scharfmacherischen Kreise in Preußen, angesichts des selbstmörderisch unpolitischen Auftretens der Sozialdemokratie von heute sich in stiller Vorfreude an ihrem schon lange ersehnten Staatsstreich die Hände reiben. Sehen, daß sich angesichts der im Sinne des Fortschritts so bedauerlichen Parlamentsexzesse immer mehr Verwirrte zusammenfinden, die schon heute offen und versteckt die Abschaffung des Reichstagswahlrechts predigen. Erfahren es jetzt, wie des Januschauers Wort von dem Leutnant und den berühmten zehn Schießsoldaten, die mit der ganzen deutschen Reichstagsherrlichkeit aufräumen sollen, durch dieser modernsten Sozialdemokraten Schuld, neben denen die Begründer dieser Partei heute wie staatsmännische Genies dastehen, täglich nähergerückt wird. Die Zeichen der Zeit geben dem Straßburger Tischgespräch trotz aller Beschwichtigungsversuche doppeltes Gewicht, und nie war eine kühle und vor allem würdige Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Volk dringender als jetzt.

Eine kühle und würdige Auseinandersetzung? „Wir verwahren uns gegen die Gefahr, die in solchen Temperamentausdrücken wie: das In-Scherben-Schlagen der reichsländischen Verfassung und die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Preußen . . ." Jawohl, die Berufspolitiker von des Volkes Gnaden verwahren sich! Und wie? Indem das heiß kochende Temperament das politische Verantwortlichkeitsgefühl bis zur bewußtlosen Wut erstickt, bis das Haus der berufensten Berufspolitiker in dem gefährdeten Deutschland den Tag der politischen Temperamente sans phrase erlebt, und die Leidenschaft, jeder politischen Ueberlegung bar, sich vor allem erst einmal austobt. „Die Zugehörigkeit zu Preußen, die unterste Klasse der deutschen Reichszugehörigkeit! . . . Preußen, das deutsche Sibirien . . . Einverleibung in Preußen nur mit Zuchthausstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte vergleichbar . . ." Hat so politische Zügellosigkeit je über die Fehler eines Temperaments zu Gericht gesessen? Herr Bethmann Hollweg mag sich bei Herrn Scheidemann und Genossen bedanken! Als Fürst Bülow, der sich allerdings seinem Herrn gegenüber doch etwas mehr als Mann erwies und sein Verbleiben im Amt doch wenigstens vom Versprechen größerer Zurückhaltung abhängig machte, in ähnlicher Verlegenheit war, ward es ihm weniger leicht gemacht. „Die Auseinandersetzung hat nur zur Folge gehabt, daß der Bruch zwischen der Sozialdemokratie und den bürgerlichen liberalen Parteien unvermeidbarer denn je und

Digitized by Google

Herrn Bethmanns Stellung jetzt durchaus — gefestigt erscheint," so registrierten es jenseits des Rheins die Republikaner. Genügt es?

In Straßburg das „In-Scherben-Schlagen" einer Verfassung als Tischunterhaltung. Der spezifisch preußische Parlamentsbetrieb demoralisiert, daß man den natürlichen Auflösungsprozeß nur noch durch Schutzmannsbetrieb und Staatsanwalt aufhalten zu können glaubt. Der deutsche Reichstag selbst bei solcher Gelegenheit niemand merkt, daß der Kanzler in das allgemeine Tohuwabohu nur ein paar nichtssagende Phrasen gestreut eine Stätte kleinlichen Parteigezänks, nur dadurch noch zu einer „Sensation" gemacht, daß Minister und Bundesrat ehrerbietigst der Volksvertretung den Rücken zudrehen! Noch wird der Regierung Unfähigkeit, neben dem Rüstungsproblem auch so etwas wie Kulturaufgaben zu lösen, durch der Sozialdemokraten Lust am Kleinskandal gedeckt. Aber wenn das so weitergeht, muß ein Putsch kommen, so oder so.

Heiliger Geist.

Zum Pfingstfeste.

Von Pastor Emil Felden-Bremen.

Siehe die Alten, wie sie warteten auf des Prophetenwortes Erfüllung, auf des Heiligen Geistes Ausgießung! Jahrhunderte hindurch warteten sie ....

Als ein übernatürliches Fluidum dachten sie ihn, in Gegensatz stehend zu Natur, Welt, Menschheit, Herz.

Da ging die Kunde durch die Lande: „Ausgegossen ward der Heilige Geist über viele Menschen. Es haben ihn empfangen die Christusgläubigen zu Jerusalem."

In der Tat: ein neuer Geist war eingezogen in vieler Herzen. Die Alten wurden jung, die Schwachen stark: mit Flügeln fuhren sie auf wie Adler; sie liefen und wurden nicht matt: sie starben und lebten doch.

Sie kämpften an gegen die ganze vermorschte alte Welt. Sie kannten nur eins: „Vorwärts!" —

Bald jedoch kam ein ander Geschlecht auf auf Erden.

Nichts verspürte es vom brausenden Geiste, der die Väter vorwärts getrieben! Ja, es verfolgte diejenigen, die sich ihm ergaben und weiterschreiten wollten.

In die Vergangenheit schauten sie zurück und sprachen: „Einstmals ist der Heilige Geist auf Menschen gekommen. Einstmals hat er sie getrieben, Ruinen abzutragen und aufzubauen eine neue Welt. Einstmals!"

Und sie bannten das ewig Wirkende in totes Kirchenwesen; sie begruben das Lebendige in die Grüfte der Bekenntnisse und legten den Heiligen Geist in die Gräber der Dogmen. Ihre Frömmigkeit aber bestand darin, jene Gräber zu schmücken und das Vergangene zu verehren ....

Toren die! Oder kann man das Leben und was ist der „Heilige Geist" anders? bannen und begraben?

Der „Heilige Geist" müßte jede Fessel zerreißen und jeden Kerkers Pforte sprengen!

Oder seht ihr nicht, wie er rüttelt an den Türen der Kirchen, daß sie sich ihm öffnen? Wehe ihnen, wenn sie sich ihm weiter verschließen! Dann reißt er sie um!

Hört ihr sein Brausen nicht, und was dies Brausen dem sagt, der ihm Ohren und Herzen öffnet? „Vorwärts!" ruft er. „Nicht starrt in das Dunkel der Vergangenheit daß es euch nicht lähme! In die lichte Zukunft sollt ihr schauen daß ihr lebensfroh vorwärtsstürmen könnet!"

Ja, wir sehen lebendigen Geist allwaltend in der ganzen Welt. Wir sehen ihn nicht übernatürlich, nicht im Gegensatz wirkend zu Natur, Welt, Menschheit. Nein, alles was ist, ist der Ausdruck seines Wesens.

Er wirkt im Stäubchen, das der Lichtdruck von der Sonne weg den unendlich fernen Nebelfleden zuführt; im Elektron, das den Aether schwingen läßt, ebenso wie im Kristall, der sich formt nach Schönheitsgesetzen, im Wurme, der sich im Staube krümmt, im zit-

Digitized by Google

ternden Tiere, im Herzen des Guten, im Geiste des Weisen.

Lebenschaffend wirkt er in der Masse, die im finstern Tale wandelnd zum Lichte sich emporringt; im Christentum und außerhalb des Christentums; im Glauben, der sucht, und im Unglauben, der zweifelt; überall, wo die Geschichte uns erzählt von Tugenden und Taten, von Treue und Liebe, von Mut und Begeisterung und Tapferkeit, von Hoffnung und Drang nach Erkenntnis; überall, wo eine Menschenseele nach Erkenntnis schreit, wo ein suchendes Gewissen nach dem Guten tastet, wo die Sinne nach dem Schönen schmachten, wo Tausende von Händen und Köpfen raitlos an der Entwicklung der Menschheit arbeiten.

So arbeitet der „Heilige Geist" seit Abermillionen von Jahren. Im ganzen unendlichen Weltall: in der „seufzenden Kreatur" wie im modernen Menschen, und treibt uns an, eins zu werden mit der Urkraft des Seins, der wir entsprossen sind, die in uns lebt als unser besseres Selbst.

Möge dieser Geist der Wahrheit uns in alle Erkenntnis leiten, damit wir Licht werden und Licht bringen unseren Brüdern: möge uns dieser Geist der Freiheit führen auf der Menschheit Höhen, damit wir Freiheit empfinden und Freiheit schaffen; möge uns dieser Geist der Liebe beseelen, daß wir beglücken alle, die mit uns durchs Leben gehen, und ein Segen seien denen, die nach uns sein werden!

August Strindberg.*)

Von

Julius Bab.

Nun ist das dritte der großen Fanale erloschen, die hoch von den Felsen Skandinaviens her ihr Licht über die Menschenwelt streuten. Nach Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson starb August Strindberg.

*) Sämtliche Schriften Strindbergs sind in der umfassenden Gesamtausgabe, verdeutscht von Emil Schering, bei Georg Müller in München erschienen. Ebendort ist auch ein großes Werk über Strindberg von Hermann Eßwein verlegt.

Nichts kann das Wesen dieses Menschen, den Richard Dehmel mit einer großen nebelvollen Höhle verglich, schärfer umgrenzen, als ein Vergleich, den unser Gedächtnis stiftet zwischen dieser Todesstunde und dem Ende der beiden großen Voraufgegangenen. Als Ibsen starb, hinterließ er in der ganzen Welt Gemeinden gläubiger Verehrer, die viel weniger noch den großen Künstler betrauerten (wer kannte denn „Peer Gynt", das weitaus größte seiner Kunstwerke?), als sie sich alle im Namen Ibsens ethisch geeint fühlten, den großen Aufrüttler der Gewissen, den Erneuerer der Moralen verehrten. Als Björnson starb, gab nicht der direkte Anteil des europäischen Publikums der Stunde ihr Gepräge: man kannte und liebte wohl aus seinem Schaffen dies und jenes Teilstück, sein ganzes Werk hatte keine Gemeinde. Aber man sah nach Norwegen, man sah ein ganzes Volk in Trauer, man sah, wie es im Triumphzug die Leiche seines großen Sohnes, seines Sprechers, seines Befreiers in die Heimat trug, und man fühlte sich erschüttert von der Reinheit, der Sicherheit, der Siegeskraft, mit der hier ein Mann sein Leben geglaubt, gekämpft, vollendet hat. An Strindbergs Bahre stehen keine internationalen Gewissensgemeinden und keine tief verpflichtete Nation. Die Versuche der letzten Jahre, aus Strindberg einen schwedischen Nationaldichter zu machen, sind nicht glücklich; die natürliche Eitelkeit der Nation, geschürt vom falschen Pflichtgefühl einzelner literarischer Verehrer, gefördert von patriotischen Anwandlungen, in denen der alternde Dichter seine schwedischen Königsdramen schrieb, hat sie geschaffen; aber mit all dem, was Wesen und Wert seines Werkes ausmacht, ist Strindberg nicht der Dichter des schwedischen Volkes — und überhaupt keines Volkes. — Es sind nur Einzelne, die ihm angehören, Einzelne, durch alle Länder und Völker verstreut, Einzelne, die mit Angst und Staunen, Bewunderung und Verehrung zu ihm aufblicken. Ihre Verehrung mag sich hie und da selbst zur Liebe steigern, aber es ist keine Liebe, die vereint und Gemeinden schafft, es ist die Schmerzensfreude, der Leidenstrost der

Digitized by Google

Ausgestoßenen, der Vereinsamten, der ewig Einzelnen.

Denn Strindberg hatte nichts von der naiven Erbaulichkeit Björnsons und nichts von jener untilgbar schwärmerischen Sehnsucht, die durch alle Zweifel und Bitternisse Henrik Ibsens immer wieder hindurchlangt. Härter, unerbittlicher, grausamer in seinem Wirklichkeitssinn, in seiner fanatischen Wahrheitsliebe, steht Strindberg da. Er entgöttert die Welt, nicht weil sein Glaube geringer, sondern weil er größer ist, weil seiner ungeheuer wachen, furchtbar bewußten Vorstellung vom Wesen des Heiligen keine einzige unserer Lebensbildungen Genüge tut. Und so zertrümmert er die Götzen, zu denen man ringsum betet. Der Hammer, den Nietzsches schwärmende Predigt gefordert hat, Strindberg hält ihn wirklich in der Faust, den Hammer, geschmiedet aus einem Wirklichkeitssinn, einem Selbstbewußtsein und einer Ausdruckskraft ohnegleichen.

Jedes Werk August Strindbergs ist nur solch ein Werkzeug, ein Hammer zum Zertrümmern. Gestaltung ist nur sein Mittel, sein Zweck ist Aussprache. In der Geschichte der Geister steht er viel näher als den Dichtern Shakespeare und Goethe den großen Bekennern Augustinus und Rousseau. Er schafft nicht aus seinem Erlebten eine neue in sich ruhende gereinigte Welt, sein Schaffen ist selber noch ein Stück Erlebnis, auch im stofflichen Sinne, es ist ganz von dieser Welt, es ist gespannt, gereizt, gehetzt von dem wilden Willen zu erklären, zu rechtfertigen, anzuklagen und zu verdammen. Die großen Beichten, die Strindberg abgelegt hat, vom „Sohn der Magd“ und der „Beichte eines Toren“ bis zu „Inferno“ und den „Blaubüchern“, sie sind ganz gewiß der Kern, der schwerwiegendste Teil des ganzen Strindbergschen Werkes; aber man verfälscht ihren Charakter und zugleich die ästhetischen Begriffe, wenn man behauptet, daß irgendeiner dieser wild ausgeschleuderten Lavaströme eine Gestalt, ein Kunstwerk, ein Roman wäre. Gewiß sind hundert Züge in diesen Schriften, wie sie nur das Auge und die Hand eines Künstlers geben konnten, aber das Ganze in das sie gefügt sind, das Ziel, dem sie dienen, ist nicht das eines Künstlers, sondern das eines großen Bekenners, eines prophetischen Schriftstellers. Und das kennzeichnet, wenn auch nicht in gleicher Deutlichkeit selbst die Werke, in denen Strindberg seinen Stoff in größere künstlerische Distanz rückt, in denen er ein Bild, eine Fabel, ein erfundenes Motiv zwischen sich und seine Sache stellt, und in denen er all die sprunghaft visionären, glühend pathetischen Kräfte seines Künstlertums aufbietet. Dann gelingen ihm wohl Werke wie „Am offnen Meer“, dieser größte Roman der Dekadence, an dessen Ende der gescheiterte Uebermensch seinen totgeweihten Kahn ins Meer steuert, hinweg aus dieser verchristlichten Welt, dem Sternbild des Herakles zu. Dann gelingen ihm die wütenden Dialoge seiner Sexualdramen, wo die Repliken sich kreuzen wie Klingen, hartgehämmert von bitterster Not, vergiftet vom Haß. Dann gelingt ihm ein Werk wie das wunderbare „Traumspiel“, das unser ganzes Leben in ein strudelndes Chaos von Bildern löst, die in fast tröstlicher Sinnlosigkeit durcheinandergleiten. — In all diesen Werken hat die bekennende Leidenschaft gewiß einen großen Künstler wachgerufen, und doch bleibt ein Unterschied zwischen diesen kunstähnlichsten Ausgeburten des kämpfenden Willens und den willenlos reinen Schöpfungen der großen Künstler. Wer Shakespeare war, wissen wir gar nicht, er ist uns nur der Name für die letzte Quintessenz aus seinen Werken; die Werke Strindbergs gewinnen doch erst ihr vollstes Gewicht, wenn man den Mann kennt, zu dessen Aussprache sie gehören.

Was ist nun der Inhalt dieser riesigen, in mehr als hundert Druckbänden abgelegten Beichte, was ist das Ziel dieses mit beispielloser Erbitterung geführten Lebenskampfes? Man kann es in einem Worte sagen: Es ist ein Freiheitskampf, es ist der Freiheitskampf der Menschheit. Nie vielleicht ist in einem Menschen eine größere Gier nach der Erkenntnis, Reinigung und Befreiung des eigenen Ich, des innersten Wesens, des göttlichen Seelenanteils gewesen als in diesem August Strindberg, der aus der tiefsten Tiefe des Materialismus herausschreitet, der, grade weil

Digitized by Google

er alle realen Kenntnisse und Wissenschaften, d. h. alle Begriffe von unserer Abhängigkeit und Gebundenheit in sich aufgenommen hat, mit dem mächtigsten Anlauf, mit dem innigsten Ingrimm jenem Phantom gottähnlicher Freiheit und Reinheit nachringt, ohne das unser Geschlecht nun einmal nicht bestehen kann. Nur ein notwendiger Teil dieses Kampfes ist jener Zug des Strindbergschen Werkes, der allein „populär" geworden ist — auf Grund einer falschen Deutung, wie alles populäre! Strindbergs „Frauenhaß" — Er existiert nicht — nur der gigantische Haß dieses riesigen Gehirnmenschen, dieses freiheitsdurstigen Titanen gegen das Geschlecht existiert, das Geschlecht, das den Menschen tiefer, gründlicher, hoffnungsloser abhängig und unfrei macht als irgendeine andere Kraft der Welt. Wo die geisttötende Geschlechtsgier ihm im Weibe begegnet, wo sie durch Frauenlist ihm die niederziehende Gewalt im eigenen Busen entfesselt, da haßt er freilich das Weib, und sein böser Blick verfolgt ihre gierige Lüge bis in den letzten Schlupfwinkel mit der dämonisch schrankenlosen Psychologie des Hasses. Aber zugleich ist er in Wahrheit der zarteste Frauenverehrer, der innigste Frauenfreund, denn er erträumt sich immer wieder die endgültige Befreiung und Reinigung durch ein Liebesbündnis höherer seelischer Art, und er sucht und glaubt immer die Frau, mit der er es eingehen könnte. Weil seine Gefühle von der höchsten Zartheit, der gespanntesten Hoheit sind, darum zerbrechen sie so leicht, darum stürzen sie so tief, darum ist die Verzweiflung des Enttäuschten so wütend. — Aber man soll gar nicht so lange bei dem Sexual-Problem Strindbergs verweilen, es wird ja schon so wie so viel zu ausschließlich in den Vordergrund der Betrachtung gerückt. Und es ist in Wahrheit doch nur ein Kapitel aus der umfassenderen Geschichte eines Mannes, dessen unermessene Freiheitsgier im „Traumspiel" auf die Frage: „Worunter littest du am meisten hier unten?" antwortet: „zu fühlen wie mein Gesicht durch ein Auge geschwächt, wie mein Gehör durch ein Ohr abgestumpft wird, und wie mein Gedanke, mein luftiger, lichter Gedanke, an die Labyrinthe der Fettwindungen gebunden ist." — Das ist der wildeste Ausdruck geistiger Leidenschaft, der körperverachtende Wille zum Absoluten, das ist die heilige Flamme, an der sich August Strindberg verbrannte.

Es ist bekannt, wie der aufs Aeußerste gespannte Bogen dieses elastischen Geistes nicht brach — aber umsprang, wie er die Oeffnung dem Reich des Wunderbaren, Unvernünftigen, der völlig hingebenden Unterordnung zuwandte, wie Strindberg katholisch wurde — christgläubig ergeben, freiwillig unfrei wie Augustinus, ein neuer „Kirchenvater". Freilich immer ein sehr neumodischer Katholik, ein Katholik ohne Dogma und Gemeinde und kirchlichen Mittler, einer der in seinem alten Kampf um die Freiheit sich nur einem neuen Bundesgenossen fügte: dem unbekannten Gott. — Die Klugen, die da sagen, daß diese „Inferno"-Schriften des Zusammenbruchs Produkte des Wahnsinns sind, haben ganz recht. Sie haben sogar recht, wenn sie behaupten, daß das ganze Werk Strindbergs von Nervenkrankheit, von einer durchaus pathologischen Natur diktiert sei. Sie haben ganz recht — aber was ist Krankheit? Jedenfalls nichts, was letzte Wertungen schafft. Es ist etwas ganz Indifferentes, es ist ein Schicksal, das wie Leidenschaften, wie Reichtum, Not, Wind und Wetter auf die Geister schlägt, und es kommt lediglich darauf an, wie die Geister ihrem Schicksal gewachsen sind, was sie aus ihm bilden und erschaffen. Tausend Blitze fahren über die Welt und schlagen ins leere Wasser, einige schlagen ein paar Dächer in Trümmer, aber nur einer trifft hoch auf einem Felsen des Nordlands einen mächtigen Tannenbaum und verwandelt ihn in eine weithin leuchtende Riesenfackel. So brannte, vom Blitz des Wahnsinns angerührt, der Geist Strindbergs, ein leuchtendes Fanal weit über die Welt.

Digitized by Google

Drei Gedichte

Von

Ernst Lissauer*).

Brise

Ueber die Wiese
Läuft eine Brise,
Blond
Das wehende Haar besonnt,
Laß
Ihre Zehen streifen
Ueber Blüten und Gras,
Ihre Finger greifen
Blumen und Blätter und streuen sie rings in die Luft,
Hinter ihr drein, wie ein Band, flattert Duft.

Der Glockenschlag

Aus dem Läuten der Glocken hinab in mein Haus scholl mir ein Rufen:
Hoch über Erde und Zeit halte gesegnete Rast!
Ich stieg empor über hunderte Stufen
Und kam in die Glockenstube zu Gast.

Da sitzen,
Wie von weißen und gelben Vögeln umflogen
Von Wolken und Blitzen,
Zwischen den leeren Fensterbogen,
In ehernen Mänteln eherne Frauen
Und schauen
Die Runde
Und wissen das Land und wissen die Stunde.

Und schweigen lange,
Bis eine dann anhebt mit lautem, weissagendem Munde,
Mein Haupt lauscht
Und füllt sich schwer mit dem bebenden Klange,
Und ehern berauscht
Wird es aufgetan von der hämmernden Kunde
Und vernimmt alles Geschehn in der tönenden einen Sekunde.

Marschtritt trommelt, wirbelnd drehn sich Turbinen,
Durch Berge und Städte hör' ich die Ströme rollen,
Tausende Züge dröhnen auf langhinhallenden Schienen;
Mütter schreien in Wehn,
Schlagende Wetter zucken donnernd im Stollen,
Unendlich höre ich Füße über die Erde gehn...

Ausstummt
Die Glocke und ist verstummt,
Erwacht aus dem Schlag,
Wissend schau' ich erstaunt auf den verworrenen Tag.

Reisehymnus

Nun ist die Reise verrauscht!
Mir ist, daß ein zaubernder Wind ins Gemach an die Stirn mir wehte,
Es ersprangen die Wände,
Und er blies mir vorüber in tanzendem Wirbel unendlich Gelände,
Weinberge und Mühlen und Dörfer und Wälder und Dome und Städte.

Da reichten, hinüber, herüber, im Reigen
Sich Arme und Hände,
Felsen zackten nach langenden Zweigen,
Springbrunnen rankten nach giebligen Weilern,
Windmühlen faßten nach bogigen Pfeilern,
Taumel und Schrei!
Jauchzend, lobsingend, lobjubelnd stoben die Länder vorbei.

Verrauscht der hinstürmende Braus!
Noch blendet den Blick die verflimmernde Fülle,
Da schließt sich langsam eine Stille
Wie eine Torfahrt zu, ich bin zu Haus.

*) Unter dem Titel „Der Strom" läßt Ernst Lissauer bei Eugen Diederichs in Jena demnächst eine neue Folge von Gedichten erscheinen, für die vorläufig bis zu genauerer Würdigung diese drei Proben sprechen mögen.

Jan Terbuschs Heimkehr.

Pfingsterzählung von Albert Falkenberg.

Die Glocken von Söderland läuten, als wollte das Meer der Töne den Glockenmantel sprengen: t-eng—t-ang—ting, tang, teng- te-eng. Auch in den Tonwellen lebte die Freude und überall, wo nur ein Quentchen Freude versteckt geschlummert hatte, holte die warme Pfingstsonne sie ans Licht und lachte verklärt über dem Segen, den sie so spät im Jahre geweckt.

Digitized by Google

Jan Terbusch stand vor der Tür seines Ladens, der mit zwei ziemlich tiefen Schaufenstern wie aus hellen Frühlingsaugen auf den Marktplatz und gegen den stumpfen Kirchturm sah, der, auf einen massigen Unterbau gestützt, Wacht hielt über Söderland. Die beiden schwereichenen Flügel der Kirchentür standen sperrangelweit offen und der Strom der Kirchenbesucher ergoß sich langsam, schlürfend, trippelnd, über die klinkergepflasterte Straße, auf der bescheidene Grasbüschel zwischen den Steinen wucherten. Ganz zuletzt kam Christel Meier, Lehrling bei Jan Terbusch, aus der Kirchentür. Pastor Holmsen ging vor ihm in breitem, pathetischem Schritt. Jan Terbusch setzte sich in Positur, um dem Geistlichen den üblichen Sonntagsgruß zu entbieten. Pastor Holmsen grüßte freundlich wieder, aber ohne stehen zu bleiben, wie er es sonst wohl tat, wenn er von der Predigt kam. Bei Jan Terbusch tat er es nicht, nichts trieb ihn, stehen zu bleiben. Er wüßte nicht, was er dem Kaufmann Terbusch zu sagen gehabt hätte. Der Kaufmann Terbusch kam ja auch nicht zu ihm, weshalb also zu Kaufmann Terbusch Beziehungen unterhalten, zu diesem Manne, der in allem seine eigenen Wege zu gehen pflegte, als wollte er gegen ganz Söderland demonstrieren. Und es schien, als sollte er mit seinem Ueberlegentun siegen, denn die Söderländer wagten sich tatsächlich nicht an Jan Terbusch heran. Wenigstens war Pastor Holmsen bisher nichts zu Ohren gekommen. Ein merkwürdiger Mann, dieser Jan Terbusch!

Nach Tisch kam Jan Terbusch den Gartenweg entlang, der sich zwischen sauberen Rabatten hindurchwand. Seine Frau stand hochaufgeschürzt. Christel Meier stach mit einem kurzen Stecken Löcher in den lockeren Boden, in die sie dann die jungen Pflanzen versenkte. Der alte Bartmann von drüben sah über den Zaun er jätete das erste Unkraut zwischen den Frühkartoffelreihen. Nahe am Zaun, wo Bartmann arbeitete, blieb Jan Terbusch stehen:

„Na, Bartmann, fahren Sie morgen mit auf Röhrsen?“

„Ja, Herr Terbusch, das wird wohl diesmal nichts werden; wenn mir der verdammte Podagra nich wieder so hätte.“

„Schade,“ sagte Terbusch, „das wäre dann das erstemal, daß Sie auf Röhrsen zu Pfingsten nicht mit dabei wären. Sie sollten doch versuchen, Bartmann —.“

Der alte Bartmann ließ die Hacke sinken und verzog sein Gesicht zu einer einzigen Grimasse, während er sein linkes Bein gewaltsam streckte; mit der rechten Hand hielt er sich am Zaun fest.

„Oh,“ machte Terbusch bedauernd, „das ist wohl sehr schmerzhaft.“

Bartmann nickte und wehrte mit der Hand.

„Meier,“ rief Terbusch und winkte. Christel Meier kam flugs herübergesprungen.

„Du kannst mal die Aspirintabletten holen. Davon nehmen Sie, Bartmann; Sie sollen sehen, das hilft.“

„Wenn nicht die Knochen schon zu alt wären,“ sagte Bartmann und versuchte zu lächeln.

Kaufmann Terbusch ging langsam tiefer in den Garten hinein. Als er in die Nähe seiner Frau kam, richtete sie sich auf und bastelte an ihrem Kopftuch.

„Wenn Bartmann nicht mitfährt auf Röhrsen, fährst doch du auch nicht.“ Jan Terbusch band einen Rosenstrauch fest, der am Ende der Rabatten stand.

„Wovon soll ich denn leben,“ fragte er, „wenn ich keine Geschäfte mehr mache?“

„Wenn Bartmann nicht mitfährt auf Röhrsen, machst du keine Geschäfte.“

„Das werden wir ja sehen, wenn ich auch weiß, daß Bartmann viel für mich tun kann.

Frau Terbusch wurde hitziger.

„Das mit den Geschäften auf Röhrsen ist ja Unsinn. Nicht erst seit heute weiß ich, was du da für Geschäfte machst.“

Kaufmann Terbusch schwollen die Stirnadern, aber noch bezwang er sich, denn eben trat Christel Meier neben ihn, um weiterzuarbeiten. Mit beherrschter Stimme setzte Terbusch das Gespräch fort.

„Es ist im Augenblick besonders fatal, wenn Bartmann nicht fahren kann. Von Jahr zu Jahr wird die Konkurrenz stärker, ich bin längst nicht mehr der einzige auf Röhrsen. Da kommen sie von Perlhagen, Golzow und Kuitjahn und weiß Gott woher. Und gerade dieses Jahr hätt' ich's gern noch mal wahrgenommen; nächstes Jahr haben wir die Eisenbahn, da ist's so schon nichts mehr.“

Jetzt reckte Frau Terbusch sich zu ihrer vollen Größe auf. Sie stand in ihrem hochaufgeschürzten Rock wie eine Rächerin da.

„Gut,“ sagte sie, „dann fahre ich mit auf Röhrsen.“ Es entstand eine kurze Pause. Christel Meier hob von der Seite den Kopf, man sah, er fing an, sich Gedanken zu machen. Kaufmann Terbusch schwieg, als wäre er in tiefes Grübeln versunken. Der alte Bartmann kam weiter herauf dicht an den Zaun gehumpelt. Er grinste:

„Eck glöbe, dat Tüg helpt all, Herr Terbusch. Vielleicht werd' doch noch wat draus.“

„Das wäre zu wünschen, Bartmann,“ entgegnete Terbusch, „wo wir doch gerade noch den einen Wagenplatz für Sie hätten.“

Frau Terbusch trat resolut an den Zaun heran. „Das schlag' er sich man aus dem Kopfe, Herr Bartmann, diesmal werde ich mit auf Röhrsen fahren.“

„Das heißt,“ Bartmann humpelte einen Schritt rückwärts, „ja, natürlich, wenn Frau Terbusch mitfährt auf Röhrsen — ich dachte bloß, Frau Terbusch wäre das nicht gerade angenehmlich, ich meine, gerade

Digitized by Google

auf Röhrsen mitzufahren." Bartmann warf einen flüchtigen Blick auf Kaufmann Terbusch, der teilnahmlos dazustehen schien.

„Wieso gerade auf Röhrsen?" eiferte Frau Terbusch. „Warum kann ich nicht mit auf Röhrsen fahren? Bin ich Ihnen vielleicht auch im Wege? Aber wenn auch, ich sage Ihnen, Bartmann, ich *fahre* mit auf Röhrsen."

Kaufmann Terbusch hielt allen Aerger zurück; nur jetzt nicht die Haltung verlieren.

„Ob du mitfährst," sagte er mit fremdklingender Stimme, ohne seine Frau anzusehen, „hängt allein davon ab, wie es mit Bartmann steht, ob er mitfahren kann oder nicht." Dann ging er zwischen den Rabatten hindurch, langsamen Schrittes. Als er an Bartmanns Arbeitsplatz vorbeikam, blieb er stehen:

„Sehen Sie zu, Bartmann, daß Sie nochmal ordentlich in Schweiß kommen." Dann ging er, ohne sich umzusehen, ins Haus. Bartmann humpelte in seinen Garten zurück. Frau Terbusch stand eine Weile auf ihren Spaten gestützt und sah mit leeren Augen über den Boden. Als Christel Meier zu ihr mit einer Frage kam, klatschte sie ihm, scheinbar ohne jeden Grund, eins hinter die Ohren, so daß er in brennender Scham an seinen früheren Platz zurücktrat. Dann arbeiteten beide schweigend weiter.

Währenddem saß Kaufmann Terbusch in seinem Kontor und schrieb an den Sparkassenrendanten Bremer auf Röhrsen am Berge:

„Lieber Herr Bremer! Es sind so schöne warme Pfingsten. Wie alljährlich gedenke ich daher auch morgen mit Ihnen ein Stündchen Volksfest auf Röhrsen zu feiern. Wenn es Ihnen recht ist, fahre ich morgen nachmittag gegen vier Uhr zum Kaffee bei Ihnen vor, um Sie und Ihre liebe Frau abzuholen.

Mit freundnachbarlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr sehr ergebener
Kaufmann Jan Terbusch in Söderland."

Den Brief trug Terbusch höchst eigenhändig in den Postkasten, der des Feiertags wegen nur noch einmal geleert wurde. Dann wanderte er langsam zurück, um sich auf der grüngestrichenen Bank vor seinem Hause niederzulassen. In der Ahornallee, die rund um die Kirche lief, balgten sich in hellem Uebermut die Spatzen, um vorübergehend in den den Marktplatz flankierenden Straßen zu verschwinden. Menschen gingen vereinzelt über den Platz. Das war Kaufmann Terbusch gerade recht so. Er hatte gar kein Verlangen nach Menschen heute, seine Gedanken spannen zurück und voraus nach Röhrsen. Jahrelang hatte er Röhrsen gemieden. Sein Geschäft hatte ihn vollkommen in Anspruch genommen. Ach was -- sein Geschäft! Nur keine Ausflüchte vor sich selber. Er war zufrieden gewesen, er hatte eine ordentliche Frau geheiratet, die es verstand, das Verdiente zusammenzuhalten und durch ihre Sparsamkeit zu mehren. Darüber, das war es, über dieser seiner Zufriedenheit hatte er Röhrsen vergessen.

Das war ja auch im Grunde so schwer nicht, seit er wußte, daß Berta Harms mit dem Rendanten Bremer verheiratet war. Was hatte er jetzt noch auf Röhrsen zu suchen?! Er konnte doch jetzt nicht mehr wie ein junger Fant auf Röhrsen herumscharwenzeln, wenn Volksfest war um Pfingsten. Das mochte er seiner Frau nicht antun. Und sie selber hatte so wenig Neigung für solche Feste. Sie, die Witwe seines Vorgängers hier im Hause, war zehn Jahre älter als er und sie hatte viel Sorge in ihrer ersten Ehe gehabt. Jahrelang einen kranken Mann, das zehrt auch der stärksten Frau am Mark. So war es auch gekommen, daß er manches Jahr, bevor er Herr im Hause wurde, die Zügel in die Hand bekam, soweit über kaufmännische Geschäfte zu entscheiden war.

Von da an war eigentlich alles anders geworden. Nun kamen auch für ihn die Sorgen, vor denen alles schweigen mußte, was sich vorher wie zu einem stillen Liede in ihm gesammelt hatte. Früher, als er noch drüben in Langenhorn Stellung gehabt, lag er fast ein um den andern Sonntag in Röhrsen mit Bertas Bruder am Bach und fischte. Und des Abends saßen sie mit Berta zu dreien in der Laube und sangen, bis er dann von den Geschwistern auf den Weg nach Langenhorn gebracht wurde. Jetzt dünkte es ihm, als läge diese Zeit eine Ewigkeit zurück. Aber das schien ihm vielleicht nur so, weil nun die Tage, trotz unaufhörlicher Arbeit, so eintönig dahinschlichen. Jetzt trug ein jedes von ihnen sein Päckchen, still und ohne viel zu mucksen. Aber innen rumorte es doch manchmal, bis dann eine plötzliche Explosion für eine Weile Luft schaffte. Er entsann sich noch sehr gut, wie er früher an manchem Sonnabend mit seiner Frau auf dieser Bank Pläne geschmiedet und Geschäfte berechnet hatte. Es war so neu gewesen, nun alle Geschäfte selbst leiten zu dürfen, die Einkäufe und alles unter eigener Verantwortlichkeit. Fast dachte er mit einer Art Wehmut an diese erste Zeit seiner Ehe zurück.

Dann aber war er - drei Jahre mochten es sein - zum erstenmal seit langer Zeit in Geschäften wieder auf Röhrsen erschienen. Es war Volksfest, wie immer am zweiten Pfingstfeiertage. Und er hatte Berta Harms als junge Frau begrüßt und zum erstenmal erkannt, was er sich angetan, als er damals, wie in einer dumpfen Träumerei alles verpaßte. Nun war es zu spät, nun saß er hier in Söderland, zeitlebens eingesponnen in den grauen Alltag, und wartete alljährlich auf Pfingsten, um am zweiten Feiertage mit Berta -- er nannte sie immer noch so -- auf Röhrsen eine Stunde Volksfest zu feiern. Das war alles. Und dennoch – es schien ihm des Lebens wert.

Digitized by Google

Er dachte zurück an das Vorjahr, als sie zusammen im Honoratiorenzelt saßen. Die Tische waren mit frischem Linnen gedeckt und trugen Gläser oder weitbauchige Vasen mit Tannenreisern und Frühblumen. Rendant Bremer hielt es nicht lange am selben Platz aus, er wanderte und hatte schließlich überall seinen Wein stehen. Berta saß ihm gegenüber. Wie genau er sich jeder Einzelheit erinnerte. Er trank auf ihr Wohl und sie nickte ihm zu, aber dabei sah sie über den Rand ihres Glases hinweg, als wanderten ihre Augen in weite Fernen - an diesen Blick hatte er noch lange nachher denken müssen. Und er meinte, dieser Blick wäre gewandert bis in die Zeit, in der er mit Bertas Bruder, um zu fischen, am Bache gelegen. Zum Schluß hatte es eine bei ihm lange nachwirkende Verstimmung gegeben. Buchhalter Stoll, der seit kurzem auf dem Kontor des Rendanten arbeitete, hatte alle Stimmung ausgelöscht. Er hatte damals nichts gegen Stoll, konnte gar nichts gegen ihn haben, da er ihn eben erst kennen gelernt hatte. Aber die Art, wie Stoll mit Berta verkehrte, schien ihm nichts als eine plumpe Vertraulichkeit. Er nahm sich vor, Berta vor diesem Menschen zu bewahren, er wollte öfter nach Röhrsen hinüber, aber schließlich blieb es bei dem Vorsatz. Die Geschäfte, seine Frau und überhaupt das Leben forderte auch in dem stillen Söderland den ganzen Menschen. Das lag natürlich in erster Linie an ihm selber, wenn er sich so unterkriegen ließ. Warum war er so blind gewesen, nicht zu sehen, daß eine um zehn Jahre ältere Frau immer ein Unglück für den Mann bedeuten mußte! Nun war er richtig wieder da angelangt in seinen Gedanken, wo er immer Halt machte, wo er wie vor einer unübersteiglichen Mauer stillstand und seine ganze Ohnmacht fühlte, in der er nichts wieder gut machen konnte.

Er hörte Schritte auf dem sandbestreuten Flur knirschen. Christel Meier trat im Sonntagsstaat aus der Tür. „Na, Meier, soll's losgehen?“ fragte er den Jungen.

„Ja, nach Schützenhof.“

„Allein?“

„Nein, mit Hinrichsen bei Stellmacher Paul.“

„Na, denn man los. Wart' mal.“ -- Jan Terbusch griff in die Tasche und reichte Christel Meier ein Geldstück, das dieser mit Dank hinnahm. Dann erhob sich Jan Terbusch und ging ins Haus. Konnte es nicht auch Meier wie ihm passieren? Nein, der Junge sollte sein Leben genießen. Was einer weg hatte, das hatte er. Da war nichts mehr abzukneifen.

* * *

Schon früh am andern Morgen war die Klingel an Terbuschs Ladentür in Bewegung. Es war wieder ein sonniger Tag, der die Söderländer früh aus den Federn lockte. Viele rüsteten sich auf Röhrsen, andere auf eine Fahrt in die Kreisstadt. Frau Terbusch besorgte hurtig, mit einer blauleinenen Schürze über dem Pfingststaat, die Geschäfte im Haus mit einer bewundernswerten strengen Sachlichkeit, als wüßte sie nichts mehr von der gestrigen Verstimmung zwischen ihr und Terbusch. Mit einer stillen Selbstverständlichkeit leistete sie im Vorbeigehen Handreichungen, hatte hier und da ein freundliches Wort für die Käufer und zeigte sich im ganzen so aufgelegt, wie man das zu Pfingsten von der Hausfrau nur verlangen mag.

Schlag neun Uhr, als die Glocken einsetzten, trat Frau Terbusch vor die Tür, in vollem Wichs zum Kirchgange bereit. Frau Terbusch ging, so lange sie denken konnte, am zweiten Feiertag in die Kirche, am ersten mußte sie des Festbratens wegen den Kirchgang versäumen. Das war nun einmal nicht anders, sie war an strenge Pflichterfüllung gewöhnt. Pastor Holmsen ging vorbei und grüßte. Die grüngestrichene Tür drüben von Einnehmers Haus tat sich auf und der Königliche Steuereinnehmer Bratt mit Frau traten ins Freie. Frau Terbusch war schon vorauf, aber sie kannte den kreischenden Ton der Brattschen Haustür und sah, auch ohne daß sie die Augen zurückwandte, Einnehmers hinter sich schreiten. Die junge Frau mit dem „alten“ Bratt. Der Mann tat ihr aufrichtig leid. Das konnte, so wie sie Bratt kannte, auf die Dauer nicht gut gehen. Der Witwer Bratt, dieser schlichte, bescheidene Mensch und dies junge, hochfahrende großstädtische Ding mit seinen zwanzig Jahren, das immer nur die verwöhnte Dame herauszukehren bestrebt schien. Aber schließlich würden auch ihr die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der arme Bratt — er tat ihr wirklich leid. Als er noch Witwer war, kam er häufiger an Sonnabenden zu ihnen herüber, um auf der grüngestrichenen Bank ein Stündchen zu verplaudern. Das war nun vollkommen vorbei, die junge Frau hielt es wohl nicht für fein. Frau Terbusch waren die Großstadtmenschen mit ihrer Geziertheit seit Bratts Wiederverheiratung noch widerwärtiger geworden, als sie es früher schon gewesen. Im Grunde wehrte sich ihr gesunder Sinn, der in sich selber allein Maß und Ziel fand, gegen jede großstädtische Anmaßung. Daß sie dabei in Uebertreibungen verfiel, rührte vielleicht daher, daß sie jetzt so viel mit ihren Gedanken allein war.

Schlag halb zwei Uhr zog Bartmann, im Sonntagsrock und mit einer Schirmmütze auf dem Kopfe, den Wagen aus der Remise und spannte das Pferd ein. Bartmann war also zur Stelle; diese Tatsache genügte, Frau Terbusch in eine Art erkünstelter Gleichgültigkeit zu versetzen. Nun konnte sie nicht mehr anders, als sachlich sein. Sie stand und bürstete an den Polsterkissen des Wagensitzes herum. Dann, als alle drei, — Jan Terbusch, Bartmann und Christel Meier — aufgesessen waren und noch ein

Digitized by Google

Päckchen mit Samenproben fehlte, ging sie bereitwillig, es zu holen. Hinter dem langsam ausfahrenden Wagen schloß sie das Tor und legte den Riegel vor. Sie lauschte noch einen Augenblick dem Aufschlagen der Pferdehufe. Dann saß sie in der Küche und sah den Sonnenkringeln zu, die über die Steinfließen hinspielten. Ein paar Fliegen summten über dem Herde. Sonst war es ganz still. Frau Terbuschs Gedanken ließen sich willenlos von der singenden Stille einfangen, so daß sie gar nicht merkte, wie ihr ein paar Tränen über die Wangen und auf die im Schoß ruhenden Hände rollten.

Am Spätnachmittag war Söderland wie ausgestorben. Frau Terbusch beherrschte von der Bank vor ihrer Tür den ganzen Kirchplatz. Einmal holperte ein reich mit Pfingstbüschen geschmückter Ausflüglerwagen über die Klinkern der Straße. Dicht vor ihrem Hause hörte sie eine Männerstimme aus dem Wageninnern im Kommandotone zählen: eins, zwei, drei! und dann setzten viele Stimmen, zuerst unregelmäßig, ein und sangen immer mutiger: Der Mai ist geko–o –mmen · die Bäume schlagen aus! Sie hörte das Lied immer noch, als der Wagen längst um die nächste Straßenecke gebogen war. Während des Gesanges kreischte die Tür drüben und Einnehmer Bratt steckte den kurzgeschorenen grauharigen Kopf heraus. Als er Frau Terbusch auf der Bank sitzen sah, stapfte er die Stufen herab und kam gemächlich auf sie zu.

„Nun, Frau Nachbarin, so mutterseelenallein?"

„Ja, Herr Einnehmer, wir hüten das Haus, nicht wahr? Aber nehmen Sie doch Platz."

Bratt leistete der Einladung Folge.

„Man sieht sich so selten jetzt," sagte er.

„Ja, die viele Arbeit," erwiderte Frau Terbusch, ohne von ihrem Strickzeug aufzusehen, „und dann überhaupt."

„Ja."

Dann wurde es eine Weile still zwischen ihnen. Einnehmers Waldmann kam schwanzwedelnd über die Straße und legte sich zu Füßen seines Herrn nieder.

„Wissen Sie auch, Frau Terbusch, daß Sie mir eine große Freude bereitet haben heute?" nahm Bratt nach längerem Schweigen das Gespräch wieder auf.

„Nein, das wüßt' ich aber wirklich nicht, Herr Einnehmer."

„Doch, Sie haben so eine eigene Art, den Menschen innerlich zu beruhigen. Bei Ihnen kann man lernen, wie der Mensch mit sich selber ins Reine zu kommen hat."

„Wenn ich Sie recht verstehe," sagte Frau Terbusch, während ein leises Lächeln ihre Züge belebte, „meinen Sie, daß ich mich über Unabänderliches nicht mehr aufrege?"

„J—ja, das auch wohl. Aber schließlich ist es doch mehr, ich bewundere Sie, wie Sie mit dem Leben fertig werden."

„Aber bester Herr Einnehmer, das werden Sie doch schließlich auch. Und dann meine ich, es nützt doch nichts, daß man sich auflehnt gegen Dinge, an denen man selber so etwas wie mitschuldig ist. Auch ich habe alles erst lernen müssen."

„Und nun sind Sie ganz mit sich im Reinen?" fragte Bratt und streckte den Kopf vor, den Blick geradeaus gerichtet.

„Einen Menschen, der ganz mit sich ins Reine kommt, bester Herr Einnehmer, werden Sie wohl nicht finden. Allerdings, ich weiß nun ein für allemal, daß man da nichts mehr verlangen soll, wo man nichts zu fordern hat."

„Ja, ja, leicht ist das gewiß nicht." Bratt streichelte, in Gedanken verloren, seinem Hunde den Rücken. Die Magd kam aus dem Einnehmerhause und bestellte, daß die gnädige Frau auf Herrn Einnehmer warte. Bratt stand auf und verabschiedete sich.

* *
*

Als Jan Terbusch vor dem Hause des Rendanten Bremer vom Wagen stieg, wunderte er sich, niemand zu seinem Empfange vorzufinden. Und er hatte doch mehrere Male mit der Peitsche geknallt. Bartmann und Christel Meier waren schon vorher mit den Samenproben abgestiegen. Er hängte die Stränge aus und trat durch den Vorgarten ins Haus. Die vordere Tür dicht am Eingang, die in das Bureau des Rendanten führte, trug eine grünlackierte Tafel mit der Aufschrift „Geschlossen". An der mittleren Tür, der zur Wohnstube, pochte er. „Herein!" rief eine Frauenstimme. Jan Terbusch sah sich einer Wartefrau gegenüber, die ein erstaunt blickendes Baby auf dem Arm trug.

„Herr Terbusch möchte einen Augenblick warten, Frau Rendant wäre gleich zur Stelle."

Dann ging die Frau mit dem Kinde in ein anstoßendes Zimmer. Jan Terbusch saß am Fenster und grübelte. Von dem Kinde hatte er bisher nichts gewußt. Hinter ihm, an der Wand, hing ein Vollbild Bertas aus ihrer Mädchenzeit. Er stand auf und versenkte sich in den Anblick der Mädchengestalt. Das war sie, wie sie ihm ewig vor Augen stehen würde. Er empfand im Augenblick geradezu Haß gegen Bremer, als ob der ihm sein Glück zerstört hätte. Torheit, schließlich gab es keinen Menschen, der sich sein Glück zerstören ließ, wenn er nicht wollte. Berta war eingetreten und stand nun hinter dem Sofatisch und sagte:

„Guten Tag, Jan, hier ist doch auch noch jemand. Die da hat vielleicht nur in Ihrer Einbildung gelebt." Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, drängte Jan Terbusch augenblicklich in die Wirklichkeit zurück. Es war soviel Bitterkeit darin, daß er erschrak. Er setzte sich zum Kaffee nieder

Digitized by Google

und erzählte, als brächte ein anderer, sich überstürzend, die Worte aus ihm heraus. Alles tat er, als wäre eine Mechanik in ihm, die, ausgelöst, ihn lebendig erhielte. Der Rendant wäre nicht da, er erwarte Jan auf dem Volksfest. Dann traten Pausen ein, die eine Schwüle verbreiteten wie zwischen zwei Donnerschlägen im Gewitter. Und eine Müdigkeit lag auf den Zügen Bertas, die oft durch nervöse Zuckungen vertrieben wurde. Ihre Augen waren dunkel umrandet. Im ganzen sah sie aus, als hätte sie vieles Leid ertragen. Aber auf die Frage Jans, ob sie krank sei, hatte sie trotzdem nur eine ausweichende Antwort.

„Oh nein, aber seit dem Kinde bin ich immer so müde," sagte sie und rollte das Tischtuch zwischen den Fingern.

Da konnte es in Jan nicht anders sein, als führe ein Riesenschatten über seine Seele und machte alles dunkel in ihm. Er wurde unempfindlich; was Berta sprach, berührte nur sein äußeres Ohr. Auf einmal stand er wie verloren in seiner Gedankenwelt, ohne einen Ausweg zu entdecken. Er nahm Abschied mit einem Gefühl drückender Dumpfheit und fuhr auf das Volksfest.

Im Krug „Zur Nachtigall" spannte er aus. Hier sollten Bartmann und Christel Meier ihn abends zur bestimmten Zeit erwarten. Als er auf den Festplatz trat, sah er Christel Meier auf einem der Holzpferde des Karussels reiten und nach dem Ringe am Pfahl greifen. Jan Terbusch nickte dem Jungen zu, aber der starrte nur immer, wenn er herumkam, mit leuchtenden Augen auf den schwingenden Ring. Jan Terbusch schritt auf das Zelt zu. Alte Bekannte winkten ihn lebhaft heran. Eine Reihe leerer Flaschen bewies, daß sie nicht eben erst begonnen hatten mit Trinken. Ein besonders Aufgeräumter ulkte Jan Terbusch an:

„Wo haben Sie denn die junge Frau gelassen?"

Eine Zorneswelle stieg in Jan Terbusch herauf, aber er überwand sich und trank jemand anders zu. Irgendwer sagte mit breitem Lachen:

„Rendant Bremer hat's ja auch schon wieder geschafft."

„Ja," entgegnete der Angeredete, „das ist ein gottsjämmerlich Ding mit seinem ewigen Trinken."

„I jä, wer seinem Buchhalter zu viele Freiheiten läßt," kicherte ein altes, dürres Männchen, das mit einem Hörrohr bewaffnet dasaß und immer nur in kleinen Schlucken an seinem Weine sog.

„Nun müssen sie beide büßen: Bremer und seine Frau."

„Der Buchhalter soll übrigens der Frau aus Amerika geschrieben haben. Hat wohl nach seinem hinterlassenen Andenken gefragt, ob's auch gedeiht. Hi, hi! Nur gut, daß der Taugenichts drüben ist, sonst hätte er noch mehr Unheil angerichtet."

Jan Terbusch verhandelte mit seinem Nachbar in Geschäften und während er mit ihm abschloß, fühlte er plötzlich eine Hand nach seinem Herzen greifen - und dann war es, als stünde jählings alles Blut still. Wenn er jetzt einmal mit aller Kraft hätte aufschreien dürfen! So aber prostete er allen einzelnen in der Runde zu, feuerte zum Trinken an und lachte, lachte ganz unbändig, als hätte er eben den glänzendsten Witz gehört.

An einem der entfernteren Tische entstand plötzlich ein kurzlebiger Wirrwarr. Unter lautem Lachen hoben sie jemand vom Boden auf und rückten ihm den Stuhl zurecht. Einer der Herren an Jans Tische sagte mit Augenzwinkern:

„Bremer -- natürlich!" Nichts weiter.

Jan Terbusch schritt quer über den Festplatz und durch den angrenzenden schmalen Waldstreifen nach dem dahinter vorbeifließenden Bache. Die Pfingstsonne sank immer tiefer, ihre letzten Goldstrahlen badeten sich in den glucksenden Wellen. Jan Terbusch warf sich in das Ufergras. Er wollte Abschied nehmen von dieser Stelle und von allem, was damals und später gewesen war. Er mußte Abschied nehmen, nun blieb nichts anderes mehr übrig. Berta war also die Geliebte des Buchhalters gewesen! Er sah, wie von den Wellen die sinkende Sonnenglut hinweggeführt wurde, dann nahm das Wasser eine stahlgraue Farbe an, und ein kältender Glanz spielte über dem Spiegel. Ihn fror; er schritt noch eine Strecke das Ufer hinauf, bis es leise zu dunkeln begann. Dann kehrte er um. In dem Wäldchen hörte er überall flüstern und unterdrücktes Lachen. Oben in den Wipfeln der Bäume schrien die Käuzchen. Er mied den Festrummel und schlich sich in die „Nachtigall".

Der alte Bartmann kam fast zugleich mit ihm an. Ueber dem Festplatze stand die Mondhälfte und strahlte in fremdartigem Glanze. Bartmann schwankte ein wenig in dem fahlen Lichte, aber er gab seine Schwäche nicht zu.

„Das is auch bloß wieder von den verdammten Podagra," brachte er mühsam heraus. Christel Meier war schon da; er saß in der Wirtsstube in der Sofaecke und war eingeschlafen.

Dicht hinter dem Dorf nickte zuerst Bartmann und dann Christel Meier ein. Es war eine wundervolle Pfingstnacht. Das Mondlicht fiel von hinten auf den Weg, so daß sich ganz deutlich die zitternden Blätterschatten auf der Landstraße abzeichneten. In den Weihern quakten laut die Frösche, und über die mit Ginster bewachsenen Hügel ragten gespenstisch einsame Wachholderstauden gegen den grünblassen Abendhimmel. Ein sanfter Wind hob in unregelmäßigen Zwischenräumen die Karusselmelodien über Hügel- und Tälerreihen bis an Jans Ohr. „Nur einmal blüht im Jahr der Mai — nur einmal —" dann hörte er eine lange Zeit nichts mehr von der

Digitized by Google

lauten Fröhlichkeit. Vielleicht war es auch deshalb, weil er mit seinen Gedanken ganz wo anders war.

Seine Gedanken klammerten sich viel inniger an das, was vor ihm lag. Er hatte das Empfinden, als läge eine Krankheit hinter ihm. Und die Gewißheit, daß er sie überstanden, erfüllte ihn mit einer neuen Lust am Leben, wie er sie bisher nicht gekannt hatte. Eine Lebensfreude überkam ihn, die ihm neue Ideen in Hülle und Fülle auf den Weg legte. Er brauchte nur immer zuzugreifen. Und mit diesen Ideen wuchsen seine Kräfte. Jetzt würde er vor allem den sorglich gehegten Plan, eine groß angelegte Samenkultur einzurichten, verwirklichen. Jawohl, in diesem Sommer noch. Er hatte vor langer Zeit einmal Land gekauft, damals eigentlich ziemlich planlos. Aber jetzt, nun es anfing, lebendig in ihm zu werden, begriff er nicht mehr, wozu er das Land hatte brach liegen lassen. Er klatschte vergnügt mit der Peitsche durch die Luft, es war gerade, als sie das Pflaster von Söderland erreichten. Der Braune schnob prustend mit den Nüstern und zog den holpernden Wagen durch das schlafende Städtchen hinter sich her. Als sie noch wenige Wagenlängen von Terbuschs Grundstück entfernt waren, sah Jan einen schmalen Streifen Licht über die Straße irren. Er versetzte Bartmann und Christel Meier einen leichten Puff, daß sie aufwachten. Frau Terbusch stand mit der Handlaterne zur Seite und hielt den einen Torflügel offen.

„Da sind wir wieder," sagte Bartmann, der sein Räuschchen inzwischen ausgeschlafen hatte. „Und wenn ich Ihnen sage, Frau Terbusch — alle Proben untergebracht! Mit Röhrsen sind wir erst mal wieder fertig. Tja — tja, der alte Bartmann ist doch noch zu was nütze. Un wenn es noch dazu Pfingsten is."

Christel Meier half ausschirren und führte das Pferd in den Stall, wo schon das Futter bereit war. Das Nachtessen stand fein sauber angerichtet. Jan Terbusch blieb länger als gewöhnlich mit Umkleiden beschäftigt, er fühlte sich im Innersten beschämt von soviel Güte seiner Frau. Wenn nur erst alles gesagt sein würde, was er auf dem Herzen hatte. Und es war nicht wenig, wenn er all die letzten Jahre zurückdachte. Er kostete ein wohliges Angstgefühl bis auf den Grund aus, wie jemand, der, auf der Heimfahrt, noch die letzte Seemeile vor sich hat und jeden Augenblick das Auftauchen des Kirchturms erwartet. Ihm war, als er ginge er noch einmal auf Freiersfüßen. Aber schließlich gewann er seine Sicherheit zurück, wenn er sich ausmalte, wie sich durch seine Zukunftspläne alles, wie es bisher gewesen, ändern müßte. Und mit seiner Pfingstfreude im Herzen trat er, wie seit langem nicht, ein lustiges Lied auf den Lippen, in die Stube, wo seine Frau dem zahnlosen Bartmann das Fleisch auf dem Teller zerschnitt.

Randbemerkungen.

Marschall von Biebersteins diplomatische Sendung.

Wir haben Marokko erlebt, haben die französisch-englische Zweckverbrüderung mit der deutlichen Spitze gegen Deutschland werden sehen, stehen im Begriff, bei der bevorstehenden Aufteilung der Türkei wieder einmal in unerträglicher Weise von der internationalen Diplomatie beiseite geschoben zu werden und wissen, daß wir alle politischen Niederlagen, die nun seit bald einem Lustrum die deutsche Auslandspolitik zu einer Quelle des Unwillens für unser Volk machen, in erster Linie dem Mangel an diplomatischen Genies verdanken. Aber es wäre unrecht, hierbei nur an die Diplomaten selbst zu denken. Auch das Volk und die politischen Sitten der deutschen Gegenwart haben ihren Anteil daran. Es sind nämlich nicht nur unsere Diplomaten. Es ist das ganze öffentliche politische Leben Deutschlands, das heute im Zeichen so herausfordernd antidiplomatischer Manieren steht, daß man mit Fug und Recht von den letzten zwanzig Jahren als einer Zeit diplomatischer Unkultur in Deutschland reden kann. Worin die Zeichen dieser Unkultur bestehen? Es gibt Patrioten, die es für antinational halten, sich seiner eigenen Fehler bewußt zu werden. Aber hier ist die endliche Erkenntnis und das endliche Bekenntnis, daß es so nicht weiter geht, einfach nationale Selbsterhaltungspflicht.

Wir müssen uns endlich darüber klar werden, daß die berechtigte Freude über die Riesenerfolge der Bismarckschen Zeit, soweit die internationale Politik in Frage kommt, Deutschland viel zu sehr auf die große, geräuschvolle dekorative Geste gestellt hat. Die Art, in der sowohl deutsche Regierungskreise wie deutsche Diplomaten heute die Frage der Auslandspolitik behandeln und betreuen, trägt schon von vornherein den Keim zum Mißerfolg in sich. Bei den Briten und Franzosen ist sich jeder politisch Geschulte darüber klar: die Männer, die auf dem politischen Weltenmarkt die Interessen ihrer Völker zu vertreten haben, müssen Still-Gewandte sein. Und wenn je kluge Schweigsamkeit vor der Tat die Voraussetzung zur Tat selber ist, so ist es auf diesem Gebiet.

Bei uns triumphiert das geräuschvolle Drum und Dran. Die deutschen Diplomaten von heute sind wie die Varietékünstler. Und ein gewisser Teil unseres Volkes, den man ruhig für unsere diplomatischen Mißerfolge mit verantwortlich machen kann, ist wie ein schlecht erzogenes Zirkuspublikum. „Meine Herrschaften! Morgen großes Auftreten des Diplo-

Digitized by Google

matenkünstlers X. in seiner neuen Glanzrolle als neuer Botschafter zu Y." Es ist wichtig, sich darüber klar zu werden, daß es sich hier um eine Wechselwirkung zwischen Künstler und Publikum handelt. Das Publikum will diese marktschreierische Reklame, und weil das Publikum sie will, glauben es die Manager, also in diesem Fall die Herren von der offiziösen Presse, im Interesse ihres neuen Stars, nicht laut und aufdringlich genug betreiben zu können.

Nicht laut und aufdringlich genug. Ist es übertrieben? Jeder, der in unserer Orientpolitik nur ein wenig zu Hause ist, weiß, daß Herr Marschall von Bieberstein heute vielleicht das einzig diplomatische Talent ist, von dem man doch noch eines Tages so etwas wie eine erlösende Tat erwarten kann. Ob es zu viel riskiert war, diesen so ausgezeichnet akkreditierten Vertreter unserer Interessen gerade jetzt aus Konstantinopel abzurufen, da die durch den italienisch-türkischen Krieg gezeitigten Verhältnisse nach diplomatischer Meisterschaft schreien, das wird Marschalls Nachfolger zu beweisen haben. Aber unser geschicktester und befähigster Diplomat gehörte schon längst nach London. Wenn es an dieser Erkennung etwas zu kritisieren gibt, so ist es nur der Umstand, daß man so viel ungenutzte Zeit verstreichen ließ, bis man sich zu ihr entschloß. Aber wenn es etwas gibt, das dieser Berufung von vornherein schaden muß, so ist es das ganz und gar undiplomatische Geräusch, mit dem bestimmte Kreise sie zu begleiten belieben.

„Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit Deutschlands Feinden will ich schon allein fertig werden. . . ." Ob dem klugen Marschall nicht selbst etwas bange war, als er sich schon jetzt so überlaut preisen hörte, und sie in alle Welt hinausschrien, was er alles an der Themse erreichen wird und wie dank seiner künftigen Tätigkeit die englisch-deutsche Spannung sich nun totsicher womöglich in eine Entente Cordiale wandeln wird? Jede Theaterdiva kann es beanspruchen, daß man erst ihre Leistung abwartet, ehe die begeisterte Zuhörerschaft das Recht für sich in Anspruch nimmt, ihr die Pferde auszuspannen. Aber den Freiherrn von Marschall, dessen ganze Kunst Schweigsamkeit bis zum Augenblicke der Tat und taktvolle Zurückhaltung zur Voraussetzung hat, tragen die Manager der deutschen Auslandspolitik nun gegen seinen Willen, noch ehe sein Fuß den englischen Boden berührt, im Triumph auf der Schulter umher. Der Augenblick, der gerade mit Rücksicht auf den Umstand, daß wir hier einmal einen Fähigen hinüberzuschicken in der Lage sind, besonders kühl-schweigsame Vorbereitung erheischte, wird von den Leuten, die heute im Zeichen des Vorschußlorbeerensystems mal wieder die Stunde der Tat nicht abwarten können, in Bombenreklame erstickt. Was Wunder, daß man an der Seine und an der Themse aufhorcht, als wäre hier etwas ganz Besonderes geplant. Was Wunder, daß sich nun an der Stelle, wo Vertrauen die erste Bedingung zur Möglichkeit des Erfolges gewesen wäre, unbegründetes Mißtrauen regt!

Auch der beste Diplomat muß Mißerfolgen entgegengehen, wenn die Kreise, von denen er abhängt, ihm derartig das Konzept verderben. Wir müssen uns endlich darauf besinnen, daß alle diplomatischen Großtaten in der Welt Ueberraschungen und nicht lange vorher angezeigte Meisterleistungen waren. Wenn Marschall von Bieberstein bei dem schweigsamen Diplomatenvolk an der Themse wirklich noch Positives schafft, so wird der diplomatische Takt derer, die hinter ihm stehen, jedenfalls keinen Teil daran haben. Spectator.

Aus der Hauptstadt.

(Mahlers „achte Sinfonie".)

Man hat das „standard work" dieses Heldenlebens nun auch in Berlin gehört, und sich in einer Zeit, die jedem reinen künstlerischen Streben von vornherein mit Mißtrauen gegenübersteht, auch hier bemüht, das Erhabene in den Staub zu ziehen; das Unbeschreibliche, das hier Ereignis wird, zu deklassieren. Die Tatsache, die selbst den berufsmäßigen Verkleinerern einging; der Umstand nämlich, daß der Instrumenten- und Klangkörper, zu dem sich Mahlers Werk ausgewachsen hat, nicht innerhalb der üblichen Raumdimensionen unterzubringen ist, wurde benutzt, um einem der größten und reinsten Musikidealisten das Wort „Bluff" ins Grab nachzusenden. Auch zermarterten sich die Beckmesser, die Nachkömmlinge derselben Musikreaktionäre, die einst Richard Wagner den Eingang wehrten und ihn Richard Strauß gewehrt hätten, hätte er sich nicht von vornherein stärker gezeigt als sie alle, den Kopf darüber, ob auch der von Mahler gewählte Titel „Sinfonie" der von ihm geschaffenen Form äußerlich und geistig kongruent sei. Aber bevor alle diese Diskussionen und collegia logica erledigt waren, hatte sich mit zwei Festaufführungen im „Zirkus Albert Schumann", von dem ja auch die Renaissance des „Oedipus" räumlich aus-

Digitized by Google

ging, und mit einer Zugabe-Matinée — das Werk selber durchgesetzt und seine Allgemeinbedeutung durch seine Wirkung kommentiert, die Skeptiker stumm, Zyniker andächtig, Verständnislose zu Fühlenden gemacht. Mahler selbst spaltet den gewaltigen Block seiner Arbeit in zwei riesengroße musikalische Massive; in ein Bekenntnis, das er in die Form der alt-lateinischen Hymne „Veni creator spiritus" gießt — diese Verquickung des Religiösen, wie es das Wort, mit dem rein Menschlichen, wie es der musikalische Inhalt ausdrückt, ist hier eine besondere künstlerische Pikanterie: und in einen Epilog, in dem der Tonkunst die schwere Pflicht auferlegt wird, das übersinnliche Bild, den rhapsodisch gestalteten, mystisch gefühlten Text, mit dem Goethe den zweiten Teil seines „Faust" schließt, nachzumalen. Aber bei der Gegenüberstellung der zwei Teile, bei der Abwägung ihrer künstlerischen Werte bleibt der räumlich kleinere (die Hymne) zugleich der inhaltlich größere. Hier hat Mahler seine Seele analysiert und eine Autobiographie gegeben, aus deren als Seiten zu wertenden Takten man die ganze Unrast dieses im Gemüt der Anerkennung nach größerer Anerkennung ringenden Lebens, seinen Glauben an sich selbst und an seine Zukunft, seine inbrünstige Hoffnung, seine Verbitterung und seine Verklärung ablesen kann. Hier findet die schwerblütige, vom Aeußeren der Kunst abstrebende, aber sich tief in ihr Inneres einwühlende Natur Mahlers ihren Ausdrucksspiegel. Und wenn Richard Strauß auch bei der musikalischen Veranschaulichung philosophisch-psychologischer Probleme immer eine leichte Hand hat und sich als so eine Art von dämonischem Weltmann gibt, so zeigt das Antlitz Mahlers immer einen ekstatischen Zug, immer eine ganz extreme Note; in der Begeisterung die himmelanstrebende Andacht Johann Sebastian Bachs, im Pessimismus die kochende Feindseligkeit Strindbergs, den fanatischen Menschenhaß Nietzsches. Für den tonkünstlerischen Reflex dieses „Hangen und Bangen in schwebender Pein", dieses wogenden Auf und Ab zwischen Haß und Liebe, Hoffnung und Entsagen, seelischem Tod und seelischer Verklärung ist im wesentlichen die Form der Fuge gewählt, die einen unendlichen Reichtum der Einzelmotive umspannt, bei deren Vereinigung zu Männer-, Kinder- und Frauen-Chorsätzen, bei deren Zusammenfügung zu einem bald mit stumpfen Farben erschütternden, bald in hellen Farben aufleuchtenden Gespinst sich neben dem Fühler auch der Artist Mahler voll ausgibt. Das ist das dumpf atmende, von zitternden Geigen umrahmte „infirma nostri corporis", eine selbstquälerische Beichte in Tönen, milieumalerisch wie seelenmalerisch gleich stark. Da ist das kriegerische Kontrastthema: „hostem repellas longius", wild anstürmend, chaotisch und doch der klare Spiegel leidenschaftlich durcheinandertreibender Gedanken. Da ist endlich das knieende, andachts- und hoffnungsschwere „da gratiarum munera" („Ach neige, du Schmerzensreiche", sagt Gretchen) und der pastose Ausklang, der jauchzend seine Sache, das irdische und überirdische Teil seines Inhaltshelden, den Händen der Schickung, des „Erlöser Geist", überantwortet. Kurz: eine Fülle der Gesichte, die den Laien wie den Künstler zwingt, den, der sie sah und in seine eigene Tonsprache umgoß, in der Nähe der ganz Großen zu suchen.

Ich bin ehrlich genug, zu bekennen, daß Mahler mit der Anpassung der Musik an die Schwingungen seiner eigenen Psyche wesentlich weiter gekommen ist als bei der Aufrichtung des Tonpalastes, den er, im zweiten Teil seiner Tondichtung, für die Worte Goethes baut. Gewiß hat man hier in dem breit ausladenden Orchestervorspiel, in dieser durchsonnten, von Ruhe gebadeten Himmelslandschaft in Tönen, eines der schönsten Stücke der gesamten Architektur, dem sich dann die seltsam-packenden Naturalismen des Anachoretenchors mit ihrer bizarren Tonmalerei faszinierend anschließen. Aber mir fehlt in einem größeren Teile der Mittelfläche des Bildes, in den Engelschören, im Dreigesang der Büßerinnen, der sich bis zum Allzuirdischen verliert, die besondere, großzügige, lyrische Transparenz in der Melodie, die Mahler im Selbstgespräch mühelos zufloß und die ohne weiteres das Echo jeder Goethischen Versphrase ist. Hier sehnt man sich danach, entrückt zu sein, muß sich aber, um das Uebersinnliche der Atmosphäre mit der Stimmung einer großen religiösen Zeremonie — diese Wirkung ist doch wohl beabsichtigt — nachfühlen zu können, bis zu dem mit seiner finsteren Baßtonunterlage wuchtig einsetzenden, dann in breiten, strahlenden Tonbächen dahinströmenden Abgesang des Ganzen gedulden. Aber der Einwand, daß Gustav Mahler als Schöpfer dieses überlebensgroßen Tongebildes noch an einem Erdenrest zu tragen hat, ist hier eine Feststellung, keine Auflehnung. Im ganzen subordiniert man sich ohne weiteres dem Geist, der hier sein eigenes abgründiges Ich so stark musikalisch in Szene setzte und den Mitteln, die er dazu heranzog.

Das Gelingen der Aufführung ist in erster Reihe dem Holländer Willem Mengelberg zu danken, einem Dirigenten von hoher Bildung und impulsiver, mätzchenfreier Rasse,

Digitized by Google

dem es vor allen Dingen gegeben war, dem ihm unterstellten Chor- und Orchesterkörper (den ausgezeichneten Leuten vom Leipziger Gewandhauschor, vom St. Pauli-Kirchenchor, vom Leipziger Riedelverein, vom Berliner Philharmonischen Orchester, sowie dem etwas hart klingenden Hartungschen Knabenchor, Berlin) seine Empfindungen auch in ihren zartesten Nüancierungen lautbar werden zu lassen. Von den Solisten bereiteten ungetrübte Freude nur die Damen Gertrud Förstel mit ihrem sphärisch-leichten, süßen, hohen Sopran, sowie die metallenen Altorgane der Frau Ottilie Metzger und der Frau Anna Erler-Schandt. Walter Turszinsky).

Neue Bücher.

Centroni Charles, Kant und Aristoteles. Ins Deutsche übertragen von Ludwig Heinrichs. Von der deutschen Kantgesellschaft gekrönte Preisschrift. Geheftet M. 5,—; geb. M. 6,—. (Verlag Kösel, Kempten und München.)

In der Abneigung der Moderne gegen Metaphysik wirkt die zersetzende Geistesarbeit des Philosophen von Königsberg unheilvoll nach. Die verbrämenden Postulate der praktischen Vernunft haben es nicht verhindern können, daß der Subjektivismus Kants in der Folge sich zum nackten Skeptizismus und zum schleierhaften Mystizismus mit dazwischen liegenden Spielarten entwickelte. Die klare Einheit des Weiterkennens, die der Stagirite vertrat, ist schroff durchbrochen. Die Wahrheit zerfließt unerreichbar im Nebel. Kein schärferer Gegensatz als der zwischen dem Kantianismus nebst Ausläufern und dem auf aristotelischem Fundament sich aufbauenden Thomismus. Wenn trotzdem das Werk von Centroni den von der deutschen Kantgesellschaft für eine kritische Vergleichung beider Philosophen Erkenntnistheorien ausgeschriebenen Preis davon tragen konnte, obgleich das in ernstem Wahrheitsstreben erlangte Ergebnis dem von den Preisrichtern eingenommenen Standpunkt widerstreitet, so beweist das allein schon, wie ruhig und in Anerkennung und Ablehnung gleich vorurteilslos der Verfasser bei seiner Untersuchung zu Werke gegangen ist.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme am 1. Tage vor Erscheinen der Nummer.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cigaretten

Leopold Engelhardt GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Leibniz-Keks

TET-Paket 30 Pf

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 22 — Berlin, den 1. Juni 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Das verhaftete Plakat.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Hinter eine außerordentlich wichtige Verbrecherspur ist die Berliner Polizei gekommen. Sie weist auf den Staatssekretär a. D. Dernburg. Bisher glaubte das Vaterland, in diesem Manne einen der Wenigen verehren zu dürfen, die für das Bethmann Hollwegsche Homogenitätsprinzip, als mit Charakter behaftet, unpassend waren. Aber gerade das machte ihn in maßgebenden Kreisen wohl schon lange zum Verdächtigen. Er hat sich schon vor seiner Ministerzeit zum Liberalismus bekannt? Stimmt, aber das schien als Jugendverirrung noch gerade verzeihlich. Aber jetzt als Exzellenz, als wirklicher Staatsminister a. D., wieder im Dienste des Fortschritts... Wozu haben wir eigentlich in Preußen die Polizei, wenn sie da nicht aufpassen wollte?

Preisrätsel: Was gehört dazu, um im Preußen von heute die Polizei in Tätigkeit zu setzen? Man rufe den Propagandaausschuß Groß-Berlin ins Leben. Man zeige, wie es im Berliner Norden und Osten tatsächlich aussieht. Man beweise, wie hier das intimste Zusammenwohnen zwischen Halbflüggen beiderlei Geschlechts zu Unsittlichkeiten herausfordert. Wie nach dem eigenen Geständnis des Verbandes der Berliner Hausbesitzer „nur" 175 000 Schulkinder ohne ein Rasenplätzchen für Bewegung und Spiel sind. Man zeige, wie diese Wohnungsnot zum Schaden für die Wehrfähigkeit des Landes immer mehr Militäruntaugliche schafft und wie, während im Berliner Westen derselbe Hausbesitzerstand eine immer raffiniertere Wohnungspracht ausklügelt, in den eigentlichen Kasernenvierteln das hohläugige und bleichwangige Proletarierkind als Produkt einer mitleidslos rigorosen Bodenspekulation durch die Straßen schleicht. Man sage sich: Wie rüttle ich die Gleichgültigkeit der Behörden und die Gleichgültigkeit derer auf, die nie ihr weltfremd vornehmer Fuß in jene Viertel der Aermsten trägt? Und dann bestelle man sich zu diesem Zweck unter anderen Propagandamitteln auch ein Bild. Ein Bild, um die Herzen der Reichen zu rühren. Zwei Armeleutskinder (von der bekannten Malerin Käthe Kollwitz gestaltet), so wie sie der Großstadthimmel täglich zu Tausenden beleuchtet. Nicht wahr, das kann und wird die Berufenen endlich daran mahnen, dem Häuserwucher wenigstens für die Zukunft ein Ziel zu setzen... Und dann? — Dann kommt die — Polizei.

Also geschehen im Kulturstaat Preußen: Der Ausschuß zur Bekämpfung des Bodenwuchers versucht, wohl die vornehmste Propagandaweise, durch die Sprache eines Kunstblattes das soziale Gewissen zu regen. Der Grundbesitzerverein Frankfurtertorbezirk reicht wegen des Bildes „Beschwerde" beim Polizeipräsidium ein. Weist die Behörde dies Ansinnen, gegen den selbstlosen Idealismus offenbarer Volksfreunde vom Volk bezahlte Schutzleute loszulassen, zurück? Weit gefehlt! „Unerwartet schnell ist dieser Beschwerde voller Erfolg beschieden gewesen . . ." So registrieren es die Biedermänner, sich beglückwünschend, im Fachblatt.

Preußen in der Welt voran! Wenn in einer Stadt, die über 175 000 licht- und luftberaubte Kinder in von fünf und mehr Personen belegten Schlafstätten eingeschlossen hält, zwei dieser Wohnungsopfer von derselben Litfaßsäule herabsehen, die alltäglich den Gutsituierten das Menu kostspieliger Abendvergnügungen anzeigt, dann kommt die Polizei

Digitized by Google

und reißt das Mahnblatt mit den Kindergestalten als „Aufreizung zum Klassenhaß“ herunter.

„Herr Staatsanwalt! Der Berliner Polizeipräsident hat nun das Seine getan. Tun Sie das Ihre!“ So lautet (am Frankfurtertorbezirk) der gemütvollen Armeleutewirte weitere Forderung. Dazu auf dem eben abgehaltenen Verbandstag der geschmackvolle Hinweis: „Gegen den Ansturm der roten Flut stehen wir Bodenspekulanten fest da wie ein Fels im Meer . . .“ Also die versteckte Drohung: „Wenn ihr uns nicht beisteht in der Abwehr gegen die unser Geschäft störenden Ziele des Propagandaausschusses, dann revidieren wir unsern Patriotismus nach links.“ Der Generalstaatsanwalt hat trotz dieser Felsentheorie den Strafprozeß gegen Dernburg und Genossen abgelehnt. Aber die Verhaftung des Plakats bleibt bestehen. Und das ist gut so. Die Polizei, ausgesucht die Männer behindernd, die gegen die geschäftliche Ausnutzung der Armut kämpfen, das ist ein Propagandamittel, wie es so über alle Maßen „aufreizend“ nur Herrn von Jagows bewährte Künstlerhand dem Gelächter Deutschlands zur Verfügung stellen konnte.

Wie Immanuel Kant über den ewigen Frieden dachte.

Von

Berndt Denecke.

Der ewige Friede! Ist das nur ein süßer Traum der Dichter und Philosophen? — Oder aber: Wird dieser Traum jemals Wirklichkeit? Es müssen dann wohl bessere Menschen als wir sind die Erde bewohnen. — Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen: Das ist die Sehnsucht der Völker. Wir sind nicht mehr im Naturzustande, in dem, um mit Kant zu reden, die Menschen sich beständig „balgen“. Wohlan! So rafft Euch auf und denkt darüber nach, wie wir diesem unwürdigen Zustande, über den wir uns doch so erhaben dünken, entrinnen und einen dauernden Völkerfrieden begründen können.

Dies versucht der große Königsberger Philosoph mit dem Scharfsinn seines Verstandes, der Weisheit seines Alters, der Wärme seines Herzens. Als Achtundfünfziger schrieb er seine „Kritik der reinen Vernunft“, als Siebziger steigt er aus den höchsten Regionen des Geistes hinab in das Gebiet der Tatsachen. Das ist für ihn das Gebiet der „praktischen Vernunft“.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die Verhältnisse seiner Zeit auf seine Art, die Dinge dieser Welt zu betrachten, eingewirkt haben. Ganz Europa in Gärung und Unruhe. Im Osten die absolute Herrschergewalt und nach Strömen von Blut die dritte Teilung Polens. Im Westen die große Umwälzung aller politischen Verhältnisse, die gestürzte Schreckensherrschaft und nun im Jahre 1795 die Direktorialregierung mit ihrem Repräsentativsystem, der gesetzgebenden und der ausführenden Gewalt, das dem Philosophen als Ideal vorschweben mußte. In diesem Jahre ließ er seine kleine Schrift „Zum ewigen Frieden“ in Königsberg erscheinen.

Das Werkchen umfaßt 104 Oktavseiten. Viele Leser wissen wohl, daß Immanuel Kant ein solches Büchlein geschrieben hat, haben es aber nicht gelesen. Es regt zum Denken an. Vielleicht wird mancher mir Dank wissen, wenn ich in möglichst gedrängter Kürze die Kenntnis der Ansichten des großen Denkers über diese jetzt alle Welt bewegende Frage zu vermitteln suche.

Der Philosoph beginnt mit sechs „Präliminarartikeln zum ewigen Frieden“, also Vorbedingungen, ohne welche überhaupt vom Frieden keine Rede sein könne:

Artikel 1. „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden.“ — Leider ist schon dieser Artikel für absehbare Zeit nur ein frommer Wunsch, nicht durch unsere Schuld, sondern durch die Schuld der französischen Chauvinisten, die den Frankfurter Frieden nur als Waffenstillstand betrachten.

Digitized by Google

Artikel 2. „Es soll kein für sich bestehender Staat von einem anderen Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können." Der Staat sei kein Privateigentum, das man womöglich „erheuraten" könnte.

Artikel 3. „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören." Kant hat hier ein Söldnerheer im Auge und empfiehlt freiwillige, periodisch vorgenommene Uebung der Staatsbürger in Waffen, um das Vaterland zu verteidigen. (Das Steckenpferd unserer sozialdemokratischen Mitbürger.) Nun haben wir ja kein Söldnerheer, sondern ein Volksheer mit zwar, die Führer ausgenommen, stets wechselnden Mannschaften, das aber seinem ganzen Charakter nach bei fortwährender Erneuerung nach denselben Grundsätzen als stehendes Heer betrachtet werden muß. Eine Abschaffung desselben kann selbstverständlich bei uns nicht in Frage kommen, zumal bei der jetzigen politischen Lage.

Artikel 4. „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden." Hier wendet sich Kant gegen die Ansammlung „eines Schatzes zum Kriegführen, der die Schätze aller anderen Staaten zusammengenommen übertrifft". Ein so großer Kriegsschatz ist nun bei uns nicht zu befürchten (ultra posse nemo obligatur), doch müssen wir bei der jetzigen Weltlage unsern bescheidenen Reservefonds im Juliusturm für den denkbaren Fall einer schnellen Mobilmachung unberührt halten, womöglich noch vermehren. Wollten wir auf die Forderungen der Artikel 3 und 4 eingehen, so wären wir sofort wehrlos und eine Beute der Triple entente. Hier aber heißt es, um mit Tiberius zu reden: Oderint dum metuant, sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur fürchten. Und das tun sie ja gottlob auch.

Artikel 5. „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewalttätig einmischen." Die Aufstellung dieses Artikels ist vielleicht durch die Intervention der fremden Mächte in Frankreich (1792) veranlaßt.

Artikel 6. „Es soll kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten sich erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrates in dem bekriegten Staat usw." Zu solchen Feindseligkeiten würde in unserer Zeit auch der Gebrauch der Flugzeuge gehören, insofern sie nach den Wünschen der französischen Kriegspartei durch Wurfgeschosse deutsche Städte verwüsten und Schrecken und Not verbreiten sollen, wodurch ohne Zweifel ein Vernichtungskrieg entstehen, und der Friede auf absehbare Zeit hinaus unmöglich gemacht werden würde. Man könnte noch hinzufügen, daß durch die unablässige Hetzarbeit einer bösartigen, gewissenlosen Presse (z. B. la France militaire), schon während des Friedens eine dauernde Erbitterung, sogar tödlicher Haß erzeugt werden kann, der selbst für eine längere Zukunft ein versöhnliches Zusammenleben der Völker fast unmöglich macht.

Von diesen „Präliminarartikeln" enthalten, wie man sieht, 1, 3 und 4 wenigstens für unsere Zeit unerfüllbare Forderungen, während der Artikel 6 wegen der Flugzeuge und der bösartigen Presse doch auch mit einem großen Fragezeichen versehen werden muß.

Der Naturzustand, sagt der Philosoph, ist ein Zustand des Krieges. Der Friedenszustand muß erst gestiftet werden. Dazu ist es erforderlich, daß alle Menschen, die Einfluß aufeinander haben, irgendeiner bürgerlichen Verfassung angehören. Alle rechtliche Verfassung ist die nach dem Staatsbürgerrechte der Menschen in einem Volke, nach dem Völkerrechte der Staaten im Verhältnis zueinander, nach dem Weltbürgerrechte als Bürger eines allgemeinen Menschenstaates. Nun folgen die Definitivartikel zum ewigen Frieden:

Definitivartikel 1. „Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein." Jede andere Regierungsform (ohne Volksvertretung) nennt Kant eine „Unform". Die Glieder der Gesellschaft sollen leben nach den Grundsätzen der Freiheit als Menschen, der Abhängigkeit von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung und der Gleichheit nach

Digitized by Google

dem Gesetz als Staatsbürger. Diese Verfassung ist aus dem reinen Quell des Rechtsbegriffes entsprungen und bietet die beste Aussicht auf den ewigen Frieden, weil der Schwerpunkt der Entscheidung über Krieg und Frieden in den Händen der Staatsbürger ruht. (Doch soll sie nicht, wie es oft geschieht, mit der demokratischen verwechselt werden.) Sie ist das Staatsprinzip der Absonderung der ausführenden Gewalt von der gesetzgebenden, während der Despotismus das der eigenmächtigen Vollziehung von Gesetzen ist, die er selbst gegeben hat, also der öffentliche Wille als Privatwille des Regenten.

Das repräsentative System sei sehr gut möglich, sagt Kant, auch in einer Monarchie, wenn das Oberhaupt des Staates als Inhaber der ausübenden Gewalt nur als den ersten Diener des Staatswesens sich betrachte, als welchen ja z. B. Friedrich II. sich bezeichnet habe. Eine demokratische Regierung sei aber unmöglich, weil da alles Herr sein wolle und nicht Diener.

Uebrigens sollten nach Kants Ansicht Benennungen eines Regenten als einen göttlichen Gesalbten, eines Vertreters des göttlichen Willens auf Erden, nicht als grobe, schwindlich machende Schmeicheleien getadelt werden. Sie könnten einen Landesherrn, wenn er Verstand habe, nicht hochmütig machen, sondern nur demütigen, wenn er bedenke, daß er ein Amt übernommen habe, welches für einen Menschen zu groß sei, nämlich das heiligste Amt: das Recht der Menschen zu verwalten.

Definitivartikel 2: „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein."

Völker als Staaten können und sollen, weil sie durch ihr Nebeneinandersein sich gegenseitig lädieren, voneinander fordern, zusammen in eine der bürgerlichen Verfassung ähnliche zu treten, wo einem jeden sein Recht gesichert werden kann. Dies wäre ein Völkerbund, der aber gleichwohl kein Völkerstaat sein müßte. Diesen Bund kann man auch den Friedensbund nennen, der vom Friedensvertrage darin verschieden sein würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu beendigen suchte. Diese Idee der Förderation läßt sich ausführen, wenn ein mächtiges und gebildetes Volk den Mittelpunkt für andere Staaten bildet, die sich anschließen, so den Freiheitszustand der Staaten gemäß der Idee des Völkerrechts sichern und den Bund durch Beitritt noch anderer Verbindungen dieser Art immer mehr und mehr erweitern.

Wenn nun aber ein Staat sagt: „Es soll kein Krieg zwischen mir und anderen Staaten sein, obgleich ich keine oberste gesetzgebende Gewalt anerkenne, die mir mein Recht sichert, und der ich ihr Recht sichere," so ist gar nicht zu verstehen, worauf ich dann das Vertrauen zu meinem Rechte gründen wolle, wenn es nicht ein Surrogat des bürgerlichen Gesellschaftsbundes, nämlich der freie Föderalismus ist, den die Vernunft notwendig mit dem Begriffe des Völkerrechts verbinden muß, wenn überhaupt etwas dabei zu denken übrig bleiben soll. Die Schaffung eines Völkerstaates mit öffentlichen Zwangsgesetzen, der sich schließlich zu einer Weltrepublik ausdehnen könnte, scheitert an der Idee des Völkerrechts in den einzelnen Staaten, und es bleibt nur das negative Surrogat eines den Krieg abwehrenden und sich immer mehr ausbreitenden Staatenbundes, um den Strom der das Recht scheuenden, feindseligen Neigung aufzuhalten: „leider in beständiger Gefahr des Ausbruchs" fügt der Philosoph etwas kleinlaut hinzu. Er verhehlt sich nicht die ungeheure Schwierigkeit der Herstellung des Föderalismus in seinem Sinne.

Definitivartikel 3. „Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität beschränkt sein."

Hospitalität ist, sagt Kant, das Recht eines Fremdlings, wegen seiner Ankunft auf dem Boden eines anderen von diesem nicht feindlich behandelt zu werden, solange er sich friedlich verhält. Es ist kein Gastrecht, sondern ein Besuchsrecht, welches allen Menschen zusteht, sich zur Gesellschaft anzubieten, vermöge des Rechtes des gemeinschaftlichen Besitzes der Erdoberfläche. Dann redet der Philosoph von

Digitized by Google

dem feindseligen Verhalten unkultivierter Völkerschaften. Sein Unwille richtet sich aber besonders gegen das „inhospitale Verhalten" gesitteter, vornehmlich handeltreibender Staaten unseres Weltteils, die den Besuch fremder Länder für gleichbedeutend mit Eroberung halten.

Wäre Immanuel Kant unser Zeitgenosse, so würde er wohl mit der Art unserer Kolonisation einverstanden sein. Die enorme Zunahme unserer Bevölkerung und die Ausdehnung unseres Handels zwingen uns, den Besuch fremder Länder in eine Eroberung umzugestalten. Daß dies sich als eine Wohltat für die auf niederer Stufe stehenden Eingeborenen erweist, zeigt in erster Linie Deutsch-Ostafrika, ein Gebiet, in dem vor der deutschen Besitznahme jährlich Tausende von Menschen durch arabische Sklavenhändler jammervoll zugrunde gingen. Es ist keine inhaltlose Bezeichnung, wenn wir unsere Kolonien Schutzgebiete nennen. Fast in allen haben wir den endlosen, verderblichen „Balgereien" der einheimischen Stämme untereinander ein Ende gemacht und auch so dem Weltfrieden vorgearbeitet.

In einem „Zusatz" wird von der Garantie des ewigen Friedens sehr ausführlich gehandelt, aber kein wesentlich neuer Gedanke hinzugefügt, es müßte denn dieser sein: Die Natur bedient sich der Verschiedenheit der Sprachen und Religionen, um die Vermischung der Völker zu verhindern, aber bei anwachsender Kultur führt sie zu einem Frieden, der nicht wie der Despotismus auf dem Kirchhof der Freiheit durch Schwächung aller Kräfte, sondern durch ihr Gleichgewicht im lebhaftesten Wetteifer hervorgebracht und gesichert wird. — Auch werden die Völker durch den Handelsgeist vereinigt, der mit dem Kriege zusammen nicht bestehen kann. Sie werden durch Vermittelung den Krieg abzuwehren suchen, wo er auszubrechen droht.

In einem „Anhange" spricht der Philosoph von der „Mißhelligkeit" zwischen Moral und Politik in Beziehung auf den ewigen Frieden und kommt zu dem Ergebnis, nicht etwa: „Ehrlichkeit ist die beste Politik", sondern: „Ehrlichkeit ist besser denn alle Politik", ja die unumgängliche Bedingung der Politik. Kant kann sich einen „moralischen Politiker" denken, d. h. einen, der die Prinzipien der Staatsklugheit so nimmt, daß sie mit der Moral zusammen bestehen können. Allen Mißverhältnissen der Staaten zueinander könnte ja nicht sofort abgeholfen werden, aber den Machthabern müsse die Maxime der Notwendigkeit einer Abhilfe innigst beiwohnen, um in beständiger Annäherung zu dem Zwecke zu bleiben. Dies sei die praktische Vernunft: „Trachtet allererst nach dem Reiche der praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch Euer Zweck, die Wohltat des ewigen Friedens, von selbst zufallen." — Er schließt seine Betrachtungen mit den Worten:

„Wenn es Pflicht ist, wenn zugleich begründete Hoffnung da ist, den Zustand eines öffentlichen Rechtes, obgleich nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung, wirklich zu machen, so ist der ewige Friede, der auf die bisher fälschlich sogenannten Friedensschlüsse, eigentlich Waffenstillstände, folgt, keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach gelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt, weil die Zeiten, in denen gleiche Fortschritte geschehen, hoffentlich immer kürzer werden."

Wir finden in Kants „Philosophischem Entwurf zum ewigen Frieden" viele gesunde Gedanken; vornehmlich aber ist es der zweite Definitivartikel, der uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts den sichersten, um nicht zu sagen den einzigsten Weg zur Erreichung des großen Zieles weist: Die Herstellung eines Völkerbundes mit dem ausgesprochenen Zwecke der Begründung eines zuverlässigen dauernden Friedens.

Der Kampf gegen das Decolleté.

Von

Hermann Kienzl-Berlin.

Pius X. sucht das Werk Gregors IX. zu vollenden. Sein großer Ahne erschlug mit dem Donnerkeil die Priesterehe; er jedoch geht dem Uebel auf den Grund und verbietet, daß irgendwo in katholi-

Digitized by Google

schen Christenlanden ein gemeinsames Dach Priester und Menschin bedecke. Und wäre die Pfarrersköchin auch schon vor einem Vierteljahrhundert ins kanonische Alter eingerückt! Doch damit gibt sich der heilige Vater noch nicht zufrieden. Er verfolgt den Satanas in alle Schlupfwinkel – bis hinter das Mieder der schönen Frau. Streng untersagt er seinen Geistlichen den Besuch von Gesellschaften, in denen ihr schwacher Adam vom Anblick einer dekolletierten Frau in Versuchung geführt werden könnte. Besucht künftig der römische Monsignore, der Pariser Abbé seine gräfliche Freundin, und sieht er an einer Dame zwischen Kinn und Taille ein Nitzchen weißes Fleisch, so hat er unerbittlich kehrtzumachen. Armer Abbé! Armer Monsignore!

Aber es gibt nichts Neues unter der Sonne. Pius X. hat Vorgänger im Amte, die den Kampf gegen den Frauenbusen noch viel grimmiger führten. Auf dieselbe Einsicht in die verpönten Gesetze der Natur war es zurückzuführen, daß Päpste des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts den weiblichen Kirchengesang untersagten (ein Verbot, das für die Peterskirche noch Leo XIII. wiederholte) und sich um die Großzüchtung des Kastratentums historische Verdienste erwarben. Aber wir finden Blätter in der Kirchengeschichte, die den Geist des jüngsten und „modernsten" Papstes noch getreuer vorhersagen. Im Jahre 1635 teilte der Nuntius in den Niederlanden den Bischöfen einen Befehl des Papstes Urban VIII. mit, daß sie gegen die „Weltfrauen" Strenge üben sollten, „die die Schultern und die Brust entblößen und das Gesicht mit Schönpflästerchen besäen". Der Eintritt in die Kirche müsse solchen Frauen versagt werden. Noch viel radikaler ging Papst Innozenz XI. vor. Er verordnete am 30. November 1683, „daß alle Weiber und Mädchen sich Brust und Schultern bis an den Hals hinauf bedecken sollten, und zwar mit einem dichten, ja nicht durchsichtigen Stoffe". Frauen, die binnen sechs Tagen diesem Befehl nicht gehorchten, wurden für exkommuniziert erklärt, und nur der Papst selbst konnte diesen Bann lösen. Den Priestern wurde untersagt, solchen Frauen – außer auf dem Totenbette – die Absolution zu erteilen. Ließ sich dennoch ein Beichtvater dazu bewegen, so fuhr er selbst in den Kirchenbann, und ebenso jeder Familienvater, der in seinem Hause eine Dekolletierung duldete ... Ein Spaßvogel bemerkte dazu: „All diese höllischen Drohungen machten auf unsere lieben Damen wenig Eindruck. Man möchte auch heute glauben, daß sie beständig in Bereitschaft wären, Eide nach der Vorschrift des Seneca abzulegen, der gewünscht hatte, daß man nur – – nackend schwören solle."

Der Kampf gegen die lockende Schönheit der Frau ist so alt wie der Kampf der Geschlechter. Noch viel älter als das Steinbild der Sphinx. Wo die Schriftdenkmäler der Kultur am weitesten zurückreichen, in Indien, dort erfuhren wir von den frühesten Ueberwindern und Entsagern. Dort saß man und betrachtete den eigenen Nabel.

Das Altertum war übrigens nicht prüde. Die Pflege, ja, die Anbetung des schönen menschlichen Körpers galt für Gottesdienst in Griechenland. Auf der nächtlichen Wiese Spartas tanzten nackte Jungfrauen vor nackten Jünglingen in keuscher Selbstverständlichkeit. Doch schon im alten Rom erhob sich ein zürnender Geist, Seneca. „Ich habe seidene Kleider gesehen," so schreibt er, „wenn ich sie anders Kleider nenen darf, die den Körper gar nicht und noch weniger die Schamhaftigkeit beschützen. Sie sind so durchsichtig, daß eine Frau darauf schwören muß, sie sei nicht nackt."

Unsere deutschen Vorfahren stehen im Geruche einer gewissen Einfachheit der Sitten, und die züchtigliche Gewandung ihrer Frauen wird gerühmt. Es stimmt nicht durchaus. An manchen Höfen und auch in großen Patrizierhäusern blühte ein ungeheurer Luxus. Spangenberg tadelt in seinem „Adelsspiegel", daß sich die Frauen vielmals des Tages umkleiden: „jetzt deutsch, dann welsch, bald spanisch, dann ungarisch, zuletzt gar französisch." Und er wettert gegen die Enthüllung des Busens.

Auch England war nicht immer das Dorado der Puritaner und Teufelaustreiber. Unter der Königin Maria I. Tudor allerdings, die zugleich die Katholische und die Blutige heißt, war es strenge Satzung, alles Schöne zu verbergen.

Unter der großen Elisabeth trat schon eine Wandlung ein. Die Gräfin Essex war die erste, die es wagte, sich zu dekolletieren. Unter Jakob II. wurde dies allgemein Brauch.

Noch schneller wechselten die Gegensätze im französischen Rokoko. Als die betende Maintenon über Ludwig XIV. und Frankreich herrschte, wurde das Lachen der Amoretten verboten und schlüpften die niedlichen Weibchen sozusagen in härene Kutten. Dann kamen die Zeiten der Pompadour, und über der Wespentaille öffnete sich der kokette Ausschnitt, „gerade groß genug, einen Kuß darauf zu setzen". Die Revolution vertrieb die lockere Freude. Kaum rastete die ermüdete Guillotine, so feierten die Tallien, die Récamier, den Triumph des Weibes. Die entzückendsten Frauen trugen bei den Empfängen, im Bois,

Digitized by Google

im Theater, eine durchsichtige Tunika von der einen Schulter bis zum Knie, und purpurne Sandalen an den rosigen Füßchen, aber sonst nichts am Leibe.

Die Biedermeierzeit brachte zwar eine Reaktion auf die griechische Enthüllung des Empire, aber der breite Rock hatte doch auch keinen andern Zweck, als einzelne Körperteile besonders zart und schlank erscheinen zu lassen. Unten freute sich der niedliche Fuß seiner Freiheit, oben blendeten, dank dem Coeurausschnitt, Schultern und Nacken.

Den Antichrist und den Franzosen haßte der große Bauernheld von Tirol, Andreas Hofer. Seiner blinden, aber großzügigen Einfalt war jede Ahnung von Schönheitssinn der Griechen verschlossen. Ihm steht der Zorn gegen die reizenden Verführerinnen echt und gut zu Gesicht. Ein höchst interessantes Aktenstück bewahrt uns auf, wie der Sandwirt von Passeier während seiner Innsbrucker Regentenzeit dem Weib und der Sünde zu Leibe ging. Er befahl den Frauen von Innsbruck, „daß sie ihr Arm und Brustfleisch bedecken und in keinen durchsichtigen Hadern ihre Reize bloßstellen sollten".

Aus bäuerlichem Geschlecht ist auch Papst Pius X., und das Jahrhundert seit 1809 ist für die Kirche nicht gewesen. Im Grunde ist es gleichgültig, welche Hausgesetze der Papst für seine Klerisei erläßt. Falai mag sein Edikt allerdings für die katholischen Fürstenhöfe sein, die zufällig auch die dekolletiertesten unter allen Höfen sind! Bisher hatten die Sittlichkeitskongresse vor den Pforten der Hofbälle haltgemacht, und hohe Kirchenfürsten sah man dort zwischen blendenden Nacken und Schultern. Wird das nun anders werden? Oder wird der Papst für die Hofbälle Dispens geben? Ein moralischer Titel ließe sich dafür finden. Ist die Schönheit des Frauenleibes Sünde, so ist doch nur junge und blühende Weiblichkeit sündhaft. Das Zeremoniell der Hofbälle aber zwingt auch die ältesten Semester zum Dekolleté. An entschleierten Knochen hat Satanas keine Freude!

Die Insel der Glücklichen.

Von

Johannes Gaulke.

In dem Bruchteil einer Sekunde hatten wir das unter einem azurblauen Himmel von immergrünen Waldungen umrahmte Eiland erreicht. Balsamische Düfte durchzogen die Luft, keine Rauchwolke aus düsteren Fabrikschloten verpestete die Atmosphäre. Die Eingeborenen ließen sich in behaglichem Genießen von der Sonne bescheinen und kümmerten sich um nichts. Denn die Natur gab ihnen, was sie brauchten. Hatten sie Hunger, nahmen sie von den Früchten des Feldes, so viel sie bedurften; hatten sie Durst, gingen sie zu dem Waldquell und schlürften daraus, bis sie ihren Durst gelöscht hatten. Waren sie müde, dann legten sie sich auf den weichen Rasenteppich nieder, um auszuruhen. Sie waren so glücklich, wie Menschen nur sein können. Denn sie hatten Zeit zum Leben und zum Träumen.

Lange Zeit beobachteten wir sie in unsichtbarer Gestalt. Ich hatte meine Freude an ihnen, aber Mephistopheles schien dies Gefühl nicht mit mir zu teilen. Mürrisch blickte er drein, als wenn er sich in ganz besonders diabolischen Gedankengängen bewegte.

Nach einiger Zeit bemerkten wir einen Dampfer, der unfern von unserem Standort an der Küste anlegte. Die Eingeborenen, angelockt durch das ungewöhnliche Schauspiel, strömten in Scharen herbei und begrüßten die Ankömmlinge auf das freudigste. Diese ließen sich den Empfang wohl gefallen und entfalteten ein Banner, das die Farben des europäischen Reiches der Mitte zeigte. Ein würdig aussehender Herr hielt dazu eine Ansprache, die in ein Hoch auf einen vielgenannten mitteleuropäischen Potentaten ausklang. Zum Schluß wandte er sich an die Eingeborenen und erzählte ihnen eine lange Geschichte von den Segnungen der Kultur und den Freuden einer zielbewußten Arbeit.

Davon verstanden die Eingeborenen natürlich kein Wort, und sie lachten den würdigen Herrn ob seiner sonderbaren Rede gehörig aus. Das gefiel den Fremdlingen nun freilich nicht, und sie steckten die Köpfe zusammen und überlegten. Alsdann trat ein Mann, der in seinem äußeren Habitus den Diener des Herrn verriet und auch sonst viel geistliche Würde zur Schau trug, hervor, und hub an zu wettern und zu predigen: „Ihr seid ein Volk ohne Moral und Sitte, so rechte Sündenlümmel, die in den Tag hineinleben, daß Gott erbarm. Es ist die höchste Zeit, daß es anders mit euch werde. Fortan sollt ihr beten und arbeiten im Schweiße eures Angesichts, wie es sich für Gottes Ebenbilder geziemt."

Dem geistlichen Herrn folgte der Schulmeister. Der sagte ungefähr: „Ihr seid Dummköpfe. Aber es wird anders mit euch werden. Ich bin gekommen, euch zu erleuchten, auch will ich euch lehren, die Feder zu führen und Bücher zu lesen."

Nachdem der Lehrer abgetreten war, be-

Digitized by Google

schäftigten sich ein Schuster und ein Schneider mit den Eingeborenen. Sie nahmen Maß zu Kleidern und zu Schuhen und plapperten dabei von schlechten Zeiten und säumigen Schuldnern. Das begriffen die Bewohner des glücklichen Eilands allerdings nicht, sie fanden es aber sehr unterhaltsam, von Schneider und Schuster ausgemessen zu werden.

Dann trat der Baumeister an sie heran und sagte: „Ihr lebt dahin wie das liebe Vieh und habt nicht einmal ein Dach über eurem Haupte, das euch vor den Unbilden des Wetters schützt. Ihr dauert mich um eurer Bedürfnislosigkeit willen, darum will ich euch lehren, wie man Häuser baut, darin ihr wohnen könnt, wie es sich für Menschen geziemt."

Aber die Eingeborenen verstanden auch den Baumeister nicht, der es so gut mit ihnen meinte.

Nun trat der Friseur in Aktion, der ein sehr possierlicher Herr war. „Ich bin der wahre Pionier der Kultur", plapperte er immerfort und empfahl den Eingeborenen seine Pomaden, Seifen, Kämme und Schnurrbartbinden zur fleißigen Benutzung. Mit diesen Dingen, meinte er, würden sie unwiderstehlich werden. Aber die glücklichen Inselbewohner wußten nicht einmal, was die Herrlichkeiten des Kulturpioniers eigentlich auf sich hatten.

Während der Friseur noch plapperte und zappelte, trat ein Kriegsmann heran und schob ihn verächtlich beiseite und sagte, er allein sei der Grundpfeiler der Kultur. Wenn die Eingeborenen es zu Macht und Ansehen bringen wollen in der Welt, müßten sie die Waffen führen und langsamen Schritt machen lernen.

Es ergriffen noch viele Kulturträger das Wort. Dem Kriegsmann folgte der Jurist, diesem der Komödiant und der Professor der Nationalökonomie, und zum Schluß sagten ein Philosoph und ein Kabarettkünstler ihr Sprüchlein an. Ein jeder hielt sich für das wichtigste Glied der Kulturgesellschaft und posaunte es in die Welt hinaus.

Mir aber kam das Gebaren der Fremdlinge überaus närrisch vor, und ich machte mich davon, um auf den Bergen im Innern der Insel unbehelligt von den Kulturträgern nach meinem Geschmack zu leben. Auch von Mephisto, auf dessen Verkehr ich nach so vielen diabolischen Bemerkungen und Spitzfindigkeiten keinen Wert mehr legte, empfahl ich mich.

Viele Wochen lebte ich in der Einsamkeit der Berge mein Leben, unbehelligt von den weisen Menschen und ihren Kultureinrichtungen, da gelüstete es mich aber eines Tages, an die Küste hinabzusteigen und Umschau nach den Eingeborenen des glücklichen Eilands zu halten ... Warum mußte ich immer wieder in die Ferne schweifen! warum dem Drange nach Erkenntnis Folge leisten! Eine neue Enttäuschung harrte dort unten meiner. Wie hatte sich das landschaftliche Bild inzwischen verändert! Das Idyll war dahingeschwunden. An der Stätte, wo die Eingeborenen in malerischer Unordnung ihre Zelte aufgeschlagen hatten, war eine Stadt mit schnurgeraden Straßen und häßlichen Häusern aus Holz und Eisenblech entstanden. Im Hintergrunde, wo ein Zypressenhain gestanden hatte, qualmten einige Schornsteine. An anderer Stelle, wo bei meiner Ankunft die Fruchtbäume des Südens das Auge des Ankömmlings durch ihre reiche Blütenpracht erfreut hatten, war ein Exerzierplatz angelegt. Ein Drillmeister unterrichtete gerade eine Schar eingeborener Jünglinge in der Kunst des Kniebeugens und des Paradeschritts. Die Kultur hatte auf der Insel der Glücklichen festen Fuß gefaßt.

Ich sah und staunte. Wohin ich meine Schritte lenkte, überall konnte ich mich von der zivilisatorischen Tätigkeit der Kulturträger des fernen Westens überzeugen. In einer aus Brettern zusammengeschlagenen Kirche predigte der Pastor den Eingeborenen täglich Moral und Sitte; der Lehrer unterrichtete sie im Schreiben, Lesen und Rechnen; der Schuster machte ihnen Stiefel, der Schneider Rock und Hosen, und der Friseur rasierte sie täglich und stutzte ihnen das Haar zurecht, nach der Art der Mitteleuropäer. Der Professor der Nationalökonomie hatte aber unfern der Kirche einen Lehrstuhl für Volkswirtschaft errichtet und las den Eingeborenen ein Kolleg über die Weltwirtschaft und berechnete den Wert ihrer Arbeitskraft nach Kilogrammetern.

Mit allen diesen Dingen konnten sich die Eingeborenen aber nicht befreunden, denn die Fremdlinge zogen als Gegenleistung die Hälfte ihrer Ernte für sich ein und legten ihnen Steuern auf. Nicht vertraut mit solchen Bräuchen, wandten sich die Aeltesten des Stammes beschwerdeführend an den Gouverneur. Dieser herrschte sie an und sagte: „Wenn ihr nicht freiwillig zahlt, was ihr dem Staate schuldet, lasse ich euch von Rechts wegen pfänden."

Und so geschah es. Der Gerichtsvollzieher nahm ihnen alles fort, was er erhaschen konnte, und verkaufte es meistbietend. Da litten die Eingeborenen zum erstenmal in ihrem Leben Not, und sie wandten sich in ihrer Verzweiflung an den Professor der Nationalökonomie, weil er ein freundlicher Mann war und niemals mit seinem Rat zurückhielt. Aber diesmal zuckte er nur mit den Achseln und sagte in belehrendem Ton: „Die Quelle des Wohlstandes der

Digitized by Google

Nationen ist die Arbeit. Wer da arbeitet, hat immer zu essen und braucht niemals Not zu leiden — vorausgesetzt natürlich, daß er seine Lebenshaltung mit seinem Etat in Einklang zu bringen weiß. Daran scheint ihr aber nicht gedacht zu haben, meine Freunde."

Die Eingeborenen verstanden diese Sprache nicht, und der Anführer entgegnete: „Wir haben unsere Aecker bestellt, und als sie uns Früchte brachten, da kamen die Fremdlinge und nahmen sie uns fort."

Da lächelte der Professor der Nationalökonomie fein und fuhr in seiner Belehrung fort: „Ich sehe, daß ihr euch immer noch nicht mit den Grundlehren der Volkswirtschaft vertraut gemacht habt, denn da müßtet ihr wissen, daß euch de facto kein Unrecht geschehen ist, mag es euch auch so erscheinen. Das ganze Volk bildet einen einheitlichen Organismus. Ein jedes Glied gibt dem anderen von seinem Ueberfluß, auf daß das Ganze gedeihe. Das habt ihr in eurer Unkenntnis der fundamentalsten Sätze der Nationalökonomie eben nicht berücksichtigt. So lange ihr auf der primitivsten Stufe der Naturalwirtschaft standet, da brauchtet ihr freilich eure Arbeitsprodukte nicht mit anderen Wirtschaftsgruppen auszutauschen. Ihr führtet ein höchst bescheidenes — ich kann wohl sagen: menschenunwürdiges Dasein, ehe wir zu euch kamen und höhere kulturelle Bedürfnisse, beide, des Leibes und des Geistes, in euch erweckten. Und ihr habt alle sittlichen Lebenswerte, die wir euch von unserem Ueberfluß boten, mit höchster Selbstverständlichkeit hingenommen — wie könnt ihr euch da sträuben, uns die Früchte eures Feldes zu geben, damit wir unsere leiblichen Bedürfnisse befriedigen können! Ihr seid wahrlich schlechte Volkswirte, meine Freunde! Und nun geht in euch und denkt mal darüber nach, daß jede Leistung eine Gegenleistung nach sich zieht."

Nachdem die Eingeborenen diese wohlwollende Belehrung empfangen hatten, waren sie genau so klug wie zuvor. Nur eins hatten sie begriffen: daß ihnen die Früchte des Feldes nicht mehr allein gehörten. Und sie machten sich schweigend daran, die Aecker nach der Anweisung der Fremden zu bestellen, um die doppelten Erträge herauszuwirtschaften. Da hatten sie keine Zeit mehr zum Leben und zum Träumen. Sie arbeiteten fortan von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, in der Nacht aber klagten sie über den Verlust ihrer Freiheit, aber ganz leise, daß es kein Aufpasser hören konnte, denn die Freiheit galt bei den neuen Herren der Insel als ein unzüchtiger Begriff, der gegen den Geist der Ordnung verstieß, und es wurde jeder, der das gefährliche Wort aussprach, in den Kerker geworfen und mit Stockprügel bestraft.

Die Fremdlinge über rühmten sich ihrer Leistungen und feierten den Sieg der Kultur*).

Der wahre Herrscher der Kulturwelt.

Von

W. T. Stead.**)

„Es gibt in England ein Ding, geliebte Königin, von dem wir in Xanthia keine Ahnung haben. Selbst in unserer Heiligen Schrift, die alle Traditionen der Vergangenheit birgt, wird keiner ähnlich würdigen Sache Erwähnung getan. Viele Engländer behaupten, von ihrem König regiert zu werden, andere glauben, daß das Parlament die Zügel in Händen habe; wirklich kluge Männer sagen jedoch, daß keines von beiden der Fall sei und daß England von den Zeitungen regiert werde. Das klingt sehr geheimnisvoll, nicht wahr? Ich fürchte, daß ich nicht imstande sein werde, Dir die Sache begreiflich zu machen; begreife ich sie doch selbst kaum. . . Eine Zeitung, mußt Du wissen, ist nämlich nur ein großer Bogen Papier, der mit allerlei wahren und falschen Worten bedruckt ist. Sie erscheint morgens und abends. Was ich nicht begreifen kann, ist, daß das Abendblatt schon vor der Mittagsstunde erscheint und daß man niemals die erste, zweite und dritte Auflage bekommen kann. Für die Zeitung scheint der Abend vor zehn Uhr morgens zu beginnen, und ich habe bisher vergeblich nach den ersten drei Auflagen gesucht. Kein Mensch konnte mir eine solche verschaffen. Die Zeitungen enthalten zweierlei gedruckte Worte. Die einen nennt man Nachrichten, und sie werden für teures Geld aus der ganzen Welt gesammelt. Die Leiter der Blätter zahlen oft ungeheure Summen, um sie zu erhalten. Die andern nennen die Engländer „Ads" (Annoncen). Für diesen Teil der Zeitung zahlen die Besitzer nichts. Im Gegenteil, man zahlt ihnen ungeheure Summen, damit sie erscheinen. Die Nachrichten und die „Ads" sind so durcheinander gemischt, daß ich sie nur schwer voneinander

*) Vergleiche „Neue Bücher" am Schluß dieser Nummer.

**) Zum Verständnis sei bemerkt, daß der berühmte, mit der „Titanic" untergegangene Autor seine Satiren in die Form naiver Berichte kleidet, die der Abgesandte einer utopischen Königin dieser über die Zustände der zivilisierten Welt, speziell Englands, erstattet. D. H.

Digitized by Google

unterscheiden kann. Die Engländer behaupten, es auf den ersten Blick zu wissen und sind sehr beleidigt, wenn ich die Nachrichten mit den „Ads", und umgekehrt, verwechsele. Aber man sagt mir, daß es in England genug Zeitungen gibt, welche für das, was sie als Nachrichten drucken, ebenso Geld nehmen wie für „Ads". Die anständigen Leute sagen, daß das eine Schufterei sei.

Es scheint in diesem so gepriesenen Lande in noch manch anderen Dingen Schuftereien zu geben. Wenn sich bei uns in Xanthia eine Frau als Prophetin ausgibt und sich für ihre Prophezeiungen bezahlen läßt, wird sie ins Gefängnis geworfen, selbst wenn sich ihre Prophezeiungen erfüllt haben. In England ist das anders. Die meisten Zeitungen z. B. haben Wahrsager angestellt, welche die Namen der Pferde prophezeien, die an diesem und jenem Tage den Preis bei den Rennen gewinnen werden. Nur selten erfüllt sich ihre Weissagung, und doch werden sie nicht eingesperrt, obgleich viele törichte Leute, die den Prophezeiungen glauben, dadurch ihr ganzes Vermögen verlieren. Wenn sie gestern noch so falsch prophezeit haben, so dürfen sie heute wieder prophezeien, ohne daß man sie daran hindert; ja, sie werden sogar von den Zeitungsbesitzern sehr gut bezahlt. Die Engländer behaupten, daß sie das Spiel hassen und drücken von Zeit zu Zeit in den Zeitungen ihre Entrüstung über einen Fürsten aus, dem ein Ort, Monte Carlo genannt, gehört und der in einem eigens dazu erbauten herrlichen Palast ein öffentliches Spiel gestattet. Eines Tages fragte ich einen Engländer, worin denn der Unterschied zwischen diesem Monte Carlo und den englischen Pferderennen bestehe, und ich erhielt die verblüffende Antwort:

„Oh, das ist ein großer Unterschied. In Monte Carlo kann man nicht betrügen, und nur wenige können spielen, während man bei den Wettrennen leicht betrügen kann und jedermann mitspielt."

Erlaube, o Königin, daß ich nach dieser kleinen Abschweifung, welche Dir die Inkonsequenz der Engländer vor Augen führen sollte, zu der Beschreibung der Zeitungen zurückkehre. Als ich zum erstenmal eine solche zur Hand nahm, war ich nicht wenig verwirrt, denn sie ist nicht wie die Bücher, die unser Lehrer uns zeigte, mit gleichen Buchstaben gedruckt, sondern mit solchen in den verschiedensten Größen. Auf meine Frage, warum dies geschehe, antwortete man mir: Um Zeit zu ersparen, damit man die wichtigen Nachrichten von den unwichtigen auf den ersten Blick unterscheiden könne. Die ersteren seien mit großen Aufschriften versehen. Nach dieser Auskunft begann ich aufmerksam ein Blatt zu studieren und fand, daß die Preise von allerlei Pillen und Schnäpsen und die Adressen von Kakaoerzeugern und dergleichen mit den größten Buchstaben gedruckt waren. „Wie kommt das?" fragte ich erstaunt. „Sie lesen ja die ‚Ads' und nicht die ‚Nachrichten'", entgegnete mein Begleiter ärgerlich. „Diese werden stets nach der Höhe der Summe, die für sie bezahlt wird, gedruckt, während bei den Nachrichten die Titelköpfe im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit groß oder klein gedruckt werden."

Nun studierte ich das Blatt weiter und kam zu einer Seite, welche gar keine Ueberschrift trug. Ich schlug sie natürlich um, denn ich dachte, daß sie ganz unwichtig sei; da kam ich aber schön an, als ich das sagte.

„Mensch, begreifen Sie denn nicht, das ist ja der Leitartikel, das Wichtigste im ganzen Blatte, der braucht keinen Titelkopf."

Ich werde es aufgeben müssen, eine englische Zeitung lesen zu lernen. Ich bemühte mich redlich, sie aufmerksam zu studieren, und ersah nur eines klar — daß alles eine Neuigkeit sein kann, was der Besitzer so zu nennen beliebt. Sie braucht nicht neu, sie braucht nicht wahr zu sein — wenn sie in einer Zeitung erscheint, nimmt man sie als eine Neuigkeit hin. Soweit ich bis jetzt herausgefunden habe, dient die Zeitung nicht zur Belehrung des Volkes, sondern als Chronik für alle Verbrechen, Laster und die Kriege. Sie ist die Bibel der Engländer — die einzige, welche fast von jedem gelesen wird, sogar von kleinen Knaben und Mädchen. Nichts ist so beliebt wie die furchtbarsten Mord- und Raubgeschichten, die von menschlichen Qualen und Leiden erzählen.

Bisher habe ich noch keinen Zeitungsbesitzer persönlich kennen gelernt, aber dieselben müssen gar bedeutende Menschen sein; denn höre, o Königin, sie brauchen keine Prüfung abzulegen, man verlangt kein besonderes oder tiefes Wissen von ihnen, sie brauchen nichts von Staatswissenschaft zu verstehen und kein Zeugnis über ihren persönlichen Charakter beizubringen, um ihre hohe Machtstellung auszufüllen. Deshalb glaube ich, daß es von Gott ausersehene Geschöpfe sein müssen, deren Allwissenheit sich auf ihrem Antlitz spiegelt. Wie könnten sie sonst so hohe Stellen einnehmen, über Kaiser und Könige zu Gericht sitzen und die verwickeltsten und wichtigsten Staats- und Kirchenfragen lösen wollen? Und diese halbgöttlichen Richter über Menschen und Dinge genießen alle Freiheiten — nur eine nicht. Sie dürfen nämlich, wenn zwei Engländer mit-

Digitized by Google

einander im Streit sind, keinerlei Kommentar darüber in den Zeitungen drucken, damit die Richter nicht beeinflußt werden. Tun sie es doch, so werden sie oft sogar mit Gefängnis bestraft; wenn aber zwei Staaten miteinander im Streite liegen, so daß der Friede arg bedroht ist, ja, sogar ein unheilbringender Krieg die Folge sein kann, dann ist es den Zeitungen nicht nur gestattet, sondern sie werden sogar ermutigt, alles zu tun, was in ihrer Macht liegt, um die Leidenschaften zu entflammen und durch ihre Kommentare Vorurteile wachzurufen. Dieses Uebel, Nationen gegeneinander zu hetzen, ist bereits so schlimm geworden, daß mir ein alter, erfahrener Gesandter ganz ernstlich versicherte, es gäbe keine Kriegsgefahr, wenn man ihm erlauben wollte, ein halbes Dutzend Zeitungsbesitzer aufhängen zu lassen. Da man ihm das nicht erlaubt hat, fahren die Zeitungen fort, Feuerbrände zwischen die Nationen zu schleudern. Die Zeitungen fürchten weder ihren Gott, noch auch die Menschen – bis auf diejenigen, die ihnen für die „Ads" bezahlen. Vor diesen liegen sie im Staube, denn ohne sie müssen sie verhungern. Aus alledem geht klar hervor, daß die erste Macht im Staate weder der König, noch das Parlament, noch die Zeitungen sind, sondern die Fabrikanten von allerlei Pillen und Schnäpsen. Die Engländer behaupten jedoch, sie würden von der „öffentlichen Meinung" ein Ding, das wir nie begreifen werden regiert. Diese „öffentliche" Meinung wird aber von den Zeitungen gemacht, welche wieder von den Bezahlern der „Ads" gemacht werden, und da ist es doch sonnenklar, daß das stolze England von Pillenverkäufern u. dgl. regiert wird.

Die Engländer behaupten, daß die Zeitungen das unerläßlichste Instrument zur Regierung des Reiches seien. Ohne diese gedruckten Riesenpapierlappen von denen einer groß genug wäre, um einer ganzen Familie als Decke zu dienen könnte man das Volk nicht beeinflussen. Merkwürdig ist, daß die Massen des Volkes sich um die Ansichten der Staatsmänner und um diplomatische Nachrichten gar nicht kümmern. Du würdest lachen, o Königin, wenn ich Dir schreiben wollte, welcherlei Nachrichten die Engländer mit Gier verschlingen. Denke Dir: Alles, was die Kleidung der Frauen und die Vergnügungen der Männer betrifft, erregt ihre Neugier mächtig. Ein neuer Skandal ist wichtiger als eine neue wissenschaftliche Entdeckung, und ein Ball erregt mehr Interesse, als die weisesten Aussprüche eines Philosophen. Ich hoffe, daß Dir, meine geliebte Königin, dieser Brief einen Begriff von dem, was „Gottes Engländer" ihre „Presse" nennen, gegeben hat, und daß Du davon ebenso wenig begeistert bist wie ich.

Dein ergebener
Kallikrates.

Randbemerkungen.

Beseitigung der überfüllten Volksschulklassen.

Es gibt ganz strenge Finanztechniker, welche behaupten, daß die Hergabe von freiwillig gespendeten öffentlichen Mitteln lediglich auf den Beschluß der öffentlichen Körperschaften hin unter allen Umständen einen Luxus darstellt, der sich ausschließlich nach dem Bestand der Kassen und nicht nach anderen Prinzipien zu richten hat. Mit einem Wort: Man bestreitet zwar nicht das Recht zur freiwilligen Hergabe von öffentlichen Geldern, aber man bestreitet die Pflicht dazu.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dieser Standpunkt unhaltbar ist und daß die öffentliche Wohltätigkeit im Unterschied zu der privaten eine unerläßliche, eiserne Pflicht ist. Der einzelne Mensch als engherziger Geizhals ist eine Erscheinung, mit der wir uns schlecht und recht abfinden müssen. Die großen Gesellschaftsverbände, d. h. Staat und Kommune als engherzige Verwalter des öffentlichen Vermögens, die sich möglichst nur an die gesetzlichen Leistungen gebunden erachten, sind ein Unding und eine kulturelle Gefahr. Die ungeschriebenen Gesetze, die Staat und Kommune zur Unterstützung aller allgemein nützlichen kulturellen Bestrebungen verpflichten, stehen in nichts den geschriebenen Gesetzestafeln nach. Den ungeschriebenen Kulturforderungen gegenüber sich einfach hinter die papierne Schanze zu verstecken: „Dazu bin ich nicht verpflichtet!", das ist eine Verletzung jener höheren Gesetzlichkeit, die wir die öffentliche Moral nennen.

Haben da Abgeordnete und Regierung in einer der letzten Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses sich über die Beseitigung der überfüllten Volksschulklassen unterhalten. „Nur" 1 219 000 Schüler, also ein Fünftel sämtlicher Schüler in Preußen, müssen in überfüllten Klassen ein Schuldasein verbringen, das der Gesundheit ebenso schädlich ist wie einer durchdringenden Weiterführung des einzelnen. Beide Parteien, sowohl die Abgeordneten jeder Parteikouleur wie die Vertreter der Regierung, sind sich einig darüber, daß hier endlich Wandel geschaffen werden muß. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Die Misere der überfüllten Schulklassen findet sich gerade in den armen und durch den unaufhaltsamen Zuzug in

Digitized by Google

die Städte immer ärmer werdenden Landgemeinden!

Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, und diesen Gemeinden zur Hebung des Mißstandes neue Schullasten aufzubürden scheitert an dem Umstand, daß die Gemeindekassen leer sind. Aber nun hebt das hübsche Spiel an: Man unterhält sich nicht über die kulturelle Not, die hier nach Abhilfe schreit. Man redet nicht von den schlecht genährten und naturgemäß ebenso schlecht unterrichteten Kindern, die hier an die Tore des öffentlichen Gewissens pochen. Man unterhält sich über Verfassung und geschriebene Gesetze. „Die Kommunen sind nach der Verfassung die Träger der Schullasten, nicht der Staat." So wehrte sich der Regierungskommissar gegen den Antrag, daß, da nun einmal diese armen Landkommunen selbst nicht das nötige Geld im Kasten haben, der Staat die nötigen Mittel zu menschenwürdigen Schulverhältnissen hergeben sollte. „Der Staat ist nicht dazu verpflichtet, das bitte ich zu bedenken." Und da keiner von den beiden.. Nicht viel fehlte, und auch diesmal wäre wieder der Antrag, weil der eine Teil nicht kann, und der Teil, der es kann, nicht will, ad calendas graecas vertagt.

Die Regierung stand also in dieser Frage auf dem scheinbar so eisern konsequenten Grundsatz: Gesetz geht vor Recht. Aber das Abgeordnetenhaus hat anders beschlossen. Das Abgeordnetenhaus hat beschlossen: Recht geht vor Gesetz. Und das ist gut so. Immer, wenn ein Gesetz den Anforderungen des lebendigen Lebens nicht mehr gerecht wird, sollte nach Einholung des Volksbeschlusses Recht vor Gesetz gehen.

Das Abgeordnetenhaus hat sich dahin entschieden, daß die Verfassung und das Gesetz hinter der Not unserer Landkinder zurückzutreten und der Staat die Kosten für bessere Schulhäuser zu tragen hat. Und das bedeutet durchaus keine Verletzung der Verfassung. Das heißt erst, die Verfassung in den Dienst lebendiger Kulturziele stellen.

Endlich allein!

Nun hat der Deutsche Reichstag für diesmal seine Arbeit beschlossen, und während draußen eben erst die letzten Nachtfröste überwunden, beginnen mitten im kühlen Monat Mai für die Gekürten des Volkes die Hundstagsferien.

Es geht ja in der kurzen, noch durch Weihnachts- und Osterferien unterbrochenen Parlamentszeit manchmal hoch her. Aber daß die Anstrengungen, die mit des Volksvertreters hohem Beruf zusammenhängen, derartige sind, daß die Ferienzeit, wie das bei uns so der Brauch, die Zeit der Arbeit bei weitem übersteigen muß, wird keiner, der mit normalen Arbeitskräften rechnet, behaupten wollen. Eine parlamentlose Zeit, die, wie das eben erst jetzt wieder beschlossen, vom 22. Mai bis zum 26. November, also mehr als ein volles halbes Jahr, andauern soll, ist in einem Verfassungsstaat nur dann als eine natürliche Erscheinung zu betrachten, wenn das Parlament im großen und ganzen alle dringenden Aufgaben erledigt hat und für das Wohl des Volkes kein Schade entsteht. Aber die deutschen Reichstagsferien sind um ihrer selbst willen so lang. Nicht, weil es nichts Dringendes zu tun gibt, sondern weil die Regierung sich für eine längere Arbeitszeit nicht erwärmen kann. Das Verhältnis zwischen Parlamentsferien und Parlamentsarbeit in Deutschland ist so, daß man nicht von einer Arbeitsunterbrechung durch Ferien, sondern nur von Dauerferien mit gelegentlicher Arbeitsunterbrechung sprechen kann. Ein ungesunder, ein unhaltbarer Zustand. Ein Zustand, mit dem man zum Besten des Staatswohles, das so endlose Unterbrechungen der parlamentarischen Arbeit nicht vertragen kann, endlich brechen sollte.

Die Regierung sagt — in ihren Augen ist das Parlament ja nur zur Bewilligung von Soldaten da — erleichtert aufatmend: „Endlich allein!" Aber die deutschen Volksvertreter wollen in ihrer überwiegenden Mehrzahl von diesen Dauerferien nichts mehr wissen. Sie wollen auch im Sommer tagen. Nicht gerade im Hochsommer, das mutet ihnen — so lange keine nationale Gefahr im Verzuge ist und die internationale Lage dringend die Einberufung des Parlaments erfordern sollte — kein gerecht Denkender zu. Aber im Frühling und Herbst arbeitet es sich besonders im kühlen Deutschland ganz vortrefflich. Und es muß gearbeitet werden. Es geht nicht länger an, nur mit Rücksicht auf einen schnellen Ferienbeginn wichtige Vorlagen immer wieder ad calendas graecas zu vertagen und Gesetzesentwürfe, die gründlichere Durcharbeitung heischen, durchzupeitschen.

Aber ein anderes ist in diesem Zusammenhang nicht zu übersehen. Es ist nicht nur „Ferienssehnsucht" und nicht nur der Regierung Bedürfnis, „endlich allein" sagen zu dürfen, was die traditionellen Dauerferien bei uns zeitigt. Es ist auch der Umstand, daß der Abgeordneten Diäten so berechnet sind, daß sie nur kurze Winterarbeit vorsehen. Parlamentarische Sommerarbeit wird de facto nicht bezahlt! Weshalb nicht? Weil diese Diätenlosigkeit die beste Unfallversicherung gegen eine dauernde Beaufsichtigung durch die Volksvertretung ist.

Digitized by Google

Aus Berliner Theatern.

Zwei Komiker.

Die Berliner Theatersaison nimmt kein rühmliches Ende. Sie verleppert in allerlei Albernheiten, die die Theaterdirektoren jetzt noch schnell und kaum beobachtet an den Mann bringen möchten. Kein Wort darüber! Aber in einer der allerschlimmsten dieser Albernheiten, einer unsagbar blöden „Wiener Operette"" stand ein großer Komiker auf der Szene: Alexander Girardi. Und in einem nicht ganz so üblen, immerhin auch herzlich unbedeutenden Franzosenschwank in den „Kammerspielen" gab es (neben prachtigen Leistungen von Rosa Bertens und Else Heims) einen zweiten großen Komiker zu bewundern: Hans Waßmann. Ueber die beiden verlohnt sich ein Wort.

Der Genuß war bei Waßmann der reinere, aber das Verdienst bei Girardi wohl das größere. Waßmann hatte einen runden Theaterumriß, nach dem sich wohl ein ganzer lebendiger Mensch schaffen ließ; Girardi hatte nur einen Haufen abgeschmackter, in keinerlei organische Form zu zwingender Possenfragmente und durchtränkte sie doch allesamt mit einem Geruch von Menschlichkeit. Was den komischen Menschendarsteller vom Clown jeder Art ein für allemal unterscheidet, ist ja der Unterton ernstesten Menschengefühls, der seine drolligsten Verrenkungen, seine schrillsten Scherze immer durchklingt. Und Girardi, der hier kein einheitliches, nach einem sinnvollen Dichterplan lebendes Geschöpf andeuten konnte, gab doch das höchste, was zu geben war: für jedes dieser blöd zusammengereihten Stücke einen besonderen Ton Natur. Wenn er als wütiger Konstabel auf die Bühne stampfte, so gab das gewichtlose Quecksilbern dieses spritzenden Temperaments sofort den Eindruck eines harmlosen Sanguinikers im Wolfsfell — ganz Bürgerwehr und gute alte Zeit. Wenn er, mit allen Gliedern schlenkernd und in den tiefsten Tönen gluckend, betrunken über die Szene wackelt, so gibt sein haltloses Salbadern wahre Tiefblicke in die Seele eines kleinen Spießers. Wenn er am Vogelbauer mit dem gelben Kanarienvieh ein sentimentales Duett singt, so liegt so viel melancholische Lustigkeit und ironischer Ernst im Ton der Stimme und im Zwinkern der Augen, daß man ihm Ludwig Anzengrubers heitersten Ernst zutrauen möchte. Und wenn er das Gestucker der angeblichen Handlung durch den völlig unmotivierten Ausruf „Die Pferde sind gesattelt" unterbricht und hiernach mit verzweifelter Energie erklärt, „Ja, das mußte einmal gesagt werden", so spritzt eine Laune, eine romantische Frechheit aus ihm, die das geistige Niveau seiner Textdichter um ungezählte Stockwerke hämisch überragt. — Girardi, der Schauspieler, ist das letzte lebende Denkmal des alten Wien, das theatralisch und musikalisch auf den Hund dieser Operettendichtung gekommen ist. Das gutmütige Kleinbürgertum mit seinem grotesk unglaubwürdigen Pathos, die etwas lüderliche Spielerlaune, mit ihrer versöhnenden Selbstironie, „das gute Herz" mit seinem Zusatz von Schadenfreude, diese ganze schnellbeweglich sinnliche Welt stellt sich dar — —, aber nicht stumpf naiv, sondern mit der herzlich überlegenen Anteilnahme eines großen Künstlers gefühlt, begriffen, verspottet und gerechtfertigt — verstanden.

Hans Waßmann und seine Komik sind anderer Art. Sie stammen nicht aus Alt-Wien, sondern aus Neu-Berlin. Die beiden haben nur das gemein, daß sie eben echte Komiker sind, daß sie unter einer Fülle grotesker Geberden und zwerchfellerschütternder Töne einen Kern wahrhafter Menschlichkeit zusammenhalten. Bei Waßmann konnte man an diesem Kern vielleicht zweifeln, wenn man ihn in den letzten Jahren nur in den großen Reinhardtschen Arrangements als schreiendste unter den bunten Farben des großen Arrangeurs gesehen hatte — an den Grenzen der Clownerie. Aber in dieser Saison hat er sich schon durch die ausgezeichnet vermenschlichte Charge in den „Offizieren" rehabilitiert; und nun schuf er eine ganz meisterliche Gestalt als Freund Teddy. Freund Teddy, der Amerikaner, der mit seiner Aufrichtigkeit, seinem schlichten Anstand, seiner vorurteilslosen Vernunft wie ein luftreinigendes Gewitter über die parfümstickige Welt der Pariser Salons niedergeht. Dieser Teddy, der auch in der „Liebe" nicht aufhört ein anständiger und wirklich liebevoller Mensch zu sein, wurde in aller seiner radebrechenden Komik, seiner teils naiven, teils bauernschlau bewußten Tollpatschigkeit ein fröhliches aber ganz ernsthaftes Geschöpf. Wie Waßmanns komische Mittel, die krähend dünne Stimme, die schneidig-ruckeligen Bewegungen von der schmiegsam weichen, lang geschmeidigen Art Girardis tief verschieden sind, so ist auch der menschliche Ernst, der im Hintergrund seiner Komik steht, ganz anders beschaffen, als das gescheite, resigniert lächelnde Sentiment des Wieners. Dieser Amerikaner kam ihm sehr gelegen, denn er zeigte die helläugige Sachlichkeit, die gescheite, anständige Tatkraft, die als menschlicher Wert auch im schnodderigsten Berlinertum steckt, und die Waßmann vollkommen ausdrücken kann — zuweilen mit einer liebevollen aber immer fest beherrschten Teilnahme

Digitized by Google

gemischt für jene hübsche, bunte, freudige Welt, die sich der Wiener träumt, und deren Nichtexistenz uns so verteufelt klar ist. Es ist auch nicht ganz ohne kulturgeschichtliches Interesse, diese komischen Repräsentanten Berlins und Wiens nebeneinander zu sehen.

Julius Bab.

Aus der Hauptstadt.

(Inhibierte Kunst.)

Wie viele andere Theater Deutschlands rüstete sich jüngst auch die Bühne einer süddeutschen Großstadt, ihren Arthur Schnitzler zu feiern. Man spendete ihm als Geburtstagsgirlande die Aufführung einiger seiner Einakter und stellte in die Mitte des Abends jenes Spiel vom „Grünen Kakadu", in welchem der Blutstrom der Revolution bis hart an die Ufer einer karnevalistischen Farce fließt, in welchem Schnitzler aus Scherz und Ernst eine bunt schillernde Stimmung webt und die Kanonade der Tragik urplötzlich in eine ironisch-kichernde Situation hereindröhnt. An diesem Geburtstagsfeste stellte sich in jener Stadt als Gratulant freilich auch der Zensor ein. Aber er kam nicht um zu geben, sondern um zu nehmen: allerhand Wortbrosamen, die ihm auf dem Tische des Reichen (des Geist-Reichen) Arthur Schnitzler überflüssig schienen, und die er nun seiner Sammlung verbotener Gegenstände einverleibte. So wurde in jener süddeutschen Großstadt der „Grüne Kakadu" (verstümmelt, zahlreicher Federn beraubt, aus vielen Wunden blutend) ein „roter" Kakadu. Der Zensor beförderte zum fünfzigsten Geburtstage Arthur Schnitzlers sich selbst zum Dichterkompagnon des gefeierten Poeten: denn er stilisierte eine Stelle des Dramentextes, an welcher von den „Adligen und den Herrn vom Hofe" gesprochen wird, die in der Taverne zum „Grünen Kakadu" das Gruseln zu lernen lieben, wesentlich unverfänglicher, indem er statt „Adlige und Herren vom Hofe" — „vornehme Leute" sagen ließ. Das Fanfarenwort, eine der maßgebendsten Textpointen der ganzen Groteske: „Niemals kann der Ruf nach Freiheit schöner klingen als an der Leiche eines Herzogs", wurde ganz erstickt: an dieser Stelle bekam Arthur Schnitzler zur Feier seines Geburtstages einen Knebel in den Mund. Ebenso schien es dem Zensor nicht dem Hofton entsprechend, das Ding beim rechten Namen nennen und von einem „erstochenen" Herzog reden zu lassen: Der Herzog wurde „getötet", nicht, fi donc, „erstochen". Und, zuletzt, aber nicht am letzten: jenes Zukunftsidyll, von dem der Held Schnitzlers, der unselige Schauspieler Henri, Canios Zwillingsbruder, schwärmt, wenn er zu seiner Geliebten Nedda-Leocadie sagt: „Wir wollen von einem Kinde träumen", wurde dieses noch nicht einmal geborenen Kindes ebenfalls beraubt. Das Kinderkriegen bleibt, wenn nicht der Ehering die Sache sanktioniert, selbst im Traume unsittlich, und hat nicht stattzufinden. Um alle Eventualitäten zu vermeiden, gebietet der Zensor illegitimen Liebesleuten von vornherein: „Fehn Se auseinander!"....

Ich erzähle diese neueste und verbürgte Notiz aus Zensurschilda so ausführlich, um die reichshauptstädtische Zensurbehörde von dem ihr neuerdings wieder mit Leidenschaft gemachten Vorwurf der Schnüffelei in politischen und Kunstdingen ein wenig zu entlasten, und um zu zeigen, daß auch die wilden Zensoren draußen im Reich keine besseren Künstler sind als unsere Jagow, Glasenapp und Klotz. Gewiß springt der Berliner Zensurrotstift noch schneller aus der Hülse als der anderer, deutscher Kunststaatsanwälte (wenn ich nicht gerade den des Münchener Kollegen ausnehmen muß): und das Motto „Frisch gestrichen!" gibt im Sinne eines kategorischen Imperativs mehr in den Räumen der Kunstabteilung des Berliner Polizeipräsidiums den Ton an als in anderen Sälen und Zimmern, welche in Deutschland ähnlicher Bestimmung dienen. Gerade die Speisekarte der letzten Berliner Kunstbütteleien ist ja ebenso umfangreich, wie mit schwer verdaulichen und nach leicht übersehbaren Prinzipien zusammengestellten Gerichten gefüllt. Man hat in Neukölln, das vor kurzem noch Rixdorf hieß, dem Volkschor der „Freien Volksbühne" Karfreitagsaufführungen der Oratorien „Der heilige Franziskus" und „Die heilige Elisabeth" verwehrt, trotzdem der Verfasser des letztgenannten, ehrwürdigen Chorwerks der Abbé Franz Liszt ist, und in der brunstvollen Weihe und Langweiligkeit dieser Legende gewiß keine der Weltanschauungen Frank Wedekinds oder Philipp Scheidemanns zu entdecken sein dürfte. Man hat endlich, wieder durch ein Zensurverbot, des verstorbenen Emil Rosenow vieraktiges Drama „Die im Schatten leben" gleichfalls der „Freien Volksbühne" aus den Händen gerissen: dieses Werk, das unerbittlich ist, wie das Leben; ohne jedes demagogische Tartarin-Pathos und seine Schicksalsfügungen nur dem harten „Muß" der gang und gäben Lebensnotwendigkeiten unterstellend; und das in diesem Stil (der übrigens auch der Käthe Kollwitz Stil ist), das moralische und materielle Vergehen einer Hüttenarbeiter-

Digitized by Google

familie aus dem Dortmunder Gebiet al fresko malt. Man sieht also: Berlin in der Kunstwelt voran! Aber die Zensurbureaus ganz Deutschlands, allein jene Kakaduepisode beweist es, gehen mit der guten Berliner Kameradin in gleichem Schritt und Tritt. Es ist die Parole ausgegeben (eine jener Parolen, die man weniger hören, als fühlen kann), sich bei allen den Männern, die plötzlich in der Politik, in der Ethik, in allen Sälen der Kultur offenkundig zur Herrschaft des freien Wortes schwören, dadurch zu revanchieren, daß man sie bei ihrer empfindlichsten Stelle, nämlich an den Weichteilen ihres Kunstempfindens packt. Sollten nicht da der „Goethebund", der „Verband deutscher Bühnenschriftsteller" und andere namhafte Literatur-Korps einige scharf geschliffene Pfeile auf jene Schützen zurückspringen lassen? Ich meine doch: selbst wenn es dazu notwendig sein sollte, einige Zeit der im Augenblick wichtigsten Beschäftigung deutscher Literaten, nämlich derjenigen, alle deutschen Kinos umzubringen, abwendig zu machen.

Aber ich kann noch besseres Beweismaterial für die Schilderung der gegenwärtigen Beziehung zwischen Zensur und Kunst beibringen. Ganz in der Nähe Berlins wird von politisch unbescholtenster, märkisch-brandenburgischer Seite ein Freilichtspiel vorbereitet, dessen Zweck es ist, zur Feier des vor ca. 500 Jahren vollzogenen Einzugs der Hohenzollern in die Mark zu zeigen, wie die gepanzerte Faust Friedrichs, des Burggrafen zu Nürnberg, die Herrschaft der Raubritter, der Krachte und der Itzenplitz, in Scherben schlug. Man sieht, das ist nicht gerade originell: -- die Muster Willibald Alexis und Ernst von Wildenbruch liegen ja seit geraumer Zeit im preußischen Archiv, — aber es ist unanfechtbar patriotisch. Doch die Weisheit des hier maßgebenden Regierungspräsidenten sieht selbst in jenen Ecken der Kunst Staub und Schmutz, wo die Standarte des Monarchen aufgepflanzt ist. Und so ist auch hier ein „Veto" ausgesprochen — ist die Aufführung des Dramas verhindert worden, weil die in diesem Festspiel an den Pranger der Geschichte gestellten Raubritter gewissen märkischen Adelsgeschlechtern zugehören, deren Nachkommen noch heute existieren, — der Herr Regierungspräsident ist selbst solch ein Nachkomme -- und sich durch diese historische Glosse auf ihre erlauchten Ahnherrn chokiert fühlen könnten. Diese Episode ist in ihren Wesenszügen von schönster Deutlichkeit; als Tragikomödie von unüberbietbarer Komik. Aber im Interesse der Festspielunternehmer, die ihre Kosten, der Schauspieler, die ihre Gagen haben wollen, ist es ja kinderleicht, dieser Anstößigkeit den Stachel zu nehmen. Man mache doch einfach den geschichtstreuen zu einem Fabelvorgang, etwa mit einem Sprung ins Symbolische. Man verwandele die adeligen Raubritter, die sich unter das Joch der Hohenzollern beugen müssen, in zwar nicht mit der Chronik nachzuweisende, aber doch immerhin mögliche bürgerliche Raubritter. Man taufe diese Herren etwa auf die Namen: Wiemer, Pachnicke, Scheidemann, Ledebour, Borchardt. Und ich schwöre, daß das „accipio" des Regierungspräsidenten sofort per Eilpost dasein, und daß er, der Präsident, mit Stentorstimme rufen wird: „Ihr da, macht fort: das Spiel kann beginnen!" Urbanus.

Neue Bücher.

„Der gefesselte Faust". Der Menschheitskomödie letzter Schluß von Johannes Gaulke. Freier literarischer Verlag Berlin-Tempelhof.

Johannes Gaulke heißt er und ist seit langer Zeit mein Freund. Vor einigen Jahren überraschte er uns mit einer Bronze, einem feinen Verächterkopf, einem Mephisto, den niemand prellt, einem überlegenen. Heute kommt er mit einem Buche, in dem er uns seine Intimität mit dem Satan auseinandersetzt. Ein Buch voll Kraft und Ohnmacht. Subjektiv stark, objektiv ohnmächtig.

Die Welt ist eine Schrulle, ein Unsinn! Die Menschen Narren voll Einbildungen! Der Sinn der Welt könnte nur ein Spaß für einen Teufel sein, der sich über seine Geschöpfe lustig machte! Kunst, Wissenschaft — gar die Religion -- alles Sparren! Die großen Bewegungen, Kämpfe, die Erschütterungen — lächerliche Rumore ohne Sinn und Zweck und Ziel! Die Heroen betrogene Betrüger! Die Geschichte ein dröhnender Lärm ohne Wert und Gehalt, aller Größe bar!

Der Pessimismus und der Skeptizismus haben sich oft gemüht, den Menschen ihre Welt zu verleiden. Groß und furchtbar hat Buddha das kahle Vorgebirge des Daseins mit einem Meere der Verneinung zu bedecken versucht. Wenn Satan, wie Carlyle meint, das ewige „Nein" ist, dann hat der Böse keinen grandioseren Propheten als den Königssohn Gautama; gegen den Daseinsdurst, den verächtlichen, rief er die Menschheit zur Selbstvernichtung auf: das Menschengeschlecht, das mit ehernen Ketten an das Dasein geknüpft und gezwungen ist, fortzeugend der Tragödie neue Akteure zu gebären.

Größer und erhabener sind Pessimismus und Skeptizismus oft gepredigt worden, als in Gaulkes Buche; aber niemals mit so echter Ruppigkeit und kalter Sicherheit.

Wenn im Koheleth der Weise die Eitelkeit aller Dinge als das Ende der Erfahrung registriert, so

Digitized by Google

regt er uns nicht auf. Mit solcher Alterserkenntnis kann man eine Schlafmütze sein. Gaulke reizt uns mit dem niederträchtigen, überlegenen Grinsen, mit dem harten Sarkasmus, mit denen er uns durch die heiligen Hallen führt. Mit der Gelassenheit eines Unfehlbaren klopft er allenthalben an, und siehe, alles ist hohl und leer. Luther und der Papst schelten einander — und wir vernehmen nicht die Signale einer Weltwende, sondern das Blech eines Korybantenchors dröhnt uns ins Ohr mit dem niederträchtigen Lachen unseres Verfassers. Der große Alexander zieht in die Welt, und der Verächter zeigt uns auf seinen Spuren nur den brüllenden Wahn der Menschheit, die nicht leben kann ohne Schlachtfelder und Unterordnung. Napoleon, Bismarck steigen auf in meteorischer Energie; der Verächter nötigt sie, ihr Innerstes zu entblößen; zum Vorschein kommt das unbändige Ich, das mit Völkern ein ekelhaftes Spiel spielen muß aus angeborenem Drange. Hinter ihnen her jubelt der blöde Enthusiasmus der zerschossenen Invaliden, die mit dem Leierkasten umherziehen und nach einer Kupfermünze haschen. Ein leicht schreitender Hohn beleuchtet das Auftreten der Philosophen, die seit Jahrtausenden der Wahrheit nachjagen; ihre erhabenen Worte wandeln sich scheinbar von selbst in Tiraden, ihre getürmten Systeme gleichen der Arbeit von Danaes Töchtern, ihre Wahrheiten sind nichts als Tratsch. Am Ziel steht ein alter Esel, den sein Herr nach einem Leben voll Prügel in die Freiheit hinaus gejagt hat, in die Freiheit — zu sterben.

Subjektiv ist dieser „Gefesselte Faust“ — von einigen saloppen Entgleisungen und Flachheiten abgesehen -- eines starken Lebens furchtbares Fazit, auch stilistisch überwiegend stark; objektiv ist er ohnmächtig. Ohnmächtiger als Buddha, dessen düstere Größe immer wieder die hohen Verneiner in ihren Bann zieht. Der Pessimismus bedarf, um zu verführen, eines erhabenen Standortes, und das Gewand der Ruppigkeit mindert seine werbede Kraft. Selbst wenn uns unwiderleglich bewiesen würde, daß die Weltgeschichte nur ein jämmerlicher Gassenhauer sei, würden wir uns an der Eroica, an Homer, an Goethe, Shakespeare erbauen und mit ihnen „schwärmen“.

Nicht nur die eherne Fessel der Natur steht — sie als gemeine Gewalt -- auf der Seite der Bejaher, die Rüstigen bejahen mit erwogenem Willen. Der große Prozeß ist dennoch schön und dennoch der Mühen wert. Satans Verächtermiene ist auch nur ein Objekt für die höchste Ueberlegenheit, die den Pessimismus ablehnt. Und Gaulkes Höllenfahrten müssen mit ihrer kalten Finsternis doch nur unsern Enthusiasmus bereichern. Hans Leuß.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H, Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 23 | Berlin, den 8. Juni 1912. | 41. Jahrgang Band 81.

Also sprach Harnack . .

Von

Heinrich Ilgenstein.

Wir leben im Zeichen religiöser Sehnsucht: Nach einer Zeit der Indifferenz, die zum großen Teil auf das Schuldkonto der Kirche kommt, geht durch die Menschheit ein neues Suchen.

Man ist sehr verschiedener Meinung darüber, wo heute, da das Dogmatische nur noch von einer immer kleiner werdenden Minorität festgehalten wird, der rechte Weg zu finden ist. Die einen sehen in der Religion eine so persönliche Angelegenheit des Menschen, daß sie es ablehnen, sich an neuen Zusammenschlüssen irgendwie zu beteiligen. Die anderen, die in der Staatskirche eine Heimat nicht mehr finden, schließen sich freireligiösen Gemeinden an oder treten wohl dem Monistenbund bei.

Dies letztere ist (meine ich) Nebensache. Gewiß, wir alle, die wir uns dem dualistischen Kirchendogma, das einen äußeren Gott predigt, entwachsen fühlen, sind im eigentlichen Sinne des Wortes Monisten. Wir sind es, weil wir den Weltenschöpfer und sein Werk nicht mehr zu trennen vermögen – weil uns ein Glaube, der die Verleugnung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis zur Voraussetzung hat, als etwas Irreligiöses erscheint. Und weil wir dank der geleisteten Forscherarbeit alles Sein und Leben als eine große, uns beglückende Einheit empfinden, in der für irgendeine anbetungswürdige Willkür kein Raum ist.

Den Orthodoxen, die ehrlich an den „Gott von außen" glauben, solange sie auch unsern Glauben respektieren, alle Freiheit der Welt! Aber, ob bewußt oder unbewußt, ob noch aus äußerlichen Gründen tote Glieder der Staatskirche oder nicht, wir andern sind Monisten.

Es ist eine Geschmacksfrage und eine Frage der Politik, ob gegenüber den Anmaßungen der in ihrer Machtstellung bedrohten Staatskirche ein Monistenbund not tut oder nicht. Es gibt manchen, der gewiß nicht ohne Berechtigung auch hier so etwas wie den Anfang einer zukünftigen religiösen Unfreiheit vorausahnt. Jede Kirchenbildung trägt den Keim zum Papsttum in sich. Und daß auch der Monistenbund nicht frei von dogmatischen Tendenzen ist, beweist der allerdings wieder aufgegebene Versuch eines „monistischen Katechismus".

Aber wie man auch darüber denken mag, ob hüben oder drüben eingeschriebenes Mitglied oder ob (für mich in punkto Glauben und Religion das Natürlichste) überhaupt nicht organisiert: die Diskussion über das religiöse Suchen der Menschen heischt eine gewisse Würde des Tons. Die Orthodoxen sind unduldsame Fanatiker und hierin schon immer ein schlechtes Erziehungsbeispiel gewesen. Aber wie sehr auch angeblich Liberale mitunter an peinlich geräuschvoller Unduldsamkeit leiden und für das religiöse Empfinden anderer nur eitel Ueberhebung haben, das zeigt uns Berlins Universitätskoryphäe, Herr Geheimrat Harnack, Professor der Theologie.

Es war auf dem evangelisch-sozialen Kongreß, der dieser Tage in der Kanonenstadt Essen tagte. Jeder, der die außerordentlich vernünftigen Ausführungen der Professoren von Wiese und Adolf Wagner bei dieser Gelegenheit gehört, wird gern anerkennen, daß es auch diesmal wieder eine durchaus würdige Veranstaltung war. Eine würdige Veranstaltung, die nur durch Geheimrat Harnack gestört wurde. Und in einer Weise gestört, gegen die jeder halbwegs Ge-

Digitized by Google

schmackvolle nicht energisch genug Einspruch erheben kann.

Herr Harnack ist nicht Monist. Dafür kann er nichts. Er ist eben Dualist. Niemand versucht, ihn zu bekehren. Aber er fühlt sich als preußischer Geheimrat dazu berufen, einem Teil des deutschen Volkes in Sachen Religion die Leviten zu lesen.

Hat da ein hochgeachteter Mann bei dem Hamburger Monistenkongreß seinem persönlichen Glauben nach vom „monistischen Jahrhundert" gesprochen, Herr Geheimrat Harnack hält es für gebildet und anständig, diesen Andersgläubigen nun vor aller Oeffentlichkeit einen „frechen Mann" zu nennen.

Der Monismus, das heißt die religiöse Erkenntnis, daß wir das Göttliche in uns und nicht außer uns suchen müssen, ist heute der religiöse Besitz von Tausenden und aber Tausenden. Herr Geheimrat Harnack erklärt den Monismus einfach für „töricht", und nennt es ein „Schlagwort" und einen „Pappenstiel".

Herr Geheimrat Harnack weiß, daß das religiöse Weltbild der Monisten, anders wie das der Dualisten, nicht mit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis in Feindschaft lebt. Herr Geheimrat Harnack geistreichelt: „An Käferbeinen oder an einem Elektrophor kann man keine Weltanschauung gewinnen. Man kann höchstens damit herumtorkeln."

Liberal oder konservativ? Was bedeutet das? Jedenfalls doch etwas, wofür wir wenigstens auf religiösem Gebiet Respekt verlangen können. Jedenfalls eine Sehnsucht, ein Suchen, ein Streben. Was sind die Begriffe liberal und konservativ für Herrn Harnack? Zwei „Kleiderhaken", die der Herr Geheimrat nicht zu benutzen geneigt sind. So sagte er. Aber dann verbesserte er sich. Er hatte wohl Angst, von der religiösen Weltanschauung anderer als von „Kleiderhaken" mit zu viel Respekt gesprochen zu haben und nannte dann den Kampf zwischen liberal und konservativ, diesen Kampf, von dem sich alles politische und religiöse Leben und Streben nährt „Stänkereien".

Ehe dieser hochgebildete Geheimrat sich solchermaßen über den Glauben seiner Mitmenschen aussprach, hatte Herr Professor Dr. von Wiese-Hannover auf demselben Kongreß gesagt: „Ich habe die Ueberzeugung, in dem Maße, in dem es uns gelingt, Deutschland aus einer Kaserne in eine hohe Schule freier Männlichkeit zu wandeln, werden die sozialen Probleme an Schwierigkeit und Schärfe sehr verlieren . ." Gibt es für den Kommandoton, in dem man auch noch im Deutschland von heute die allein zulässige Staatsreligion einzudrillen glaubt, einen schlagenderen Beweis, als diese religiösen Kasernenhofblüten eines deutschen Geheimrats? Wenn im preußischen Abgeordnetenhaus ein Volksvertreter über das Wesen des menschenmordenden Krieges sich nur halb so herabwürdigend äußert, dann jammert man über die „Majestätsbeleidigung des Krieges" und ruft womöglich nach Staatsanwalt und Polizei. Doch die Religion ist vogelfrei. Aber natürlich nur die Religion derer, die sich etwas anderes zu glauben unterstehen, als es Kirche und Theologenzunft vorschreiben.

Dämon Alkohol.

Von

Johannes Gaulke.

Dem Erzschelm Bacchus und dem trinkfesten König Gambrinus geht es in unseren Tagen nicht gut. Ein heftiger Kampf ist gegen die unter ihrem Schutze stehenden Getränke entbrannt, und die Schutzheiligen aller Trinker laufen Gefahr, ihres Thrones für verlustig erklärt zu werden. In Volksversammlungen, in der Presse und selbst im Parlament rückt man dem „Dämon Alkohol" auf den Pelz. Die Gegner des Alkohols schildern die Folgen des Alkoholgenusses in den krassesten Farben. Selbst der mäßige Trinker, der vielleicht nur zu den Mahlzeiten ein Gläschen Bier konsumiert, gilt bei ihnen schon als Alkoholiker. Grauenhaft sollen die Folgen sein, die der Alkohol im menschlichen Organismus anrichtet. Wir gehen dem wirtschaftlichen und politischen Ruin entgegen, wir steuern auf den moralischen Bankrott los -- durch den Alkohol! Die Statistik beweist

Digitized by Google

es! Das deutsche Volk versäuft jahraus jahrein 4 Milliarden, also eine Summe in Höhe der französischen Kriegskontribution von 1871. Es ist eine gruselige Geschichte!

Bei nüchterner Betrachtung der Dinge gelangen wir indessen zu wesentlich anderen Resultaten. Die Abschreckungstheorie, die meistens mit ungewöhnlich volkstümlichen Mitteln arbeitet, hat der Sache, der sie dienen will, nicht viel genützt. Würde der Alkohol die Verwüstungen, die uns die Bilder, Tabellen und Wachspräparate der Abschreckungstheoretiker veranschaulichen, in allen Fällen anrichten, dürfte es überhaupt keine gesunden und widerstandsfähigen Menschen geben, dann liefe die Menschheit wirklich Gefahr, in wenigen Jahrzehnten am Alkoholismus zugrunde zu gehen. Tatsächlich sind aber die Menschen heute nicht stärker dem Alkohol ergeben als in früheren Zeiten. Der Alkohol ist eine Begleiterscheinung des Kulturlebens. Schon die Griechen und Römer, und vor ihnen die Aegypter und Babylonier, wußten einen guten Tropfen zu schätzen, ebenso unsere Stammväter, die alten Germanen, die Tacitus in seiner „Germania" als arge Trinker charakterisiert hat. Im Mittelalter wurde, wie wir aus zahlreichen Chroniken wissen, nicht nur bei festlichen Gelegenheiten, sondern auch im Hause so wacker gezecht, daß unsere Durchschnittsleistung im Vertilgen alkoholischer Getränke daneben ganz verschwindet. Und dennoch ist die Menschheit am Alkoholismus nicht zugrunde gegangen. Einzelne Individuen allerdings, aber damit ist in dieser heißumstrittenen Frage eigentlich nichts bewiesen. Die chronischen Alkoholiker sind in den meisten Fällen Menschen ohne Widerstandskraft und Selbstkontrolle, die im Lebenskampf mit höchster Wahrscheinlichkeit auch ohne den Alkohol frühzeitig erschlafft wären. Insofern könnte der Alkohol gar als ein Mittel der Auslese der Tüchtigen bezeichnet werden, weil er die Minderwertigen und weniger Widerstandsfähigen in verhältnismäßig kurzer Zeit ausscheidet.

Die Neigung, narkotische Stoffe, zu denen auch die alkoholischen Getränke gehören, zu genießen, ist eine allgemein menschliche, die unabhängig von dem Kulturzustand eines Volkes ist. Es wechselt in der Geschichte und bei den einzelnen Völkern nur die Art der Narkotika. Während die Asiaten sich vorwiegend des Opiums als Narkotikum bedienen, überwiegt bei den Europäern der Alkohol in seinen drei Hauptformen, als Wein, Bier und Branntwein. Ursprünglich genoß man nur bei den Mahlzeiten ein alkoholisches Getränk als appetitanreizendes Mittel, fast gleichzeitig bürgerte sich das Trinken bei geselligen Zusammenkünften ein, daneben auch bei religiösen Zeremonien, wie bei den aphrodisischen Festen des Altertums und bei der Abendmahlfeier der christlichen Kirche. In der Neuzeit verbreitete sich die Sitte des gewohnheitsmäßigen Trinkens bei der Arbeit und während der Arbeitspausen, um einen Ausgleich mangelhafter Ernährung und eine Steigerung der Arbeitsleistung zu erzielen. Damit wurde der Alkoholismus zu einer allgemeinen sozialen Erscheinung.

Die Wirkungen alkoholischer Getränke auf den Organismus sind höchst mannigfaltig, je nach der Art, der Menge und der Gewohnheit. Der dem Körper einverleibte Alkohol wird sehr schnell nach Genuß von den Schleimhäuten des Magens und der Gedärme resorbiert und durch den Blutlauf den Geweben zugeführt, wo er bei fortgesetzter und regelmäßiger Zufuhr gefährliche Veränderungen hervorrufen kann.

Nicht zu unterschätzen sind auch die Wirkungen des Alkohols auf die seelischen Vorgänge. Schon nach Genuß von geringen Mengen Alkohol tritt eine wohltuende Beeinflussung unserer Gefühlssphäre, der allgemeinen Stimmung, ein. Der Alkohol ist somit ein Mittel, durch das wir uns zu jeder Zeit und gänzlich unabhängig von den Eindrücken der Außenwelt Lustgefühle verschaffen können. Seiner euphorischen, d. i. lusterregenden Wirkung, verdankt der Alkohol seine außerordentliche Verbreitung und Wertschätzung. Daher erklärt es sich, daß alle Versuche, den Menschen von dem Genuß narkotischer Stoffe durch eindringliche Schilderung ihrer Folgen zurückzuschrecken, in der Hauptsache scheitern. Das Alkoholproblem dreht sich somit nicht um die Frage, ob der Alkohol überhaupt als „Kulturgift" ausgeschaltet werden kann, sondern wie

Digitized by Google

die Gefahren, die er im Gefolge hat, vermieden werden können. Es ist die Aufgabe des Hygienikers, das „zulässige Maß" festzustellen, das heißt die Grenze festzustellen, bis zu der der Alkoholgenuß ohne Gefährdung der Gesundheit ausgedehnt werden darf. Auch ist die Form der alkoholischen Getränke, ob Wein, Bier oder Branntwein, wohl zu berücksichtigen.

Von allen alkoholischen Getränken ist dem Bier wegen seines relativ geringen Alkoholgehalts der Vorzug zu geben. Der Wein, der einen bedeutend höheren Prozentsatz an Alkohol enthält, kommt für uns als Hausgetränk, da wir den Hauptbedarf durch den Anstand decken müßten, nicht in Betracht. Bleibt noch der Branntwein, der schon aus dem Grunde nicht als Hausgetränk empfohlen werden kann, weil der regelmäßige Genuß in den meisten Fällen zum Alkoholismus führt. In vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in den Gefilden Ostelbiens, ist der Branntwein leider das Getränk des kleinen Mannes geworden. Nicht das Bier und der Wein haben den Alkoholismus als soziale Erscheinung gezeitigt, sondern der Branntwein hat allein die Degenerierung der Rasse beschleunigt, nachdem er sich als Gewohnheitsgetränk bei der Mahlzeit, bei der Arbeit oder bei Zusammenkünften eingebürgert hat. Gefördert wurde diese Entwicklung durch den Rückgang der Leguminosen und Zerealien als Volksnahrungsmittel, an deren Stelle die Kartoffel getreten ist. In allen Kulturländern ist der Branntwein der unzertrennliche Begleiter der Kartoffel geworden, da er die Eigentümlichkeit besitzt, eine einförmige und wenig appetitreizende Nahrung schmackhaft zu machen.

Es sollte das Bestreben jeder volksfreundlichen Regierung sein, dem verderblichen Einfluß des Branntweingenusses entgegenzuarbeiten, statt dessen ist aber bei uns in Form einer Liebesgabe noch eine Prämie auf die Volksvergiftung durch Schnaps gesetzt worden. Als Antwort darauf hat die organisierte Arbeiterschaft einen Boykott gegen den ostelbischen Fusel eröffnet, der bedeutungsvoller ist als die gesamte Traktätchenliteratur der Abstinenzbewegung.

Nicht gegen den Alkoholismus im allgemeinen, sondern gegen den Mißbrauch schlechter alkoholischer Getränke, die, im Ueberfluß genossen, den Körper frühzeitig zermürben und den Geist verblöden, haben wir uns zu wenden. Ein gutes Glas Bier oder ein reiner Wein haben noch keinem etwas geschadet. Sie haben fast alle in Baccho et Venere exzediert, die uns etwas zu sagen gehabt haben oder die Welt um etliche Jahrzehnte vorwärts gebracht haben. Unter den „historischen Trinkern" gibt es sogar eine große Anzahl, die bei einer außerordentlichen Leistungsfähigkeit trotz Alkoholgenusses ein respektables Alter erreicht haben. Da wäre Bismarck zu nennen, der als ein warnendes Exempel in die Schreckenskammer der Abstinenzler gehört. Auch Goethe wäre als historischer Trinker anzuführen. „Drum, Brüderchen! Ergo bibamus!" Ebenso Lessing, dessen Sinnspruch auf die Trinkerneigung bei dieser Gelegenheit zitiert sei:

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Es liegt mir bei aller Wertschätzung eines guten Tropfens gewiß fern, dem Alkohol eine schöpferische Kraft zu vindizieren, ihn als Elixier zu bezeichnen, das den Menschen zu etwas Großem begeistere — aber wer wollte es in Abrede stellen, daß er Lebens- und Genußwerte schafft! Allerdings ist jeder Genuß — das kann nicht bestritten werden — auch mit Gefahren verbunden. Aber wer nicht die Courage hat, einer Gefahr zu begegnen, der soll sich bei Lebzeiten begraben lassen. Selbst der Liebesgenuß, der ursprünglichste von allen, ist mit Gefahren verbunden, in erster Linie der illegitime, weniger der staatlich konzessionierte. Aber dennoch liegt in der Gefahr, der wir trotzen, oft der stärkste Lebensreiz. Wir leben um so intensiver, je mehr wir uns gefährdet wissen. Nicht die Ruhmsucht, nicht der Beifall der Massen ist es, der den Menschen zu den höchsten und gefahrvollsten Leistungen anspornt. Die kühnen Polarforscher, die Durch-

Digitized by Google

querer Afrikas, die Eroberer der Lüfte werden mir dies bestätigen.

Statt uns mit neuen Aengsten zu belasten, sollten wir stets danach trachten, die Angst vor wirklichen und eingebildeten Gefahren, die uns eine falsche Erziehung mit auf den Lebensweg gegeben hat, zu überwinden. In dieser Beziehung wird gerade von den Aposteln der Abstinenz, die es nicht unterlassen können, bei jeder Gelegenheit ein Schreckgespenst an die Wand zu malen, entsetzlich gesündigt. Was soll der Mensch nicht alles beobachten, was unterlassen, um sich gesund und stark zu erhalten! Wenn es nach gewissen angstgeschwollenen Gesundheitsaposteln ginge, müßte sich jeder Mensch mindestens einmal im Jahre einer Schutzimpfung gegen Pocken, Syphilis, Tuberkulose, Alkoholismus und sonstwas unterziehen. Ueber das, was der Mensch essen und trinken soll, wie lange er arbeiten, wie lange er schlafen soll, über die „rationelle" Zusammensetzung der Speisen, über die Flüssigkeitsmengen, die dem Körper zuträglich sind, gibt es „anerkannt" wissenschaftliche Tabellen, die natürlich solange ihre Geltung behalten, bis eine noch gediegenere Ernährungstheorie aufgestellt ist. Wer sein Leben bis zur patriarchalischen Grenze ausdehnen will, der befolge gewissenhaft den Rat weiser Männer, der beobachte sich unausgesetzt von früh bis spät, der werde mit einem Wort ein Lebensautomat!

Oede und bleiern wäre ein Leben, das nach den Grundsätzen einer strengen Abstinenz geführt wird. Der Mensch muß darüber notwendig jeden höheren Schwung der Seele einbüßen und unrettbar dem Philisterium verfallen, das Goethe so herrlich in den „Sprüchen in Reimen" charakterisiert:

Wer ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung angefüllt,
Daß Gott erbarm'!

Vor diesem Angstgebilde mögen uns alle Götter Griechenlands bewahren. Darum fort mit der Abschreckungstheorie der Abstinenzler! Ein ganzer Kerl wird auch ohne das Gespenst der Verblödung und der Arterienverkalkung mit dem Alkohol fertig werden. Im Uebermaß genossen, kann selbst die gezuckerte Limonade dem Menschen gefährlich werden.

Ich formuliere meinen Standpunkt in der Alkoholfrage dahin: Abstinenz ist gut und empfehlenswert, insofern es sich um die Enthaltsamkeit vom fuselreichen ostelbischen Kartoffelschnaps handelt. Ein gutes alkoholisches Getränk — sei es Bier oder Wein — kann niemals die Gefahr eines chronischen Alkoholismus nach sich ziehen. Darum richte sich der Kampf nicht gegen den Alkohol an sich, sondern gegen die schlechten alkoholischen Getränke. Im übrigen ist es grausam und töricht, dem Volke jede Genußmöglichkeit zu nehmen und ihm den Genuß von gegorenen Getränken zu verekeln. Darum singe ich trotz aller Schwarzseherei: „Beherziget Ergo bibamus!"

Stefan George.

Eine Studie von Will Scheller.

Von den Kämpfern, welche der literarischen Gärungsepoche um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts als überragende und historisch gewordene Persönlichkeiten sich entrungen haben, ist keiner so sehr von legendären Berichten über sein Wesen und Ziel umsponnen, wie der Mann des rheinischen Blutes, der deutsche Dichter Stefan George; über keinen schöpferischen Menschen in dieser Zeit sind so viele Anekdoten im Schwange, mit keinem Namen sind wie mit diesem so häufige und so verschiedene Deutungsversuche unternommen worden, und es ist ein nicht unzutreffendes Bild, wenn sich einer diesen Mann wie mit einer Palisade von Irrtümern umgeben vorstellt. Denn es ist unzweifelhaft an dem, daß alle, die nicht mit ganzem Herzen und vollem Bewußtsein dem einzigartigen Werke Georges einfach schauend und recht im Dasein sich hineinzugeben vermochten, ratlos Halt gemacht haben und noch immer Halt machen vor allerlei Fremdartigkeiten, gerade als ob es im Leben und in der Kunst immer nach der Weise des mittlern Maßes gehen sollte.

Die zweifellos ungewöhnliche Haltung, in welcher Stefan George allen Strömungen der Zeit gegenüber mit unerbittlicher Strenge beharrt, die Ordnung, nach welcher die Wandlungen seines persönlichen Ausdrucks in folge-

Digitized by Google

richtiger Symmetrie einander ablösen, die Konsequenz in allem, was von ihm ausgehend sich an andere wendet, brachte es mit sich, daß nun die Allgemeinheit ihrerseits eigensinnig blieb in ihrer Art, den nicht eben leicht zu begreifenden Sinn dieser Lebensleistung mit Schlagworten obenher abzutun. Der Dichter spricht selbst einmal von dieser schlechten Spiegelung:

Da galt ich für den salbenmunkten prinzen,
Der sanft geschaukelt seine takte zählte
In schlanker anmut oder kühler würde,
In blasser erdenferner festlichkeit.
Vor einer ganzen jugend reifen werken
Ihr rietet nichts von qualen durch den sturm
Nach höchstem fluch, von jährlich blutigen träumen.

Und wirklich ist selbst im Kreise derer, die sonst mit erfreulichem Verständnis den neuen Kräften gegenüberstehen, eine nicht wegzuleugnende Stimmung vorhanden, welche der Wärme sehr entbehrt und diesem Dichter kaum etwas anderes zukommen lassen möchte, als eine mißtönende Anerkennung seiner Fähigkeiten, soweit sie sich auf das Technische und Formale in der Kunst beziehen.

Allerdings beruht die gegenwärtige Wirkung seines Willens vornehmlich auf der allein von ihm erreichten Ausbildung der Kunst in Worten. „Das gedicht ist der höchste endgültige ausdruck eines geschehens, nicht wiedergabe eines gedankens, sondern einer stimmung. Was in der malerei wirkt, ist verteilung, linie und farbe, in der dichtung: auswahl, maß und klang.“ Die Prägnanz einer solchen Regel deutet auf ein erhebliches Bewußtsein des Könnens und Wissens, und deshalb ist George geradezu als ein Lehrmeister der jungen Dichter anzusehen: er weiß genau, welche Mittel und wie sie anzuwenden sind, und zeigt es an seinem eigenen Werke lebensvoll und klar genug. So haben sich von Anfang an begeisterte Menschen um ihn geschart, und man sollte doch meinen, daß eine solche Hingabe der Persönlichkeit an einen bedeutenden Geist eher etwas sehr Schönes als etwas Belächelnswertes sei. Indessen wirkt der Wille Georges nicht nur in engem Kreise, sondern sein Beispiel und das seiner Anhänger hatte zur nächsten Folge, daß heutzutage von Dichtern kein salopper Vers mehr geschrieben wird, eine Folge, deren Ungeheuerlichkeit man erst verstehen kann, wenn man erwägt, welcher Zuchtlosigkeit des Ausdrucks die Schreibenden in Deutschland verfallen waren in der Zeit, in welcher George zu wirken begann.

Selbstzucht des Künstlers ist diejenige Eigenschaft, welche man diesem Dichter vor allem mit stärkerm oder geringerm Nachdruck zuerkannt hat, je nachdem der Beurteiler berufen oder weniger berufen war. Selbstzucht des Künstlers ist aber mehr als Beherrschung der äußern Technik, ist jenes Lebensgefühl, welches das Menschliche im künstlerisch gehobenen Dasein nur als Mittel zum Ausdruck eines zeitlos wirkenden Wesens betrachtet. Dies Höchste, „fühlend über dem Gefühl zu stehen“, fühlen und dennoch beherrschen, beherrschen und dennoch empfinden, ist in den besten Gedichten von Stefan George unvergleichlich lebhaft zu empfinden, und der Lauschende bemerkt es in dem melodischen Fluß der Verse ebensowohl wie in der absichtlich träumerischen Verschleierung des Gedanklichen. Was selbst nur ahnungsweise empfunden wird, darf auch nur ahnungsweise gesagt werden.

Die Gärten schließen.

Frühe nacht verwirrt die ebnen bahnen,
Kalte traufe trübt die weiher,
Glückliche Apolle und Dianen
Hüllen sich in nebelschleier.

Graue blätter wirbeln nach den gruften,
Dahlien levkojen rosen
In erzwungenem orchester duften,
Wollen schlaf bei weichen moosen.

Heiße monde flohen aus der pforte,
Ward dein hoffen deine habe?
Baust du immer noch auf ihre worte
Pilger mit der hand am stabe?

Es läßt sich nicht gedanklich deuten, was im Innersten des Daseins wirkt und zur Aussprache drängt. Nur dem Dichter ist gegeben, die Rätsel, die sein Blut bewegen, rhythmisch zu gestalten, dem Lauf eben dieses Blutes gemäß. Es handelt sich nicht darum, daß die Dichter „versifizierte Bulletins ihres Wohlbefindens“ ausgeben, sondern darum, daß sie die Kraft, von welcher ihr Dasein gehoben ist, in die Gebilde der Kunst hineinwirken lassen und ihr persönliches Wesen auf diese Art sichtbar manifestieren. Inwieweit hierbei das Bewußtsein scheidet und auswählt, inwieweit das künstlerische Empfinden hierbei zu richten hat, ist persönliche Angelegenheit des Dichters, weil es von dem individuellen Charakter abhängt. Platen formte bewußt, weil er nicht anders konnte, Goethe war die Form gegeben in dem Augenblick, als er den Drang zur Aussprache empfand. Es ist immer der eigene Stern, welcher den Dichtern das klingende Gewand ihrer Gefühle bestimmt. Und es ist auch nicht mehr als das Schicksal eines öffentlichen Menschen, wenn George immer wieder als der Künstler des Formalen, als der leidenschaftlose Spieler mit Rhythmen und Reimen angesehen wird. Er hat solche Irrtümer nur zu gut geahnt, als er sich solange vor der Welt verschloß, und in dem Augenblick, als er vor die Oeffentlichkeit hintrat, mußte er sich auch entscheiden: es gab nur ein Für und ein Gegen,

Digitized by Google

er mußte entweder dem Publikum huldigen und die Kunst kompromittieren oder der Kunst dienen und sich der Verkennung und der Verlästerung aussetzen. Und er wählte den Weg der Dornen. Aber er konnte das mit gutem Gewissen tun, denn er war sich durchaus klar über sein Wesen und seine Kraft. Er sagte sich, daß „nichts was der öffentlichkeit entgegenkommt auch nur den allergeringsten wert" hat, und richtete seinen scharfen Blick in sein eigenes Inneres, wo er wichtigere Kräfte ihr Wesen treiben sah, als in der umgebenden Welt, einer Welt, aus welcher er zuweilen eine noch unverbrauchte Kraft zu sich entbieten konnte. Er sah in sich hinein und wurde sich klaren Auges bewußt der schöpferischen Vorgänge.

Auf der Stärke des empfindsamen Interesses, auf dieser Begeisterungsfähigkeit und Deutlichkeit der Gefühle beruht das Treibende. In dem Augenblick, in welchem die äußerste Reife des Gefühls mit dem geläuterten Fluß der Stimmung zusammentrifft, entsteht das Gedicht; dies zu wissen und zum herrschenden Bewußtsein zu erheben, ist das Kennzeichen des Meisters. Das folgende Gedicht gibt an, wie rein ein Gefühl und wie lebhaft bildsam eine Stimmung sein kann.

Der Freund der Fluren.

Kurz vor dem frührot sieht man in den fähren
Ihn schreiten, in der hand die blanke hippe
Und wägend greifen in die vollen ähren
Die gelben körner prüfend mit der lippe.

Dann sieht man zwischen reben ihn mit basten
Die losen binden an die starken schäfte
Die harten grünen herlinge betasten
Und brechen einer ranke überkräfte.

Er schüttelt dann ob er dem wetter trutze
Den jungen baum und mißt der wolken schieben
Er gibt dem liebling einen pfahl zum schutze
Und lächelt ihm dem erste früchte trieben.

Er schöpft und gießt mit einem kürbisnapfe
Er beugt sich oft die quecken auszuharken
Und üppig blühen unter seinem stapfe
Und reifend schwellen um ihn die gemarken.

In diesem Gedicht ist geradezu zu spüren, wie die Sonne aufgeht und das weite Land mit vollem Licht begnadet. Solch ein restloses Ergreifen der gesamten Stimmung, solch ein schlackenloses Umschaffen des bewegten Empfindens zum festen Bild macht George zu dem mächtigsten Gestalter, den die Deutschen in der Lyrik überhaupt gehabt haben. Das bedeutet sehr viel, denn die Lyrik ist bekanntlich das wichtigste Element in der deutschen Literatur. Im Drama und im Roman sind andere Nationen den Deutschen voraus, aber das Lyrische ist nirgendwo so reich und voll zur Blüte gekommen wie in Deutschland. Stefan George ist reiner Lyriker. Er geht nur einen Weg, und eben dies ist es, was ihm so oft verdacht wird, das bewußte Steigern des Empfindens bis zu der Höhe, wo es in seiner Hand zum strahlenden Gebilde der Kunst wird. Man glaubt, dabei könne nichts Natürliches herauskommen, aber das ist nur eine Begriffsverwirrung. Die Kunst gibt das innerste Wesen der Natur, die Symmetrie, die Form, das, was wirkend besteht. Und den Kern einer Stimmung zu erfassen und, wie er ist, hinzustellen — ist das etwas Unnatürliches? Nichts halb zu sagen, alles restlos und ohne Vermischung mit Fremdem auszusprechen — ist das nicht ein treuer Dienst der Natur? Gewiß machen die Gedichte Georges zuerst einen vorwiegend kunstmäßigen Eindruck. Das kommt aber daher, daß die meisten Menschen entweder durch die schlechten Verse, die seit Heine gemacht werden, einen korrumpierten Geschmack bekommen haben oder infolge ihrer persönlichen Lebensführung einer primitivern Kost bedürftig sind. Nicht am Dichter liegt es in diesem Falle, wenn sich Menschen durch seine hohen Anforderungen entmutigt von ihm abwenden. Und doch gibt es Gedichte von ihm, die auch den Nüchternsten beleben können. Man sage sich einmal dieses Gedicht her und lasse sich von ihm gefangen nehmen:

Rückkehr.

Ich fahre heim auf reichem kahne
Das ziel erwacht im abendrot.
Vom maste weht die weiße fahne,
Wir übereilen manches boot.

Die alten ufer und gebäude
Die alten glocken neu mir sind,
Mit der verheißung neuer freude
Bereden mich die winde lind.

Da taucht aus grünen wogenkämmen
Ein wort, ein rosenes gesicht:
Du wohntest lang bei fremden stämmen,
Doch unsre liebe starb dir nicht.

Du fuhrest aus im morgengrauen
Und als ob einen tag nur fern
Begrüßen dich die weilenfrauen
Die ufer und der erste stern.

Die Kraft und der Reichtum eines Empfindens, das sich so lebensvoll auszusprechen vermag, berechtigt zu der Annahme, daß die künstlerische Bewältigung des innern Daseins nicht die einzige Beschaffenheit ist, welche diesen Dichter zu einer solchen Höhe der Sichtbarkeit erhebt. Und in der Tat sind an George noch andere Eigenschaften festzustellen, die ihn alsbald, wenn man will, natürlicher, und die ihn vielleicht auch großzügiger und tiefer von Blick und Geste erscheinen lassen. Und so findet, wer nur ein wenig den Staub allzu vul-

Digitized by Google

gärer Betrachtungsweisen von sich schüttelt, sogleich eine Fülle von rühmlichen Adjektiven, mit denen er den Dichter angenehm belegen kann, wenn er denn dieses Bedürfnis durchaus befriedigen muß, er findet sogleich gegenüber der gewaltigen Meisterschaft des künstlerischen Menschen kleinere, liebenswürdige und weise Züge, die jenen auch dem flüchtigern Empfinden wert machen können. Hauptsächlich zu bemerken und als ein besonders wichtiges Thema anzusehen ist da das Deutschtum Georges, das von den ersten Büchern bis zu den neuesten Gedichten immer wieder im Ausdruck sowohl wie in der oft geradezu markigen Komposition und der schwerflüssigen Melancholie mancher Gehalte zu empfinden ist. Der Schwung, der den besten Gedichten Georges innewohnt, ist nicht südlich — es kann mit Versen aus den „Hymnen" so gut wie aus dem „Siebenten Ring" belegt werden. Was er feiert, ob es einem Schmerz gilt oder einer Lust, es ist immer Feier, aber in jenem getragenen Ton, der im Süden keine bleibende Stätte hat. Die Stimmung ist mächtig durch das Wort hindurch und bezaubert. George hat die deutsche Dichtung um Lieder bereichert, die von derselben Innigkeit beseelt sind wie andere, die wir von Goethe haben, aber nicht weniger als in ihnen ist in den Gedichten, die bewußte Kunstwerke sind, der Schwung herrschend, der, sei er leidenschaftlich, beschaulich oder, wie in dem folgenden Beispiel, resignierend, hinausträgt über die Grenzen des individuellen Empfindens in das Allgemeine, der Elan, der eigentlich nur dem germanischen und auch da vorwiegend dem deutschen Blute eigen ist. Das folgende Gedicht vermag es vielleicht, den Sinn dieser Sätze zu verdeutlichen.

Es lacht in dem steigenden jahr dir
Der duft aus dem garten noch leis.
Flicht in dem flatternden haar dir
Eppich und ehrenpreis.

Die wehende saat ist wie gold noch,
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich,
Rosen begrüßen dich hold noch,
Ward auch ihr glanz etwas bleich.

Verschweigen wir, was uns verwehrt ist,
Geloben wir glücklich zu sein
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist
Als noch ein rundgang zu zwein.

Wen Verse wie diese nicht entzücken, für den werden Gedichte eben nicht geschrieben. Ein Vers von George ist nicht sanitären, religiösen oder politischen Zwecken dienstbar, indem er etwa das kränkliche Gemüt erheitern, den Glauben festigen oder den Staatsbürger begeistern soll. Die Kunst hat keinen andern Zweck, als die Bewegung des Natürlichen so zu bannen, daß sie immer von neuem genießbar wird. Dieses Genießen ist allerdings keine gewöhnliche oder häufige Tugend, und es liegt ein Unterschied darin, einen Moderoman zu lesen oder ein Gedicht von Goethe zu erleben — denn das Kunstwerk will mit allen Sinnen erlebt werden, aber das wissen die meisten nicht, weil ihnen Begriffe wie Hingabe und Ueberschwang fremd sind. Weit entfernt davon, in der Literatur etwas anderes zu suchen als Unterhaltung, verschließt sich die Mehrheit der Lesenden allemal gegen das, was ihr nicht nach dem Munde redet. Deshalb ist natürlich Stefan George wie kein anderer immer nur für einzelne da, und wenn sein Name berühmt ist, so ist er es in den Kreisen derer, die den kritischen Verstand dazu haben, und in der weithin verstreuten Gemeinschaft derer, die das Empfinden dafür haben, also bei Menschen des wissenden und des schönen Geistes, die nicht vergessen, daß der Weg zum Herzen durch Ohr und Auge geht, wenn es sich um Dichtungen handelt, vor allem durch das Ohr, und daß man ein Gedicht laut lesen muß, wenn man seinen Sinn erfassen will.

Als George 1890 die „Hymnen" erscheinen ließ, gab er zugleich zu verstehen, was ihm Wille und Ziel bedeuten. Er fand sofort überall Beachtung, und Georg Simmel veröffentlichte schon 1893 eine tiefschürfende, psychologische Studie über den jungen Dichter, der damals gerade „Das Jahr der Seele" herausgegeben hatte, dieses Buch, das so unaussprechlich reich ist an Stimmung und so berauschend in seinen Klängen. Hugo v. Hofmannsthal hat sein unvergängliches Gespräch über Gedichte von eben diesem Buche ausgehen lassen.

Heute steht George schon als Fertiger da, obgleich noch vieles von ihm zu erwarten ist. Die Gedichte im „Siebenten Ring" zeugen von einer ungeminderten Glut im Innern dieses individuellen Daseins und besagen alle, daß der Dichter noch nicht am Ende seiner Bahn sich befindet. Und bei seinen Jahren läßt sich mit Fug erhoffen, daß er seine Höhe wiederum übersteigen wird . . . und es läßt sich behaupten, daß er im Geiste jünger ist als alle heutigen Dichter. Denn er wird in jedem Buch von neuem; im „Teppich des Lebens" und in den „Liedern von Traum und Tod" zeigt er die vollzogene Ueberwindung des Menschen, der er im „Jahr der Seele" gewesen, und im „Siebenten Ring" ist das gleiche Schauspiel zu erleben: stirb und werde. Und unter denjenigen, welche die jüngsten in den „Blättern für die Kunst" abgedruckten Gedichte kennen, waltet kein Zweifel über die sonnenfrohe Zukunft des

Digitized by Google

Dichters George ..... Bekanntlich ist die Wirkung dieses Mannes nicht allein in seiner dichterischen Aeußerung gelegen, indem er lediglich als schaffender Künstler anzusehen wäre; seine Tätigkeit ist auch die des Erweckers und Führers, es haben sich um ihn, wie schon erwähnt, von Anfang an begeisterte Menschen geschart, die einen lebendigen Aufnahmeboden für seine Willensäußerungen bildeten. Dichter, Musiker und Maler stehen um ihn, und es finden sich Namen darunter, die heute einen hohen Klang haben. Von den Malern seien genannt Melchior Lechter und Ludwig v. Hofmann, von den Musikern Karl Hallwachs und Konrad Ansorge, von den Dichtern Max Dauthendey, Hugo von Hofmannsthal, Karl Vollmöller die Abgesprengten - , und zu den Gebliebenen gehören vor allen Karl Wolfskehl und Friedrich Gundolf als die Getreusten. Dieser Kreis der „Blätter für die Kunst" ist ebenso wie seine Mitte oft ein Gegenstand geringschätziger Abneigung gewesen, weil man lediglich Anbeter und Schüler um einen Gewaltherrscher zu sehen vermochte. Indessen ist diese geistige Vereinigung belebt von einem natürlichen Prinzip der Entwicklung von innen unter der gemäßen Influenz der Außenwelt, und wenn die jungen Dichter es vorderhand verschmähen, Originale zu sein, so liegt darin eher eine weise Beschränkung als schwächliche Hingabe.

Die Existenz Georges bedarf keiner Rechtfertigung. Sein Bild ist zwar den meisten noch recht undeutlich, denn es gehört immerhin ein gewisser Aufwand von geistiger Mühe dazu, das Wesen dieses außerordentlichen Menschen und dasjenige seiner Wirkung zu erfassen. Aber der unerschöpfliche Reichtum seiner Werke sichert ihm für immer seinen erhobenen Platz in der Geschichte des deutschen Geistes, und wie er in dieser Zeit steht, ist er der mächtigste Beschützer der dichtenden Kunst als einer göttlichen Ueberlieferung. Wenn er sich scharf und unerbittlich gegen alles Mindere und Geringe wendet und seine Stimme erhebt in diesem Kampf, ist ihm zugleich das Bewußtsein inne, daß er es nicht umsonst tut. Stefan George hat von allen, die heute schaffen, den stärksten Glauben an eine große dichterische Zukunft, und dieser Glaube gibt ihm die Kraft seiner Haltung und seiner einsamen Gebärde.

Und der heut eifernde posaune bläst
Und flüssig feuer schleudert weiß daß morgen
Leicht alle schönheit kraft und größe steigt
Aus eines knaben stillem flötenlied.

Randbemerkungen.

Die deutsche Lehrerversammlung.

Die beste und wirkungsvollste Waffe, die sich der Fortschritt geschmiedet, ist das Recht der Standesorganisation. Von den Gleichgültigen zuerst nur als betuliche Vereinsmeierei empfunden, von der heiligen Bürokratie auf jede Weise unterdrückt, fängt dies Recht, nach schweren Kämpfen unter den Schutz des Gesetzes gestellt, endlich an, wahrhaft befreiend zu wirken.

Die Regierung hat allzu lange in der neuen Idee, auf dem Wege der Standesorganisation ideelle und wirtschaftliche Reformarbeit zu leisten, so etwas wie „Umsturz und Revolution" gesehen. Aber je öfter die modernen Standesparlamente der großen Beamtenorganisationen zusammentreten, je mehr dürften sich die leitenden Männer davon überzeugen, daß es nur die gerechten Forderungen des Lebens und nicht disziplinwidrige Auflehnungen sind, die hier nach einem Ausdruck meist sehr ideeller Ziele ringen.

Wie stark diese Beamtenorganisationen heute bereits sind, das hat in der letzten Woche der „Deutsche Lehrertag" in Berlin bewiesen. Achttausend Jugendbildner aus allen Gauen Deutschlands waren zusammengeströmt, um sich, endlich von den Agrariern lernend, im Berliner Zirkus Schumann, zu einem Standesparlament zusammenzufinden, wie es die junge Geschichte der modernen Beamtenbewegung noch nicht gesehen.

Derjenige, der im Verbandsleben des eigenen Standes die Mühen einer solchen Kongreßvorbereitung zu studieren Gelegenheit hatte, sieht schon in der organisatorischen Vorarbeit, die hier geleistet ward, einen schönen Beweis für den starken Kulturwillen der deutschen Lehrerschaft. Er sieht, daß es lächerlich ist, von Neigung zur Disziplinwidrigkeit zu reden, wenn die Selbstdisziplin eine so glatte Abwicklung eines so vielgestaltigen Programms ermöglichte. Er empfindet, daß es absurd ist, hier womöglich von „Verärgerten" zu reden, wenn bei gleichzeitigem Ausdruck dessen, was man gern erreichen möchte, so viel Raum und so viel Liebe für die Darbietung künstlerischer Genüsse vorhanden war.

Und dazu die Ausführungen selbst! Gewiß, unsere Volkserzieher sind Gott sei Dank keine wunschlos dahindämmernden Existenzen. Sie wollen, wie jeder andere Stand, vorwärts. Wer von Staat und Stadt mit dem schwersten und verantwortlichsten Menschenamt betraut wird, hat ein Recht darauf, unter den andern

Digitized by Google

Bürgern des Staates unter allen Umständen als Gleichgeachteter dazustehen.

„Der preußische Volksschullehrer hat die Schlacht bei Königgrätz gewonnen . .“ Ein Bismarckwort. Keiner führt es so bei jeder Festrede im Munde wie diejenigen, die noch heute über des preußischen Volksschullehrers staatsbürgerliche Unfreiheit wachen. „Man hat Preußen das klassische Land der Schule genannt . .“ So lobte der Kultusminister von Trott zu Solz bei der Begrüßung der deutschen Lehrerversammlung Worte sind billiger als Taten der Lehrer segensreiche Wirksamkeit. Aber wenn es sich um das Amt eines Schöffen und eines Geschworenen oder das Ehrenamt eines Stadtverordneten handelt, dann soll dieser verdienstvolle Volksschullehrer auch heute noch ausgeschlossen sein. Es war recht von Rektor Tittel, daß er von achttausend Gleichgesinnten umgeben, auch diese Ausnahmebestimmungen einer energischen Kritik unterzog. Richtig, wie der Hinweis darauf, daß das Recht zur politischen Betätigung außerhalb seines Berufes dem Lehrer ebensogut zustehen müsse wie jedem anderen Beamten. Richtig, wie die Forderung, daß nichts so sehr als ein allgemeines Beamten- und Reichslehrergesetz nottut und daß dem Lehrer in einem zeitgemäßen Disziplinargesetz endlich ein wirksamerer Schutz seiner Rechte gegeben werden muß.

Das alles rührt an Bestehendem? Wer leugnet es? Wer aber ist volkslehrerfeindlich genug und volkslehrerfeindlich ist ja wohl ruhig mit volksfeindlich gleichzusetzen , um in dem, was auf diesem so harmonisch verlaufenen deutschen Lehrertag an Wünschen und Forderungen zum Ausdruck kam, mehr als ein gerechtes Begehren zu sehen?

Vereinsrecht und Beamtendisziplin.

Aus Hamburg, das sich eine freie Hansestadt und mit so selbstbewußtem Bürgerstolz Deutschlands größte Städterepublik nennt, kommt die Nachricht von einer Beamtendisziplinierung, die in der Form, wie sie vor sich gegangen, auch dem weiteren Vaterland bekannt zu werden verdient.

„Einer verehrlichen Gefängnisdeputation erlaubt sich der Verein der Gefängnisbeamten, Hamburg, eingetr. Verein, nachstehendes Gesuch zur hochgeneigten Erwägung und wohlwollenden Berücksichtigung ganz ergebenst zu unterbreiten . . .“ Man wird nicht sagen, daß das die Sprache von Aufsässigen ist. Und wenn man dann die in diesem Gesuch vorgetragenen Wünsche vernimmt, ist man durch ihre Bescheidenheit fast gerührt. Statt der bisher üblichen Fausthandschuhe solche, die so gearbeitet sind, als wenn eines Beamten Hand wenigstens drei Finger hat. Der Hamburger Gefängnisbeamtenverein ist weit davon entfernt, nun seinen Blick frech bis zum Wahrzeichen des Fünffingerhandschuhs zu erheben, und daß der vorgebrachten Wünsche zweiter eine halbwegs wärmende Litewka an Stelle des dünnen Leinwandkittels in Hamburgs Nebelklima der Ausfluß überheblichen Dünkels ist, wird auch keiner behaupten.

Der Beamte, der dies ehrerbietige und bescheidene Gesuch im Namen von 137 Aufsehern so viel Mitglieder zählt der Verein unterzeichnet und an die vorgesetzte Behörde weitergegeben hat, ist von dieser in schwere Strafe genommen worden. Zuerst haben Gefängnisdirektor und Senatsausschuß diesen Mann eigentlich „sofort mit Dienstentlassung bestrafen“ wollen. Aber man ist in Hamburg, wo man weiß, was man im Zeichen des reichsgesetzlich gewährleisteten Beamtenorganisationsrechts einer freien Bürgerrepublik an Respekt vor dem Geist der Zeit, der in dem Beamten mehr als eine wunschlose Arbeitsmaschine sieht, schuldig ist, und so hat man sich entschlossen, diesmal noch „Gnade vor Recht“ gehen zu lassen und sich mit der Strafe eines Monatsgehalts für die Unterschrift des Gesuchs zufrieden zu geben.

Man fragt sich: Wie ist das möglich? Kann es irgendwo auf der Welt strafbar sein, wenn man als ernannter Vertrauensmann einer Beamtenorganisation im Namen dieser Organisation einen in so ehrerbietigem Stil abgefaßten Wunschzettel unterbreitet? Die Gefängnisdeputation antwortete hierauf im Namen der Bürgerrepublik Hamburg mit einem lauten Ja!

Macht geht vor Recht. Es gibt für das, was hier geschah, keine andere Erklärung. Die Gefängnisdeputation beruft sich darauf, sie hätte es den Unterbeamten ein für allemal verboten, sich mittels in Vereinssitzungen festgelegten Kollektivanträgen an sie zu wenden. Die Motive zu diesem Verbot gehören zu den verbrauchtesten Requisiten aus jener Zeit, da sich die Hüter des Absolutismus gegen die Anerkennung der Verfassung sträubten.

„Ich will nicht haben, daß sich zwischen mich und mein Volk ein Blatt Papier drängt.“ So glaubte einst Friedrich Wilhelm IV. von Preußen seinem Volke das Recht auf eine Verfassung absprechen zu können. „Wir wollen nicht haben, daß sich zwischen uns und unsere Beamten ein Vereinsantrag drängt . .“ So sagten die Herren von der Hamburger Gefängnisdeputation. Sie wissen, weshalb. Aeußern

Digitized by Google

die Beamten ihre Wünsche durch das Sprachrohr ihrer Organisation, dann tritt nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit mit dem lästigen Wunsch nach Abänderung bestehender Verhältnisse hervor. Befiehlt man aber, daß nur solche Wunschzettel zulässig sind, für die jeder beteiligte Beamte einzeln mit seinem Namen eintritt, dann lassen sich vortrefflich die Böcke von den Schafen sondern. Dann wird es sich der einzelne Beamte hundertmal überlegen, ob er wirklich vortreten soll, und die Vernunft wird es ihm sagen, daß derjenige, der nicht mitmacht, sich bei der wohlwollenden Behörde durch so weise Zurückhaltung auf das Eindrucksvollste zu besserer Beförderung empfiehlt. Also hatte der oben zitierte Gefängnisaufseher mit der Ueberreichung der im Standesverein geformten Eingabe gegen eine Verordnung der vorgesetzten Behörde gehandelt. Also war er zu bestrafen.

Die Sache ist, wie sie es verdient, in der Hamburger Bürgerschaft zur Sprache gekommen, und man kann nicht sagen, daß die Herren von der Regierung dabei an Prestige gewonnen haben. Wenn die Gefängnisdeputation als einzige Begründung für ihr Tun, das dem Organisationsrecht der ihr unterstellten Beamten faktisch jede Wirkungsmöglichkeit nimmt, nur den längst unzeitgemäß gewordenen Herrenspruch: „Wir wollen es, wir befehlen es . .", vorzutragen weiß, dann mag das früher ausreichend gewesen sein, heute nicht mehr. Gewiß, eine absolute Bewegungsfreiheit, die jedem Beamten freies Tun und Lassen gewährt, verbietet die Disziplin. Aber es heißt nicht Disziplin halten, wenn man sich einfach über die verfassungsmäßigen Rechte hinwegsetzt. Und nachdem allen Staatsbürgern das Organisationsrecht zugesprochen ward, ist die Bestimmung, nicht Vereine, sondern nur einzelne Beamte dürften irgendwelche Wünsche vortragen, eine selbstherrliche Umgehung des klar geschriebenen Gesetzes. Hier einfach „verbotener Weg" zu dekretieren, das mag für eine kurzsichtige Vorgesetztenschaft eine angenehme und bequeme Angelegenheit sein. Aber was bequem, ist noch nicht rechtens.

„Ich richte meinerseits an den Herrn Senatskommissar die Frage, auf welche geschriebene oder ungeschriebene Bestimmung der Hamburgischen Verfassung er das Recht der Gefängnisdeputation stützt, eine solche Verfügung zu erlassen. Ich persönlich bin der Ansicht, daß diese Verfügung, wenn sie ergangen ist, durchaus rechtswidrig ist und nicht im Einklang steht mit der Hamburgischen Verfassung, und ich möchte daher um Aufklärung bitten, wie man sich seitens der Gefängnisdeputation dies Recht gedacht hat . ." So lautete klipp und klar die Anfrage Dr. Basedows, der sich zusammen mit Herrn Christian Koch zum verdienstvollen Anwalt der Beamten machte, denen eine praktische Vereinsarbeit einfach durch einen Federstrich verboten ward.

Und die Antwort des Herrn Senatskommissars. Man höre und staune: „Meine Herren! Es steht zwar nicht in der Verfassung, es steht aber im Disziplinar- und Pensionsgesetz, daß jeder Beamte sich innerhalb und außerhalb des Dienstes der Achtung würdig zu zeigen hat, die sein Amt erfordert . ." Man wird zugeben, daß mit diesem Kautschukgesetz in der Hand, eine mutige Behörde ihren Beamten nicht weniger als alles verbieten und alle allgemein gültigen Bürgerrechte einfach ausschalten kann.

Das Märchen vom Tod.

Von

Peter Hamecher.

Es war zur Zeit, als die Menschen sich noch nicht balgten und drängten um ein armseliges Fleckchen Erde, darauf sie stehen könnten, und der Tod noch nicht als Würgengel, sondern als Freund und in sanfter Lieblichkeit wie der Traumgott sich den müde und ablebig gewordenen nahte . . .

Da zog der Tod eines Tages über die Erde, um zu sehen, was zur Sichelmahd gereift sei. Wie ein schöner freundlicher Königsknabe war er anzuschauen, wie er daherritt. Ein schwarzer Sammetmantel fiel bauschend von seinen Schultern nieder bis über das Hinterteil seines Pferdes. Um seine Stirn spannte sich ein schmaler Silberreif. Das Pferd ging langsam gemächlichen Trott; denn die Zügel ruhten lässig in der Hand des Reiters.

Das Tagwerk des Todes war getan. Sorglos blühendes Leben hatte er gesehen, das sich noch nicht nach seiner Umarmung sehnte. Und einer Alten, die schwer unter der Last ihrer Jahre keuchte, hatte er mitleidig die Bürde von dem verkrümmten Rücken genommen. Nun zog er auf seinem Rößlein sinnend des Weges.

In der Ebene, die er durchquerte, stand ein Haus, stattlich und leuchtend, mit Säulen und breiten Türbogen, ganz aus weißem Marmor erbaut. Wie Feuersbrunst spiegelte sich die sinkende Sonne in der glänzenden Fläche, die dem einsamen Reiter zugekehrt war. Als er dem Hause nahe kam, stürzte lachend und

Digitized by Google

jubelnd eine Kette junger Menschen aus den Türen und verstellte ihm den Weg. Einer griff dem Pferde in die Zügel und bedeutete dem ob solcher Aufhaltung erstaunten Fremdling, daß er, gutwillig oder nicht, absteigen müsse, um im Schlosse der Jugend zu Gast zu sein. Wenn sie auch die Schönsten und Adligsten des Landes zu ihrem Kreise zählten, so hätten sie doch nie einen Jüngling von edlerer Anmut gesehen als ihn.

Kaum widerstrebend ließ der Tod sich entführen, und bald saß er mit den andern epheuumkränzt zur Tafel, der Schönste und Jugendlichste im Ringe erlesener jugendlicher Schönheit, die, wie alljährlich, im Schloß der Jugend das Dankfest des Frühlings feierte.

In stiller Fröhlichkeit saß der Tod bei den Menschenkindern, da fühlte er einen Blick lange und zehrend auf sich ruhen. Eine der Jungfrauen konnte die Augen nicht von ihm lassen, so war sie gebannt von seinen schwarzen Augensternen, die ihr geheimnisvoll und anziehend dünkten wie brunnentiefe Schächte, auf deren Grunde Edelgestein funkelt. Nach einer Weile erhob sich der Tod und er befahl der Jungfrau mit seinen Blicken, daß sie ihm folgen mußte zur Verschwiegenheit eines nachtrauschenden Haines. Dort hielt er sie in seinen Armen und herzte sie und küßte sie und raunte ihr Worte zu, Liebesworte, herrlich und dunkel wie das Leuchten seiner Augen.

— — — — — — — —

In dieser Nacht stand der Tod vor dem Throne Gottes und heischte Urlaub. Er wollte zurück zu dem Menschenkind, das seine Schwarzaugen so liebte. Da lächelte Gott: „Gut! Fünf Jahre! Dein Amt mag ruhen unterdessen! Ich gebe dir diesen Urlaub. Fünf Jahre magst du dich deiner Menschenblume erfreuen. Du magst bei ihr liegen und sie herzen und küssen wie dich's gelüstet. Wenn aber die Frist verstrichen ist, sollst du selber sie mit einem letzten Kusse töten und sie in meinen Garten bringen."

Das schien dem Tod ein preiswerter Handel.

Als der Morgen graute, stand er vor dem Lager des Mädchens, das er liebte. Er sagte ihr, er sei ein Königssohn, fern her, vom Aufgang der Sonne; und er hieß sie sich zu ihm in den Sattel schwingen und mit ihm reiten in sein Reich. Und sie zog mit ihm, und nach manchen Tagen kamen sie in ein Land, dessen Thron verwaist war. Hier herrschte der Tod mit seiner Liebsten fünf selige Jahre lang; ihrem Glück aber deuchten die Jahre wie der Taumel einer einzigen Liebesnacht.

Als nun die Stunde nahe war, wo er am eigenen Weibe die Henkerpflicht vollziehen sollte, haderte der Tod mit Gott um die Erfüllung des Vertrages. Der Ewige aber blieb bei seinem Willen und er drohte dem Tode mit jenen Strafen, mit denen er Luzifer samt seiner hochfahrenden Schar gezüchtigt hatte. Da sah der Tod, daß jegliches Feilschen und Flehen vergeblich sei, und sein Herz tobte und raste in der Qual der bevorstehenden Abschiedsstunde. Aber er bezwang sich um seines Weibes willen.

Dann kam der letzte Tag. Der Tod nahm die geliebte Frau in den Arm und schritt noch einmal mit ihr hinaus in das lichtatmende Frühlingsland. Er sagte ihr nichts von dem, was bevorstand. Sie aber war voll Seligkeit, denn sie wußte nicht, daß der Tod es war, dem sie sich vermählt hatte. So besuchten sie noch einmal alle die Plätze, über denen Erinnerungen gemeinsamen Glückes träumten. Als sie aber an die Stätte kamen, wo sie vor Jahren zuerst den Grund ihres Reiches betreten, umarmte der Tod seine Gattin und küßte sie zum letztenmal, verschmachtend und gierig. Eine Welle seltsamer Wollust ergoß sich durch ihren Körper, während ihre brechenden Augen das Bild des geliebten Mannes, das ihr langsam zu entschwinden schien, festzuhalten suchten. Sanft ließ der Tod den erstarrenden Körper niedergleiten. Dann nahm er die Seele und trug sie, aufschwebend mit starken Schwingen, die sich von seinem Gewande losfalteten, empor vor Gottes Thron.

Zur Nacht kehrte er in aller Heimlichkeit in sein Land zurück. Seine Seele war erstarrt in der Qual des ungeheuren Erlebens. Seine Züge waren fahl und verunstaltet. In seinen Augenwinkeln hockten Verzweiflung und Haß. Und sein Atem ging von ihm aus wie Gifthauch, der tötet. Er band sein schnellstes Roß, ausgreifender und flüchtiger als der Sturmwind, von der Krippe. Und aus der Rüstkammer nahm er das gefräßigste und blutgierigste seiner Schwerter. Und ehe noch die Sterne am Morgenhimmel verloschen, stürmte er davon. In wenigen Stunden war sein Königreich nur noch eine ausgebrannte Sandwüste, so verdorrte alles Leben und zerfiel wie Zunder wenn es der Pesthauch seines Mundes traf. Und nun raste er, vom Schmerz verzehrt zum scheußlichen Gerippe, auf seiner klapperdürren Mähre durch die Länder, und was ihm über den Weg lief, würgte seine Hand oder fraß sein Schwert. Die Menschen aber zitterten, wenn sie seinen zerfetzten Mantel nur in der Ferne am Himmelsrand flattern sahen. — -- —

Digitized by Google

Damals begann das große Würgen auf der Erde, und Seuchen, Kriegsgreuel und Uebeltaten häuften sich.

Aus Berliner Theatern.

Bilanz 1911/12.

Die Berliner Theatersaison schloß diesmal etwas früher als sonst mit einem Grotesken-Abend im „Kleinen Theater". Von den drei Einaktern waren zwei neu und einer gut: Paul Mongrés prachtvoll lustige Duellsatire „Der Arzt seiner Ehre". Ganz aus einem Guß, ganz durchtränkt von unerschütterlich frecher Laune und in jeder Replik von einem schier undeutsch behenden Witz durchleuchtet. Der Abend stellte wieder das runde Dutzend sicherer, diskreter und kluger Charakterspieler heraus, das sich Direktor Barnowsky herangebildet hat, und das er in einem klugen, wirklichkeitsnahen und doch für satirische oder pathetische Verkürzung durchaus zugänglichem Stile dirigiert. Wenn dies Ensemble und diese Regie noch einige Ergänzungen nach der weiblichen Seite und nach den Höhenlagen menschlichen Temperaments erfährt, so kann man von der künftigen Direktion Barnowskys im Lessingtheater das Beste hoffen. Schon in diesem Theaterwinter machte seine Bühne eigentlich von allen Berliner Instituten den solidesten Eindruck: dies Ensemble hielt schwache Sachen von Shaw und Wied hoch, führte starke, wie die Akte von Thoma und Mongré, sicher zum Siege; sein Repertoire ruhte klar und sicher auf der Basis literaturfähiger Lustigkeit und nutzte den hier errungenen Erfolg doch zu einer so köstlichen Gabe, wie es Leo Tolstois nachgelassenes Bekenntniswerk in der Kayßlerschen Darstellung bedeutete.

So stilvoll und sicher und dabei in gegebener Grenze so fruchtbar hat keine andere Berliner Theaterdirektion gearbeitet. Meinhard und Bernauer haben der Kunst einige frostige Komplimente gemacht (Heinrich Manns „Schauspielerin" war noch das interessanteste), und haben sich dann in der Königgrätzer Straße mit den „Fünf Frankfurtern", in der Charlottenstraße mit den selbstverfertigten „Großen Rosinen" früh und fest zur Ruhe gelegt. Halm im „Neuen Schauspielhaus" experimentierte unsicher und erfolglos zwischen halber Literatur und ganzem Schund; seine zweifellose Regiebegabung findet an keinem klaren literarischen Geschmack, keinem festen Organisationsgedanken Stütze. — Wenn man dann von den Stätten des reinen Amüsements und den höchst bemerkenswerten, aber doch der vollen Oeffentlichkeit nicht zugänglichen Unternehmungen der Volksbühnenvereine absieht, so bleiben wie seit langen Jahren für die Berliner Theaterkunst noch drei Bühnen zu betrachten: die Königliche, die Brahmsche und die Reinhardtsche.

Von der bestsubventionierten, zu nationaler künstlerischer Repräsentation am meisten verpflichteten aller deutschen Bühnen, vom Königlichen Schauspielhaus zu Berlin ist in dieser Saison womöglich noch weniger zu berichten wie in dem doch schon so trostlosen Vorjahr. Wenn man bei diesem Thema sein Temperament nicht schon bis zur völligen Ermüdung verausgabt hätte, so könnte einen jedesmal wieder helle Wut ankommen, über die ungeheure Kraftvergeudung, die dies Hoftheater bedeutet. Dies ist die Bilanz eines vollen „Arbeits"jahres: Ein unendlich gleichgültiges Jambenstück von Hermann Sudermann und eine unendliche Harmlosigkeit von Lubliner, eine keineswegs zureichende Darstellung der „Penthesilea" und eine durchaus uninteressante, völlig konventionelle Neueinstudierung der Hebbelschen „Nibelungen". Dazu, ganz außerhalb der Kunst, aber als bloße Arbeitsleistung zu verbuchen, ein höfisches Jubiläumsfestspiel von Josef Lauff. Diese fünf Theaterabende bedeuten wahr und wahrhaftig alles, was das am höchsten gestellte, am tiefsten verpflichtete aller Berliner Theater in acht Monaten geleistet hat! Niemand wird verkennen, daß die Wirksamkeit an dieser Bühne erschwert ist durch den sehr retrospektiven Geschmack des Mannes, der sich (nicht ganz mit Recht) dort für den alleinigen Herrn des Hauses hält. Aber kein Mensch wird zu behaupten wagen, daß diese beispiellose Untätigkeit auch durch kaiserlichen Willen erzwungen sei, daß die höfische Rücksicht eine höchst künstlerische Erneuerung zahlreicher lang vermißter klassischer Werke verbiete, daß die monarchische Tendenz keine reichere und bessere Auslese aus der lebendigen Literatur gestatte und daß preußische Staatsraison es erfordere, eine der wichtigsten Stellen des deutschen Kunstbetriebes dem alten Herrn Lindau als Sinekure auszuliefern.

Nicht viel größer ist der Unternehmungsgeist und die Tatkraft, die Otto Brahm im Lessingtheater gezeigt hat. Er hat in immer schwächer werdender Besetzung seinen Ibsenzyklus noch einmal durchgespielt, er hat eine nicht sehr gute Hauptmann-Einstudierung gebracht, er hat von Schnitzler das schwächste seiner bisherigen Bühnenstücke und später eine

Digitized by Google

recht gewichtlose Lustigkeit gespielt. Er hat einzig und allein in den ersten Wochen der Saison mit einer Eulenberg-Aufführung einen nicht allzu mutigen Versuch gemacht und hat im übrigen sein Geschäft mit den Modegrößen betrieben: mit Ernst Hardts „Gudrun", von deren leerer Lüge Brahm selber nach seiner beschränkt realistischen Theorie tief durchdrungen sein mußte, und mit dem nur halbechten Glaubensdrama Schönherrs aus der vorigen Saison. Das weit wertvollere, aber weniger publikumsichere Stück Schönherrs, die Komödie „Erde", hat Brahm erst nach drei Jahren, im Schatten des unverdienten Riesenerfolges aufzunehmen gewagt und dann durch eine ganz stillose Aufführung zu Fall gebracht.

Gegenüber so vieler Schlaffheit und Planlosigkeit erscheinen die Reinhardtbühnen allerdings von blühendem Leben erfüllt. Gegen die fünf Königlichen und fünf Brahmschen Novitäten wurden hier mehr als fünfzehn Theaterabende von Belang herausgestellt. Man hat sechs, durchweg nicht wertlose, neue deutsche Autoren gespielt, dazu drei Ausländer, und man hat (die Zirkusdarbietungen mitgerechnet) nicht weniger als sieben Neuinszenierungen klassischer Werke geboten. Das sieht recht nach blühendem Leben aus, und man muß hier schon schärfer zusehen, um den morbiden Charakter auch dieses, unseres wichtigsten Theaterunternehmens zu erkennen, um zu sehen, wie matt das noch so reichliche Fleisch auch hier um die Knochen schlottert. Die Krankheitsursachen habe ich an dieser Stelle schon mehr als einmal aufgezeigt: Reinhardt hat für seine eigenen Bühnen nur noch ein halbes Interesse; dem Regisseur von Europa genügt der moralisch umgrenzte Raum Berlins, der technisch umgrenzte der eigentlichen Bühne nicht mehr; Hallen und Arenen in London und Moskau, Paris und Budapest muß er erfüllen. Schlimmer aber ist, daß ihm auch die Umgrenzung durch den leitenden Geist des dramatischen Dichters unerträglich ist, daß er widerstandslose Partituren zur Entfesselung all seiner Inszenierungskünste sucht. Solch gefährlich freie und deshalb letzten Endes gewichtlose Theaterphantasien waren „Turandot", „Jedermann" und „Dandin". Einzig und allein der alte Shakespeare hatte selbst in seinem leichtesten Lustspiel noch Gewicht genug, um diesen hochfliegenden Regisseur auf der fruchtbaren Erde festzuhalten. „Viel Lärm um nichts" war, wenn keine ganz vollendete, so doch die einzige Aufführung des Winters, die die Tradition der großen Reinhardtschen Bühnenschöpfungen würdig fortsetzte: versinnlichter Dichtergeist. — Im übrigen lag die Leitung des Theaters nicht in Reinhardts Hand, und seine Stellvertreter versagten. Die wertvollsten Neuheiten der Spielzeit: Wilhelm von Scholz, Wilhelm Schmidtbonn, Moritz Heimann sind durch die völlig unzulängliche Darstellung, die sie an dieser bisher ersten Bühne Deutschlands fanden, zu Fall gekommen. Nur das Offizierstück des jungen Herrn von Unruh wurde durch ein halbes Dutzend erster Schauspieler, Karl Sternheims „Kassette" durch die glänzende Sololeistung Albert Bassermanns über Wasser gehalten.

Charakteristischer als alles aber war jene Kleistfeier, die selber zu rüsten Reinhardt verschmähte, und die dann Felix Holländer mit Gertrud Eysoldt als Penthesilea und Moissi als Achilles unternahm. Die fast groteske Differenz, die zwischen dieser Tragödie der Ueberkraft und diesen prädestinierten Darstellern der Unkraft herrschte, zeigte aufs schärfste, wie stumpf und genielos der Geist dieses Hauses auf den Bahnen neuromantischer Konvention fortgleitet. Wenn an einer Uhr ohne Feder noch irgend etwas gut genannt werden kann, so war diese Aufführung im „übrigen" gut: der von Reinhardt und seinem Maler Stern geschaffene prachtvolle Apparat: die aus Licht und Luft gebauten, großzügig einfachen, plastischen Dekorationen, die farbig und klanglich wohlgeordneten Chormassen taten auch hier ihre Schuldigkeit und erhoben diese Aufführung als sinnliches Phänomen weit über den akademischen Schlendrian der Hofbühne. Aber dem Geist der Dichtung stand diese um Gertrud Eysoldt geordnete Inszenierung womöglich noch ferner, als die um Rosa Poppe. Und wie wenig das glänzende Instrument dieser Bühne leistet, wenn nicht die Hand des Meisters es führt, das bewies dann das völlige Versagen des ganzen Apparates in den Ensemble-Szenen der Schmidtbonnschen Griechen oder der Heimannschen Venezianer.

In diesem wichtigsten deutschen Bühnenhause fehlt es an Zeit, Kraft und Interesse für die Interpretation der großen, alten und neuen Dramatiker, weil all diese guten Dinge dem geistbefreiten Theaterspiel, den Kostüm-Pantomimen und Beleuchtungs-Mirakeln zugute kommen. So bleibt, da wir von Lindau und Brahm keine Besserung mehr erhoffen und auf Barnowskys weitere Entwicklung noch ein Jahr lang werden warten müssen, einstweilen die Hauptfrage des Berliner Theaters: Was wird aus Reinhardt? Wird er seine große Tradition im Dienste der dramatischen Dichtung wieder aufnehmen oder wird sein Haus weiter in Verfall geraten — bis aus den morschen Gebeinen der Rächer ersteht, der von

Digitized by Google

dieser nun schon durch große Tradition geweihten Stätte aus zum viertenmal eine neue Theaterkunst über Deutschland bringt?

Julius Bab.

Neue Bücher.

Schiller, Sein Leben und Schaffen. — Dem deutschen Volk erzählt von Albert Ludwig. — Berlin-Wien 1912, Ullstein & Co.

Dem Freunde Schillers ist Albert Ludwig kein Unbekannter mehr. Im Jahre 1909 erschien sein von der Wiener Akademie der Wissenschaften gekröntes Werk „Schiller und die deutsche Nachwelt“ (vgl. „Gegenwart“ 1909 Nr. 20). Ihm folgte der Lebensabriß, mit dem er die Hessesche Volksausgabe einleitete, und im November des vergangenen Jahres brachte er dem deutschen Volk als Weihnachtsgabe seine uns vorliegende größere Schiller-Biographie dar.

Mit diesem Buch erfüllt Albert Ludwig den Wunsch, den man seit dem Erscheinen seines ersten größeren Werkes hegen mußte. Denn in diesem hatte er oft genug Gelegenheit gehabt, sich mit der Auffassung, die Schillers Persönlichkeit und Dichtung im Wechsel der Zeiten und Meinungen gefunden, auseinanderzusetzen und sie an dem Bild, wie es ihm selbst vor dem geistigen Auge stand, zu prüfen und zu berichtigen. Die klare, feinsinnige Art, mit der Ludwig dieser schwierigen Aufgabe gerecht wurde, mußte das Verlangen erwecken, Ludwigs eigene Auffassung von der Wesensart des großen schwäbischen Dichters in ausführlicherer Darstellung zu erfahren und das Bild, welches er dort nur hatte andeuten können, in breiteren Zügen entwickelt zu sehen.

Diesen Wunsch erfüllt uns jetzt Ludwig in dem stattlichen Band, den der rührige Ullsteinsche Verlag in bekannter trefflicher Weise ausgestattet hat. Die Auffassung, die Ludwig von des Dichters Wesen und Eigenart hat, ist dieselbe, die bereits in seinem früheren Werke hervortritt. Nicht als der „arme“, der „edle“ Schiller stellt sich ihm das Bild des Dichters dar: „man hat da die Seiten seines Wesens übersehen, die als die stärksten, die heldenhaftesten gelten müssen — wo man das Opfer eines bitteren Schicksals beklagte, hätte man einen heldenhaften Ueberwinder preisen sollen.“

Der Gedanke des großen gigantischen Schicksals, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, ist das Leitmotiv des ganzen Werkes, und seiner folgerichtigen Durchführung verdankt Ludwig die stärkste Wirkung seines Buches. Wie ein gewaltiges Drama, erhebend und erschütternd zugleich, ziehen die wechselnden Geschicke des Dichters vor unserem Auge vorüber. Mit vollem Nachdruck gelangen die Höhepunkte seines Heldenlebens zur Geltung: der Kampf gegen äußeren Zwang in den Tagen stürmender Jugend, gegen die tückische Gewalt heimlich schleichender Krankheit in den Jahren der Reife.

Neben den rein biographischen Teilen des Buches kommt die Behandlung des geistigen Lebenswerkes Schillers nicht zu kurz. Die bedeutenderen Gedichte werden feinsinnig gewürdigt, und nirgends vermißt man die Beziehung auf des Dichters persönliches Wesen und Werden, welche das innere Verständnis erst ermöglicht und vertieft. Die größeren philosophischen Gedichte, die für Schillers Eigenart so bedeutsamen philosophisch-ästhetischen Prosaabhandlungen finden in knappen und doch durchaus hinreichenden Worten die Erklärung, deren ihr schwieriger Gedankeninhalt so oft bedarf. Daß Ludwig auch in einem für weitere Kreise bestimmten Schillerwerk vor diesem spröderen Stoff nicht zurückschreckt, ist nur zu billigen. Denn gerade in den philosophischen Gedichten und Abhandlungen liegt, wie Ludwig mit Recht hervorhebt, „ein Schatz, um den sich jeder mühen muß, dem Schillers ganze Größe aufgehen soll.“

Mit besonderer Liebe ist natürlich das große dramatische Lebenswerk des Dichters behandelt, und die Zergliederungen, die Ludwig von den einzelnen Dramen gibt, können als Muster dafür gelten, wie man dieser schwierigen Aufgabe gerecht zu werden hat. Bei der ästhetischen Würdigung der Dichtung Schillers hält sich Ludwig ebenso wie bei der sittlichen Bewertung seiner großen Persönlichkeit trotz aller Wärme des Tons von jeder übertriebenen Lobrednerei fern und entgeht damit dem Fehler, der gerade bei Werken populärer Art nicht immer vermieden wird. Gegen Unvollkommnes, das sich auch in Schillers Werken findet, verschließt Ludwig die Augen keineswegs, weist offen daraufhin, wo sich in Anlage oder Ausführung Fehler eingeschlichen haben oder wo Schillers künstlerische oder wissenschaftliche Anschauungen von der Entwicklung der Gegenwart überholt zu sein scheinen, und läßt dabei doch nie die Ehrfurcht vermissen, die wir dem Genius schulden, auch wo er irrt.

Wenn Ludwig im übrigen vermeidet, auf die großen literarhistorischen Zusammenhänge wie auf Fragen der Einzelkritik einzugehen, wenn er auch auf jeden kritischen Apparat verzichtet, so werden wir ihm hierbei unter Berücksichtigung des besonderen Zwecks seines Buchs nur zustimmen, doch verläßt uns das Gefühl, daß er uns nur die sorgfältig geprüften Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung bietet, deshalb nie. Einen besonderen Reiz gewinnt Ludwigs Buch durch die hohe Kunst seiner Darstellung. Durch alle gebotene Zurückhaltung hindurch fühlt man den Pulsschlag einer männlich-kraftvollen Persönlichkeit, und wenn sich Ludwigs Stil schon in seinem ersten Schillerwerk durch Klarheit und Wärme auszeichnete, so hat er jetzt einen Schwung, eine Abrundung und Fülle der Sprache gewonnen, der das Lesen vielfach zum künstlerischen Genuß macht.

Digitized by Google

So stellt sich Ludwigs Buch würdig neben Karl Bergers größeres Schillerwerk, ohne dieses doch überflüssig zu machen. Denn an dieses müssen sich noch immer diejenigen wenden, die zu wissenschaftlichen Forschungen bis in Einzelheiten gehende Auskunft suchen. Wer aber ein künstlerisch-abgerundetes Bild von Schillers Leben und Schaffen zu haben wünscht, wer den warmen Hauch seiner Persönlichkeit, das Klopfen seines leidenschaftlichen Herzens verspüren will, der greife zu Ludwigs Buch; er wird an ihm den sichersten Führer finden.

Ilmenau. Dr. Voigt.

Die Wahl der Farbe im Zimmer. Möbel sind für die Einrichtung und Ausstattung eines Zimmers kaum so wichtig wie die Farbe. Wenn diese richtig gewählt wird, dann kann ein mit einfachsten Möbeln ausgestattetes Zimmer vornehm werden. Allein durch Aenderung der Farbe kann man mit den gleichen Möbeln mehrerlei Wirkung erzielen: weihevolle, mystische, heitere usf. Wenn man früher die Farbe zu einem Zimmer auswählte, dann konnte man das einfach nach Gutdünken tun; heute liegt dieser Fall schwieriger, denn man ist hinsichtlich der Farbe sehr viel diffiziler geworden, und, während man früher nur verhältnismäßig wenig Farbenschattierungen zur Verfügung hatte, so ist die Auswahl heute zu einer ungeheuren Anzahl angewachsen. Früher hat man verhältnismäßig geringen Wert darauf gelegt, daß die Farbe des Holzes der Möbel genau zu den übrigen Farben passe, heute ist dieses Passen ein Erfordernis, um Harmonie im Raume zu erlangen. Wir möchten hier einmal sagen, wie wir es machen, um die Farben eines Zimmers zu bestimmen. Wir fangen für gewöhnlich mit dem Aussuchen der Tapete an und nehmen zu dem Zweck ein Tapetenmusterbuch und legen eine Holzprobe von den zu verwendenden Möbeln neben dieses Buch. Nun wird umgeblättert und immer die Tapetenfarbe mit der Holzfarbe verglichen. Ob nun eine Tapete gut paßt, das erkennen wir an zwei Umständen ganz genau: erstens daran, daß die Holzfarbe, wenn die Tapete daneben liegt, besser aussieht, und zweitens daran, daß die Tapete durch das Holz in ihrer Schönheit gesteigert erscheint. Paßt einem nun die so abgestimmte Tapete sonst, dann kann man sie verwenden und bekommt damit Richtiges und Gutes. Ganz genau ebenso wie bei Feststellung der Tapetenfarbe verfährt man bei der Wahl der in dieses Zimmer gehörigen Möbelbezugstoffe, des Teppichs und der Uebergardinen, immer so, daß dem neuhinzutretenden Objekt die vorher ausgewählten Pate stehen, also der eine ausgewählte Stoff immer durch die anderen in seiner Schönheit gesteigert wird und umgekehrt.

Weitere Mitteilungen über die Art, wie wir einzurichten pflegen, finden sich in der Schrift „Bilderhängen, Möbelstellen, Einrichten“ und in der Schrift „Wie richte ich meine Wohnung ein?“, die auf Wunsch gern den Lesern dieser Zeitung durch W. Dittmar, Möbelfabrik, Berlin C., Molkenmarkt 6, zur Verfügung stehen.

*

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Die Gegenwart

Nr. 24 — Berlin, den 15. Juni 1912. — 41. Jahrgang Band 81.

Geschäft bleibt Geschäft.

Von

Johannes Gaulke.

Nach der Zulassung der Feuerbestattung in Preußen sind gewisse Diener des Herrn über den drohenden Ausfall an Kirchhofssporteln aus Rand und Band geraten. Auf den letzten Kreissynoden von Groß-Berlin haben wir aus dem Munde orthodoxer und liberaler Synodalen merkwürdige Dinge über das Kirchhofsagrariertum vernommen. Mit Recht kritisiert ein liberaler Synodale die Geschäftspraktik der Kirchenbehörde der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, die die Beisetzung von zwei Urnen in einer Gruft nicht gestattete mit der Motivierung, daß der Zwischenraum von Urne zu Urne so groß wie der Raum eines Sarges sein müsse! Ferner sollte die Beisetzung einer Urne in einer Grabstelle nur geduldet werden, wenn sie zuvor in einem Sarge untergebracht würde! Ein Oberpfarrer Riemann, positiver Geistesrichtung, antwortete auf die Anklage des Kirchhofsagrariertums: „Wenn auf eine Stelle, die für einen Sarg reserviert ist, zwei Urnen beigesetzt werden, schädigen wir unser Geschäft.“ Das war wenigstens ehrlich gesprochen. Das Geschäft bleibt die Hauptsache. Auf den Berliner Begräbnisplätzen wird das Geschäft mit ganz besonderer Gründlichkeit betrieben. Da muß nicht nur die Grabstelle bezahlt werden, sondern es wird auch das Grabdenkmal nach seinem kubischen Inhalt mit einer Steuer belegt. Auf einigen Friedhöfen wird sogar der gärtnerische Schmuck der Gräber besteuert. Ein Strauch kostet eine Mark, ein Bäumchen bis zur Höhe von einem Meter zwei Mark und so fort.

Ein höchst lukratives Geschäft läßt sich auch aus dem Beisetzungszeremoniell schlagen. In Berlin gibt es Begräbnisse 1., 2. und 3. Klasse! Die christliche Kirche, die die Nächstenliebe predigt und die Gleichheit aller Menschen vor dem Richterstuhl des Höchsten, hat es von jeher meisterhaft verstanden, aus der Eitelkeit, dem Vorurteil und dem Aberglauben der Menschen Kapital zu schlagen. Was würde unser Herr und Heiland sagen, wenn er wiedererstünde und sähe, wie seine Diener einen schwunghaften Handel mit den Gnadenmitteln der Kirche treiben! Eine Leichenpredigt erster Klasse kostet, sagen wir, 50 Mark, eine zweiter Klasse die Hälfte, eine dritter Klasse 10 Mark, doch sind der Wohltätigkeit in allen drei Klassen keine Schranken gesetzt. Die Volksgenossen der vierten Klasse, das heißt die Zahlungsunfähigen, werden ohne Sang und Klang auf unseren christlichen Friedhöfen eingescharrt.

Nach allem kann man den Unwillen der Kirchhofsagrarier über die Zulassung der Feuerbestattung in Preußen wohl verstehen, kann ihnen doch durch diese „Vereinfachung des Betriebes“ eine der wichtigsten Erwerbsquellen arg unterbunden werden. Kein Acker, nicht einmal das großstädtische Spekulationsgelände, wirft eine so hohe Grund- und Bodenrente ab wie der Friedhofsacker. Der Eifer, mit dem die Geistlichkeit die Feuerbestattung bekämpft, wirkt geradezu komisch — der Versuch, eine hygienische Forderung mit unzulänglichen Mitteln zu bekämpfen! Nachdem die Feuerbestattung nun einmal gesetzlich sanktioniert ist, kann die Kirchenbehörde die Mitwirkung eines Geistlichen bei der Leichenfeier nicht mehr glatt verbieten, sie weiß aber durch allerlei Mittelchen, „Vorbehalte“ und dergl., solches außerordentlich zu erschweren. So darf der Geistliche wohl am Sarge vor der Einäscherung predigen, aber nicht bei der Beisetzung

Digitized by Google

der Urne an geweihter Stätte. Weshalb dieser „Vorbehalt" gemacht ist - - darüber kann uns nur das Kirchhofsagrariertum die zutreffende Antwort geben. Mit erfrischender Offenheit hat ein Pastor Radatz auf der Kreissynode Friedrichswerder II erklärt: „Es gibt viele Leute, die wollen über der Erde keine Urne sehen (!). Ein evangelischer Christ wird dadurch in seinen heiligsten Gefühlen belästigt. Was die Mitwirkung der Geistlichen betrifft bei der Aufstellung der Urne, so kann ich mich nicht dafür erklären. Wir halten Leichenfeier, wir halten Leichenbegängnis, aber wir wollen keine Aschenfeier halten."

Derartige Aeußerungen, aus denen der Fanatismus der Rückständigkeit spricht, sollten die weiteste Verbreitung finden, damit ein jeder, der innerlich nichts mehr mit der Kirche zu schaffen hat, sich auch äußerlich von ihr lossagt. Es wird mit den sogenannten „heiligsten Gefühlen" gerade von den Dienern des Herrn, die sich als Schützer der Religion aufspielen, aber es nicht sind, sondern nur Schützer der Kirchlichkeit, ein beispielloser Unfug getrieben. Hier findet sich aber kein Staatsanwalt, der wegen Verächtlichmachung der religiösen Empfindung der Nichtkirchlichen die Anklage erhebt. Was hat man nicht schon alles aus geistlichem Munde über die „heidnische Sitte" der Leichenverbrennung vernommen! Redensarten, öde Beschimpfungen, Salbadereien, aber keine Vernunftgründe. Die Leichenbeerdigung ist kein Monopol der christlichen Kirche, noch kann sie durch die christliche Glaubenslehre als die einzige eines Christenmenschen würdige Bestattungsart bewiesen werden. Aus keiner Stelle der Evangelien läßt sich eine vom lieben Gott festgesetzte Bestattungsart ableiten. Allerdings könnte der Glaube an die Auferstehung des Fleisches auf die Sitte der Beerdigung der Toten, also auf eine möglichst lange Konservierung derselben, stark eingewirkt haben. Aus diesem Grunde mögen auch die ersten Christen ihre Toten in den Grabkammern der Katakomben, wo die Leichen leicht mumifizierten, beigesetzt haben. In den Kirchenvätern und Scholastikern lesen wir höchst spitzfindige Auseinandersetzungen über die wichtige Frage, bis zu welchem Grade der Leichnam erhalten sein müsse, um die „Auferstehung des Fleisches" zu ermöglichen. Man ist nach langen Erwägungen zu dem Resultat gekommen, daß ein Fingerglied zum Wiederaufbau des Körpers genüge. Da bei Gott aber kein Ding unmöglich ist, so behaupte ich, daß er auch aus dem Nichts oder den paar Steinsalzen, die nach der Einäscherung übrig bleiben, den ganzen Körper rekonstruieren kann.

Religiöse, im Christentum wurzelnde Momente können zugunsten der Leichenbeerdigung nicht herangezogen werden. Das Christentum hat sich eben die um die Zeit seiner Entstehung vorherrschende Bestattungsart zu eigen gemacht. Wäre die Feuerbestattung im Altertum allgemein üblich gewesen, hätte sich die christliche Kirche mit höchster Wahrscheinlichkeit auch mit dieser Form der Leichenvernichtung abgefunden, und diese Angelegenheit hätte sich im Kulturstaat Preußen im 20. Jahrhundert zu keiner Gewissensfrage zuspitzen können. Es handelt sich hier lediglich um eine Gewohnheitssache, eine Sitte, deren religiöse Notwendigkeit wieder einmal von den eifrigsten Kirchenlichtern im Interesse der Kirchhofsagrarier bewiesen wird. Es ist nur bedauerlich, daß eine große Selbstverständlichkeit, eine Angelegenheit, die dem einzelnen überlassen bleiben sollte, von den Vertretern der Orthodoxie zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht werden kann. Früher konnte jeder Preuße nach seiner Fasson selig werden, heute darf er sich, wenn es nach dem Wunsch der Klerisei ginge, nicht einmal nach seiner Fasson begraben lassen. Zwar ist die Feuerbestattung in Preußen gesetzlich zugelassen, aber der Streit um dieselbe tobt in den Kreisen der Orthodoxie, die kein Verständnis für eine freie Geistesrichtung und die Bedürfnisse der Zeit hat, weiter. Um so mehr Grund für alle freien Geister für die Verallgemeinerung der Feuerbestattung, der vom Standpunkt der Volkswirtschaft, Hygiene und Aesthetik unbedingt der Vorzug zu geben ist, zu wirken.

Digitized by Google

Chinesische Wissenschaft.

Von

Otto Corbach.

Wenn man die Kultur der Chinesen nach den Ergebnissen ihres wissenschaftlichen Forschens bewerten wollte, so könnte man sie unmöglich hoch einschätzen. Sie haben überhaupt wenig wissenschaftlich geforscht und zeigen noch heute eine angeborene Abneigung gegen alle abstrakte Theorie. Man hat mit Recht die fortschrittsfeindliche Grundneigung der Lehre Konfutses hierfür verantwortlich gemacht. Bis auf den heutigen Tag sind uralte Klassiker für den Chinesen die Quelle aller Erkenntnisse, die Basis aller Erziehung, die einzige Autorität. Bis in die jüngste Zeit, wo unter dem Drucke westländischer Einwirkungen eine Aenderung begann, wurde die chinesische Jugend gelehrt, jene alten Bücher als Summe aller Weisheit zu betrachten. Wenn sie deren Lehren in ihrem Gedächtnisse aufgespeichert hatte, glaubte sie ausgerüstet zu sein für die Pflichten des Lebens. Wer sich am besten in konfutseanischem Gedankenkreise bewegen konnte, galt als fähig, Gouverneur und Generalgouverneur zu werden, Provinzen zu verwalten und Armeen zu führen. Indessen sind die Chinesen bei dieser geistigen Zurückhaltung zu einem Volk von vierhundert Millionen Köpfen angewachsen, so daß heute jeder vierte Mensch auf der Erde ein Chinese ist; ihre Kultur hat Babylon, Aegypten, Griechenland und Rom überlebt und steht in ihren Grundlagen noch immer unerschütterlich fest. Ein Volk, das sich über einen so ungeheuren Raum ausbreiten sollte, wie ihn die Chinesen heute erfüllen, mußte jahrtausendelang auf allen kulturellen Komfort und Luxus verzichten und seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse vereinigen. Für eine große natürliche, nur künstlich eingedämmte Befähigung der chinesischen Rasse zu hohen wissenschaftlichen Leistungen spricht aber die Meisterschaft, die sie auf manchen Gebieten, innerhalb der engen Schranken, die Religion und Sitte ihnen wiesen, erreicht haben. Als bloße Praktiker sind sie auf viele sinnreiche Hilfsmittel verfallen, deren Entdeckung bei uns an wissenschaftliche Voraussetzungen anknüpfte.

Sie haben z. B. nicht die geringste Ahnung von den Lehren der Optik über das Sammeln und Zerstreuen der Lichtstrahlen durch verschieden geformte Linsen, verwenden aber konvexe wie konkave Linsen in den feinsten Abstufungen zur Unterstützung des Augenlichtes. Da sie Glas nur in einer schlechten, wenig durchsichtigen Art kennen, verwenden sie für ihre Brillen Bergkristall. Daß diese eine eigene Erfindung vorstellen, beweist ihre abenteuerliche Form. Die Gläser oder Kristalle sind unverhältnismäßig groß, kreisrund und an seidenen Schnüren befestigt, die, mit kleinen Gewichten beschwert, über die Ohren gehängt werden. Die in China hergestellten Fernrohre sind hingegen sklavische Nachahmungen eingeführter europäischer Erzeugnisse.

Wie im siebzehnten und zum Teil im achtzehnten Jahrhundert in Europa, so sind in China noch heute Medizin und Astronomie in abergläubischer Weise miteinander verbunden. Es ist sogar ungemein auffallend, wie sehr der noch lebendige chinesische Aberglaube auf diesen Gebieten oft den Wahngebilden mittelalterlicher europäischer Gelehrten ähnelt. Noch aus dem Jahre 1715 gibt es eine englische lateinische Grabinschrift über: „John Patridge, Astrologe und Doktor der Medizin, welcher als Arzt tätig war für zwei Könige und eine Königin, nämlich Karl II., Wilhelm III. und Königin Marie." Aus dem Jahre 1647 rührt ein Lehrbuch der Astrologie her, dessen Verfasser der Engländer William Lilly war, der es „Bolstrod Whitlock, Esqu., Mitglied des Parlaments", widmete. Darin sind „astrologische Aphorismen, vorteilhaft für Aerzte" enthalten, z. B.: „Wer eine Kur in einer Stunde des Mars beginnt, wird seinen Patienten gegen sich eingenommen finden, seine Arzneien werden zum Teil zurückgewiesen, seine Bemühungen mißachtet, seine Person beleidigt werden." Von den Beziehungen der Planeten zum menschlichen Körper heißt es u. a.: „Unendlich bedrückt wird derjenige sein, den in der Stunde des Mars zuerst ein heißes und in der Stunde des Saturn ein kaltes Leiden befiel"; - „Wenn Jupiter eine

Digitized by Google

Krankheit beherrscht, so macht sie sich an der Leber bemerkbar." – „Mars ist die Ursache bitziger Fieber, die in den großen Venen in der Nähe des Herzens ihren Ursprung haben." Man vergleiche hiermit das folgende Schema für chinesische Aerzte, auf die sich alle ihre Theorien gründen:

Fünf Planeten	Fünf Eingeweide	Fünf Elemente	Fünf Farben	Fünf Geschmacksarten
Saturn	Magen	Erde	gelb	süß
Jupiter	Leber	Holz	grün	sauer
Mars	Herz	Feuer	rot	bitter
Venus	Lungen	Metalle	weiß	scharf
Merkur	Niere	Wasser	schwarz	salzig

„Saturn", heißt es andererseits wörtlich in William Lillys Buch, „ist kalt und trocken, melancholisch, irdisch"; „Jupiter beherrscht alle Krankheiten der Leber; von Farben, seegrün oder blau, ein gemischtes gelb oder grün"; „Mars, von Natur heiß und trocken, ergötzt sich in roter Farbe, und in allem was bitter, scharf schmeckt und auf der Zunge brennt"; „Venus bezeichnet die weiße Farbe"; „Merkur wird in den Elementen durch das Wasser vorgestellt". Alles das klingt so, als sei es unmittelbar einem chinesischen Vorbilde nachgeahmt worden. In Europa haben die Naturwissenschaften die Astrologie indes längst verdrängt, während die Chinesen jetzt erst anfangen, sich davon frei zu machen.

Die ärztliche Praxis ist allerdings in China den noch dort herrschenden mittelalterlichen Theorien weit vorausgeeilt. In chinesischen medizinischen Lehrbüchern finden sich zwar ganz närrische Sätze, wie dieser: „Die obere Hälfte des Körpers ist von der Natur des Himmels, und die Arzneien, die diesem Körperteil zusagen, werden aus den Blüten der Pflanzen bereitet; die Stengel der Pflanzen heilen Krankheiten des mittleren, die Wurzeln solche des unteren Teiles"; im praktischen Leben aber bewährt der chinesische Arzt eine gute Kenntnis und Anwendung der Heilkräfte der Natur. Chinesische Drogerien oder Apotheken, die sich durch peinliche Sauberkeit auszeichnen, weisen eine Fülle von Heilkräutern, einige Gummiarten und verschiedene Mineralien auf. Sie werden in kleinen Paketen verkauft, die eine in eine Gebrauchsanweisung eingewickelte Dose enthalten. An der Spitze der Heilmittel steht der Ginseng (Panax ginseng), der für das mehrfache Gewicht Silber verkauft wird. Auch Tee in verschiedener Zubereitung wird als Heilmittel geschätzt. Gegen Gicht wird das, früher auch bei uns eingeführte Moxa angewandt, ein Präparat aus Artemisia chinensis, das auf der Haut abgebrannt wird. Seit den ältesten Zeiten ist den Chinesen das Quecksilber als Heilmittel u. a. gegen Infektionskrankheiten bekannt; sie gewinnen es durch ein kompliziertes chemisches Verfahren, das in keiner Weise an eine europäische Herstellungsart erinnert. Seit 1200 Jahren kennen die Chinesen ferner unser „Glaubersalz"; ein berühmter Alchimist und Schüler Laotses soll es entdeckt haben, als er ein Elixir der Unsterblichkeit herstellen wollte, eine Absicht, die einst in China ebenso die klügsten Köpfe verwirrte, wie in Europa das Suchen nach dem „Stein der Weisen".

Die chinesischen Aerzte betrachten den menschlichen Körper als ein „kleines Weltall" und wenden auf ihn die Lehre vom Jin und Jang an, das Doppelprinzip, das nach der chinesischen Philosophie die Ordnung und Harmonie in der Natur aufrechterhält. Sie meinen, daß auf einem bestimmten richtigen Verhältnis zwischen Stärke und Schwäche, Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit usw. die menschliche Gesundheit beruhe, und daß schwächere und stärkere Abweichungen Krankheit und schließlich den Tod hervorrufen. Im übrigen wissen sie vom Bau und Leben des menschlichen Körpers bitter wenig. Ihre „Lehre vom Puls" hat Beziehungen zu dem Schema von den fünf Planeten, den fünf Eingeweiden, Elementen, Farben usw. Von der wahren Bedeutung der Blutzirkulation haben sie keine Ahnung; denn sie bilden sich ein, es gäbe bestimmte verschiedene Pulse in jedem Teil des Körpers. Sie unterscheiden drei an jedem Arm, nämlich einen am Unter-, zwei am Oberarm und 24 am ganzen Körper. Arterien und Venen verstehen sie nicht auseinanderzuhalten, und sie wissen auch nicht, wozu die Lunge in Wirklichkeit da ist. Von den Beziehungen zwischen den inneren Organen, die sich dadurch äußern, daß

Digitized by Google

sich die Unordnung des einen auf ein anderes überträgt, haben sie dagegen wenigstens eine dunkle Ahnung: denn sie sprechen z. B. nicht umsonst vom Herzen als dem „Gatten" und der Lunge als deren „Gattin".

Lehren können uns die Chinesen in den anderen Wissenschaften ebensowenig wie in der Heilkunde. In der Arithmetik wie Geometrie blieben sie in geringen Anfängen stecken, bis sie durch die Jesuiten am Hofe des Kaisers Kanghi gefördert wurden. Die chinesischen Zahlen werden in Buchstaben ausgeschrieben, nicht wie bei uns nach dem arabischen System in Ziffern bezeichnet. Da das das schriftliche Rechnen natürlich ungemein erschwert, benutzen die Chinesen einen kleinen Apparat, Suan-pan d. i. Rechentisch genannt. Hölzerne oder elfenbeinerne Kugeln sind auf Drähten in zwei getrennten Abteilungen aufgereiht, wovon eine Abteilung Einer vorstellt, während jede Kugel auf der anderen Seite eine Fünf bedeutet. Indem einzelne Kugeln aus beiden Abteilungen an der mittleren Leiste gruppiert werden, bildet man die verschiedensten Zahlen. Gezählt wird in China, wie gewogen und gemessen nach dem Dezimalsystem, ausgenommen beim Marktpfund, das in 16 Teile geteilt wird, was wahrscheinlich auf die Leichtigkeit der Einteilung in Hälften, Viertel, Achtel und Sechzehntel zurückzuführen ist.

Von der Geometrie scheinen die Chinesen vor ihrer Berührung mit den Europäern nicht viel mehr gekannt zu haben, als den pythagoreischen Lehrsatz, für den sie freilich keinen anderen „Beweis" kennen, als daß sie die Quadrate der drei Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks in gleich große Felder einteilen, und dadurch veranschaulichen, wie die Zahl der Felder im Quadrat der Hypothenuse der Summen der Felder in den Quadraten der beiden Katheten entspricht.

Mit ihren kümmerlichen ursprünglichen geometrischen Begriffen konnten die Chinesen keine genauen geographischen Kenntnisse erwerben, und ohne ihren aufgeklärten Kaiser Kanghi, der sich der Hilfe der Jesuiten versicherte, würden sie vielleicht ihr Land immer noch als eine den Mittelpunkt eines Kreises umgebende Fläche darstellen, umringt von den Wohnstätten des Restes der Menschheit. Sie haben aber die von den Jesuiten hergestellten Karten der verschiedenen Provinzen verstehen gelernt, und reproduzieren sie seitdem; doch sind auch diese in den Einzelheiten noch recht unvollkommen. Von allem, was aber außerhalb ihres eigenen Landes und der Tartarei liegt, davon wissen sie noch heute so gut wie nichts.

Die Jesuiten, die im 17. Jahrhundert am Hofe Kanghis erschienen, wußten sich gleich durch wissenschaftliche Experimente interessant zu machen; sie zeigten, wie die Strahlenbrechung durch Prismen künstliche Regenbogen hervorruft, lehrten durch Fernrohre und Mikroskope sehen und amüsierten die Palastdamen durch eine Camera obscura. Bald ließ man sie Pumpwerke und Fontänen anlegen und machte den ausgiebigsten Gebrauch von ihrer Markscheidekunst. Am meisten lernte man von ihnen jedoch in der Astronomie. Als Pater Varbiest in Peking ankam, war ein arabischer Astronom damit beschäftigt, den kaiserlichen Kalender herzustellen, ohne jedoch von seinem Fach viel zu verstehen. Der Jesuit entlarvte dessen Unwissenheit, indem er ihm aufgab, die Länge des Schattens einer Sonnenuhr an einem bestimmten Tage zur Mittagszeit im voraus zu berechnen. Der Araber verfehlte die Lösung vollständig und mußte dem Missionar seine Stellung einräumen, dessen Berechnung genau gestimmt hatte. So gelangten die Jesuiten an die Spitze des astronomischen Amtes, wo sie allerdings nur einige Jahre wirkten, weil sie sich rasch durch religiöse Streitigkeiten mit Dominikanern die Ungnade ihres kaiserlichen Gönners zuzogen.

Was die Chinesen selbst damals von der Astronomie wußten, war nicht viel. Gewiß finden sich in den Aufzeichnungen der Chinesen die ältesten astronomischen Beobachtungen. Bereits aus dem Jahre 2697 v. Chr. wird die Beobachtung einer Sonnenfinsternis erwähnt, und 1100 v. Chr. bestimmte der Kaiser Tschukong mittels eines Gnonoms die Schiefe der Ekliptik. Das ist aber auch so gut wie alles, was die Chinesen selbst für die astronomische

Digitized by Google

Wissenschaft geleistet haben. Auf die Ursache der Sonnenfinsternisse sind sie nie durch eigene Forschung gekommen. Als in den Zeiten der Sung die Voraussage einer Sonnenfinsternis nicht zutraf, wurde der Kaiser beglückwünscht, weil der Himmel ihm zu Liebe dieses unglückverheißende Ereignis aufgehoben haben sollte. Bei den Kometen, die die Chinesen so gut wie andere Völker, für Unglücksboten ansehen, bringen sie ihre närrische Theorie von den fünf Farben zur Anwendung. Ist die Erscheinung z. B. dunkel, so bedeutet sie eine erfolgreiche Revolution, und so wird jede Farbe mit einer bestimmten Art von Unheil in Beziehung gebracht.

Konfutse richtete die Aufmerksamkeit seines Volkes auf die Vorfahren, nicht auf die Enkel, auf die Wurzel, nicht auf die Blüte. Er wollte von keinerlei Fortschritt, d. h. Veränderung etwas wissen, sondern anerkannte nur die Weisheit der Väter. Ein starkes Gefühl für die Weite des Raumes lebte in ihm, über den die Chinesen sich ausbreiten konnten. Darum sollten sie zu ungeheurer Zahl anwachsen und doch das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung behalten. Das ließ sich nur auf Kosten des Strebens nach geistiger Vervollkommnung erzielen. In praktischen Dingen sind die Chinesen das gescheiteste Volk der Erde. In der Bestellung des Bodens und in der Kunst, sich am einfachsten, billigsten, zweckmäßigsten zu ernähren, haben sie es weiter gebracht als irgendeine andere Rasse. Zahlreiche sinnreiche mechanische Hilfsmittel legen für ihre Erfindungsgabe wie natürliche wissenschaftliche Veranlagung Zeugnis ab, aber das riesige Problem, zu einem so großen einheitlichen Kulturvolke anzuwachsen, wie sie es heute vorstellen, hat ihnen jahrzehntausendelang wenig Zeit gewährt, sich wissenschaftlicher Forschung im europäischen Sinne um ihrer selbst willen zu widmen. Erst europäische Einwirkungen beginnen hierin seit einigen Jahrzehnten eine Wandlung hervorzurufen. Es ist aber bezeichnend, wie heute der Ausbreitung westländischer Bildung im Reiche der Mitte ein allgemeiner Umschwung im Denken der Chinesen auf dem Fuße folgt. Die junge Generation in China hat das Schlagwort von der „Tyrannei der Toten" geprägt, um für ihre gegen den Ahnenkultus gerichtete Bewegung ein zugkräftiges Reklamemittel zu gewinnen. Für die Zukunftsaufgaben Chinas gilt es eben, die geistigen Kräfte von den Fesseln der allzu einseitig der Gattung dienenden Geschlechtsverbände zu befreien, das heißt dem mündigen Einzelnen ein Recht auf seine Persönlichkeit zu geben. Diese Emanzipation bildet auch die Voraussetzung einer Dienstbarmachung des chinesischen Geistes für die moderne Wissenschaft.

Die Komödie des Königs.

Von

Julius Bab.

Der Dilettant ist in gewissem Sinne für den Aesthetiker eine ebenso wichtige und interessante Erscheinung wie der Künstler selber. Denn da der Dilettant von einer Kunst immer nur das besitzen und anwenden kann, was Konvention, was erlernbarer Handgriff ist, so wird man das eigentlich Schöpferische, das Unberechenbare und Unnennbare einer künstlerischen Leistung gleichsam durch Subtraktion erkennen können, wenn man die ganze Summe dilettantischen Könnens vom größeren Vermögen des Künstlers in Abzug bringt. Doppelt interessant wird die Arbeit des Dilettanten, wenn sie von einem Manne stammt, dessen Gedächtnis uns kraft anderer Leistungen erhalten ist. Nicht nur, weil dieser künstlerische Versuch, gerade, weil er nicht reine Kunst wurde, im äußerlich-stofflichen Sinne sehr viel biographisches Material beibringen wird, über all das, was der Verfasser erlebt, gefühlt, gedacht hat. Diese Produkte verraten uns auch mit Notwendigkeit viel vom innersten Wesen der Kunst. Denn je bedeutender Geist und Kraft eines Menschen sich auf anderen Gebieten bewiesen hat, um so aufschlußreicher muß sein Versagen im Bereiche artistischer Gestaltung für das Wesen der künstlerischen Kraft sein. Deshalb ist es nicht bloße Neu-

Digitized by Google

gier, um derentwillen sich das Interesse immer wieder gern den Dialogen Napoleons, den Novellen eines Moltke oder den Komödien Friedrichs des Großen zuwendet. Wie ein großer Mann und eine große Kunst mit einer sehr höflichen Verbeugung aneinander vorbeigehen, das ist für den Mann und für die Kunst gleich charakteristisch.

Die künstlerischen Parerga Friedrichs des Großen sind anläßlich der Zweihundertjahrfeier des Preußenkönigs wieder besonders in den Vordergrund gerückt worden. Seine am meisten ausgearbeitete und bühnenmögliche Komödie „Die Schule der Welt" ist sogar an zahlreichen Bühnen gespielt worden. Und diejenige Uebersetzung und Bearbeitung, die den meisten dieser Festaufführungen zugrunde lag, ist jetzt auch als Buch erschienen: „Die Schule der Welt", von Friedrich dem Großen, bearbeitet von Erich Oesterheld, erschienen im Verlag Hellmuth Johnke, Berlin 1912.

Aus der alten „Ecole du monde", die nicht nur der Sprache nach ein französisches Produkt war, hat Oesterheld ein ganz manierliches, bewegliches und leidlich lustiges deutsches Theaterstück gemacht. Es liest sich recht flott und wird sich wahrscheinlich noch flotter spielen, und indem es so die Theaterleute ermuntert, das Gedächtnis des großen Geistes in diesem, seinem kleinen Produkt zu ehren und zu feiern, tut es sicher auch für die lebendige Tradition vom großen Friedrich Gutes. Wer freilich diese Komödie als psychologisches Dokument des königlichen Dilettanten kennen lernen will, der darf sich nicht auf die Oesterheldsche Bearbeitung verlassen. Gerade ihrer Vorzüge wegen nicht! Der Bearbeiter schafft durch kleine, frei erfundene Szenen lebendige Einführungen und Uebergänge; er lockert den Dialog auf, zerbricht die wohlgemessene Periode, läßt Rede und Gegenrede sich bewegt verschlingen - die Leute unterbrechen einander, wiederholen sich, verlieren den Faden, und dergleichen. Ein vollerer Ton von Empfindsamkeit, wie er der fredericianischen Generation noch fremd war, klingt in mancher Wendung an, und eine Art des Scherzes und Wortwitzes taucht auf, wie man sie in Deutschland doch erst unter dem Einfluß jenes Shakespeare hätte schreiben können, der dem großen König so verhaßt war. — Im Original haben wir nichts von alledem. Mit einem „kommt da nicht?" oder „schweigen Sie, man kommt" wird Auftritt an Auftritt geklebt; die Empfindungen verlassen das Maß moralisch reflektierender Rhetorik, die Scherze das abgezirkelte Maß französischer Karikatur nicht, und die Sprache vor allem ist ganz ohne die bewegte Munterkeit, die Oesterheld ihr gibt, ganz ohne den modernen Realismus der Dialogführung. Sie baut beinahe ausnahmslos gradlinige Sätze zu ihrem Ende, und keiner spricht, ohne den Punkt des Vorredners vollkommen abgewartet zu haben. Diese Sprache ist so durchaus in der Eleganz französischer Konversation empfunden, daß sie wohl in einer wörtlichen deutschen Uebersetzung verzweifelt ledern wirken muß, und Oesterheld hat mit seiner Umarbeitung theaterpraktisch gewiß recht. Literarisch, kulturgeschichtlich und psychologisch ist aber die Sprache Molières doch ganz und gar das Element, in dem diese Komödie allein lebt.

Molière ist sie vom Scheitel bis zur Zehe. Kein anderes Handlungsmotiv im Umkreise der Welt, als das erst bedrohte und doch schließlich glücklich verheiratete Liebespaar. Julie, die Tochter des verständigen Herrn Argan und seiner gemütlos faulen und materialistischen Gattin, liebt den Schöngeist Mondor, soll aber einen rüden Studenten, den Sohn des von philosophischer Gelahrsamkeit triefenden Herrn Bardus, heiraten. Nach einigen ungefährlichen Zusammenstößen siegen Tugend und Verstand, teils durch die übliche List der hilfreichen Dienstboten, teils durch das ebenso übliche Schreiben vom Königshofe, das den armen Mondor zu Amt und Ehren bringt. Solche Stücke haben in der Generation nach Molière gewiß hundert gebildeter Dilettanten nicht besser und nicht schlechter und genau ebenso geschrieben. Und nur, was sie so nebenbei im Detail der Reden und in der Anbringung eines bestimmten Charaktertyps an persönlichen Neigungen dokumentierten, ver-

Digitized by Google

mag diese Dilettantenprodukte gleicher Herkunft voneinander zu unterscheiden.

Das besondere Kennzeichen für diese Komödie des Königs ist es nun, daß hier der Mann von Welt und der Schöngeist seinen Ingrimm über den anmaßenden Dünkel der zeitgenössischen Philosophen der Leibnizschule Luft macht und seinen Spott über ihre dilettantischen Mitläufer und über die Roheit und Manierenlosigkeit ihrer Studenten ergießt. Dabei ist nun zweierlei merkwürdig: Friedrich vertritt hier eigentlich die Sache der ästhetischen, künstlerischen Lebensanschauung gegen die Verstandesherrschaft der Metaphysiker einerseits und den rohen Materialismus andererseits; Herr Bardus, der die Welt durch das Studium des Talmud und der Algebra regieren möchte, und dabei ein hilfloser und ungeschliffener Geselle ist, und Frau Argan, die nur für Essen und Trinken, Bequemlichkeit und Geld Sinn hat, sind die persönlichsten, am temperamentvollsten karikierten Gestalten des Stückes. Aber trotz dieser Begeisterung für die Kunst geht keine eigentlich künstlerische Kraft von dem Werk aus. Nun ist ja diese Verwechslung der Begeisterung für die Kunst mit der durch die Kunst ein typisches Dilettantenschicksal; aber in unserem königlichen Fall ist wohl dies Moment nicht so wichtig wie der Umstand, daß jene Elemente leidenschaftlichen Schöpfertums, die für uns das Wesen des Künstlers konstituieren, dem fredericianischen Kunstbegriff fast ganz fehlen, daß man Kunst vielmehr als ein Ding der gefälligen Form, des guten Geschmacks, des gebildeten Sinnes empfindet, als eine vornehme gesellschaftliche Institution. Deshalb kann aus dieser Ueberlieferung nicht vieles zu uns sprechen. Die Schüler Molières übersahen, daß auch ihr Meister nur dort und insoweit groß war, als ihn eine Leidenschaft, die Leidenschaft des Hasses, beseelte.

Das zweite Merkwürdige aber ist, daß wir trotz der Albernheit des Herrn Bardus dem königlichen Autor in seinem Kampf gegen die Philosophie durchaus nicht zustimmen werden. Was er vom Standpunkt aufgeklärter Bildung und weltmännischer Praxis gegen die Methaphysik und ihre Bedeutung für unser Leben sagt, scheint uns sogar herzlich oberflächlich, eine wahre Philisterargumentation. Hier müssen wir nun, wie bei jedem Dilettantenwerk, um einen harmonischen Eindruck zu haben, über das ganze Werk hinausgreifen und die Person seines Verfassers hinzunehmen. Die Größe dieses Mannes entlud sich ja in einem Leben unendlich vielseitigen, unendlich fruchtbaren Schaffens praktischer Art. Er brauchte die Form geistiger Produktion nicht eigentlich als Mittel zu seinem Leben, nur als Schmuck und Ruhepunkt, und so hatte er ein sehr persönliches Recht, die schöne Literatur der schweren Philosophie vorzuziehen.

Wie die Schule der Welt statt der Schule der Metaphysik Menschen bildet, kommt in der trivialen Liebesgeschichte dieses Stückes kaum zum Ausdruck, wäre in dem Sinne, wie der Autor es meinte, auch kaum eine Wahrheit. Aber der Verfasser hat nicht durch Philosophie und nicht durch Kunst, sondern durch das lebendige Beispiel gezeigt, wie ein Geist nicht an Theorien, sondern am Kampf mit allen lebendigen Wirklichkeiten erwächst. Der königliche Autor selber war, wie Oesterheld in seinem Prolog sehr hübsch sagt, eine Schule der Welt.

Die große Berliner Kunstausstellung.

Von

Dr. Eduard Thoma.

I. Die Malerei.

In den letzten Jahren hat die öffentliche Meinung von der Ausstellung am Lehrter Bahnhof immer gesagt: „Heuer ist sie so schlecht wie noch nie." Daraus mag sich einer das Niveau der diesjährigen Bilderschau berechnen.

Der gegenwärtige Vorsitzende ist, einem Instinkte folgend, mit der öffentlichen Meinung ins Gericht gegangen. Dem Kataloge ist die Ansprache vorgedruckt worden, die er seinerzeit

Digitized by Google

bei der Eröffnung gehalten hat. Auf vier Oktavseiten eine Menge schiefer Gedanken! Da mußte ich doch den Namen des Vorsitzenden suchen: Max Schlichting. Also derselbe, dem im vorigen Sommer wegen einer Kollektion stark dilettantischer Bilder die kleine goldene Medaille zugesprochen worden war. Dann mag es stimmen. Er kommt in seiner Rede zweimal auf die „Wurzel des Uebels" zu sprechen, auf das ungenügende Kunstverständnis. Nur nichts zugeben, wie ein Bilderjude! Tatsache ist, daß die großen und kleinen Leute, die täglich von halb vier Uhr an in hellen Haufen in jenes abscheuliche Haus von Eisenstangen und Glas einziehen, den allerbesten Willen mitbringen. Viele suchen sich mit Hilfe eines Zeitungsausschnittes zurecht, viele schlagen solange Nummern und Titel auf, bis sie erschöpft sind und zu den weißen Bänken des Gartens hinausflüchten müssen. Freilich sind vier Fünftel davon kunstblind und zufrieden, sich gelegentlich rühren zu lassen oder sich erinnern zu dürfen oder durch greifbare Naturtreue erschreckt zu werden. „Das ist doch noch Malerei", habe ich einen Biedermann sagen hören, als er sich von einem roten Hummer und einer goldenen Schüssel langsam verabschiedete. In diesem Teil des Publikums sind die meisten Käufer: wer ihnen die Augen öffnen würde, täte einer Ausstellung und einer Lotterie, wie diese ist, nur Schaden an. Wer aber höhere Ansprüche hat, kommt aus dem Staunen nicht heraus, wie viel Mittelmäßigkeit sich in der Großen Berliner im Namen der Kunst breitmachen darf. Wenn ein Kaufmann oder Arzt sich von den Geschäften freigemacht hat und bei der bildenden Kunst sich erholen will, so erwartet er, Werken gegenübertreten zu können, welche dem Ernst und dem Wert des eigenen Berufes in irgendeiner Art ebenbürtig sind. Keiner, der seine inneren Reichtümer zu mehren trachtet, wird sich herbeilassen, in Halbheiten und temperamentlose Dinge sich einzuleben. Bloß die Auffassungen der Künstler festzustellen, das ist zu wenig: das ist nur Rapport und Geschichte, nur ein Zuwachs unseres Wissens. Es handelt sich um mehr, um das Leben; darum, geistige Bundesgenossen zu gewinnen. Wenn in einer Ausstellung von 2467 Nummern kein einziger Mitstreiter sich findet, dann ist es besser, sich in den Grunewald oder an den Wannsee zu setzen. Wir sind nicht, wie man glauben machen will, gegen große und für kleine Ausstellungen, wir wollen nur gute Ausstellungen und hassen die aufdringliche Verquickung von Kunst und Geschäft. Ich lese zu dieser Stunde, daß für 85 000 Mark aus den Beständen der Großen Berliner Ankäufe gemacht werden sollen. Man hat doch gar nicht die Gelegenheit, dies Geld vernünftig auszugeben. Heuer ist vieles, was man niemals zu sehen wünschte, in das vollste Licht gerückt worden: deswegen konnten Worte der Abwehr nicht unterbleiben.

Man muß zuerst durch die Separatausstellung deutscher Städtebilder hindurch. Wir hätten davon etwas lernen mögen in einer für die Kunst des Städtebaus so interessierten Zeit, und wir hätten davon etwas lernen können, wenn sie einigermaßen gut assortiert wäre. Trotzdem soll hier nicht alles unter den Tisch fallen.

Der unlängst verstorbene Albert Hertel hat als Fünfundzwanzigjähriger, 1868, ein Stück des Rheinufers zu Düsseldorf mit Raddampfer und Segelschiffen gemalt. Er war vorher vier Jahre lang in Rom gewesen und unter den Einfluß Franz Drebers gekommen. Sobald er wieder deutschen Boden unter den Füßen hatte, verblaßte die Erinnerung an die Nymphen seines Lehrers, und er gab in dieser Stadtansicht ein Mittelding von Vedute und Pleinair, so etwas wie einen guten Antonio da Canale. — Ein kleines Bild von Wilhelm Trübner gewährt einen Blick von den Heidelberger Höhen über das Schloß ins Neckartal. In der Anlage ist einiges, die steile Bergstraße am linken Rand, die wasserziehende Sonne, so lange auffällig, bis man empfunden hat, wie glücklich dadurch die Monotonie der Entwicklung in der Horizontalen gebrochen wird. — Gustav Schönlebers Besigheim (1905) will uns wieder einmal besonders deutlich beweisen, daß die Hauptsorge dieses Künstlers der klare Aufbau einer Landschaft ist. Deswegen auch diese weitgehende Reduktion in der Farbe. Es gibt auf diesem Bilde eine bräunliche und eine bläuliche Region: zwischen beiden ist ein milder Uebergang

Digitized by Google

hergestellt. Und auch sonst gibt es leichte, unauffällige Bindungen herüber — hinüber. Liegt nicht ein bläulicher Schimmer auf den braunen Fluten?

Ueber Gari Melchers müßte man nicht schreiben, wenn er nicht so ostentativ in den Vordergrund geschoben woren wäre. Einer der größten Säle im Mittelpunkt des Hauses ist ihm reserviert worden. Will man uns zum Besten haben? In der ganzen Ausstellung wird der menschliche Körper nicht so malträtiert wie von diesem Maler. Solche Akte! Man denke sich Bilder von Puderdosen und Bonbonieren im lebensgroßen Maßstabe. Wer nichts Eigenes zu sagen hat, möge sich der Sehnsucht nach dem Monumentalen lieber entschlagen. Dann ist es viel besser, gefällige Nichtigkeiten zu malen, Boudoirkunst. Auch diese Fischer und Dieser Fechter sind nicht groß. Man gehe mit den Augen die Silhouette der Gestalten entlang, um zu fühlen, wie erbärmlich die Sprache dieser Linien ist. Und Farbe und Licht? Auf den Bildern mit dem roten Predigtstuhl hat Gari Melchers z. B. ein Lichtproblem aufgestellt und kam dabei zu Fall. Am schlimmsten ist vielleicht seine Unbeholfenheit mit der Farbe. Er probiert immer zu. Jede der süß-sauren Kombinationen scheint zu sagen: „Ob es wohl noch geht?" Nur das Damenbildnis von 1909 ist gut, obschon da und dort technisch mangelhaft. Nein, es ist nicht so einfach, eine weiße Hand auf ein schwarzes Kleid zu betten! Dieses Porträt aber gibt die Art Hugo Vogels wieder. Ich habe nachgesehen: Wird Gari Melchers fünfzig, sechzig, siebzig Jahre alt? Nein. Um Himmels willen, soll ihm etwa gar die große goldene Medaille hergerichtet werden?

Wie Hugo Vogel 1912 malt, brauchte nicht mit so viel Bildnissen belegt zu werden. Wir wissen genau, was im Lebenswerke dieses Künstlers zu schätzen ist, was nicht. Dies hier sind lauter Arbeiten ohne Feingehalt. Ueber die Porträtähnlichkeit des Gesichtes hinaus scheint nichts ernsthaft erstrebt zu werden. Darf man einen Rock und Hosen so malen? Auf weiten Strecken herrscht räumliche Unsicherheit. Ein Lichtproblem gibt es nicht. Die Hintergründe sind so fahrlässig behandelt —, genug. Den Prometheus von 1910 hätte Hugo Vogel, so schwer es bei so vielen Quadratmetern ist, unterdrücken müssen. Das Bild war eine Gelegenheitsarbeit für die Brüsseler Ausstellung und hat in der dortigen Maschinenhalle vielleicht seinen Dienst getan. Aber, trotzdem die Idee — der Halbgott reißt mit den Händen die Lohe vom Himmel — neu und apart ist, trotzdem in den Akten die großzügige Weise Eduard von Gebhardts, des Lehrers, wohltuend nachklingt, ist der Vorsehung doch nicht besonders zu danken, daß sie diese Leinwand aus dem großen Brande errettet hat.

Da lobe ich mir Paul Meyerheim. Sein siebzigster Geburtstag kündet sich an; man hat alte Bilder von vor fünfunddreißig Jahren herbeigeholt. Seine „Lebensgeschichte einer Lokomotive" in sieben großen, auf Kupfer gemalten Bildern, ist nun nicht Monumentalmalerei, sondern Genre in Lebensgröße. Daher diese Ausführlichkeit in der Erzählung, welche auch gelegentlich eine Abschweifung vom Thema zuläßt, so z. B. „Ein Zug fährt über die Koblenzer Eisenbahnbrücke, zu welcher das Eisen von Borsig (dem Besteller der Bilder) geliefert worden war. Auf der Post im Vordergrunde sitzt der Künstler mit seiner Frau" oder „Erntefest der Familie Borsig auf dem Gute Groß-Behnitz". Weil es dem Vorwurf an Einfachheit gebricht, haben diese Bilder keine sonderliche Fernwirkung. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Komposition nicht so vollkommen sei, als sie es im Rahmen eines Sittenbildes nur immer sein kann. Im Gegenteil, oft sind Gebilde von den schwierigsten und ungewöhnlichsten Formen mit dem größten Geschick und Geschmack im Bilde aufgenommen und verarbeitet worden. Ich glaube nicht, daß das gleichzeitig entstandene Menzelsche Walzwerk irgendwie in der Komposition stärker ist. Die Charakterisierung der einzelnen Personen ist jedenfalls bei Meyerheim weiter getrieben. Er hat auf dem ganzen Zyklus nur — Porträts gegeben. Es ist eine große Freude, diese Herren-, Arbeiter- und Kinderköpfe durchzugehen. Jeder für sich ist ein großes Kunstwerk. Man möchte dem greisen Künstler die Hände küssen, wenn er nicht mit unerschöpflichen Späßen es

Digitized by Google

sich verbitten würde. Der künstlerische Ernst dieser Bilderreihe beherrscht auch das Bildnis von 1877, das den Vater, Eduard Meyerheim, bei der Arbeit wiedergibt. In einem besonders üblen Saale ist es wie ein Born und schattenspendender Baum aufgestellt.

Weil Hermann Fenner-Behmer mit „Blanche Fontaine" zu einer ähnlichen ernsten Auffassung von Künstlerschaft sich bekennt, soll er aus der großen Zahl der Porträtisten eigens herausgehoben werden; auch Walter Thor, obschon das Bildnis seines Vaters weder in der Auffassung (Whistler) noch Technik (Leibl) selbständig ist. Und sonst? Warum lassen sich die Menschen nicht lieber gleich photographieren?

Der Künstlerschaft von Düsseldorf und München sind eigene Räume zugewiesen worden. München hat sträflicherweise fast lauter altes Gut geschickt. Ich für meinen Teil habe nur an dem kleinen Prozessionsbilde von Josef Wopfner unverhohlene Freude gehabt. Dort ist das schönste Fronleichnamswetter; die Frische des Vormittags weicht langsam der zitternden Hitze der vollen Sonne. Ein roter Traghimmel, bunte Fahnen, weiße Kleider und schwarze Feiertagsröcke stehen gegen die blauen Berge, gegen den schimmernden See und das üppige Grün der Wiesen. Auch Defregger hat ein paar Bilder da. Mit Rührung sehen wir die Spuren seines nunmehr ganz unsicheren Pinsels. In Düsseldorf wird Eduard von Gebhardt ein alter Mann. Nicht viel mehr können wir seinen Bildern entnehmen. Im übrigen sehen wir, daß dort seine und Vautiers Traditionen keineswegs alles beherrschen; man findet in Düsseldorf auch Leo Putz und die Schotten. Gerhard Janssen gehört jener Seitensaal, der schon manchem die kleine Goldene eingebracht hat. Warum sollte er sie nicht auch haben? Uns freut die Kühnheit seines Strichs und die Wärme seiner Farbe. Eine andere Frage ist, ob die Brouwer-Steen-Ostade-Stimmung das große Format verträgt. Jener kleine, stumpfsinnige Trinker (1299), fein gemalt, mit seidigen Lichtern, ist — wie soll man ihn recht loben — von der Art eines späten Wilhelm Leibl.

Mit dem Bilde „Der letzte Gast" erinnert Gerhard Janssen an die Niederländer der schönsten Farbe. Frank Brangwyn aus London aber übertrifft ihn in dieser Beziehung. Er bringt einen „Metalladen", aus dessen Dämmerlicht Messing- und Kupfergeschirr, ein grüner schäbiger Frack und eine rote Bluse herausleuchten. Lauter weiche Farben in breiter Pinselführung; welch ein Wohllaut! Eine Malerei der Augenfreude von einem der stärksten Radierer der Gegenwart. Es war eine ordentliche Ueberraschung.

Wer nun das Schönste der Gemäldeausstellung genießen will, soll sich nach dem kleinen Raume durchfragen, wo die Bilder Carl Larssons hängen. Von der Seitenwand grüßt ihn zuerst eine der bekannten Landschaften des Schweden Otto Hesselbom. Dort kann jeder Belehrung über das Dekorative holen. Einfache Rhythmen von Linie, Farbe und Licht sind die Grundbedingungen. Der Rand der Wälder, das Ufer der Seen, der Zug der Wolken sind zusammen ein Melodisches: die Farben, in der Hauptsache grün und blau, sekundieren; das Licht gibt die wohlabgewogenen Akzente. Carl Larsson zeigt uns wieder zu unserer Freude seine Kinder; aber es ist diesmal viel Melancholie dabei. Einmal läßt er den Jungen ernstlich schmollen. Dann hat er ein merkwürdiges Stilleben aus einem Totenkopf, einer Trauerurne, einem Globus und einem Blumenstrauß aufgebaut. Wie eingeschüchtert steht einer der jüngeren Knaben davor; ein Mädchen sieht den Beschauer mit ängstlichen und fragenden Augen an. Was soll das heißen? Ich habe das viele Dänisch im Hintergrunde nicht gelesen; ich deute mir die Wehmut der Stimmung so: „Mein Herz ist schwer und kummervoll, daß nun so mancher sterben soll, daß bei des Lenzes Auferstehn so mancher soll zu Grabe gehn." Und, um den künstlerischen Wert mit einem Worte auszudrücken: das ist nicht Kinderstubenkunst, wie die Welt meint, das ist Monumentalkunst.

Digitized by Google

Hinter Schloß und Riegel.

Von

Gefängnisinspektor a. D. Julius Schiwek*).

Ein sechzehnjähriges Mädchen hatte aus Eitelkeit einen Schmuck gestohlen. Es erhielt dafür eine Woche Gefängnis. Da es dieserhalb das Elternhaus verlassen mußte, so trieb sich das Kind ziel- und planlos umher, bis es endlich das Glück hatte, in einem Krankenhause als Pflegerin unterzukommen. Hier hat das Mädchen längere Zeit mit Fleiß und Geschick ihre Pflicht und Schuldigkeit getan. Eines Tages wurde es aber plötzlich entlassen; denn eine ihrer Mitarbeiterinnen hatte in Erfahrung gebracht, daß es wegen Diebstahls bereits im Gefängnis gesessen hatte.

Nun stand das Mädchen mit einer bitteren Erfahrung wieder auf der Straße und geriet nach einiger Zeit in die Hände einer Kupplerin, die ihr natürlich nur aus lauter „Barmherzigkeit" Unterkommen und Nahrung gewährte. Vom dritten Tage ab sollte aber für das kleine Stübchen Miete gezahlt werden, die jedoch so hoch war, daß sie sich durch ehrliche Arbeit nicht auftreiben ließ. Das Mädchen wurde auf eine „lohnendere Beschäftigung" aufmerksam gemacht. Es ging auf diesen Vorschlag ein; denn ein anderer Weg stand ihr vorläufig nicht offen. Da zu dem Dirnenleben die Kleidung nicht ausreichte, bestahl es ihre Kuppelmutter und Freundinnen. Diese liefen zur Polizei, und das junge Mädchen kam zum zweiten Male ins Gefängnis. Wie groß ihre Verzweiflung war, dürfte daraus hervorgehen, daß es dreimal einen ernsten Selbstmordversuch unternahm. Es hat schwer gehalten, das Mädchen zu beruhigen. Wegen der Diebstähle wurde es zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt. Während der Strafverbüßung hat das Mädchen sich stets gut geführt, war außerordentlich fleißig und geschickt. Hatte man das arme Geschöpf schon wegen einer Woche Gefängnis aus dem Elternhause und der Arbeitsstätte vertrieben, wie wird es ihr jetzt nach der Entlassung ergehen, wenn nicht Vernunft und Nächstenliebe zu Hilfe kommen?

Derartige Beispiele könnte ich viele anführen; ich will nur noch einen Fall mitteilen, von dem ich vor mehreren Jahren gehört habe.

In einer besseren Familie einer Kleinstadt diente seit mehreren Monaten die Tochter eines Kleinbauern. Schon nach kurzer Zeit hatte sie sich die Zufriedenheit und Zuneigung aller Familienmitglieder im hohen Maße erworben. Minna war treu wie Gold, sauber und flink wie ein Wiesel; dazu war sie auffallend hübsch und stets munter. Da fuhr eines Tages aus heiterem Himmel ein Blitzstrahl in dieses friedliche, schöne Bild. Durch eine Amtshandlung erfuhr die Herrschaft, daß Minna wegen Kindesmordes im Gefängnis gesessen habe. Die Hausfrau fiel sofort in Ohnmacht, und die übrigen Familienmitglieder wichen scheu vor der „Mörderin" zurück. In kurzer Zeit wußte auch das ganze Haus, daß Schulzens Minna schon wegen Ermordung ihres eigenen Kindes lange Zeit im Gefängnis gewesen war. Hu! War das eine grauenerregende Neuigkeit! Das ganze Haus war in Aufregung. Auf den Treppen bildeten sich Gruppen und besprachen das schreckliche Ereignis. Scheue Blicke gingen nach Schulzens Wohnung, um vielleicht die „Mörderin" erspähen zu können; denn sie erschien den aufgeregten Gemütern nicht mehr als die hübsche, muntere Minna, der sie täglich freundlich zunickten. Das arme Mädchen war vor Angst und Scham in ihre Kammer gelaufen und warf sich verzweiflungsvoll auf den Fußboden. Ihr Jammern und Schreien war weit zu hören, aber es war niemand da, der für die „Mörderin" ein liebes Trostwort übrig hatte. Niemand dachte daran, daß die Unglückliche sich in der Verzweiflung ein Leid antun könnte.

Am nächsten Morgen erschien Minna zur gewohnten Zeit nicht in der Küche; sie hörte auch nicht mehr die Lästerzungen. . . . Das Schürzenband hatte sie vor weiteren Folgen des Vorurteils der Gesellschaft bewahrt. . . .

Während ich an einigen Verbesserungen dieser Schrift beschäftigt war, hatte ich Gelegenheit, mit einer biederen Handwerkerfrau zu sprechen. Unter anderem sagte sie: „Das Glück ist ungerecht!" Auf meine Frage, wie sie zu dieser Behauptung kommt, erwiderte sie: „Das große Los der Schweidnitzer Lotterie hat ein Mensch gewonnen, der im Gefängnis sitzt!" . . .

Der fleißige und ordentliche Arbeiter P., der ohne Verschulden seine Arbeit verloren und trotz eifrigster Bemühungen keine andere erhalten konnte, weil die Arbeitslosigkeit groß war, hat gestohlen, um seinen Kindern den Hunger zu stillen; hierfür erhielt er fünf Monate Gefängnis.

Er hat mir ungefähr folgendes erzählt: Er hörte seine Kinder immer mehr und mehr nach Essen schreien; er konnte es nicht mehr ertragen und stürmte wie sinnlos aus seiner Wohnung.

*) Vergleiche Randbemerkungen (2).

Digitized by Google

Auf seinen Irrwegen fand er Gelegenheit, etwas zu stehlen, womit er seine hungernden Kinder sättigen könnte.

Ein Kampf entbrannte in seinem Innern. Sein Herz schlug, daß sein ganzer Körper zitterte, der Schweiß lief ihm plötzlich von der Stirn. Er streckte seine Arme aus und stürzte zu, prallte aber auch in demselben Augenblick wieder zurück, weil in diesem Moment ein lichter Augenblick sein Inneres durchfuhr. Er wollte wieder gehen. -- Da hörte er seine Kinder deutlich nach Brot schreien. Das nahm ihm die letzte Besinnung.

Jede Vorsicht außer acht lassend, stürzte er auf das Fenster zu, zertrümmerte die Glasscheibe, ergriff den Gegenstand und stürmte damit seiner Wohnung zu, ohne zu merken, daß sein rechter Arm stark blutete. Er gab das gestohlene Gut seinen Kindern, die gierig darüber herfielen; er selbst rührte nichts an. Im Gefängnis fand er dann Gelegenheit, seinen Hunger zu stillen. (Der Unglückliche, der mir sein Erlebnis recht rührend und lebhaft erzählt hatte, konnte vor den Richtern sich nur schlecht verteidigen. Als ich ihn fragte, weshalb er dort nicht ebenso lebhaft erzählt habe, wie er zu dem Diebstahl gekommen sei, er würde dann sicher nur drei Monate erhalten haben, gab er mir wörtlich zur Antwort: „Ja, Herr Inspektor, wenn man dort auch so reden könnte, wie mit Ihnen, aber die Herren verstehen unsereins doch nicht, und einen Rechtsanwalt können wir arme Menschen uns doch nicht halten.")

In neuerer Zeit kam eine 72jährige unverehelichte und unvorbestrafte Greisin zur Verbüßung einer zweitägigen Haftstrafe wegen Mundraubes ins Gefängnis. Da sie einen bedauernswerten Eindruck machte, besuchte ich sie alsbald in ihrer Zelle.

Auf meine Frage, weshalb sie sich denn so aufgeführt hätte, daß sie auf ihre alten Tage noch ins Gefängnis kommen mußte, sagte sie unter Tränen und verhülltem Gesicht: „Herr, glauben Sie es mir, ich habe es wirklich nur aus Hunger getan. Ich habe keinen Menschen auf der Welt, der mir umsonst etwas gibt, und die paar Groschen, die ich bekomme, langen nicht. Und arbeiten kann ich beim besten Willen nicht mehr; es nimmt mich ja auch keiner mehr zur Arbeit. Ach Gott, ach Gott, nimm mich doch bald zu dir!" -- -- Ihr Kopf fiel auf den Tisch. . . .

Ich sagte auch: Ach Gott, ach Gott! Und so etwas mußt du hier ebenso beherbergen und fest einschließen, wie die daneben liegende unverbesserliche Zuchthäuslerin! Ich ging leise hinaus und schloß geräuschlos die Zellentür zu. . . . .

Ein Arbeiterpaar hatte nur eine Stube, in der sie kochten, wohnten und schliefen. In einem Bette lagen die Eltern mit einem kleinen Kinde und in dem anderen schliefen die 11jährige Tochter und der 15jährige Sohn. Man kann sich denken, was die Kinder zeitweilig haben beobachten können. Ist es da ein Wunder, wenn sie schließlich auch „Vater und Mutter" spielten? Durch die Kinder selbst, die sich dabei sicher nicht viel dachten, kam die Sache zur Sprache, und der Junge kam ins Gefängnis. . . .

Ein landwirtschaftlicher Inspektor hatte sich einige tausend Mark erspart. Mit diesem Gelde, das für viele nur ein Taschengeld bedeutet, kaufte er sich ein großes Gut, um den Herrn spielen zu können. Da es bei ihm nicht hin noch her langte, so lag er mit seinen Leuten oft in Zank und Streit, weil sie ihr Ausgedinge nicht rechtzeitig erhielten. Es blieb manchem nichts übrig, als irgendeine Sache, die er zum Leben notwendig brauchte, heimlich wegzunehmen. So holte sich eines Abends ein Instmann aus einem verschlossenen Holzstalle des Gutshofes einen Sack voll Holz, weil ihm kein Brennmaterial angefahren wurde. Der Herr erfuhr dies; solange er mit dem Arbeiter in Frieden lebte, sagte er nichts. Nach einiger Zeit verließ der betreffende Arbeiter böswillig seinen Dienst, weil er keinen Lohn bekam. Sofort zeigte ihn der Gutsbesitzer wegen schweren Diebstahls beim Gendarm an. Dieser nahm den Mann fest und lieferte ihn als „fluchtverdächtigen" Verbrecher im Gefängnis ab, weil er noch keine feste Arbeit hatte. Dem Gericht blieb nichts anderes übrig, als ihn mit drei Monaten Gefängnis zu bestrafen.

Derartige Fälle könnte ich viele anführen. So z. B. aus dem Gebiete der Blutschande, wo junge Mädchen unter dem Einfluß des Vaters dieses Verbrechen begingen usw. usw.

Ich frage nun, was an diesen Personen zu vergelten war? - - --

Während ich dieses schreibe, bringt eine Zeitung nachstehenden Artikel: (Die arme Blondine.) Die Königsberger Neuesten Nachrichten schreiben: Jüngst bestellte der Inhaber eines Lokals „mit freundlicher Bedienung" in dem Provinzialstädtchen M. bei seinem Agenten in der Provinzialhauptstadt eine neue Kellnerin, mit der Bestimmung, daß das Mädchen blond sein müsse. Der Agent engagierte die Gewünschte und schickte sie nach M., nicht ohne vorher als Vermittlungsprovision, da ihr die zehn Mark bares Geld fehlten, ihre Uhr abgenommen zu haben. Mittwoch vormittag

Digitized by Google

traf die Kellnerin in M. ein. Doch der Wirt verweigerte die Annahme mit der Begründung, daß seine Bestellung auf hellblond und nicht auf dunkelblond gelautet habe. Da das Mädchen sogar noch einige entbehrliche Gegenstände hatte verkaufen müssen, um nur die Reisekosten nach M. bestreiten zu können und nun, auf die Straße gesetzt, aller Existenzmittel bar war, wandte es sich hilfesuchend an die Ortspolizei, was ihr in ihrer unglücklichen Lage aber auch nichts nützte, denn man verwies sie dort nur auf den Klageweg. Wird sich nun der Herr Agent zur Zurücknahme der nicht konvenierenden Ware entschließen?"

Ist es da ein Wunder, wenn das Mädchen stiehlt oder ihren Körper verkauft, um sich vor der äußersten Not zu bewahren? Eine andere Beschäftigung hat sie wohl schwerlich in M. auch beim besten Willen sogleich finden können.

Wenn das arme Geschöpf nun ins Gefängnis käme, sollte an ihr die Vergeltungs- oder Erziehungsmethode zur Anwendung kommen?

Aber auch die Erziehungsmethode kann bei der Vollstreckung nicht ausschließlich allein zur Anwendung kommen, weil auch Personen ins Gefängnis kommen, bei denen für die frevelhafte Tat nur die Vergeltung zur Anwendung kommen kann. Nehmen wir z. B. einen Bankier an, der in einem Leben voll Saus und Braus die ihm anvertrauten Notgroschen durchgebracht hat, oder einen gemeingefährlichen Denunzianten, der nur aus Niederträchtigkeit oder Rache seinen Mitmenschen Böses zufügen will. Ferner Rabeneltern, gemeingefährliche Erpresser, Wucherer, ältere Zuhälter u. a. m. Solche Subjekte können nur durch eine strenge Behandlung wieder zur Vernunft kommen.

Und was soll man schließlich bei den völlig unverbesserlichen Verbrechern, bei denen alle aufgewandte Liebe und Güte spurlos vorüberging, noch erziehen?

Aus den angeführten Beispielen ist zu ersehen, daß wir mit „einer" Vollstreckungsmethode nie und nimmer auskommen können.

Randbemerkungen.

Der Fall Ungarn.

Noch nie ward seit Verwirklichung des Konstitutionsgedankens den prinzipiellen Gegnern von Volksregierung und Parlamentsherrschaft so große Befriedigung beschieden wie jetzt.

Nicht, daß diese Anhänger eines persönlichen oder aristokratischen Staatsregiments so weit gingen, womöglich auch noch in dem Mordanschlag gegen den Grafen Tisza ein Argument für ihren Kampf gegen Parlamentsherrschaft zu sehen. Dies Attentat hat, wie Graf Tisza selbst mit Recht hervorgehoben, nur ein Wahnsinniger begangen.

Aber das andere, das allgemeine: Der Umstand, daß, nachdem im preußischen Parlament soeben immerhin Aehnliches geschah, auch hier nur Polizei die Situation retten konnte, das muß den Parlamentsgegnern aus Prinzip nur Wasser auf ihre Mühle sein. In kurzer Zeit nacheinander hat die Volksvertretung in hoch kultivierten Ländern sich durch die Polizei vor sich selber schützen müssen. Nichts ist so dringend, als angesichts dieser Tatsache, die in fast allen parlamentarisch regierten Ländern ja schon längst ihre Parallelerscheinungen hat, von dem Parlament als solchem zu reden.

Die Gegner des parlamentarischen Regimes sehen in solchen Vorkommnissen den nur allzu überzeugenden Beweis dafür, daß der ganze Parlamentarismus nur ein geschichtlicher Irrtum war. „Nun sind wir so weit. Nun fangen die Parlamente an, durch sich selber zu beweisen, daß sie für die Dauer nicht lebensfähig sind . . ." So klingt es aus den Reihen der Parlamentsfeinde. „Zurück zu Absolutismus und absolutem Staatsregiment." Selbstverständlich so offen wird es nicht gesagt. Aber: „Das einzige Heil kann nur noch darin gefunden werden, daß man einen weiteren Ausbau parlamentarischer Regierungsgewalt nicht zuläßt . . ." Das ist das Programm einer ganzen Reihe von Politikern, die Ansehen und Namen haben. „Und seht ihr jetzt, wie wir recht haben? Seht ihr nun, was es mit den Parlamenten auf sich hat?" So weisen sie nun zur Bestätigung ihrer Maxime, die der aufgeklärte Despotismus, gemildert durch ein möglichst in seiner Macht beschränktes Parlament ist, auf die Ofenpester Vorgänge wie auf das Menetekel, das die Anhänger eines möglichst starken Parlamentarismus nun endlich bekehren soll.

Aber die Ofenpester Vorgänge haben trotz des Weltaufsehens, das sie gemacht, keine Ueberzeugungskraft. Und wenn es nicht nur dreißig, wenn es hundert Abgeordnete gewesen wären, die Präsident Graf Tisza, sich zum Diktator machend, durch Polizeigewalt zum Hause hinausspedierte, an der staatspolitischen Idee des Parlamentarismus gemessen, sind selbst diese Ereignisse kaum mehr wie eine Episode.

Keine Regierungsform hat so viel Fortschrittsarbeit geleistet und dem Leben der Völker so viele Freiheitswerte geschenkt, wie die Volksparlamente seit der ersten Stunde ihres Wirkens. Wenn man zurückblickt in die verhältnismäßig noch gar nicht so lange hinter uns liegende Zeit, da es noch keine Parlamentsregierung gab, dann

Digitized by Google

bekommt man einen Begriff davon, wie sehr früher und heute der Parlamentarismus noch immer der stärkste Kulturfaktor im Leben der Staaten ist. Und wie könnte das auch anders sein! Der Gedanke, daß ein mündiges Volk in seinen vitalsten Lebensinteressen sich am besten durch sich selbst regiert, ist so groß und erhaben, so unüberwindlich in sich selbst, so als unserer ganzen politischen Weisheit letzter Schluß stabiliert, daß ihm die Tagesgeschichte der einzelnen Parlamente, sie mag sich im Augenblick so bunt, so wirr und selbst so unwürdig gebärden, wie jetzt in Ungarn, nichts anhaben kann.

Die Gegner des Parlamentarismus sprechen angesichts der Vorkommnisse von Ofenpest und Berlin ganz allgemein von einer Dekadenz des Parlamentarismus. Diesen Leuten kann man nur, so unhöflich das auch klingt, zurufen: Selbst dekadent! Wer an der Zukunft des Parlamentarismus verzweifelt, der verzweifelt an der Lebensfähigkeit seines Volkes. Der verzweifelt an Fortschritt und Freiheit. Der lebt der dekadenten Anschauung, daß die Selbstregierung kulturreifer Völkerschaften ein vorübergehender, schon jetzt sich selbst auflösender Zustand und nicht der Völker dauernder Besitz ist.

Der Parlamentarismus in der Idee ist etwas, was heute nur noch mit den Völkern selbst zugrunde gehen kann. Nur einzelne Parlamentsformen (und voran das vorweltlich preußische Klassenparlament) sollen und werden zugrunde gehen. Und wenn, wie jetzt in Ungarn, der parteipolitische Fanatismus bis zur Auswechslung von Revolverkugeln ausartet, dann ist das höchstens der Beweis dafür, daß auch hier nur eine bestimmte Parlamentsform, aber nicht der Parlamentarismus als solcher im Sterben liegt.

Der Strafvollzug.

Ein Tatbuch, das ohne phantastische Verzerrung und ohne jede Parteitendenz sich nur in den Dienst des Lebens stellt, hat der Gefängnisinspektor a. D. Julius Schiwek*) mit seiner Schrift „Hinter Schloß und Riegel" der Oeffentlichkeit geschenkt.

Der Oeffentlichkeit? Ach, nein! Das wäre zu optimistisch. Es ist, wie der Erfolg so mancher ernster Lebensbücher zeigt, eine arge Uebertreibung, wenn man immer wieder behauptet, daß das große Publikum nur für leichte und über alle wirklichen Lebensfragen hinweggehende Unterhaltungslektüre Sinn und Neigung hat. Aber es gibt allerdings gewisse Lebenssphären, von denen der größte Teil der Menschen am liebsten nichts hört. Und unter diesen Lebenssphären stehen Krankenhaus und Gefängnis obenan.

Aber die Gleichgültigkeit gegenüber den Formen und dem Wesen des Strafvollzuges ist im Grunde genommen eine Gleichgültigkeit gegen uns selbst. Nur derjenige, den seine eigene Moralität zum Hochmütigen macht, wird der Meinung sein, daß das Schicksal der im Gefängnis Schmachtenden eine Angelegenheit ist, die die Freien und Unbestraften nichts angeht. Nur Banausen werden es nicht begreifen, daß hinter den Mauern unserer Kerker und Gefängnisse nicht nur die Schuld des Einzelnen, sondern auch eine allgemeine Schuld gebüßt wird, an der alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, ob hoch oder niedrig, ob bestraft oder unbestraft, ihren Anteil haben.

Schutz vor denjenigen zu fordern, die sich an den geschriebenen Satzungen vergehen, ist, wenn im Staatsleben nicht alles durcheinandergehen soll, das gute Recht der Gesellschaft. Aber mit der Ausübung dieses Rechts allein ist es nicht getan. Ein Strafvollzug, der sich damit bescheidet, lediglich die Sühne für das Vergehen zu sein, ist lebensfeindlich, wie das Verbrechen selber. Wenn also ein Kundiger, der mehr als ein halbes Menschenalter hindurch als Gefängnisinspektor wachen Auges seines Amtes gewaltet, die Eindrücke, die er in dieser Welt der Abgeschlossenheit empfangen, schildert, dann heißt es aufmerken!

Schon das erste Kapitel, das den für den sympathischen Standpunkt des Verfassers charakteristischen Titel „Die Gefängnisse im Lichte des Vorurteils" trägt, bietet ein Stück ergreifendster Wirklichkeit. „Infolge der weitverbreiteten Unwissenheit über unsere Gefängnisverhältnisse hält sich das harte und unchristliche Vorurteil gegen die bestraften Mitmenschen so hartnäckig aufrecht . . ." Man muß an das Schicksal des ob seiner Gefängnisstrafen von Ort zu Ort gehetzten Schuhmachermeisters Voigt denken, wenn ein Erfahrener so ohne Sentimentalität, nur die Wirklichkeit gebend, es auch hier wieder aus der Praxis bestätigt, wie einer großen Anzahl entlassener Gefangenen, allen Fürsorgevereinen zum Trotz, die Rückkehr zum geordneten Leben geradezu unmöglich gemacht wird. „Er hat einmal im Gefängnis gesessen . . ." Wir erleben es, was das heißt, wenn die biedere Nachbarschaft das von einem Mitmenschen hört, der längst als wieder ehrlich Gewordener sich Achtung und Ansehen zurückerobert hatte. Unser kulturelles Gewissen sträubt sich dagegen. Aber es ist so. Die Nichtgestrauchelten treiben diejenigen in das Verbrechen zurück, die nach schwerer Sühnezeit wieder heim zu den Menschen kommen. So bestätigt es der Fachmann.

Da ist ein Kapitel: „Wer kommt ins Gefängnis?" Schuldige und Unschuldige . . . Die Rechtsprechung ist nur Menschenwerk, und irren ist

*) Der genaue Titel heißt: „Hinter Schloß und Riegel, Intime Schilderungen aus dem Gefängnisleben, von Gefängnisinspektor a. D. Julius Schiwek, Vita, Deutsches Verlagshaus. Preis Mk. 3. -.

Digitized by Google

menschlich, auch bei Richtern. Aber zu welchen Konsequenzen führt es, wenn man ohne Rücksicht auf die Art des Verdachtes oder den Grad des Verbrechens, alle Verdächtigen und Gestrauchelten in die gleichen Strafhäuser sperrt! Die Menschen, die vor Gericht ihr Zeugnis verweigern, weil sie es mit ihrer Ehre nicht vereinbaren können, einen Mitmenschen durch ihr Zeugnis zu verraten, werden mit Hehlern und Stehlern in ein und dieselbe Strafanstalt gesteckt. Der Schriftsteller, der für den Ausdruck seiner ehrlichen Ueberzeugung büßt, muß es sich gefallen lassen, mit Zuhältern und Wucherern auf gleichem Flur zu wohnen. „Er hat im Gefängnis gesessen . . ." Was hilft es, daß Menschen von Herzensbildung, ehe sie etwas Peinliches darin sehen, erst wenigstens nach dem Wie und Warum fragen werden. Für die Allgemeinheit ist Gefängnis Gefängnis. Deshalb ist es nur verdienstvoll, wenn dieser herzkluge Gefängnisinspektor a. D. an der Hand sehr überzeugender Beispiele auch seinerseits die schon so oft erhobene Forderung nach endlicher Scheidung erhebt. Das Gefängnis, das nun einmal in den Augen des Volkes etwas Ehrenrühriges ist und bleibt, muß als Sühnestätte für diejenigen reserviert bleiben, die Ehrloses taten. Aber für all die anderen, die nur leiblicher Hunger oder der Affekt oder Ueberzeugungstreue in Konflikt mit den Strafgesetzen brachte, müssen besondere Arresthäuser geschaffen werden, in denen der Aufenthalt wohl eine Sühne, aber keine Schmach ist.

Preisaufgabe. Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt ihre sechste (Eduard von Hartmann-) Preisaufgabe aus, deren Dotierung die Witwe des Philosophen ermöglicht hat. Der 1. Preis beträgt 1500 Mark und der 2. Preis 1000 Mark. Das von Herrn Professor Dr. Vaihinger-Halle formulierte Thema lautet: „Eduard von Hartmanns Kategorienlehre und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart." Preisrichter sind Geheimer Rat Prof. Dr. Windelband-Heidelberg, Prof. Dr. Bruno Bauch-Jena, Prof. Dr. Jonas Cohn-Freiburg i. Br. — Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind unentgeltlich und portofrei zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Leibniz-Keks
TET-Paket 30 Pf
H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W.. Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I. Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 25 Berlin, den 22. Juni 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Die Ausrottung der modernen Frau.

Von

Heinrich Ilgenstein.

„Ich werde es aufhalten!“ sagte die Fliege, indem sie sich auf das Rad des Motors setzte. Aber das Rad zerdrückte sie in sausendem Schwung.

Anna Plothow.

Noch klingt uns der Kasernenhofton, in dem Herr Geheimrat Harnack das religiöse Leben der Deutschen zu kommandieren versuchte, im Ohr, und schon wieder gilt es, sich gegen die anmaßenden Erziehungsversuche geheimrätlicher Ueberhebung zu wehren. Das Allerneueste ist ein Bund zur Ausrottung der modernen Frau.

Selbstverständlich ist es eine Kampfgenossenschaft von Männern, die sich dies hohe Ziel gesteckt haben. Dies Ziel? Nein. Die Herren Kunstmaler Anton v. Werner, Flottengeneral Keim, Professor Waldeyer und viele andere Träger illustrer Namen haben ihr Ziel schon erreicht. Eine beruhigende, eine überraschende Tat! Sie gründeten einen „Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation“. Und dieser hat die ganze Frauenfrage auf dem Statutenwege folgendermaßen erledigt:

§ 1.

„Die Politik soll dem Manne verbleiben, der sich auf diesem Felde von jeher betätigt hat...“

Was ist das?

Die Begründung dafür, daß sich die Frau bis in alle Ewigkeit um das Staatswesen nicht zu kümmern hat, liegt für alle denkenden Menschen darin, daß dies bisher immer nur der Mann getan hat.

§ 2.

„Die Frauenbewegung versucht der Natur Gewalt anzutun, die überall die Wirkungskreise der beiden Geschlechter scharf abgegrenzt und strenge Arbeitsteilung durchgeführt hat...“

Was ist das?

Du hast in der Natur eine bessere Polizeibehörde zu sehen, die zwei große Tafeln errichtet hat: „Hier für Männer.“ — „Hier für Frauen.“ Die Welt hat nicht immer so ausgesehen wie heute, und als die Natur mit diesem ihren Polizeierlaß die Wirkungskreise der beiden Geschlechter „scharf abgrenzte“, hat sie von den Entwicklungswegen der Menschen keine Ahnung gehabt? Diese Frage ist ebenso unzulässig wie die Behauptung, daß die Natur nur in punkto Fortpflanzung eine wirklich strenge Arbeitsteilung erkennen ließe und alles andere Menschenwerk sei.

§ 3.

„Die Frauenbewegung gießt frisches Oel in das schon heftig lodernde Feuer politischer und sozialer Gegensätze...“

Was ist das?

Die Frau hat auch ihrerseits dafür zu sorgen, daß endlich Ruhe in Deutschland eintritt und nicht immer an dem sogenannten Fortschritt gearbeitet wird.

§ 4.

„Wir bekämpfen die übertriebene Erweiterung der Rechte unehelicher Mütter...“

Was ist das?

Es ist nicht zu billigen, wenn die Mutterschutzbewegung sich darum bemüht, den Vater unehelicher Kinder mehr als bisher zur Verantwortung zu ziehen. Es ist ebensowenig zu billigen, wenn die Frauenrechtlerin der arbeitsunfähigen Mutter und dem Säugling Obdach

Digitized by Google

und Nahrung gibt. Die uneheliche Mutter ist vielmehr wie zur Zeit, da es noch keine Frauenbewegung gab, als warnendes Beispiel ihrem wohlverdienten Schicksal zu überlassen!

Es sind natürlich noch eine Menge Paragraphen, die dieser neue Bund zur Ausrottung der modernen Frau mit seinem pompösen Propagandaaufruf in die Welt gesandt hat. Aber alle diese Bundesstatuten lassen sich in den Oberparagraphen zusammenfassen: „Möge das deutsche Mädchen wieder so ausschließlich auf den Erlöser Mann warten wie Anno dazumal, als wir, die Anton von Werner usw., noch selbst zu den Jungen gehörten."

Was das letztere aber bedeutet, ergibt folgende Berechnung:

Professor Anton von Werner
Staatsminister a. D. von Koeller
Geheimrat Waldeyer
Professor Thode
271 Jahre.

Eine Summe, die bei allem schuldigen Respekt vor dem Alter die zeitfremden und fast menschenfeindlichen Statuten dieses neuen Bundes immerhin verzeihlich macht.

Was ist sozial?

Von

Heinz Potthoff.

Die „soziale Frage" ist uns als Folgeerscheinung der großindustriellen Entwicklung Deutschlands vor einem Menschenalter zuerst als industrielle Arbeiterfrage entgegengetreten. Diese Arbeiterfrage hat jahrzehntelang die Wissenschaft und die Gesetzgebung beherrscht. Aber schon damals hat man sich nicht dem Zwange entziehen können, gelegentlich einzelne Stücke der für Arbeiter berechneten Schutz- und Fürsorgegesetze auch auf benachbarte Gruppen zu übertragen. Der Standpunkt, daß die soziale Frage sich in der Arbeiterfrage erschöpfe, daß die soziale Pflicht des Staates nur in „Arbeiterpolitik" bestehe, ist heute mit Recht allgemein verlassen.

Wer an Stelle dieser veralteten Definition die Erweiterung setzt, daß Sozialpolitik „Arbeitnehmerpolitik" sei, kann von ihr aus zu der Forderung eines besonderen Arbeitnehmerrechts kommen. Aber wenn er den Inhalt dieses Rechts bestimmen soll, so läßt seine Definition ihn im Stich. Denn warum sollen Arbeitnehmer besonders bevorzugt werden vor anderen Bevölkerungsschichten? Die Arbeitgeber können den Einwand erheben, daß ihre Leistungen für den Staat mindestens ebenso wichtig und notwendig seien, daß eine Berücksichtigung ihrer Interessen ebenso berechtigt, daß die Arbeitnehmerpolitik eine ungerechte Einseitigkeit sei; ungerechte Sozialpolitik aber ist für jeden politisch Empfindenden ein Widerspruch in sich.

„Schutz der wirtschaftlich Schwachen" ist vielen der Inbegriff des Sozialen. Von ihm ist unsere Gesetzgebung vielfach ausgegangen und hat Versorgungs- und Schutzgesetze auf Angestellte beschränkt, die ein gewisses Arbeitseinkommen nicht überschreiten. Die fast in jedem Gesetz wechselnde Grenze der „Schwäche" hat zu lächerlichen Verschiedenheiten geführt. Der Schutzbegriff muß überall da versagen, wo kleine Unternehmer in Frage kommen, die man nicht als wirtschaftlich überlegen gegenüber dem bessergelohnten Beamten bezeichnen kann.

Als Grundlegung für ein einheitliches, fortschrittliches Arbeitnehmerrecht, das gegenüber den Anforderungen anderer Gruppen sich jederzeit schlüssig verteidigen läßt, kann nur eine allgemeine Definition dienen, die bis auf den Grund der Rechtsfragen taucht. Sozial bedeutet das Vorrecht des lebendigen Menschen vor allen Gütern und Einrichtungen dieser Erde. Sozial ist das Recht nur, wenn es die Persönlichkeit des Menschen, des Staatsbürgers höher wertet als Sachgüter, als Vermögensinteressen, als irgendwelche Institutionen. Das soziale Recht dient dem obersten Zwecke des Staates, recht viele gesunde, leistungsfähige, frohe Menschen als Bürger zu zählen.

Ist diese Begriffsbestimmung des Sozialen theoretisch auch nicht allgemein anerkannt, so

Digitized by Google

doch praktisch. Denn was ist der Zweck aller Arbeitergewerkschaften, aller Berufsvereine von Angestellten anders, als die Persönlichkeit im modernen Großbetriebe zu retten, die schwachen Existenzen durch Organisierung von Tausenden zu festigen, daß sie nicht durch die Macht des Kapitals erdrückt werden? Alle Bestrebungen dieser Verbände zielen doch nur dahin, den Massen der Berufsgenossen die Entwicklung und das Ausleben einer menschenwürdigen, kulturgemäßen, staatsbürgerlichen Existenz zu ermöglichen. Gewiß spielen rein wirtschaftliche Fragen, wie der Kampf um die Lohnhöhe, um den Unterhalt in Zeiten der Arbeitsunfähigkeit, eine große Rolle. Aber die Kulturbedeutung dieser wirtschaftlichen Kämpfe liegt doch nur darin, daß ihr Erfolg eine Erhöhung der Lebenshaltung und der Arbeitsleistung bringt. Das Wirtschaftliche verschwindet fast ganz hinter dem Persönlichen. So lange das Einkommen nicht wesentlich über das zur angemessenen Lebensführung Nötige hinausgeht, so lange dient seine Vermehrung nur der Möglichkeit persönlicher Entfaltung. Alle weiteren Bestrebungen aber, die auf Verkürzung der Arbeitszeit, auf freien Sonntag, auf Abendruhe, auf Verbot eines Mißbrauchs der Abhängigkeit, auf Beseitigung von Konkurrenzklauseln und so weiter gehen, sind reine Forderungen zugunsten der Person gegenüber dem Kapital.

Unser Recht ist in seinem Grunde noch sehr unsozial, weil wir zu viel herübergenommen haben aus dem alten Rom, in dem der Typus des arbeitenden Menschen der Sklave war, der im Eigentume des Arbeitgebers stand und vom Rechte nur als Haustier gewertet wurde. Die Fortschritte der letzten Jahrzehnte sollen gern anerkannt werden; aber welche bescheidene Rolle spielt noch im Bürgerlichen Gesetzbuche gegenüber den minutiösen Regelungen aller Eigentums-, Besitz-, Sachschuld- und Erbrechtsverhältnisse der sechste Titel des siebenten Abschnittes, der mit seinen zwanzig Paragraphen über den Dienstvertrag das Rechtsverhältnis regeln soll, auf dem heute die Existenz von mehr als vierzig Millionen Menschen beruht. Wie herrscht das Vermögensinteresse überall vor gegenüber dem persönlichen Interesse! Wieviel besser sind alle Vermögensrechte geschützt als die rein persönlichen Rechte und Güter, wie Gesundheit, Ehre, vor allem Arbeitskraft! Wir haben den Sachwucher für unsittlich und strafbar erklärt (§ 138 Bürgerliches Gesetzbuch und § 302 a/c Strafgesetzbuch); den viel schlimmeren Personenwucher nicht. Wer die Notlage eines Angestellten dadurch ausbeutet, daß er sich Arbeitsdienste (also Vermögenswerte) versprechen und gewähren läßt gegen eine Entlohnung, die den Umständen nach in auffälligem Mißverhältnisse zu dem Werte der Dienstleistungen steht, ist noch niemals wegen Wuchers belangt worden: und erst in allerneuester Zeit haben Kaufmannsgerichte erfreulicherweise derartige Gehaltsvereinbarungen für nichtig erklärt und den Arbeitnehmern ein angemessenes Entgelt zugesprochen. In der Konkurrenzklausel (der Vereinbarung, durch die ein Angestellter sich verpflichtet, jahrelang nach dem Austritt aus einem Dienstverhältnis nicht in einer Konkurrenzfirma Stellung zu nehmen) ist das Vermögensinteresse des früheren Arbeitgebers maßgebend gewesen gegenüber dem Persönlichkeitsinteresse des Arbeitnehmers, der seine Arbeitskraft, seine Kenntnisse nicht verwerten darf*). Unser Patentrecht spricht eine Erfindung und ihre Ausnutzung nicht dem zu, der den Gedanken hatte, sondern dem, der die sachlichen Mittel zur Ausführung gab.

Solche Beispiele lassen sich leider häufen.

Aller Kampf der Arbeitnehmer um ein besseres Recht geht darauf hinaus, das Recht sozialer zu machen, das heißt die Rücksichten auf den lebenden Menschen, auf die Person des Staatsbürgers in den Vordergrund zu schieben. Die Erreichung des Zieles liegt nicht nur im gleichmäßigen Interesse aller Arbeitnehmer ohne Unterschied des Berufes, der sozialen und wirtschaftlichen Lage, sondern auch im Interesse der Allgemeinheit. Denn der Staat kann kein wichtigeres Interesse haben, als die Ent-

*) Vgl. Heft 7 der Schriften des Deutschen Werkmeisterverbandes: Dr. Potthoff und Lehmann, „Die Konkurrenzklausel", Düsseldorf 1907.

Digitized by Google

faltung aller nützlichen Kräfte aller Staatsangehörigen.

Denn der Reichtum eines Staates, eines Volkes liegt nicht in den „Sachgütern", sondern in den „produktiven Kräften". Die wichtigste dieser Kräfte ist das Menschenmaterial, in dem auch rein materiell der größte Teil des Nationalvermögens angelegt wird. Der Mangel an sozialem Denken in unserer Volkswirtschaftslehre läßt sehr häufig übersehen, daß der Mensch selbst nicht nur das Subjekt, sondern auch das wichtigste Objekt der Volkswirtschaft ist. Aller Besitz an Boden, Gebäuden, Maschinen, Produkten, Geld und so weiter verschwindet vor dem wirtschaftlichen Werte der Bevölkerung selbst. Professor Lexis schätzt das gesamte Sachgütervermögen des deutschen Volkes auf dreihundert Milliarden, Engel die Erziehungskosten von sechzig Millionen deutscher Reichsangehöriger auf tausend Milliarden, also das Dreifache des fälschlich so genannten Nationalvermögens. Die Tatsache, daß unser Recht ein Vermögensrecht und unsere Volkswirtschaftslehre eine Unternehmerökonomie ist, hat es bewirkt, daß wir den großen Unterschied zwischen privatwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Bewertung eines Unternehmens so oft übersehen*).

Seit wir den Menschen freigemacht haben, braucht der Unternehmer die Kosten des Menschenlebens bei seiner Kalkulation nicht mehr zu berücksichtigen. Er steckt kein Kapital in den Handlungsgehilfen oder Techniker wie in eine Maschine oder Pferd. Er braucht deswegen auch nicht auf lange Verzinsung, also auf rentable Ausnutzung durch pflegliche Behandlung zu sehen. Nach den Erziehungskosten des Arbeiters fragt der Arbeitgeber nicht; er zahlt den Marktwert der Arbeitskraft; er nutzt sie aus ohne Rücksicht auf die Dauer der Leistungsfähigkeit; er entläßt den Mann, wenn seine Leistung nicht mehr genügt, und hat rechtlich und grundsätzlich keine Verpflichtungen gegenüber dem Alten, Kranken, Invaliden oder gegenüber der Familie des in seinen Diensten Gestorbenen.

Der Staat, das ganze Volk aber hat ein dringendes Interesse daran, daß auch das Menschenmaterial pfleglich behandelt werde; daß nicht durch übermäßige Anspannung der Arbeitskraft, durch mangelhafte Ernährung, durch Fehlen von Ruhepausen und so weiter die Leistungsfähigkeit und Gesundheit vor der Zeit verbraucht werden. Denn (von allem nicht Wirtschaftlichen einmal abgesehen) nur der arbeitende Mensch macht sein Volk reicher, der arbeitsunfähige zehrt von fremdem Reichtum. Die Konkurrenzfähigkeit, die Wehrfähigkeit, die Zukunft eines Volkes hängt von der Gesundheit, Kraft, Arbeitsfähigkeit und Berufsfreudigkeit aller seiner Bürger ab.

Daraus folgt, daß alle Maßnahmen eines Staates, die eine übermäßige Ausnutzung der menschlichen Arbeit im Privatinteresse anderer hindern, die eine möglichst lange Dauer der Arbeitsfähigkeit fördern wollen, nicht aus Mitleid mit den geplagten Gliedern, sondern aus der Erkenntnis einer Notwendigkeit für die Gesamtheit entspringen; daß solche Maßnahmen nicht nur aus sittlichen und politischen, sondern vor allem auch aus wirtschaftlichen Gründen nützlich und notwendig sind. Gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit, Verbote besonders gesundheitsschädlicher Tätigkeit, Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Sicherung der Sonntags- und Nachtruhe, Zwang zu gesundheitlich rationeller Einrichtung der Betriebe, Schaffung der Vorbedingungen für wirksame Standesvertretung, Schutz der Arbeitnehmer gegen Verletzung ihrer Persönlichkeitsrechte und dergleichen sind also Forderungen im Interesse der Gesamtheit; sie sind keine Begünstigungen der Arbeitnehmer auf Kosten der Arbeitgeber; sie dürfen grundsätzlich vor keinem Berufe, vor keiner sozialen oder wirtschaftlichen Schicht halt machen.

Der Begriff des Sozialen als eines Vor-

*) Näheres darüber in meinen folgenden Aufsätzen: Patria-Jahrbuch der Hilfe, Berlin 1907: „Das Rentabilitätsproblem in der Bevölkerungsfrage"; Neue Generation, Berlin 1910, Heft 1/2: „Der wirtschaftliche Wert des Menschenlebens"; Umschau, Frankfurt a. M. 1911, Heft 43: „Sterblichkeit und Volksreichtum; Jugendwohlfahrt, Berlin 1909, Heft V: „Die wirtschaftliche Rentabilität der Jugendfürsorge"; 1911, Heft I: „Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Säuglingssterblichkeit".

Digitized by Google

rechtes der lebenden Menschen vor den Sachgütern gilt natürlich nicht nur für das Arbeitsrecht, sondern für alles Recht und alle Politik. Es ist sogar notwendig, daß er allgemein anerkannt und verwirklicht wird, wenn er im Arbeitsrechte herrschen soll. Denn das Arbeitsrecht kann in seiner Entwicklung nicht von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen losgelöst werden, die Sozialpolitik nicht von der übrigen Staatspolitik. Eine solche Loslösung, die leider bei uns noch vielfach stattfindet, hat nur die Folge, daß sie den vermeintlichen Fortschritt tatsächlich wieder aufhebt. Gutes Arbeitsrecht wird einfach wirkungslos gemacht durch ein unsoziales Vermögensrecht, Sachenrecht, Prozeßrecht; gute Sozialpolitik bleibt auf dem Papiere, wenn sie begleitet ist von einer unsozialen Wirtschaftspolitik.

Das gesamte Recht muß von dem Gedanken getragen werden, daß der Mensch wichtiger ist als sein Vermögen. Ungleichheiten des Einkommens und Besitzes dürfen nicht Ungleichheiten im Rechte oder in der Verfolgung des Rechtes bringen. Wo Vermögensinteressen mit Lebensinteressen zusammenstoßen, muß das Vermögen weichen.

Die Wirtschaftspolitik ist sozial, wenn sie die Lebensinteressen der Volksgesamtheit, die gute reichliche Versorgung aller Bürger mit den nötigen Unterhaltsmitteln an die Spitze stellt. Unsere Wirtschaftspolitik ist unsozial, denn ihr gelten die Produzenteninteressen für wichtiger als die Konsumenteninteressen; die Rentabilität des in den Gewerben arbeitenden Kapitals steht ihr höher als die Versorgung der Massen, die darin arbeiten. Unsozial ist unsere Zollpolitik, weil der „Schutz der nationalen Arbeit“ in Wirklichkeit ein Schutz der Kapitalrente ist, während zum Schutze der Arbeiter gegen Lohndruck nichts geschieht. Im Gegenteil, man tut alles mögliche, um fremde Arbeiter hereinzulassen und das Aufsteigen der deutschen Arbeiter zu hindern*).

Steuern sind sozial, wenn sie das Menschenleben, d. h. den notwendigen Unterhalt und die Arbeit möglichst freilassen, die Staatsbedürfnisse möglichst von der arbeitslosen Rente nehmen. Unsozial sind die meisten Reichssteuern von unentbehrlichen Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen. Sehr sozial sind Abgaben von großen Vermögen, Erbschaften und vom unverdienten Zuwachs an Grundstückswerten.

Soziale Wohnungspolitik ist eine solche, der das gesunde Wohnen der Millionen wichtiger ist als die Rentabilität des in Boden und Häusern angelegten Kapitals. Soziale Verkehrspolitik ist eine solche, die kein wichtigeres Ziel kennt, als eine gesunde Lebensführung aller Bürger nach Kräften zu fördern.

Eine Staatsverfassung ist sozial darnach zu bewerten, ob sie jedem Bürger als Menschen eine Mitwirkung an den Staatsgeschäften erlaubt. Je mehr die Vorbildung zu Aemtern und die Uebernahme von Stellen ein Privileg der Wohlhabenden ist, desto unsozialer ist der Staat. Ein soziales Wahlrecht muß das zum Maßstabe nehmen, was allen gemeinsam und was dem Staate das Wichtigste ist: die Person des Volksgenossen. Kein Unvermögender darf ausgeschlossen werden; kein Unterschied im Stimmrechte nach Besitz oder Steuerleistung; Schutz gegen den Mißbrauch wirtschaftlicher Macht bei Abhängigen. Deswegen ist nur ein allgemeines, gleiches, geheimes Stimmrecht wirklich sozial.

So kann man alle Gebiete des Rechtes und der Politik durchfliegen; überall ist die soziale Forderung die gleiche: Vorrecht des Menschen vor dem Vermögen. Aber die Andeutungen genügen wohl, um zu zeigen, daß es sich hier um ein großes, einheitliches, beherrschendes Prinzip handelt, und daß Deutschland leider noch ungeheuer weit von seiner Anerkennung entfernt ist. Nicht nur unser Arbeitsrecht ist noch sehr unsozial, sondern unser gesamtes Recht und unsere gesamte Politik. Das erschwert unsere Reformarbeit. Aber es ist notwendig, das zu betonen und zu erkennen, daß nur mit einer allgemeinen Hinwendung unseres Rechtes zum Sozialen, mit einer durchgreifenden Zurückdrängung der

*) Näheres in meiner Schrift: „Privatangestellte und politisches Leben“, München 1912.

Digitized by Google

Vermögensinteressen hinter die Menscheninteressen, das heißt zugleich der Privatinteressen hinter die Gemeinschaftsinteressen auch ein gutes Arbeitsrecht durchgeführt werden kann*).

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse, Berlin.

Das wichtigste Ereignis vom Himmel ist in diesem Monat die Entdeckung von Radium auf dem neuen, im Sternbilde der Zwillinge entdeckten Fixstern „Nova Geminorum“ Auf der Bonner Sternwarte, deren hervorragendem Direktor Prof. Küstner die Astronomie schon viele wichtige Entdeckungen verdankt, ist in dem Spektrum jenes neu aufleuchtenden Sterns in den Zwillingen über den schon in den früheren Berichten Mitteilungen gemacht waren, das Vorhandensein von Uran und Radium sicher festgestellt worden. Danach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auf den Fixsternen, die Sonnen fernster Welten darstellen, radioaktive Substanzen vorkommen, deren unsichtbare Strahlen bekanntlich gewaltige, fast unerschöpfliche Energiemengen enthalten. Diese Entdeckung radioaktiver Stoffe im Weltenraum bedeutet zugleich einen Riesenschritt nach vorwärts in unserer Erkenntnis von der Beschaffenheit der Himmelskörper, von ihrer Entstehung und von ihrer Dauer. Zunächst interessiert uns Menschen am meisten die Sonne als Zentralkörper unseres Planetensystems, der aus unendlicher Ferne gesehen auch nur einen Fixstern, von dunklen Begleitern (Planeten) umgeben, darstellt. Wenn ein neuer, hellaufleuchtender Stern in seinem Spektrum deutlich radioaktive Substanzen zeigt, so ist es als sehr wahrscheinlich zu betrachten, daß auch auf anderen Fixsternen und auf der Sonne dieselben Stoffe vorkommen, wenn auch vielleicht schwerer nachweisbar. Damit löst sich die interessante und für die mutmaßliche Dauer unseres Sonnensystems so wichtige Frage nach dem Ersatz der fortwährend von der Sonne verausgabten riesigen Mengen an Licht- und Wärmestrahlen mit einem Schlage. Während man früher anzunehmen geneigt war, daß durch den allmählichen Verlust insbesondere der Wärme auf der Sonne, die alles irdische Leben beeinflußt, allmählich auch der Planet Erde erkalten wird, so daß, wie Du Bois-Reymond witzig meinte, schließlich der letzte Mensch als Eskimo am Aequator erfrieren müßte, kann man jetzt über diese schaurige Perspektive vollkommen beruhigt sein. Wenn radioaktive Stoffe auf der Sonne vorhanden sind, so wird die Dauer des Planetensystems, dessen Entstehung auch schon Hunderte von Millionen Jahren zurückliegt, unendlich groß sein. Daher darf man auch in zeitlicher Beziehung die Hoffnung nicht aufgeben, daß die menschliche Kultur, die vielleicht erst fünf Jahrtausende alt sein dürfte, sich immer weiter vervollkommnet und schließlich doch noch zu einem dem Ideal möglichst genäherten Grade der Vollkommenheit führt. Dann hätte auch der geistvolle Dichter unrecht, der das Ideal auf Erden mit einem Stern zu vergleichen liebte, der so weit entfernt ist, daß sein Licht erst dann auf unserem Planeten wahrgenommen wird, wenn der letzte Mensch dem Tode nahe ist.

Auch von unserem Trabanten, dem Monde, der die Erde wie ein Totenkopf umkreist, ist diesmal neues zu berichten. Man nimmt im allgemeinen an, daß der Satellit der Erde ein gänzlich erstarrter, vollständig abgekühlter und von keiner Atmosphäre umgebener Himmelskörper ist, gleichsam das „Memento mori“ unseres Planeten. Und doch sind gelegentlich, wenn auch sehr selten, in neuerer Zeit merkwürdige Veränderungen auf dem Monde wahrgenommen worden, die es nicht ganz ausschließen, daß noch jetzt Einstürze auf den lunaren Kratergebilden stattfinden oder wenigstens geringe, gelegentlich sogar wechselnde Dampfspannungen auf dem Boden der Ringgebirge jenes erstarrten Trabanten vorkommen, dessen zahlreiche Berge zumeist Namen berühmter Naturforscher tragen, so daß man den Mond auch als den „Kirchhof der Astronomen“ bezeichnet hat. In neuester Zeit ist man auf einen kleinen Mondkrater, etwa in Mondmitte dicht an der Tiefebene des sogenannten „Mare Serenitatis“ aufmerksam geworden, der sich etwas anders verhält als die übrigen Ringgebirge unseres Trabanten. Sobald nämlich die Sonne für den Mondhorizont aufgeht und ein bestimmter Berg von dem Tagesgestirn bestrahlt wird, erscheint der Ringwall jenes Berges als leuchtender Kranz, während das Berginnere noch tiefschwarze Schatten aufweist. Ganz an-

*) Seit einiger Zeit erscheint in dem verdienstvollen Verlag von Eugen Diederichs, Jena, eine von Eduard Bernstein, Hanns Dorn und Gustaf F. Steffen herausgegebene „Politische Bibliothek“. Das vorstehende Essay ist eine Probe aus dem neuesten, besonders lesenswerten Bande: Heinz Potthoff, „Probleme des Arbeiterrechtes“. Reichspolitische Betrachtungen eines Volkswirtes. Preis 3 M., geb. 4 M.

Digitized by Google

ders verhält sich jedoch der oben erwähnte Krater mit einem Durchmesser von mehreren Kilometern. Er zeigt sich beim Sonnenaufgang für den Mond nicht als ringförmiger, nach innen zu dunkler Wall, sondern als heller Lichtfleck ohne jede Vertiefung; erst nach einigen Tagen, wenn die Sonne höher über den Mondhorizont gestiegen ist, und die Erwärmung zugenommen hat, wird auch das Kraterinnere sichtbar. Diese Wahrnehmung deutet auf eine Dampfausfüllung am Boden jenes Kratergebildes hin und beweist, daß auch auf dem Monde, bei dem eine eigentliche, der unsrigen ähnliche Atmosphäre nicht nachweisbar ist, wenigstens vorübergehend kleine Dampfspannungen vorkommen können, die ganz minimale Mengen Wasser auf dem Monde wahrscheinlich machen.

Von der Erde seien diesmal einige Fragen meteorologischen Charakters berührt, die mit dem Wetter oder den jeweilig wechselnden Zuständen in unserer Atmosphäre zusammenhängen. Erscheinungen und Bewegungen in der Lufthülle haben von jeher das Interesse der Menschen erweckt, die sich stets mit Vorliebe mit der Atmosphäre beschäftigen, jener gasförmigen Hülle, die uns Lieblichkeit wie Gewalt der Natur offenbart, und deren allgemeine wie besondere Zustände als Klima und Wetter von größtem Einfluß auf der Menschen Wohl und Wehe ist. Vielfach herrscht die Annahme, daß auch dieser Sommer ein sehr heißer werden dürfte, ähnlich wie im vergangenen Jahre, wo allgemeine Dürre eintrat. Wenn auch der astronomische oder kalendermäßige Beginn des Sommers erst am 21. Juni erfolgt, so kann man doch schon jetzt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß jene pessimistischen Wetterpropheten nicht recht haben dürften. Das Vorhersagen des Wetters ist aber auch vorläufig noch eine schwierige und unsichere Aufgabe, wie gleich des Näheren erörtert werden soll. Bis jetzt ist die Meteorologie, jener jüngste Zweig der exakten Naturwissenschaften, dessen mathematische Durchbildung im Anfangsstadium liegt, noch lange nicht so weit wie die Astronomie. Würde die Meteorologie die Gesetze für alle Bewegungen und Zustandsänderungen der Luft genau kennen, so ließe sich, ausgehend von dem Zustande der Atmosphäre für einen bestimmten Augenblick, auch für jede andere Zeit der Zustand der meteorologischen Elemente berechnen, ähnlich wie die Astronomie die Bewegung der Gestirne nach vorwärts und rückwärts genau zu bestimmen vermag. Von diesem universellen Ziele ist die Meteorologie, wenn sie es überhaupt jemals zu erreichen vermag, noch sehr weit entfernt. Es muß schon als ein gewaltiger Fortschritt der Neuzeit bezeichnet werden, daß die Lehre vom Wetter, dessen Veränderlichkeit sprichwörtlich ist, für kurze Zeiträume, zumeist für die nächsten 24 Stunden im großen und ganzen leidlich exakte, jetzt etwa bis auf 70 Prozent richtige Wetterprognosen aufzustellen vermag. Es bedarf wohl kaum der Hervorhebung, daß die in Kalendern und sogenannten Wetterbüchern für lange Zeit im voraus gegebenen meteorologischen Prophezeiungen jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren und in das Gebiet der Mystik verwiesen werden müssen. Das gilt auch von allen Wetterprognosen, die sich auf Stellungen oder Lichtwechsel des Mondes gründen wollen, jenes „enfant terrible" der meteorologischen Wissenschaft, dem noch heute sehr viele Menschen Einfluß auf das Wetter zutrauen, obwohl statistisch streng nachgewiesen werden konnte, daß Mond und Wetter keine gesetzmäßigen Beziehungen zueinander haben, und daß z. B. die berühmten Falbschen Prognosen ganz unzuverlässig waren. Gewiß müssen häufig zwei so rasch und in ganz kurzen Perioden wechselnde Erscheinungen wie das Wetter und die Mondphasen zusammentreffen, aber von einer etwaigen gesetzmäßigen Abhängigkeit beider Erscheinungen kann nach den neueren, objektiv und streng durchgeführten Untersuchungen durchaus nicht mehr die Rede sein. Genaue Wetterprognosen, immer nur für die Witterung im Verlaufe der nächsten 24 Stunden, kann man lediglich auf Grund genauer Wetterkarten, die ihrerseits auf telegraphischen Wetterberichten einer großen Anzahl von möglichst weit verteilten Orten beruhen, zur wirksamen Durchführung bringen. Das geschieht jetzt auch in fast allen Kulturstaaten der Erde, da man die große Bedeutung möglichst exakter Wetterprognosen für Schiffahrt, Luftschiffahrt, Landwirtschaft, Handel usw. längst erkannt hat. Der hierfür notwendige telegraphische Wetterdienst hat in neuerer Zeit eine weitere und zweckmäßige Ausdehnung dadurch erfahren, daß auch von den Inseln im Atlantischen Ozean, der bekanntlich die Wiege der Witterung für Europa bildet, täglich der jeweilige Zustand aller meteorologischen Elemente telegraphisch der Deutschen Seewarte in Hamburg übermittelt wird zur Ausarbeitung einer offiziellen Wetterkarte. Da die Geschwindigkeit, mit der z. B. barometrische Minima oder sogenannte Depressionen, die zumeist schlechtes, stürmisches Wetter bringen, fortschreiten, in der Regel nicht über 30 Kilometer in der Stunde beträgt, läßt sich das Eintreffen eines solchen Barometersturzes immer schnell genug telegraphisch weiter melden, um die dadurch bedingte Gestaltung des Wetters

Digitized by Google

auf große Entfernungen hin rechtzeitig zu übersehen. Wie wird nun diese Wetterprognose praktisch durchgeführt, und wie kommen die in allen Zeitungen uns zugänglichen genauen Wetterberichte zustande? Auf der Hamburger Seewarte, der großen meteorologischen Zentralstation für Deutschland, treffen täglich meteorologische Telegramme aus einem weiten Netz von Stationen ein, das sich westlich bis auf den Atlantischen Ozean, östlich bis nach Zentral-Rußland, nördlich bis zum Polarkreis und südlich bis nach Sizilien hin erstreckt. Auf Grund dieser, alle notwendigen Daten enthaltenden Wettertelegramme werden auf der Seewarte sogenannte synoptische Wetterkarten hergestellt, Witterungsübersichten ausgearbeitet und Wetteraussichten für den folgenden Tag aufgestellt. Dieses umfangreiche meteorologische Material wird dann von der Seewarte an die zahlreichen lokalen Wetterwarten in Deutschland auf telegraphischem Wege weitergegeben. Die einzelnen Wetterwarten ihrerseits bearbeiten, unter Benutzung der eigenen lokalen Beobachtungen, Wettervorhersagen für das betreffende Gebiet und für den nächsten Tag gültig. Diese lokalen Wetterprognosen werden endlich mit der allgemeinen und für den laufenden Morgen gültigen Wetterkarte zumeist in den Abendzeitungen veröffentlicht. Außerdem finden sich in neuerer Zeit an allen Postämtern des Deutschen Reiches täglich telegraphische Berichte angeschlagen, die eine mutmaßliche Wetterübersicht für den Tag geben. Auf diese Weise nützt die immer weiter und höher sich ausbauende Wissenschaft von der Atmosphäre jetzt auch dem praktischen Leben in ausgiebiger Weise.

Zur Technik der Erfindung in den Gedichten Conrad Ferdinand Meyers.

Von

Ernst Lissauer.

Ungemein häufig finden sich in den Gedichten Conrad Ferdinand Meyers Motive von antithetischem Charakter. Auch bei Keller und bei Storm finden sich gelegentlich antithetische Motive: ein Leichenzug und ein Hochzeitszug begegnen sich, Kauz und Nachtigall sitzen einander rechts und links vom Weg gegenüber; Meyer aber besitzt das zwiespältige, zwiespaltende Gesicht, das die Welt immerdar in Satz und Gegensatz zerklüftet erschaut. Im irren Lachen des Kretins, der auf die nestbauenden Schwalben blickt, fühlt er sich den Himmel sonnen; ein Maler, der gestern sein Kind begrub, muß ein in Gesundheit und Wohlsein strotzendes Mädchen zur Hochzeit malen; an erträumtem Besitz sagenhafter Reichtümer läßt sich der darbende Knabe genügen. Vom Grundmotiv bis in die einzelnen Zeilen und Worte hinein ist das Gedicht „Die Rose von Newport" antithetisch aufgebaut: König Karl von England reitet als Kronerbe in Newport ein — König Karl kommt als Flüchtling nach Newport zurück; ein Mädchen reicht ihm dort eine Rose — die er damals verführt hat, begegnet ihm hier als Dirne; dort wird er dem Lenz verglichen, hier dem Winter: eine kunstvolle, allzu kunstvolle Symmetrie der parallelen Wendungen und Zeilen spielt die antithetische Struktur des Grundgedankens wider. In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß die Zahl Zwei des öfteren in Meyers Titeln und Motiven erscheint: die zwei Reigen, des Lebens und des Todes, einen sich; Sonne und Abendrot halten Zwiegespräch; zwei Heerscharen der Bäume, nordische und südliche, schlagen eine Schlacht.

Während in diesen und vielen anderen Gedichten die Gegensätze lediglich kontrastiert werden und die Erfindung sie im Organismus des Gedichtes vereinigt wie zwei Hälften einer Kugel, ist in anderen Stücken die antithetische Methode auf eine besondere Weise angewandt. Ihre Betrachtung vermag etwas erkennen zu lassen vom eigentlichen Wesen des Dichters, von der Art, wie er erfand.

Während dort Nord und Süd, Hochzeit und Begräbnis, Traum und Wirklichkeit, Sieg und Zusammenbruch kontrastiert werden, sehen wir hier ein Motiv vor dem dialektisch bohrenden Blick des Dichters sich antithetisch spalten.

Er sieht die Sichel in ihrer doppelten Erscheinung als Korn- und Mondsichel; heut glänzt sie am Himmel, frühmorgen schwingt die Schnittrin sie; er erblickt die Goldfarbe als Abendrot hinter arbeitenden Schnittern und als Untergrund auf den Bildern der Heiligen. In ähnlicher Weise hat jene Wunde doppelte

Digitized by Google

Bedeutung, die eine Mutter am Leichnam ihres Sohnes erblickt: sie erkennt, daß sie die gleiche ist wie die heilige Seitenwunde, die Jesus am Kreuz empfing, und ihr Fluch und Haß wandelt sich in Ehrfurcht und Andacht. Am stärksten erweist sich diese Fähigkeit, einen Gegenstand in seiner Doppelheit wahrzunehmen, in dem Gedicht: „Das Glöcklein". Der dünne Klang eines Glöckleins, das in der Morgenfrühe vielleicht über den Züricher See hin an das Ohr des erwachten Dichters klang und ihn an das Geläute entfernter Herdenglocken im Gebirge erinnerte, oder, umgekehrt, der Ton von Kuhglocken, der ihn an das Läuten ferner Morgenglocken gemahnte, mögen in ihm diese Erfindung erzeugt haben. Ein Arzt am Lager seines kranken Weibes weiß, daß sie in der Morgenfrühe sterben muß; sie aber hat von einem lichten Tage ihres Lebens geträumt, da die Gatten im Gebirge waren und läutend in langem Zug die Herden vorüberkamen. Zuletzt vernahm sie nur noch ein Glöcklein, wie das eines verirrten Tieres: in ihren Traum scholl die Glocke der Morgenmette, der Stunde, da sie sterben muß, und das geträumte Herdengeläut eines freudenreichen Lebenstages ist in Wahrheit ihr Totenglöcklein.

Als ein Gegenstück von verwandter, doch nicht von gleicher Art, erscheint die anmutige Erfindung vom „Bitteren Trünklein". Ein Mädchen weint im Wald, ihre Tränen sammeln sich in der ausgehöhlten Schale eines Felsens, und ein Vogel trinkt davon. Würde nun das Vögelchen sich an diesen Tränen sättigen, so würde dies Motiv sich völlig diesem Zusammenhange einordnen: die Tränen wären Lust und Leid zugleich, gesehen als Ausdruck seelischen Schmerzes und als reales Wasser; aber das Vöglein kostet, schluckt und schüttelt sich und fliegt von dannen, denn die Tränen schmecken nicht: das Motiv wird nicht in antithetischer Gabelung zugespitzt, sondern geradlinig, in lyrisch-heiterer Einfalt, zu Ende geführt.

Das Gemeinsame jener Erfindungen von der Seitenwunde und dem Glöcklein ist, daß hier ein Gegenstand zu unmittelbar entgegengesetzter Wirkung und Bedeutung gelangt. So wandelten sich auch Geschehnisse vor dem antithetischen Blick des Dichters. Als Cäsar sein verlorenes Schwert im Tempel der Gallier wiederfindet, und die Legionare schon ob des schlimmen Omens erbeben, biegt er mit raschem Griff das Zeichen in sein Gegenteil: „Götter hoben's auf", und Unglück wird Glück. Beim Uebergang über die Alpen ist ein Knappe Konradius abgestürzt; als er, nach langer Krankheit genesen, sich grämt, der Ehren und Vorteile beim Siege des jungen Königs verlustig gegangen zu sein, erfährt er, daß er hingerichtet und seine Anhänger erschlagen und versprengt sind: Unglück ward Glück.

Dies Gedicht ist noch dadurch besonders bemerkenswert, daß diese Pointe auch sprachlich mit einem dialektischen Wortspiel wiedergegeben ist. Der Knappe fragt: „Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?" und die Antwort lautet: „Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich und thront getröstet nun im Himmelreich": der antithetische Grundgedanke erhält in der doppelsinnigen Verwendung des Wortes „Herrlichkeit" eine sprachliche Parallele.

In anderen Gedichten wiederum sind gegensätzliche Eigenschaften in einem Gegenstand oder in einer Gestalt vereint, und eben diese Vereinigung macht deren Wesen aus. Der zweite Gesang der Odyssee schließt damit, daß Telemach und seine Gefährten der Pallas Athene Trankopfer darbringen, unter ihnen aber, in der Gestalt des Mentor, ist die Göttin selbst; dies Motiv greift Meyer heraus und verstärkt es; sie betet, und sie erhört selber das Gebet. Der antike Marmorknabe, den man in der Vigna der Capuletti findet, wird von der kleinen Julia Capuletti für Eros gehalten; der strenge Meister aber erklärt ihn für Thanatos: in diesem Irrtum des Mägdleins liegt in nuce ihr späteres Geschick beschlossen, denn für sie wird Tod und Liebe einstmals eines sein. Und in einer Vereinigung gegensätzlicher Handlungen endlich besteht auch das Wesen des römischen Brunnens: jede seiner Schalen „nimmt und gibt zugleich und strömt und ruht".

Diese antithetische Verknüpfung von Gegensätzen ist darum interessant, weil hiermit der epigrammatische Charakter vieler

Digitized by Google

Meyerscher Motive dargelegt ist. Denn eben das Wesen des Epigramms ist es, mit Gegensatz auf Gegensatz wie mit Stahl auf Stein den gedanklichen Funken zu entzünden. Man denkt bei solchen Meyerschen Motiven an Hebbels Epigramme und epigrammatische Erfindungen. In seinen Entwürfen zu einer Christustragödie findet sich beispielsweise dies Motiv: Maria bangt um den kranken Jesusknaben; da sie aber erfährt, daß er gekreuzigt werden wird - und Kinder werden nicht gekreuzigt -, so weiß sie, daß sie ihn noch lange behalten wird, und die Weissagung von seiner Kreuzigung strahlt Glück und Leid zugleich auf sie aus; ähnlich ist bei Meyer im Schall jener Morgenglocke Tod und Leben gemengt.

Mit diesem Nachweis epigrammatischen Wesens ist eine innere Erklärung gegeben für den oft mit Recht hervorgehobenen knappen, kurzsätzigen, „epigrammatischen" Stil der Gedichte Conrad Ferdinand Meyers.

Zwei Gedichte.

Von

Friedrich Natteroth.

Sonntag.

O Gott gedankt, nicht mehr die Stadt zu hören!
Und nicht mehr fühlen dumpfe Werktagslast;
Der müden Hände überstürzte Hast
Und heißer Wünsche traumhaft bang Betören!

Hier draußen in des Friedens stiller Rast
Laß Herz uns diese Stunden nicht beschwören - -
Schau, wie im Durchblick dieser schlanken Föhren
Der See dich grüßt, in Silberglanz gefaßt!

Wie alles deines Kommens nur geharrt:
Der blaue Himmel, Wasser, Wald und Erde,
Und alle Einsamkeit sich um dich schart.

Und daß in diese schöne, lächelnde Gebärde
Des reinen Glückes wohl dein Auge starrt
Dem Kinde gleich, dem nun ein Wunder werde . . .

Entsagung.

O glaube nicht, daß wir dereinstens geh'n
Auf unserer Träume gold'nem Zauberpfad,
Wir werden spät am Abend müde steh'n;
Kein Gott der Güte hat sich uns genaht. --
Uns schafft ein Nest nur diese harte Faust,
Wir müssen bang durch dumpfe Nächte beben;
Und wenn der Sturm durch dürre Blätter braust,
Wird uns die Welt kein schützend Obdach geben. —
Ein Wahn schlug uns die blinde Seele heiß; —
Erwachend werden wir dem Schicksal fluchen
Und bis zum Sterben, — bis wir alt und weiß --
Wohl irrend noch nach einem Heiland suchen. —

Komm', reich' zum Abschied mir die zarte Hand!
Und laß noch einmal mich hier niederknien,
Und küß' noch einmal mich so glückgebannt -- —
Dann will ich einsam meines Weges zieh'n.

Randbemerkungen.

Pflichtfortbildungsschule für Mädchen.

Einen einschneidenden Beschluß auf dem Gebiete des Fortbildungswesens faßte in letzter Woche die Stadt Berlin.

Der Magistrat hat den Entwurf eines Ortsstatuts angenommen, nachdem, während bisher nur für die Weiterbildung der schulentlassenen männlichen Jugend gesorgt worden war, auch die Errichtung von Pflichtfortbildungsschulen für Mädchen in Angriff genommen werden soll. Das ist gewiß eine sehr vernünftige Maßnahme. Denn aus der Zeit, da die bessere Durchbildung nur für die männliche Jugend notwendig schien, sind wir heraus. Die Statistik hat es uns erst vor kurzem vorgerechnet, daß heute in Deutschland nicht weniger als 9½ Millionen Frauen und Mädchen im Erwerbsleben stehen. Daraus folgt ohne weiteres, daß sich mit dem alten Satz, die Mädchen brauchten weniger die Waffen der Bildung, weil sie ja doch über kurz oder lang heirateten, heutzutage eine stiefmütterliche Behandlung der Mädchenschulfrage nicht mehr begründen läßt.

Aber ist das Prinzip der Pflichtfortbildungsschulen für Mädchen nur zu begrüßen, so weisen die Ausführungsbestimmungen einen Punkt auf, der sich recht unzeitgemäß ausnimmt. Sämtliche weibliche unverheiratete Arbeiter, die in einem gewerblichen oder kaufmännischen Betriebe beschäftigt werden, haben nach Vollendung ihrer Schulpflicht bis zum Schluß des Schulhalbjahres, in dem sie das siebzehnte Lebensjahr vollenden, fortan die von der Stadt Berlin eingerichtete Pflichtfortbildungsschule zu besuchen. Nur eine Kategorie ist ausgenommen: Das Dienstmädchen!

Der Grund, der für diese Bestimmung maßgebend war, kann wohl nur in dem Umstand liegen, daß es den Herren, die die Aus-

Digitized by Google

führungsbestimmungen des Gesetzes auszuarbeiten hatten, von ihren Hausfrauen klar gemacht worden ist: Es ist ganz unmöglich, ein Dienstmädchen ein paarmal in der Woche für einige Stunden zum Besuch einer Fortbildungsschule zu beurlauben. Aber das geht nicht! Alle Hausstände, große und kleine, klagen darüber, daß man heute in Deutschland selbst für guten Lohn kaum noch Dienstmädchen auftreiben kann. Und während früher in den weniger bemittelten Familien es durchaus nicht als schlimm angesehen wurde, wenn die eine oder andere der Töchter auch eine dienende Stelle annahm, so hat dies längst einer allgemeinen Abneigung gegen diesen Beruf Platz gemacht. Der Grund zu dieser Abneigung liegt für den Kenner der einschlägigen Verhältnisse klar auf der Hand. Das Dienstbotenrecht vor der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches ist der Urgrund zu der ganzen Misere. Der Dienstmädchenberuf war durch das Gesetz zu dem abhängigsten und rechtlosesten aller Berufe gestempelt. Das ist nun durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch besser geworden. Aber wie das so ist: die einmal großgezogene Abneigung dauert trotzdem fort.

Unter diesen Umständen erscheint es doppelt unverständlich, wie man bei der Erledigung der Pflichtfortbildungsschulfrage für Mädchen dem Dienstmädchen auch heute noch wie in der Zeit vor der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches eine Ausnahmestellung zuweisen konnte. Die Pflichtfortbildungsschule soll eine Wohltat sein. Und eine Wohltat, die von Staat und Kommune gewährt und aus den Steuerleistungen der Allgemeinheit gewährt wird, muß ohne Unterschied des Standes und Ranges jedem Gleichaltrigen zukommen. Es mag für die Hausfrau, insbesondere für die Frau des Mittelstandes nicht angenehm sein, die Hilfskraft ihres Mädchens für bestimmte Stunden entbehren zu müssen. Aber das hilft nichts. Auch dem dienenden Mädchen muß ihr Recht werden. Deshalb weg mit dieser Ausnahmebestimmung, noch ehe sie Wirklichkeit wird. Sie nimmt sich wirklich so aus, als wenn das soziale Gewissen unserer Stadtväter da aufhört, wo ihre häusliche Bequemlichkeit beginnt.

Aus Berliner Theatern.

Wedekind.

Im Juni nach Schluß seiner eigentlichen Spielzeit hat das „Deutsche Theater" einen Wedekind-Zyklus veranstaltet. Während Reinhardt mit seinem eigentlichen Ensemble in Paris Pantomimen spielte, spielten in seinem Berliner Hause Frank Wedekind und seine Gattin Theater, und zu ihrer notdürftigsten Unterstützung trat die dritte bis vierte Mannschaft des Deutschen Theaters an. Es fand sich nun hierbei zwar einiges Erfreuliche, so der junge Herr Rothauser, der in verschiedenen Rollen ein höchst bedeutsames Charakterisierungstalent zeigte, und der altbewährte Herr von Winterstein, der der recht unfrohen „Satire der Satiren" zu einer wirklich lustigen Viertelstunde verhalf, indem er Ole Olestierna (sprich Bjoernstjerne Bjoernson) in einer prachtvollen naturgetreuen Karikatur gab ··· er brauchte dazu nichts, als den klugen Mut, sein eigenes biederes Pathos, das ihn in manchen ernsten Rollen so liebenswürdig und stark wirken läßt, einmal ins Grotesk-Ironische zu übertreiben. ··· Indessen blieben diese und ein paar andere taugliche Leistungen zu vereinzelt, um dem Ensemble das Gesicht schauspielerischer Mittelmäßigkeit zu nehmen; und so wenig diese Aufführungen deshalb der Theaterleitung zum Ruhme gereichen, so sehr möchte ich doch vermuten, daß zum relativen Gelingen der Wedekindspiele gerade die Mittelmäßigkeit des mitwirkenden Spieler-Ensembles beigetragen hat. Denn alles kam hier auf die Person des einen Frank Wedekind an, des Dichters, des Darstellers, des Menschen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die gleichzeitige Anwesenheit von zwei oder drei wirklich großen Menschendarstellern auf der Bühne es ihm unmöglich gemacht hätte, unser Gefühl bis zu dem Grade zu fesseln, in dem es ihm diesmal gelang.

Frank Wedekind ist kein Schauspieler. Das will nicht etwa sagen, ein schlechter Schauspieler, sondern eben gar keiner, ganz etwas anderes. Zum Schauspieler gehört allerdings die entschlossene Kühnheit, sich der Welt mit seiner ganzen Existenz aufzudrängen, sich von Leidenschaft durchglüht und Mitleidenschaft heischend vor die Rampe zu stellen, und diese Verwegenheit, diese Leidenschaft besitzt Frank Wedekind auch; das ist die Gemeinsamkeit, die Wedekind auf dem Theater überhaupt möglich macht. Aber der Schauspieler hat weder die Fähigkeit noch den Willen, sich direkt ins Publikum hinein auszusprechen. Er braucht die Rolle, er braucht die vom Dichter entworfene Gestalt, weil seine Notwendigkeit und sein Genie darin besteht, die eigene Seele im Fremdesten wiederzufinden, sich an Hand und Haar, Ton und Bewegung einer erträumten Gestalt hinzugeben, und aus dem Fond eigenen Lebens hundert fremde Lebewesen zu speisen. Frank Wedekind aber hat keine Leidenschaft zur Gestalt, sondern

Digitized by Google

zur Idee; überraschend deutlich enthüllt uns der Schauspieler, daß die so hitzig und bizarr gezeichneten Gestalten des Dramatikers doch alle nicht um ihrer selbst willen da sind, daß sie nur Fetzen eines Gedankens, gestammelte Worte eines großen Zornes, giftige Pfeile eines wilden Willens sind. Und im Dienst dieses Gedankens, dieses Zornes, dieses Willens steht auch der Wedekind auf der Bühne. Er will nicht „verwandelt" sein, will nicht in einer fremden Leidenschaft vor uns leben, er dient ganz und gar der eigenen Sache, er ficht für sie, ein Advokat, ein Redner, ein Vortrags-Künstler — kein Schauspieler. Einmal im Lauf dieser Abende bot Wedekind schlechthin Vollendetes — als Prologsprecher zu seinem Königsdrama „So ist das Leben". Da war in der starren Energie, in den messerscharfen Akzenten, in der unbeugsamen Höhe des Tons alles beisammen, was den Sinn einer leidenschaftlichen Rede ins Gehirn des Hörers hämmern muß. Wenn er dann in einer Rolle auf der Bühne steht, und mit denselben Mitteln einer ingrimmig harten, monoton verbissenen Vortragskunst einen Menschen sprechen lassen will, so bietet er gewiß etwas Problematisches, ästhetisch Zwitterhaftes. Dennoch wird nur der Fühllose das stets gleich gespannte Pathos, mit dem er seine Helden, die gehässig glatte Unberührtheit, mit der er seine Schurken spielt, mit dem leeren Lärm eines schlechten Heldenspielers oder Intriganten von Fach verwechseln. Denn Wedekinds monotones Pathos (und seine Umkehrung: die teuflische Nonchalance) sind immer von einem durch und durch fanatischen Willen gespannt, niemals von einer leeren, effektlüsternen Konvention gebläht. Ihn treibt immer der verzweifelte Wille zu zeigen, zu lehren, zu beweisen, daß so das Leben ist, daß solche Hölle und solcher Hohn solche Propheten in dieser Welt erwartet. Und diese Begeisterung, dieser Ingrimm, der freilich im Grunde keine künstlerische, sondern eine moralisch pädagogische Wurzel hat, wirkt allgemach ansteckend: zuweilen sogar auf die minderen Schauspieler, die hier zufällig mit ihm auf der Bühne stehen; durchweg auf seine Frau, Tilly Wedekind, die, anfangs nur eine dilettantisch schwache Schauspielerin, regelmäßig im Lauf des Abends sich an dem Willen ihres Mannes fanatisiert und als eine starke Sprecherin Wedekindscher Ideen endet.

Und schließlich werden wir selber angesteckt. Der unbeugsame Fanatismus dieses grimmigen Redners ergreift uns — ganz gleich was er redet. Den Aberglauben, daß die Wedekindsche Groteske eine frivole, zynische Spielerei sei, wird angesichts dieser fast borniert ernsthaften Selbstdarstellung wohl schwerlich jemand aufrecht erhalten können. Und manches, was beim Lesen einfach als tote Papiersprache wirkt, und was wahrscheinlich der größte Schauspieler nicht ganz in sprechende Natur umsetzen könnte, gewinnt im Wedekindschen Vortrag doch seine relative Berechtigung — man fühlt, daß diese Worte nicht Gestaltungsmittel, sondern Argumentation sind, daß es sich eigentlich nur um eine wütende Beispielsetzung, um einen Prozeß in Masken handelt, wo eben jeder möglichst scharf und klar zur Sache zu sprechen hat. — Die Inhalte der Wedekindschen Deduktion, das Ziel seines Eifers, scheinen mir freilich auch heute nicht bedeutender und interessanter als vorher. In seinen ersten stärksten Werken („Frühlingserwachen" und „Erdgeist") hat er das erotische Thema, das Ringen des Geschlechtstriebes und der geistigen Menschenmacht, mit erschöpfender Leidenschaft dargestellt. All seine spätere Produktion ist eine abschwächend monotone Wiederholung dieses Themas oder etwas Konfuses und Unerhebliches. Der König Nikolo (in „So ist das Leben"), der, mit viel Recht vom Thron gestürzt, voll edlen Großsinns hundert Erniedrigungen auf sich nimmt, ist mir in seinen eigentlichen Motiven durchaus unklar; in „Hidalla" ist die Menschenzuchtidee Karl Hetmanns selbst vom Standpunkt eines Kaninchenzüchters heller Unsinn; in „Musik" kommt die Geschichte der zweimal verführten Klara Hühnerwadel (da weder der Hohn auf die Wagnerei, noch das Lächerliche des Unglücks über bloße Andeutung hinaus gestaltet sind) vom Ton der Kolportage kaum los; und „Oaha", das Wedekinds persönliche Zwistigkeiten mit dem „Simplizissimus" darstellt, ist im Grunde von engbrüstiger Gehässigkeit. Aber die Armseligkeit dieser Inhalte und Ziele hebt (so gewiß sie diese Werke von höchstem Range ausschließt) doch den Wert dieser Stücke nicht absolut auf. Das letzte, lebenstiftende Element aller Kunst bleibt doch die Leidenschaft, die unbedingte Hingabe eines Mannes an seine Sache; und wie groß oder klein die Dinge sein mögen, für die sich Wedekind einsetzt, die verzweifelte Leidenschaft, mit der er es tut, der Fanatismus, mit dem er Hohn, Spott und Elend um seiner Gesinnung willen herausfordert, das Galgengelächter, mit dem er aller Welt Trotz bietet, das hat etwas unbedingt Faszinierendes. Vielleicht ist in diesem ganzen Wedekind-Zyklus nur eine Gestalt vollendet zum Ausdruck gelangt: Wedekind, der Mensch. Der aber ist, was auch sonst immer, jedenfalls so sehr ein ganzer Kerl, daß es immer lohnen wird, den Blick auf ihn zu heften. Ecce homo! auch hier.

Julius Bab.

Digitized by Google

Im „Rosaroten Schweinchen".

Studie von Victor Noack.

Im Königreiche Sachsen hat die Kabarett-Hausse, die dort vor einigen Jahren einsetzte, gar wunderbare Blüten getrieben. Dresden gab die Mode an. In der ehrenfesten Musenstätte am Elbstrande wurde das Prototyp des kleinbürgerlichen deutschen Bierkabaretts gezüchtet. Eine Verirrung der leichtlebigsten Muse. Die Frucht aus der artfremden Paarung interessiert den Soziologen.

Das „Kabarett zum Rosaroten Schweinchen". Eins von den vielen:

Das rosige Ferkel — Leitmotiv -- auf den Schildern und Plakaten an der Straße und den Innenwänden des Lokals, mehr bieder als witzig dargestellt.

Publikum massenhaft. Sonntagsverkehr.

Wir haben unsern Platz dicht vor der Bühne.

Bühne! — Was sich so nennt, ein primitiv zusammengezimmertes Podium, dessen Armseligkeit die stolzen Falten eines roten Stoffes verhüllen. Bis an die schwärzliche Decke hinan klimmt der Purpur, spreizt sich dort wie ein Baldachin und fällt dann in einem losen Volant hernieder, den eine güldene Franse umrandet.

„Stimmung -- Stimmung!"

Der Konferenzier hats Wort.

Sein Auftritt genial. Wirft das Lockenhaupt hintenüber. Fährt mit schlanker Hand durch das Rabenhaar. Und über sein Antlitz, das bleiche, das interessante, zuckt der Geistesblitz.

„Stimmung -- Stimmung! -- Heil — heil, wackere Reckengestalten! Willkommen heißet euch der Fürst der Bohême! Willkommen in diesen Hallen der Freude, des Witzes, der Musen, der Grazien!" -- — —

So rollen die Wogen des gewaltigen Redestromes und künden dem lauschenden Volke, daß die beste Vortragskünstlerin der Welt, Madame Pingpong de la Lorette, sich huldvollst herbeigelassen, ihre göttliche Kunst auf diesem unwürdigen Brettl preiszugeben.

„Wer Ohren hat, zu hören, der höre! Wer Augen hat, zu sehen, der sehe. Der heilige Vater in Rom hat mit eigener Hand der edlen Meisterin den Orden der Tugendrose an den Busen geheftet, den Orden mit der Devise: Errare humanum est. Das heißt: Irren ist menschlich. —

Applausalve. Grinsendes Vergnügen. Die Männer lachen, daß es schallt. Die Weiber pruschen. Die Kinder kichern.

Er selbst aber, Er — Herr Wichtig — bleibt ernst. Seine Augen sprühen Geist.

Der Mann hat Karriere gemacht.

Seine künstlerische Geburt erfolgte in einem versteckten Tingeltangel. Eine von den Chansonetten, die dort ihren Ruhm konservierten, hatte ihn „entdeckt". Die knabenhafte Verehrung des kleinen Kaufmannsstiftes hatte es ihr angetan. Da sie die Favoritin des „Direktors" war, besaß sie die Macht, ein Auftreten des Jungen zu erwirken.

So hatte es begonnen, und so war's geblieben. Von Weiberhand begönnert, wurde der Kleine ein Herr Wichtig. Die Liebe sein Beruf. Sie nährt ihren Mann. Das „Komikern" sein Sport. Einmal hatte der Zufall den Kleinen hoch hinaufgewirbelt: Er genoß einige Wochen lang die Ehre, von einer russischen Fürstin -- on dit — gepeitscht zu werden. Wenn er zu imponieren wünscht — und wann jemals wollte er's nicht —, erzählt er die Geschichte. Seit er am Kabarett ist, weiß er, daß er zu den würdigsten Repräsentanten der Bohême gehört. Seitdem jeder Zoll seiner Erscheinung ein „Bohémien".

Madame Pingpong de la Lorette alias Auguste Lehmann. Als Mitglied eines kleinen Theatervereins erkannte sie ihre künstlerische Berufung. Lang' ist es her. Sie war eben erst dem „Flügelkleide" entschlüpft. Gustchen nannte sie, wer sie lieb hatte. Der Verein feierte sein Stiftungsfest. „Kabale und Liebe" führte man auf. Und Gustchen spielte die Luise. Ach -- die Luise! Eine einzige Luise ist man über die Bretter gewandelt und das war Gustchens „Luise". Die Luise hatte es ihr angetan, das Theaterfieber in ihr entfacht.

Gustchen ging zur Bühne.

Die vielen alten, rostigen Nägel hinter den Kulissen, in den getünchten, bekritzelten Wänden der Garderoben! Wie leicht zerreißt der zarte Bühnenflitter! Wie bald zerbröckelt der Idealismus in diesem Milieu. Hier ein Fetzchen, dort ein Fetzchen. Da hingen Gustchens Jugendträume -- wie Spinngewebe, so grau, so alt.

Tugend.

„Süßes Kind, der Weg auf die Königliche Bühne führt durch mein Schlafzimmer."

Das war ein Hoftheater-Intendant.

„Unsereins muß eine Pferdenatur mitbringen, um Karriere zu machen. Da ist zuerst der Agent, dann der Direktor, der Regisseur, der Kapellmeister, schließlich noch der und jener Theaterfreund; jeder, der sich einbildet, 'n Einfluß auf unsere Existenz zu haben, verlangt, daß wir mit'm poussieren."

Das sagte Auguste Lehmann alias Ma-

Digitized by Google

dame Pingpong de la Lorette. Am „Künstlertische" im „Rosaroten Schweinchen" sagte sie's, in fröhlicher Runde. Der Agent, der Direktor, der Regisseur, Kapellmeister und der und jener Theaterfreund saßen dabei, hörten's und schmunzelten.

„Wennst nit mit'm poussier'n magst, mußt'm halt auf andre Weis' 's Maul stopfen!" rief die süddeutsche Kollegin. „Mit 'ner Larve wie deiner find'st schon a Verhältnis, das genug abwirft, die vielen Dränger abzuwimmeln."

Zynismus.

Die derbe Dame erhob sich. Hochaufgerichtet rauschte sie durch das Publikum, betrat die Bühne und absolvierte ihre Nummer.

Das Kouplet: „Vom tropfenden Nachtlicht."

Ein harmloser Text zwar; aber mit so aufreizenden Gesten vorgetragen, mit so tollem Spiel des Mundes, der Augen, des ganzen, vom Kostüm prall umspannten Körpers, daß den Leuten die Köpfe heiß wurden.

Unterdessen machte Herr Wichtig ein Geschäftchen:

„Zehn Pfennig, meine Herren, meine Damen · · zehn Pfennig. Selbstverfaßte Gedichte und gepfefferte Witze. Sehr pikant!"

Und man kauft. Es kauft der Biedermann, der Krämer, der Beamte; es kauft der Student, der Kommis, der Lehrling, es kauft das Ladenmädchen, die Kellnerin, das Dienstmädchen, und kauft die Straßendirne. Es kauft auch der Arbeiter, der sich hierher verirrt.

Alle kaufen sie, lesen und heben es sorgfältig auf. Sie lernen es auswendig, um es in geeigneten Kreisen vortragen zu können. —

So bildet diese Kunst ihre Leute.

Aus der Hauptstadt.

Geräuschlose Musik.

Ein kleiner Laden in der unteren Friedrichstraße. Die Inneneinrichtung — Mahagonileisten umkränzen große Spiegelscheiben, in denen das Licht der Glühbirnen seine Reflexe findet, — mahnt ein wenig an den Zuschnitt eines Barbierladens. Wie dort, sieht man auch hier Menschen, die im blanken Spiegelglase ihre Mienen zu kontrollieren scheinen und darauf warten, daß man ihr Antlitz in Fasson bringt. Aber in den Gesichtern dieser Männer und Frauen, die sich, von einem dichten Zuschauerspalier von der Straße her beobachtet, in zwei langen, einander den Rücken zukehrenden Reihen auf ihren Drehsesseln niedergelassen haben, findet man doch noch einen anderen Ausdruck, als nur den, den die mechanische Erwartung einer wohlbekannten, körperlichen Prozedur hinterläßt. Sie sitzen da, in der gespannten Haltung erregtesten Abwartens oder lächelnd, bequem zurückgelehnt, im behaglichen Aufgehen in der Situation. Aber in ihren Gesichtern lebt durchweg etwas von der Starre, mit welcher der Opiumraucher seine Genüsse einschlürft, und es ist sonderbar zu sehen, wie sich in dem kleinen stillen Raum, der dem Tumult der Friedrichstraße abgetrotzt wurde, einer Schar Neugieriger und Andächtiger künstlerische Freuden geräuschlos mitteilen: so geräuschlos, daß kein hörbarer Ton zwischen den Spiegelwänden aufsteigt: so lautlos, daß selbst der unmittelbare Nachbar kein Atom von dem hört, was den Nachbar über die Fläche der Wirklichkeit emporhebt. Denn dieser Raum gehört der Musik! Alle diese Leute, die sich hier zu kürzerer oder längerer Frist einfinden, die mit dieser Einkehr ihre Arbeitszeit oder ihre Muße unterbrechen, tun das, um an einem Konzerte teilzunehmen, das wohlfeil genug ist, und dessen Programm sie sich nach Belieben zusammenstellen können. Eine bekannte Sensationsnummer des Variétés — niemand hat bisher enträtseln können, ob ihr Gelingen von dem Kunstgriff der Gedankenübertragung oder von einer raffiniert ersonnenen Verständigung zwischen den Ausführenden abhängig ist — zeigt eine Dame am Klavier, während sich ihr Assistent in leisem Zwiegespräch mit dem Publikum die Namen von allerhand Musikstücken, Opernarien, Operettenwalzern zuflüstern läßt. Und es ist, als ob in demselben Augenblicke, in welchem der Titel des Musikwerkes in das Ohr des Variétékünstlers gleitet, ein Kontakt hergestellt würde, dessen Linie im Gefühl der Klavierspielerin endet. Denn es fallen keine orientierende Worte; es wird kein Hinweis laut, der zwischen den Ohren des Mannes und denen der Frau vermitteln könnte -- und doch spielt das Medium, ohne sich zu irren, die Melodie im gleichen Moment, in dem ein Fremder den Wunsch, gerade diese Melodie zu hören, dem Adjutanten der Spielerin vorträgt. — Aehnlich funktioniert die Musik in jenem kleinen Kabinett der Friedrichstraße. Auch dort ist sie zunächst nur ein unsichtbarer und unhörbarer Gast, lebt scheu und diskret, bis man sie ruft, versteckt hinter den großen Spiegelscheiben der Wände. Dann aber kommen die Menschen hinein, etwas befangen, wie sie immer an das Neue herantreten, lassen sich auf den Sesseln nieder, blättern in den zerlesenen Heftchen, die

Digitized by Google

ganz genau feststellen, welche Musik- und Gesangstücke man sich hier vor das Ohr zaubern lassen kann. Jawohl, zaubern: das Ganze hat unbedingt den Anstrich einer Zauberzeremonie, deren Vorschriften in vier Sprachen, in Deutsch, Englisch, Französisch, Russisch, jener weißen Tafel eingeschrieben sind, die der Sitzende unmittelbar vor seinen Augen hat. Jetzt bringt der Diener im Khakitalar flache, münzenähnliche Metallstückchen, mit deren Hilfe man die Musik beschwören wird, und deren jedes mit zehn deutschen Reichspfennigen einzulösen ist. (Die Plakate draußen hatten zwar „freien Eintritt" versprochen, aber auf einen kleinen Wortbruch kommt es ja im Reiche der Kunst nicht an.) Dann überträgt man die vierstellige Ziffer der „Nummer", die man hören will, im Katalog hat jedes Stück seine vierstellige Ziffer neben sich -- auf die weiße Tafel. Ein paar kurze Drehungen an den Nickelköpfen, die aus der Wandfläche hervorstehen: und schon leuchtet die Zahl in roten Umrissen menetekelhaft über das Weiß der Porzellanfläche hinaus. Die Münze gleitet in einen kleinen Spalt, schnurrt fallend weiter, tickt irgendwo auf. Man ergreift mit jeder Hand einen der beiden Telephonhörer, die auch an der Tafel hängen und sich in langen geschmeidigen Stahlketten nach unten hin fortsetzen. Im Stuhl zurückgelehnt oder vorgeneigt, wird man, fiebernd vor Erwartung, zur Pagode, bohrt die Augen fest gegen jene vierstellige Ziffer, die in magischem Rot aus dem Porzellanviereck hervorglüht, gleich als wollte man sie zwingen, Leben zu wecken und die Musik aus der Oede des Schweigens hervorzurufen. Und endlich wird mein Wille Gesetz. Hinter der meinem Blick undurchdringlichen Spiegelscheibe leben Stimmen auf, Töne, die ich, wenn sie verklungen sind, mit anderen vertauschen, durch andere ersetzen kann. (Ich brauche nur eine neue rote Zahl auf der weißen Fläche herzustellen, nur eine neue, für zehn Pfennige erwerbbare Münze in den Spalt hineinzuwerfen.) Ich höre die dämonische Größe jener Bravourarie, mit der Bertram, der Höllenfürst - siehe „Robert der Teufel" -- die Nonnen des verdammten Klosters aus dem Todesschlaf erweckt, und ich mache so dem alten Meyerbeer ein Kompliment. Ich höre Richard Straußens Elektra und Orest gegeneinander keifen - hier ist Sturm im Kalender der Orchesterbegleitung - , und lasse mir dann zur Beruhigung von Santuzza etwas vorschluchzen. Und in meiner Umgebung erobern sich zu gleicher Zeit vierzig andere Melodien noch vierzig andere Herzen. Dort der Backfisch kichert über einen Gassenhauerwalzer; mein Nachbar mit dem glattrasierten Gesicht schlürft bereits das vierte Couplet aus dem Repertoire eines jüdischen Komikers wie eine Auster, und dem rotwangigen Dienstmädchen an meiner anderen Seite laufen vom Wohllaut geweckt die Tränen herunter. Aber der geschickte, für Reklame sorgende Grammophontrick einer bekannten Firma, der hinter dem Ganzen steckt, läßt mich nur die Wirkungen sehen, schließt jedoch mein akustisches Genußfeld ebenso hermetisch gegen die Genußfelder der anderen ab, wie diese gegen das meine. Kurz: Hunderte von Menschen finden hier, nebeneinander und doch ungestört, für ein ganz Billiges ihre „Welt im Stillen" . . . Nein, Berlin, manchmal kannst du doch mehr wie Brot essen . . .!

Urbanus.

Neue Bücher.

Lukas Langkofler: Das Verbrechen der Elise Geitler. Zwei Erzählungen von Hermann Kesser. -- Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Zwei Erzählungen, deren eigentlicher Reiz tiefer liegt als etwa im stofflichen oder stilistischen Gewebe! Ihr Inhalt ist durchaus nicht vielseitig, ihr Stil etwas schwerfällig. Aber durch die simplen Begebenheiten, durch die oft langwierigen Satzstellungen dringen -- wie aus dem Hintergrunde -- Kraft und Farben hervor.

Man soll solche Bücher, die aus zwei aneinandergereihten Novellen bestehen, in einem Zuge lesen, wie man zwei kleine Dramen des gleichen Autors an einem Theaterabend genießt. Jedes der beiden Werke mag für sich rund und geschlossen sein. Aber der Dichter will häufig seine Persönlichkeit durch mehrere gleichzeitige Abgüsse kräftiger hervortreten und in weiteren Umrissen erkennen lassen. Was der Künstler in kurzem Nacheinander schafft, kann sehr verschiedene Gebiete berühren, sehr verschiedene Formen einschlagen, wird aber im psychologischen Aufbau untrüglich auf einen bestimmten Menschen hinweisen.

In unserem Falle liegt in den zwei Erzählungen ein deutlicher Gegensatz vor. Nach einem farbenreichen historischen Zeitbild folgt eine mehr individuell gehaltene Schilderung zweier Frauenschicksale. Dort der buntere, doch weniger erschütternde Aufruhr der Massen, hier die derbere, doch zugleich tiefer begründete Empörung des Einzelnen. Dort vernehmen wir den wüsten Lärm von Orgien und Waffengeklirr, hier kommen wir in eine stille, ländliche Umgebung. Aber dieses letztere Milieu führt in seiner schwülen Windstille zu einer gewaltigen Entladung. Ein Motiv ist beiden Erzählungen gemein: jenes der wilden, blut-

Digitized by Google

durstigen Rache, die den Faden der Begebenheit in einen düster hervorquillenden Blutstrom enden läßt. Aber dort ist der Racheakt eine verwegene Laune, hier eine verzweifelte Tat, die den Charakter der Heldin in künstlerisch-tragischem Sinne vollendet.

„Lukas Langkofler" spielt inmitten der schrecklichsten Hugenottenkämpfe und endet im Schlachtgewühle der Bartholomäusnacht. Wir haben ein Gemälde in poetischer Fassung vor uns, das aus der historischen Ueberlieferung kaum etwas anderes, als die Verdorbenheit des Hofes und die maßlose Verblendung übernimmt; eine Verblendung, die Blutverwandte einander bewaffnet gegenüberstellt. Wie in Meyerbeers Hugenottenoper wird das Geschichtliche zur bloßen Stimmung. Wut und Sinnlichkeit gehen ins Crescendo über und werden schließlich in einem sich über alles ergießenden Blutbade ertränkt. Die etwas banale Geschichte jenes tiroler Scholasten, der gleich nach seinem Pariser Einzug in die Klauen der wohllüstigen Maitresse des Königs fällt und das Opfer ihrer Ränke wird, geht glücklicherweise auch in der Gesamtstimmung verloren.

Tiefer und menschlicher sind Leiden und Tod einer alten Dienstmagd in der zweiten Erzählung, im „Verbrechen der Elise Geitler" begründet. Es ist begreiflich und ergreifend, wenn Elise in dem nichtswürdigen Schmierenschauspieler, der ihre geliebte Herrin verführt hat, auch für jenen längst verschwundenen Klavierstimmer Rache nimmt, der vor dreißig Jahren ihr eigenes Lebensglück vernichtet hatte. Hier gelang es auch dem Verfasser, in der grämigen, abergläubigen, treuherzigen und leidenschaftlichen Dienerin und in dem eingebildeten, genußsüchtigen und gewissenlosen Schauspieler zwei markante, mit realistischer Feingliedrigkeit aufgebaute Charaktere zu liefern.

Erfreut begegnen wir in dem Verfasser einem echten Poeten der Stimmung und des Aufbaues, der sich von einzelnen, mehr äußerlichen Schwächen im Laufe seiner Entwicklung gewiß noch befreien wird. Bei einer höchst bescheidenen Begebenheit und ohne überraschende Wendungen versteht er seine Handlung in künstlerischer Symmetrie zu steigern und in echte Tragik ausklingen zu lassen.

Wir hoffen, das Wort dieses für das Innere begabten Erzählers bald wieder zu vernehmen.

Gustav Erényi.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Qualitätsmarke ersten Ranges

Engelhardt

Cigaretten

Cairo-Bremen

Leopold Engelhardt GmbH
Hoflieferant Sr. H. d. Khediven, Cairo-Bremen

Leuco	2 Pf
Dux, Lux, Cato, Yua	3 Pf
Leo, Hapi	4 Pf
Mazeppa	5 Pf
Atum	6 Pf
Eboli	7 Pf
Mela	8 Pf
Hator	10 Pf

Leibniz-Keks

TET-Paket 30 Pf

H. BAHLSENS KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H, Be. in W. 57.

Digitized by Google

Die Gegenwart

Nr. 26 Berlin, den 29. Juni 1912. 41. Jahrgang Band 81.

Roosevelts Glück und Ende.

Von

Otto Corbach.

Es gibt immer noch Leute, die wähnen, es handle sich bei den Kämpfen um die nächste amerikanische Präsidentschaft um Glück und Zukunft des amerikanischen Volkes und nicht um einen Amtsschacher größten Stils, verbunden mit Riesenveranstaltungen zur Volksbelustigung. In den ersten Tagen des republikanischen Nationalkonvents in Chicago schien es so, als würde eine kleine Bande von Schwarzen mit wulstigen Lippen und krausem, wolligem Haar den Ausschlag geben, ob der amtierende Präsident oder sein Vorgänger, Taft oder Roosevelt, als Kandidat der republikanischen Partei nominiert werden sollte. Diese Schwarzen, die der weiße Amerikaner sonst nicht für voll ansieht, die er gesellschaftlich und wirtschaftlich boykottiert, an denen er oft Lynchjustiz übt, wurden nun auf einmal auf beiden Seiten wie rettende Engel begrüßt. Man wetteiferte, ihnen mit Sekt, Zigarren und Dollarnoten die Qual der Wahl zwischen Taft und Roosevelt zu versüßen. Eine hübsche Geschichte erzählt Bryan. Nach ihm erhob sich bei einer Senatorenwahl in einem westlichen Staate ein Negerdelegierter und hielt folgende Ansprache an die Versammlung: „Wir empfingen 1000 Dollars von Mr. Dash und versprachen, für ihn zu stimmen. Doch seitdem wir diesen Betrag von ihm empfingen und ihm unsere Unterstützung zusagten, erhielten wir 3000 Dollars von Mr. Aster, und da wir ehrliche Leute sind, wollen wir Mr. Dash sein Geld zurückgeben." Freilich gibt es auch weiße „Negerdelegierte", die sich leicht durch Sekt, Zigarren und Dollarnoten von der Gegenpartei ködern lassen, wenn man nicht so vorsichtig ist, sie im Hotelzimmer einzusperren.

Roosevelt wettert heute gegen die „Parteimaschine", durch die ihm der gute Wille der Nation „gestohlen" zu werden drohe. Aber er ist selbst zweimal mit Hilfe dieser Maschine Präsident geworden, und ohne diese Maschine hätte er seinerzeit Taft nicht zu seinem Nachfolger bestellen können. Der jeweilige Präsident ist in Amerika zugleich das Haupt der Partei, der er seine Wahl verdankt, und damit der Brotgeber zahlreicher Parteifunktionäre. So konnte Roosevelt als Präsident seiner Partei Taft als Kandidaten aufdrängen, und da dieser eine wenig faszinierende Persönlichkeit war, stellte er ihm öffentlich folgendes Zeugnis aus: „Ich glaube nicht, daß im ganzen Lande ein Mann gefunden werden könnte, der so geeignet wäre, Präsident zu sein, wie Taft. Er ist nicht nur durchaus furchtlos, durchaus uneigennützig und aufrichtig, sondern er hat die umfassendste Kenntnis von den Bedürfnissen der Nation, innen wie außen, und das größte Wohlwollen für alle Bürger. Er würde ein so bedeutender Präsident sein wie Lincoln, und selbst Lincoln hat nicht so frei von dem geringsten Anflug von Demagogie sein können." Und noch als er sich für die Reise nach Afrika einschiffte, erklärte Roosevelt: „Kein Mann von besserer Schulung, kein Mann von unerschrockenerem Mut, mit mehr gesundem Menschenverstand und höherem und edlerem Charakter ist je zur Präsidentschaft gelangt als Taft." So urteilte Roosevelt über denselben Mann, dem er in den letzten Wochen alle erdenklichen Schlechtigkeiten nachgesagt, den er als eine Unfähigkeit ersten Grades gebrandmarkt hat. In Wirklichkeit schätzte Roosevelt in Taft damals nur den vermeintlichen treuen

Digitized by Google

Platzwarmhalter. Gerade als solcher aber bewährte er sich nicht. Kaum hatte Roosevelt der amerikanischen Erde den Rücken gewandt, als Taft anfing, Roosevelt'sche Freunde in hohen Aemtern durch eigene Kreaturen zu ersetzen. Nachdem daher Roosevelt in Afrika dem fürstlichen Waidwerk fürstlich obgelegen, dann wie ein König durch Europa gereist und dort überall mit den hochgestellten aristokratischen und reichen Spitzen der Gesellschaft, nirgends mit den Vertretern des Volkes persönlich Fühlung genommen hatte, kehrte er mit dem Entschluß nach Amerika zurück, sich auf eine Wahl-Kampagne gegen Taft vorzubereiten.

Wie er es nun geschickt verstand, sich an die Spitze der gegen die Maschinenpolitiker im republikanischen Lager gerichteten Bewegung zu stellen, wie er sich lange nötigen ließ, bevor er sich von der zweimal abgegebenen Erklärung, der amerikanischen Tradition gemäß ein drittes Mal nicht zu kandidieren, losfagte, und dann mit so gutem Erfolge die Wahlkampagne führte, daß kurz vor Beginn des Konvents in Chicago seine Aussichten besser zu sein schienen als die Tafts, das alles ist noch in frischester Erinnerung. Weniger bekannt ist, daß ihn nicht nur die Oppositionsbewegung gegen den konservativen Flügel in der republikanischen Partei begünstigte, sondern auch die Opferwilligkeit seiner Freunde unter den „reichen Räubern". Das gibt z. B. einer seiner Bewunderer, Munsey, der Herausgeber einer Monatsschrift, der selbst Großkapitalist ist, unumwunden zu; dieser wies noch kürzlich offen darauf hin, daß es töricht sei, anzunehmen, er und viele andere Geschäftsleute, darunter George W. Perkins, der frühere Teilhaber J. P. Morgans & Co. würden Roosevelt unterstützen, wenn er tatsächlich dem Wirtschaftsleben (d. h. dem Großkapitalismus) feindlich gegenüberstände. In diesen Kreisen nahm man eben an, die Nomination Roosevelts statt des unpopulären Taft sei das einzige Mittel, um einem Siege des demokratischen Kandidaten und damit der den „großen Interessen" weniger botmäßigen Parteiorganisation vorzubeugen.

Es hat ihm alles nichts genützt. Taft hat nach bewährtem Roosevelt'schen Beispiel auf dem Chicagoer Konvent die Erhebung für Roosevelt zerdrückt. Und nun erklärt dieser mit der Miene des Fuchses, der die Trauben, die ihm zu hoch hingen, sauer fand: „Der Konvent vertritt nichts als den erfolgreichen Betrug in dem Ueberreiten des Willens geschlossener Glieder der Partei. Jeder, der durch den Konvent, wie er jetzt zusammengesetzt ist, nominiert wird, wird lediglich der Nutznießer dieses erfolgreichen Betruges sein, und es wäre sehr diskreditierend für jedermann, unter diesen Umständen die Nomination dieses Konvents anzunehmen. Ein Mann, der sie annehmen würde, hätte keinen Anspruch auf die Unterstützung eines Republikaners aus Parteigründen, und hätte das Recht verwirkt, irgendeinen Ehrenmann irgendeiner Partei um seine Unterstützung zu bitten."

Roosevelt will jetzt eine neue Partei gründen, um als deren Oberhaupt doch noch für die Präsidentenwahl zu kandidieren. Man wird sehen, daß er damit nichts erzielt, als eine anständige Versorgung als Präsident a. D.

Die nächste Zukunft wird in Amerika wie in England riesige wirtschaftlich-revolutionäre Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit bringen, denen Regierung und Parlament in beiden Ländern ziemlich ohnmächtig gegenüberstehen werden. Der Zeitpunkt, wo dem Trustkapital mit Regierungsmaßnahmen Schach geboten werden könnte, ist längst vorbei und verpaßt. Vor einem Jahre wurde der Standard Oil Trust gesetzlich „aufgelöst", um natürlich in neuen Formen weiter zu leben. Heute ist Herr Rockfeller, der Hauptinhaber, schon um 20 Millionen Dollars schwerer als damals, als Taft das Antitrustgesetz schonungslos gegen ihn spielen ließ. In der amerikanischen Arbeiterschaft greift eine dem französischen Syndikalismus ähnliche Bewegung um sich; man erkennt, daß Kongreß und Präsidentenamt zwerghafte Gebilde gegenüber den Trusts vorstellen, und sucht sein Heil in der Organisation der eigenen Kräfte und deren „direkter", wirtschaftlich-revolutionärer Aktion. Der künftige Präsident, mag er nun aus der republikanischen oder demokratischen

Digitized by Google

Partei hervorgehen, wird gegenüber den zu erwartenden Riesenkämpfen im sozialen Leben Amerikas eine viel geringere Rolle spielen müssen als seine Vorgänger.

Jean Jacques Rousseau.

Zum 28. Juni 1912.

Von

P. Hoche.

Wenn auch Rousseaus Bedeutung ganz ausschließlich in seinen schriftstellerischen Werken und durchaus nicht in irgendeiner praktischen Wirksamkeit liegt, so ist es doch nicht ohne Reiz, seine Lebensschicksale zu verfolgen und zu beobachten, wie dieser Mann, der so originelle, oft phantastische Gedanken aussprach, auch ein durchaus nicht alltägliches Leben geführt hat. Herumgeworfen in verschiedenen Orten, Ländern, Berufen und unter so vielen Menschen, die ihm nicht immer Gutes erwiesen, gelang er nie dazu, in irgendeiner Tätigkeit festzuwurzeln, wenn man von der mehr gelegentlich ausgeübten Schriftstellerei absieht. Um diese Unrast in seinem Leben zu zeigen, braucht nur angedeutet zu werden, daß er, der frühzeitig seine Mutter verlor, Graveur werden wollte und lernte, daß er später nacheinander Lakai, Musiklehrer, Steuerschreiber, Hauslehrer, Privatsekratär, freier Schriftsteller und Komponist gewesen ist. Eine ausgeglichene Persönlichkeit werden wir bei ihm daher kaum vermuten, und wir können von der Wahrheit seiner Worte ganz überzeugt sein, wenn er von sich selber sagt: „Mein Charakter, der weibisch und dennoch unbezähmbar war, der stets zwischen Schwachheit und Mut, Weiblichkeit und männlicher Tugend schwankte, hat mich bis ans Ende mit mir selbst in Widerspruch gesetzt."

Verlassen wir aber sein Leben und wenden wir uns seinen Schriften zu, durch die er zweifelsohne zu einem der einflußreichsten Männer seiner Zeit geworden ist und in pädagogischer Beziehung auch noch bis in unsere Zeit und in unser Volk hineinwirkt. Um sie besser würdigen zu können, muß man sich der Zeit erinnern, in der sie entstanden sind. Rousseau schrieb seine ersten, die philosophischen Abhandlungen, in den Jahrzehnten, die der großen Revolution vorangingen. Da fand er fast überall ungesunde Verhältnisse vor. Zu erinnern ist nur an die Sittenverderbnis, die unter Ludwig XV. ihren Höhepunkt erreichte, an die ungerechte Steuer-Verteilung zwischen den einzelnen Ständen, an das bigotte Christentum und die Verfolgungssucht gegen die Andersgläubigen, an den herrschenden rohesten Materialismus, an die Gesellschaftsunkultur, die Witz oder Frivolität über Tugend, Falschkultur, Afterbildung über die Natur setzte. In dieser Zeit einer fast allgemeinen Degeneration beantwortete Rousseau die gestellte Preisfrage „ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe" mit einem entschiedenen Nein, begründete mit glänzender Beredsamkeit seine Meinung aus der Geschichte der entarteten Griechen und Römer, wies hin auf die schlimmen Wurzeln und Folgen der Künste und schloß mit einer begeisterten Apotheose der Tugend, jener „erhabenen Wissenschaft einfältiger Seelen". In einer zweiten Schrift über „die Ursachen zur Ungleichheit der Menschen" verkündigt er die sozialdemokratischen Gedanken der Gegenwart und zeigt sich als warmer Anwalt der Natur. Im natürlichen, im Urzustande waren alle Menschen gleich und glücklich. Der Begriff Eigentum und das Streben nach Vervollkommnung haben die Gleichheit aufgehoben und Herren und Knechte geschaffen. Zum Urzustande muß die Menschheit zurückkehren, um wieder glücklich zu werden. Bekannt ist das sarkastische Urteil Voltaires über diese Schrift: „Nie hat jemand soviel Scharfsinn angewendet, um uns zu Bestien zu machen!" Und wenn wir auch die ewige Wahrheit würdigen, die aus dem Munde dieses begeisterten Naturapostels -- denn das ist er nicht nur in seinen Schriften, sondern auch in seinem Leben gewesen — sprechen, Wahrheiten, wie sie auch in den Naturschilderungen St. Pierres in „Paul und Virginie" zum Ausdruck kamen, so müssen wir doch zugeben, daß aus Rousseaus Werk eine traurige Verkennung der Menschenwürde und des Menschheitszieles spricht. Syste-

Digitized by Google

matisch ordnete Rousseau die Gedanken dieser beiden Schriften in einer dritten, dem „Gesellschaftsvertrag", wo er, absehend von aller geschichtlichen Entwicklung, das Wesen und die Verfassung eines rein demokratischen Staates kennzeichnet, der eben auf einem Vertrag aller gegen alle beruht, die Gleichheit aller Glieder in sich schließt und die Souveränität des Volkes betont. Jedenfalls sind die Anschauungen dieser Schrift in jener Zeit begründet, in der entgegen dem Pflichtbegriff Friedrichs des Großen das bekannte Wort Ludwig XIV. galt: L'état c'est moi! und die Wirkung dieses Buches auf die nachfolgende Zeit war auch tiefgehend. Daß Rousseau bei den Revolutionären als einer der ihrigen galt, geht ja schon daraus hervor, daß ihm zu Ehren 1791 ein Volksfest veranstaltet und seine Leiche 1791 im Pantheon beigesetzt wurde.

Wie der andere große Geist jener Zeit, Voltaire, hat sich Rousseau auch recht erfolgreich als Dichter betätigt. Abgesehen von der poetischen Sprache, in der besonders sein Hauptwerk, der Roman „Emil" geschrieben ist, hat er sich als Dichter ein Denkmal in der „neuen Heloise" geschaffen. Was dieses Werk besonders wertvoll macht, das ist die mächtige Sprache des Gefühls, das tief Leidenschaftliche, das echte starke Empfinden, daneben die prächtigen Schilderungen des Genfer Sees und des Walliser Landes; alles ist auch hier auf den Begriff Natur gestimmt. Die „neue Heloise" gehört zu den Büchern, welche eine weltgeschichtliche Wirkung hervorbrachten, indem durch diese beredte Appellation an das Gefühl die revolutionäre Bewegung des 18. Jahrhunderts auch solchen Gemütern mitgeteilt wurde, die sich durch die höhnische und zynische Taktik Voltaires und seiner Gesinnungsgenossen bisher feindlich gegen dieselbe hatten stimmen lassen, dagegen Rousseaus auf die innigste Wahrheit der Empfindung gegründetes Manifest gegen die Unnatur und Verkünstelung der gesellschaftlichen Zustände mit Entzücken aufnahmen.

Die größte Wirkung hatte Rousseau als Pädagoge, und zwar wieder durch seine Schriften. Denn wie wenig vorbildlich er als praktischer Erzieher verfuhr, geht aus seinen Worten hervor: „Ich wandte nur drei Erziehungsmittel an, welche immer unnütz und oft gefährlich für Kinder sind, nämlich das Rühren, das Räsonnieren und den Zorn. Bald rührte ich mich selbst bis zum Weinen und wollte dadurch den einen Knaben rühren: bald erschöpfte ich mich gegen ihn mit Darlegung von vernünftigen Gründen, als wenn er imstande gewesen wäre, mich zu verstehen. Der andere Knabe war noch unbequemer; denn da er nichts verstand, nichts antwortete, durch nichts gerührt wurde, dazu eine unüberwindliche Hartnäckigkeit hatte, so triumphierte er nie besser über mich, als wenn er mich in Wut versetzte: denn dann war er der Weise, ich das Kind.

„Emil" war das berühmte Werk, das den Erziehungsgang eines Zöglings darstellt, das Werk, das wie ein Blitz einschlug, das vom Parlament durch Henkers Hand verbrannt wurde, dem Autor eine Kette von Verfolgungen schuf, das aber ein Goethe das „Naturevangelium der Erziehung" nannte, und dessen Lektüre einen Kant und Schiller aufs höchste begeisterte. Zwei Begriffe sind es wieder, die Rousseau immer wieder in den Vordergrund stellt, Kultur und Natur. Dabei muß aber daran gedacht werden, daß Rousseau, der in protestantischer Strenge und Einsamkeit, inmitten einer großartigen Natur, fern von dem Leben der Großen und Reichen aufgewachsen, eben die Unkultur, die Widernatürlichkeit der vornehmen Gesellschaftskreise vorfand, daß sich sein Idealismus ebenso abgestoßen fühlte von dem Witz, dem Spott, der „Aufklärung" der sogenannten „bureaux d'esprit", wie sich sein Natursinn angeekelt fühlte von der Blasiertheit, Geziertheit, Widernatürlichkeit der Pariser Salons, in die er durch Voltaire und Diderot eingeführt und bald genug abgestoßen wurde. Es läßt sich nicht feststellen, wieviel weniger er in manchen Anschauungen ins Extrem geraten wäre, wenn er bessere Zustände vorgefunden hätte, aber das darf man wohl mit Gewißheit annehmen, daß die gesellschaftlichen Zustände ebenso wie die politischen seine Meinungen zum großen Teil mitbestimmt haben.

An der Hauptfigur seines pädagogischen Ro-

Digitized by Google

mans, dem Emil, zeigt nun Rousseau, wie er sich die Erziehung zum Naturmenschen denkt. Das Buch beginnt mit dem viel zitierten und mit Recht bestrittenen Satz: Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen. Aus diesem wichtigen Obersatze folgt zunächst, daß die erste Erziehung vor allen Dingen negativ sein müsse. Der Dichter antwortet selber auf die Frage, was geschehen müsse, um einen Menschen gut zu erziehen: „Ohnstreitig sehr viel! Wir müssen nämlich verhindern, daß etwas getan werde", nämlich von den Menschen getan werde. Man lasse nur die Natur sich selbst entwickeln und greife nicht fortwährend störend ein. Daher fordert Rousseau auch weiter: „Erhaltet das Kind einzig und allein in Abhängigkeit von den Dingen, und ihr werdet dem Gesetze der Natur bei dem Fortschreiten auf der Bahn seiner Erziehung gefolgt sein. Die Wörter „gehorchen" und „befehlen" sind also in des Kindes Wörterbuch zu streichen, noch mehr aber die Wörter Pflicht und Schuldigkeit; aber die Wörter Kraft, Notwendigkeit, Ohnmacht und Zwang nehmen einen großen Raum darin ein. Mit diesen Ansichten ist Rousseau der Vater der heutigen individualistischen Pädagogik geworden. Wenn heute von der modernen Freiheitspädagogik immer wieder betont wird, daß das Kind nach seinen Neigungen sich ausleben, daß kein Zwang ausgeübt werden soll, so fußt man mit diesen Meinungen auch auf Rousseau. Rousseau verlangt mit Recht, daß dem Kinde sein Kindheitsparadies bewahrt bleibe, daß die Erziehung heiter und freundlich sei, daß man ablasse von der widernatürlichen Verfrühung im Spielzeug, im Reden- und Gehenlernen, daß man überhaupt nichts an das Kind heranbringe, wofür es noch nicht reif ist. Recht utopistisch dagegen ist es, wenn Emil von seinen widernatürlichen Erziehern, der Familie, losgelöst erscheint, einen besonderen Erzieher zur Leitung erhält und vor allen Dingen soviel wie möglich von der Gesellschaft der Menschen ferngehalten wird. Abgesehen davon, daß eine solche Erziehung unmöglich ist, wenn man an die Masse des Volkes denkt, ist es auch verkehrt, nur nachteilige Wirkungen unserer guten Kultur anzunehmen. Und in diese Kultur kann ja auch nur jemand hineinwachsen, der eben unter ihren Einflüssen aufgewachsen ist.

Durchaus zu unterschreiben ist dagegen, was Rousseau über die physische Erziehung und die Wichtigkeit der Mutter sagt. Diese allein hat des Kindes erste Jahre zu überwachen, nicht eine Amme oder ein Kindermädchen. „Keine Mutter, kein Kind!" Wie ein heiliger Weckruf drangen vielen Frauen diese Worte ins Gewissen, und noch heute möchten sie immer wieder zugerufen werden. Mit Entschiedenheit spricht sich Rousseau gegen die damalige Verzärtelung und Verweichlichung der Säuglinge aus, fordert er eine sorgfältige Leibespflege. Was er in sittlicher Beziehung so geringschätzt oder ganz übersieht, das fordert er hier, wo es sich um die körperliche Erziehung handelt, das Abhärten, das Ertragen in einem hohen Grade. Emil soll stark werden wie ein Athlet, wenn es möglich wäre, feuerfest wie ein Salamander, er müßte leben können auf den glühenden Felsen Maltas wie auf den Eisfeldern Islands. „Tut überhaupt," sagt Rousseau, „das Gegenteil von dem, was gebräuchlich ist, und ihr werdet fast immer das Rechte tun." Was Rousseau über die leibliche Erziehung sagt, das ist heute wohl anerkannte Wahrheit.

Eines der größten Verdienste des Franzosen ist es, daß er in psychologischer Würdigung des Kindes dem mechanischen Unterrichtsbetrieb seiner Zeit ein Ende machte. Er fordert immer wieder: nicht Worte, sondern Sachen, recht viel Tatsachen! Damit hat er nur vorausgesagt, was seit Pestalozzi in der neueren Pädagogik als Kardinalsatz gilt: Die Anschauung ist das Fundament aller Erkenntnis. Und wenn er ferner betont, wie das Interesse die Triebfeder alles Lernens ist, wie Lehre und Leben in innige Beziehung zueinander zu setzen sind, so begegnen wir damit Gedanken, die uns heute zwar als selbstverständlich dünken, die aber für die damalige Zeit etwas Neues bedeuteten.

Eigenartig ist auch die Stellung, die Rousseau zur Religion einnimmt. Er hat sie gekennzeichnet in den „Bekenntnissen des

Digitized by Google

savoyischen Vikars", die in schlichter und doch glänzender Rhetorik seine Glaubensansichten enthalten. Während in politischer Beziehung Rousseau viel gemein hatte mit den Enzyklopädisten, stellt er sich in religiöser Beziehung in Gegensatz zu ihnen, freilich ebenso sehr zur herrschenden Kirche, überhaupt zu jeder positiven Religion. Er wendet sich gegen die verstandesmäßige Auffassung Voltaires, gegen die Unsterblichkeits- und Gottesleugner und betont in glühendem Deismus, daß die Religion Naturbedürfnis und vor allem Sache des Herzens sei, des Gemütes. Hätte man, so meint er ungefähr, immer der Stimme des Herzens gelauscht, so gäbe es nur eine einzige Religion. „O Gewissen, du Trieb, du ewige himmlische Stimme, du sicherer Leiter eines unwissenden und beschränkten, aber verständigen und freien Wesens; du unfehlbarer Richter über Gutes und Böses, wodurch der Mensch zur Aehnlichkeit mit Gott gelangt; du machst die Erhabenheit seiner Natur aus und begründest die Sittlichkeit seiner Handlungen." Wenn er sich auch als Gegner des damaligen Materialismus bekennt, wenn er keiner der geoffenbarten Religionen zustimmt, so findet er doch Worte höchster Begeisterung für die Person Christi. Einen Vergleich zwischen Sokrates und Jesus schließt er mit den Worten: „Wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen Weisen bezeichnet, so stellt Christi Leben und Tod einen Gott dar."

Ein wunderlicher Mensch ist dieser Rousseau gewesen. In seinen Schriften finden sich so manche echte Goldkörner und daneben wieder grobe Irrtümer und Phantastereien. Sein Leben zeigt denselben Widerspruch von Güte, Größe und Verirrung. Ein Jahresgehalt Ludwigs XV. schlägt er „aus Freiheitsgefühl" aus, die eleganten Salons der Pariser flieht der gefeierte Schriftsteller und berauscht sich auf der einsamen Petersinsel im Bielersee an den schlichten Reizen der ewigen Natur, seine Neigung schenkt er dauernd einem gänzlich ungebildeten Mädchen, das er zehn Jahre vor seinem Tode heiratet, und schickt alle seine Kinder ins Findelhaus. Wunderlich zeigt er sich auch in seiner letzten Schrift, den „Bekenntnissen", wo er in nackter Wahrheit und doch nicht ohne Eitelkeit sein Leben beschreibt und die Worte spricht: „Ewiger Gott, versammle um mich die unzählige Menge meiner Mitmenschen, auf daß sie mich hören. Sie mögen über das Unwürdige in mir seufzen, über das Gemeine in mir erröten; aber ein jeglicher enthülle vor deinem Throne mit gleicher Aufrichtigkeit sein Herz, und dann sage ein einziger von ihnen, wenn er's kann: ich war besser als dieser!"

Gerhart Hauptmann in Goethes Haus.

Von

Julius Bab.

Eine knappe Bahnstunde von Halle liegt auf preußischem Gebiet das thüringische Städtchen Lauchstedt. An ein paar Villen und Gartenmauern, ein paar niedrigen Häuserchen und einer ziegelroten Post vorbei windet sich eine ungemein holprige Straße auf den Marktplatz. Das ist ein mäßig großes, erträglich glatt gepflastertes Rechteck; an dem liegen drei mehr als schlichte Gasthöfe, zwei Kaufläden und ein etwas größerer Steinkasten: das Rathaus. Wenn man von diesem Marktplatz vorwärts oder rückwärts oder nach links hinaus geht, immer ist man nach hundert Schritten, an einem Dutzend niedriger Häuserchen vorbei, schon zwischen den Getreidefeldern. Ein richtiges, winziges, überaus uninteressantes Ackerstädtchen. Aber wenn man vom Markte nach rechts geht, an der bescheidenen alten Kirche vorbei, so kommt eine Ueberraschung. Hinter einem großen Teich liegt ein kleiner Park mit schönen alten Kastanien und Rosenbüschen. Da zieht sich ein sanftgeschwungener, niedriger Bogengang hin, und ein halbes Dutzend eckiger Pavillons von verschiedener Größe bedeutet um einen eckig gefaßten Brunnen her ein Kurhaus. Und gegenüber führt ein kleiner Weg etwas bergan zwischen Büschen zu einem anderen Platz, auf dem steht ein rundliches, kleines Gebäude -- ein Theater. Diese Zeichen einer Kunst

Digitized by Google

und einer Badekultur sind es, die Lauchstedt von hundert ähnlichen kleinen Landorten unterscheiden, sie bergen die Vergangenheit und Hoffnung, die Tradition und den Ruhm des Städtchens.

Denn im achtzehnten Jahrhundert war das kleine Lauchstedt ein recht beliebter Badeort, und zu seiner Mineralquelle kam man aus Thüringen, Sachsen, Preußen; die bessere Gesellschaft, selbst Hofkreise aus Dresden, Weimar, Berlin fanden sich ein, und besonders die umliegenden Universitäten, Halle, Leipzig und Jena, schickten Professoren und Studenten in großer Zahl nach Lauchstedt hinüber. Da es nun hier außer dem bißchen Baumschatten um den Badeplatz weit und breit nichts gab als kleine Steinhäuser und gleichförmig flache Ackerfelder, so verfiel man, um den Kurgästen irgend Unterhaltung zu bieten, zeitig auf die Künste des Theaters. In einer recht primitiven Holzbude spielten allerlei Truppen, zuletzt auch die des Herrn Bellomo aus Weimar. Da aber geschah es, daß der Herzog Karl August in Weimar sein eigenes Hoftheater errichtete und es der Leitung seines Freundes Goethe anvertraute. Da der Herzog und sein Freund häufige Gäste im Lauchstedter Bade waren, so brachten sie auch ihre Theatertruppe mit — und nun war zur Sommerszeit Lauchstedt bald ein Ort, der nicht weniger um der Kunst als um der Medizin willen aufgesucht wurde. Eine ganze Anzahl von Jahren hindurch mußte man sich noch in dem alten Bellomoschen Holzhäuschen behelfen und spielte mit dem bescheidenen Mute jener Zeit unter den denkbar primitivsten Verhältnissen „Die Zauberflöte" und den „Don Juan", und neben Schröder, Iffland und Kotzebue auch Lessing, Schiller und Goethe. Schließlich aber ward beschlossen, ein neues, würdigeres Bühnenhaus zu errichten. Und nun entstand das rundliche Steinhaus, das uns noch immer überaus einfach scheinen mag, das aber mit den fast dreihundert Plätzen seines runden Parketts, seiner zierlich eckigen Galerie, und der Bühne, die doch die Größe eines stattlicheren Zimmers hatte, derzeit einen luxuriösen Fortschritt bedeutete. Im Sommer 1802 wurde das neue Theater eröffnet mit einem Festspiel von Johann Wolfgang Goethe „Was wir bringen". Am Ende des kleinen, etwas verzwickt allegorischen Spiels weiht „Pathos" das Haus jenem Geiste, den unsere Klassiker sich aus der Kultur Griechenlands beschworen hatten:

„Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen."

* * *

Das Bad verfiel, aber Kunstfreunde erhielten den Theaterbau, und seit ein paar Jahren gibt es zur Sommerszeit auch in diesem Hause wieder Spiele. Noch weht von der schlanken Form der weißen Wände, von der gefälligen Anmut der scharfgebogenen Galerie, von der feierlichen Einfachheit dieses ganzen kleinen Hauses unter alten Bäumen etwas von Goethes Geist. Und auf dieser Szene wurde vor wenigen Tagen ein neues Drama von Gerhart Hauptmann zum ersten Male gespielt: „Gabriel Schillings Flucht". Kann wohl einer diesem jüngsten Lauchstedter Spiel beigewohnt haben, ohne daß er für einen Augenblick den Geist des Weimarer Theaterdirektors vor der Rampe stehen und mit großem Blick diese neue Produktion mustern sah? Was sagte der alte Herr zu diesem jüngsten Vorgang in seinem Hause? Wie mag der Schöpfer unserer heutigen Kultur über dieses, ihr letztes Produkt denken?

Hier scheint wahrlich nicht alles im Guten und Schönen gelöst! Der Maler Schilling, dem die Freunde auf der kleinen Ostseeinsel Rettung und Reinigung bereiten wollen, wird aufgejagt und totgehetzt von den Erinnyen seiner Großstadtexistenz. Die beiden Weiber, zwischen denen er sein Leben verlor, die vertrocknet engbrüstige, moralische Ehefrau und die schrankenlos sinnliche, furchtbar passive Geliebte, sie ereilen ihn auch hier; sie überwerfen ihn neu mit der Schmach und dem Schmutz seiner alten, tatlos und hoffnungslos versinkenden Existenz, und mit gehobenen Händen flieht Gabriel Schilling hinaus ins Meer, in diesem letzten Bad die Reinheit seines Lebens wiederzufinden. — Im wildesten Aufruhr wirft die wüste See des Lebens hier ihre schmutzigsten Kämme empor; mit unheimlicher Kraft sind diese drei Menschen ineinander verschränkt, mit ihrem Ekel, ihrer Liebe und ihrer Rachsucht, ihrer Verzweiflung

Digitized by Google

und ihrem Zorn aneinandergebunden, alle drei schuldlos und alle drei schuldig und in hoffnungslosem Wirbel dem Abgrund zugetrieben. „So schlingt im Greuel sich ein Greuel wieder,
Durch Laster wird die Lastertat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen."

Diese Verse stehen auch im Schlußgedicht jenes Vorspiels, darin Goethe ankündigte „Was wir bringen". Aber jenes „heilige Verschönen", das sich danach „in der Beklemmung allzu dichte Nacht" senken soll, jenes Reine, von dem „das Schicksal sich versöhnen läßt", dies von Goethe Geforderte, es fehlt dem Hauptmannschen Stück nicht, es tritt doch auch mit sieghaftem Leuchten aus Gabriel Schillings Flucht hervor. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg" liest Gabriel Schilling von der Totenkapelle ab, und seine Freunde, die am Meeresstrande zurückbleiben, der starke, wegsichere Bildhauer Meurer und seine liebe, klare, selbstsichere Lucie Heil, sie fühlen, daß dieser freie Tod im großen Element dem armen Gabriel seine Würde, seinen Menschenadel wiedergegeben hat, „jetzt ist er für ewig geborgen". Nach Griechenland wollte Professor Meurer den Freund entführen, ihm den Traum seiner Jugend erfüllen, ihn an Leib und Seele retten; von Griechenland träumen die Freunde, bis den armen Schilling seine Harpyen wieder ereilen, und er von Ekel geschüttelt aufstöhnt: „Wir sind keine Griechen, mein lieber Junge." Dies Griechenland ist nur durch die Arbeit Goethes deutschen Kulturmenschen ein Symbol harmonisch großen Lebens. Es bedeutet ihnen die Welt, wo auch die Menschen sich jenen erhaben großen Rhythmus fanden, mit dem sie hier am Meeresstrande das Element berührt. Die Menschenkultur als eine im unerschütterten Gleichmaß zu sprechendem Geist gediehene Natur, das bedeutet Griechenland denen nach Goethe. Und da ihm die Flucht in die griechische Menschenwelt verwehrt wird, so sucht Gabriel Schilling das Land seiner Sehnsucht, das Land der Reinheit und Größe draußen im Meer.

„Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen,
Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen."

Ich denke, der Theaterdirektor von Lauchstedt, der Dichter des Weißlingen und Werther, des Faust und der Iphigenie hätte nicht ohne Verständnis, und vielleicht nicht einmal ohne Liebe auf dies Werk deutscher Bühnenkunst geblickt.

* * *

Die erlösende Kraft in dieser Hölle, der reine Untergrund all dieser wilden Farben, der letzte Sinn in diesem Jagen und Fliehen, all dies bedeutet in Gerhart Hauptmanns neuem Drama das Meer. Es ist dargestellt im Leben, Reden und Handeln all dieser Gestalten, es leuchtet in jeder Replik auf, aber es muß nun auch leibhaft auf die Szene: es muß zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu riechen sein, das große, reinigende Element, -- das ist die große Inszenierungsaufgabe bei „Gabriel Schillings Flucht".

Dr. Paul Schlenther, der sich seit Ablauf seiner Burgtheatertätigkeit hier in Lauchstedt in Berührung mit der Bühnenpraxis hält, glaubte als Leiter dieser Aufführung sicher zu gehen, indem er einen großen Künstler mit Ausführung der Dekorationsskizzen beauftragte. Max Liebermann fertigte die Entwürfe. Und das war ein entscheidender Fehler. Der große Maler schuf selbstverständlich koloristisch sehr intime und stimmungsstarke Skizzen; aber er gab die Stimmung des Stücks, und die Dekoration ist nur ein Teil des Stücks, sie sollen dem Gesamteffekt dienen, nicht ihn vorweg nehmen. Es ist so falsch, als ob ein Schauspieler statt des besonderen Tons seiner Rolle lediglich den Grundton des Stücks spielen würde. Liebermann schuf, zumal in den Landschaftsszenen eine graue, trübfarbige Dünenwelt mit matt und fern leuchtenden Streifen Wassers. Aber der Sinn dieses Stücks befiehlt, daß das Meer leuchtet, strahlt, lockt und jubelt, vor dem die Menschen in trüber Sehnsucht stehen. Ein guter Theatermaler, der wenige große Flächen hingesetzt und mit stürmischer Kraft beleuchtet hätte, würde dem Drama einen besseren Dienst erwiesen haben. Einzig und allein das Licht mußte herrschen in dieser Dekoration.

Digitized by Google

Ich bin freilich nicht sicher, wie weit die technische Beschaffenheit der kleinen Goethebühne solch ein Werk ermöglicht hätte. Sie erlegte auch sonst dem Regisseur mancherlei Entbehrungen auf, verkümmerte den stärksten Aktschluß — den vierten, in dem das Hereinheulen der Gasse in den Streit der beiden Weiber fortblieb. Die Regie hatte sich nicht zur Durchführung eines primitiven Stils entschließen können, und so wirkten gelegentliche Naivitäten der Dekoration (wie ein an die Wand gemaltes Bett) als leidige Notkonzessionen. Auch in der Führung der Gestalten wurde der realpsychologische Grundton durch gelegentliche symbolisch starke Züge mehr verblüffend gekreuzt, als einheitlich und planmäßig gehoben. Insbesondere Willi Grunwald, der Träger der Titelrolle, kam nirgends über eine ehrlich gefühlte, diskrete und geschickte Wiedergabe hinaus. Den letzten Schrei der Verzweiflung, und die Weihe, die Größe, die Erlösung des Todes, die ein genialer Schauspieler hätte geben müssen, blieb er schuldig. Dies vor allen drückte auf die Größe des Werkes, und es kam dazu, daß wohl die „niederziehende Gewalt" der Erde in dem östlichen Vampyrwesen der Durieux und dem bornierten, messerscharf akzentuierten Gezeter der Rosa Bertens beängstigend gut zum Ausdruck kam (nur eine entschiedene Nuance zu alt war Gabriel Schillings Ehefrau) während Gabriels Freund und vergeblicher Befreier, der Bildhauer Meurer in Otto Gebührs Verkörperung durchaus kein Haupt trug, das „im Himmel wohnt". Das war ein ganz guter, tüchtiger, nüchterner Professor, aber durchaus kein Genie, hinter dessen saloppem Wesen sich eine große Leidenschaft schamhaft verbirgt. Und so wäre in dieser Aufführung das reinigende, befreiende Element, das Element des Meeres ganz unterschlagen worden, wenn nicht Helene Thimig gewesen wäre. Dieses wundervolle junge Talent, das zurzeit im Schatten des Berliner Schauspielhauses steht, gab der Violinistin Lucie Heil den Duft der See und die Gewalt des Windes, gab ihr jene Heiterkeit, Klugheit und Stärke, den Stolz und die Gefühlstiefe, ohne die die Weiber die Harpyen, mit denen sie die geweihten Trägerinnen für das Lebensbrot des Mannes sind. Helene Thimig hatte jene Reinheit, die das Schicksal versöhnt.

* * *

Gerhart Hauptmann hatte dieses Werk, das wohl in besonders intimen Anschluß an Erlebnisse seiner nächsten Umgebung entstanden ist, „nicht auf den Hasardtisch einer Première legen" wollen. Er gab es an die Lauchstedter Festbühne und erzielte damit kein anderes Publikum (denn ein paar Dutzend Provinzleute verschwanden im üblichen Berliner Premièrenschwarm) und erzielte technische Verhältnisse, die hinter den Möglichkeiten einer ersten Bühne doch an einigen wesentlichen Punkten zurückbleiben mußten. Vielleicht war diese aufs Land verlegte Berliner Première nicht eigentlich ein Festspiel; sie wird dennoch in unserem Gedächtnis eine etwas andere Erinnerung zurücklassen als merkwürdige Premièren sonst. Nicht nur quantitativ, weil die eigens unternommene Bahnfahrt und die fremde Umgebung stärker in unserer Erinnerung haften müssen. In den Arkaden des kleinen Badeortes, in dem zarten Rundbau des alten Theaters, selbst in dem schmucklosen Giebelhaus, das die Tafel trägt: „Hier wohnte Goethe", überall haftet ein letzter, leiser Hauch, der aus Weimar hinübergeweht ist. Der Hauch einer deutschen Kultur, an der wir unseren Besitz zu messen nie aufhören können. Und in dieser Umgebung empfing die Erschütterung einen ganz eigenen Ton, die Erschütterung, die uns aus diesem Werk überkam, das uns neu und gespenstisch zeitgemäß dokumentiert, wie die deutschen Menschen noch immer am Ufer stehen und „das Land der Griechen mit der Seele suchen".

Das sterbende Frankreich.

Alljährlich, wenn die Statistiker der Republik die neuesten Daten der Bevölkerungsbewegung veröffentlichen, geht ein schmerzliches Klagen durch die Spalten der französischen Presse. Denn die wichtigste unter den nationalen Gewinn- und Verlustrechnungen, die die Einnahmen und Ausgaben des letzten Jahres an lebenden

Digitized by Google

Menschen verzeichnet, schwankt schon seit einem Lustrum um ein mühsam-knappes Gleichgewicht. Bald übersteigt in einer Jahresperiode die Zahl der Geburten die der Todesfälle um einige Tausende oder Zehntausende, bald reißt der Tod ein wenig stärkere Lücken, als das Leben auszufüllen vermag. Das Gesamtergebnis ist Stagnation. 1907 war ein Defizitjahr und das vorige auch. Solch offenkundiges Minus regt die öffentliche Meinung natürlich weit mehr auf als ein armseliger Ueberschuß, der so bedeutungslos er vom Standpunkte der Entwicklung ist doch wenigstens den Schein eines Fortschritts vortäuscht. Der Schrecken ist also wieder einmal groß, und die Möglichkeiten, den „nationalen Selbstmord" zu verhüten, werden mit so viel Eifer und Ausdauer erörtert, als das gallische Temperament für eine Angelegenheit, die praktisch keine der unmittelbaren Gegenwart ist, aufbringen kann.

Die Heilmittel, die man in Vorschlag gebracht hat die parlamentarischen Anträge führen den Namen des Deputierten Messimy , sind naturgemäß (was stünde der Regierungsgewalt sonst offen) Lohn und Strafe materieller Natur. Der Unverheiratete, das kinderlose Ehepaar sollen durch einen Steuerzuschlag oder besondere Steuern bestraft, die Mütter vieler Kinder aus dem Ertrage jener Bußen prämiiert werden. Man geht bei diesem durchaus nicht neuen Gedanken von der Voraussetzung aus, daß die Ursache der Kinderbeschränkung (soweit sie überhaupt dem Willen der Eltern, nicht etwa natürlicher Fruchtbarkeitsabnahme entspringt) im wesentlichen eine wirtschaftliche ist. Das Gleichgewicht einer bescheidenen Wirtschaftsführung wird durch jeden neuen Teilnehmer an der Familientafel bedroht. Wo ein auch nur ein wenig erhöhtes, soziales Niveau erreicht ist, bringt starker Familienzuwachs die Gefahr des Herabgleitens — nicht nur für die Gegenwart, sondern mehr noch für die künftige Generation, der geringere Ausbildungsmittel, geringerer Vermögensbesitz, kürzere, einkommenslose Wartezeit bis zur Selbständigkeit gewährt werden kann. In den begüterten Klassen ist diese Erkenntnis sehr alt. Sie ist die Wurzel jener merkwürdigen, erbrechtlichen Institute, die — im Interesse ungeschmälerter Erhaltung des Familienguts — einem einzigen Nachkommen (in der Regel dem Aeltesten) eine beinahe ausschließliche Vorzugsstellung einräumen. Das Mittel war tauglich, wo der soziale Einfluß gestattete, auch den jüngeren Sprößlingen trotz ihrer faktischen Enterbung einen standesgemäßen Unterhalt zu sichern — durch herkömmlichen Anspruch auf die zivilen und militärischen Staatsstellen, oder durch die Eröffnung einer angesehenen und einträglichen Vorzugslaufbahn in den „bürgerlichen Berufen". Für die große Masse ist es ungeeignet, da ihren „Nachgeborenen" solche Möglichkeiten nicht winken. Ihnen bleibt zur Sicherung sozialer Selbstbehauptung der Familie nur, die Zahl der Köpfe niedrig zu halten.

Eine dauernd erfolgreiche Prämiierungspolitik müßte diese ganze Rechnung illusorisch machen. Sie müßte den kinderlosen und kinderarmen Haushalt so belasten, daß der materielle Vorteil der geringen Familiengröße verloren ginge, und dem kinderreichen so viel geben, daß die sozial-wirtschaftliche Gefahr der großen Kopfzahl für die gegenwärtige sowohl, als für die künftige Generation beseitigt würde. Mit anderen Worten: sie müßte eine ganz fundamental einschneidende Veränderung der Güterverteilung durchführen, wie sie von Staats wegen in modernen Zeiten niemals versucht worden ist. Die geringfügigen Ausgleichungen, die wir bisher steuerpolitisch durchzusetzen gewohnt waren, würden gar nichts nützen.

Ob die Pläne des Herrn Messimy zu solch' revolutionierender Tragweite ausgestaltet werden können, scheint vor der Hand zweifelhaft. Man wird also noch manche patriotische Klage, manchen schwungvoll-wehmütigen Leitartikel zu erwarten haben. Denn der Fehlbetrag wird weiter anschwellen. Ein Pariser Nationalökonom, Pierre Leroy Beaulieu, hat berechnet, daß das französische Volk, wenn der Abfall der Geburtsrate sich im bisherigen Tempo fortsetzt, am Ende des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts von seiner Muttererde verschwunden sein werde. Schon am Ende des zwanzigsten werde es um ein Fünftel geschwächt sein. Unterdessen schiebt sich allmählich fremdes Volkstum in die entstehenden Lücken. Soweit einzelne Zweige der Volkswirtschaft — wie neuerdings die Eisenindustrie — sich dank besonderer natürlicher Vorzüge weiter entwickeln, brauchen sie frisches Menschenmaterial, das ihnen über die Grenzen zuströmt. In den Kolonien sind Franzosen in größerer Menge kaum zu finden; Algier, Tunis sind mit Italienern, Maltesern, Spaniern durchsetzt. Im neuen Marokko wird's nicht anders sein. Diese fremden Pflanzen werden vermutlich immer zahlreicher werden im Garten der französischen Nation; und schließlich werden sie ihn füllen, und er wird kein französischer Garten mehr sein!

Dr. Erwin Steinitzer.

Digitized by Google

Die Geschichte einer Geige.

Von

Heinrich Eduard Jacob.

„Denn es ist mir oft, als fühlten und litten die leblosen Dinge mit den lebendigen Wesen. Die Schranke zwischen ihnen ist nicht so groß, wie wir Menschen glauben."

Selma Lagerlöf.

Daß es eine Zeit gab, da meine Lenden nichts waren als eines Baumes Holz und klanglose Masse, und da die fünf Saiten meiner Seele nichts waren als die Gedärme eines fressenden Tieres, ich kann es nicht entsinnen. Mein Ich stand erst auf unter den erhabenen Fingern jenes Meisters, der mir den schlanken Hals und die tönende Brust fügte. Die das taten, waren gute und behutsame Finger. Viele Wochen fühlte ich nur sie und sah nur das Wesen, dem sie eigneten, den schönen Alten mit weißem Haare. Wie über den Menschen der Gott ist, so war er über mir und schuf mich.

Niemand durfte mich berühren. Die braunen Gesellen, die durch die Werkstatt gingen und meine vielen Geschwister verfertigten, durften mich nicht berühren; manchmal sah ihrer einer mit scheuen Blicken her, und das war alles. Der Juwelenhändler, der kam, um die meerfarbenen Saphire zu bringen und den Smaragd, der keinen Winter kennt, durfte mich nicht berühren. Der Schöpfer selbst legte mir all dies Schimmernde an.

Als er das aber getan hatte, sah er, daß er sein Werk vollendet hatte, und rief den Gesellen, hinzuschauen. Sie standen lange und wundernd vor Entzücken, bis die Abendglocke sie mahnte; da nahmen sie schweigend ihre Mützen von dem Riegel und gingen hinaus. Der Schöpfer allein blieb zurück und betrachtete mich eine geraume Zeit; dann hob er mich empor, küßte mich und sagte lächelnd: „Siehe, du bist wohlgeraten, meine Tochter!"

In diesen Gebärden lag vieles, das ich nicht verstand.

* * *

Aber bald sollte ich es begreifen. Denn nachdem diese Nacht hinweggegangen war und noch ein Tag, erfüllte sich der Nebenraum mit einer starken Stimme:

„Alter, wo ist sie? Lasset mich euer Schwiegersohn werden, da Ihr es denn so begehrt. Ich will Euch aber die Brautwerbung in Tönen vortragen."

Es trat der Rufer in die Tür und war so stattlich, daß er alle hereinscheinende Sonne fortnahm, aber er leuchtete von selbst. Nicht viel jünger als mein Schöpfer, sah er in seinem grauen Barte und der stolzen Stirn noch königlicher aus. Und wie jener ein schlichtes Wams und aufgestülpte Hembärmel trug, hatte der Fremde Arme aus grünem Sammet, dazu einen herrlichen Spitzenkragen. Als seine Hand mich ergriff, dehnte mich eine schauernde Wollust. Er nahm einen Bogen, strich, und es zwang mich ein Taumel, zu antworten. Und siehe! Ich ward unter seiner Berührung eine goldene Quelle, so wogend und leuchtend, daß ich erschrak, denn ich hatte die Möglichkeit einer so tiefen Schönheit in mir niemals geahnt.

Je mehr er mir aber nahm, desto reicher ward ich, und jeder Ton, der mir entströmte, gab mir den Mut zu hundert neuen. Wie er strich und strich, ward ich eins mit vielen Dingen, die ich noch nie gesehen hatte, mit Wolken und brausenden Wäldern, mit schwebenden Landschaften und himmelspiegelnden Bächen, mit Menschen, die auf den Bergen jauchzten und in den Tälern weinten, und mit dem unendlichen Meer.

Oh, wohin stiegen wir, wohin entklangen wir?

Die Augen des Alten standen voller Tränen.

Der Fremde lächelte kurz und ließ den Bogen sinken. Die schöne Welt verrauschte; ich aber lag in der Hand jenes, dessen Weib ich nun war. Er besann sich, dann zog er einen straffen Beutel und löste die Schnur: viel Blinkendes fiel auf den Tisch.

Da lächelte der Alte: „Behaltet!" sprach er mit seiner langsamen und guten Stimme. „Wäre es nicht eher an mir, eine Mitgift zu zahlen?" Und er strich mit flachem Finger das Geld wieder in den geöffneten Beutel.

* * *

Darauf — so erinnere ich mich — wurde ich in ein Tuch gewickelt und fortgetragen. Als mich wieder das blickende Licht erreichte, befand ich mich in einem fremden Gemache. Vor mir stand mein Herr in einer sehr kostbaren Gewandung an die Wand gelehnt, etwas vom Erdboden entfernt, so daß er mit den Füßen auf leere Luft zu treten schien. Noch wunderbarer dünkte es mich, daß hinter ihm ein Obstgarten in die Wand hineingebaut war; auch sah er selbst seltsam verjüngt aus, trug nußbraune Locken und hielt ein junges Kind auf den Knien, das mit blassem Gesicht zu ihm aufsah. Gar bald wurde ich indessen inne, daß dies nicht mein Herr war, sondern nur ein farbiger Schattenriß seiner Person, der zusamt dem dahinterschwebenden Garten und dem sitzenden Kinde meisterlich auf Leinewand geworfen war.

Die mich aber bald darauf erfaßten, waren die leibhaftigen Finger meines Herrn. Zugleich überglitten mich zwei braune Augen mit tiefen goldenen Lichtern. Sie kamen aus dem weißen Gesicht eines Mädchens, das dieselben Züge wie das Kind auf jenem Bilde trug, nur um vieles älter war. In

Digitized by Google

seiner großen Schlankheit stand dieses Mädchen neben seinem Vater und begehrte, daß ich sänge.

Da ließ mich der Meister erklingen. War es nicht ihr Lob, das ich klang? Nicht stolzer wußte der Stolz des Perserkönigs von seinen Töchtern zu reden.

Das junge Mädchen lächelte. Lächelte, auf daß es sich dessen nicht überhebe; und viel glückhafte Schalkheit floß von diesem Lächeln in unser Spiel.

* * *

Eines Tages geschah es, daß vier fremde Diener hereintraten, in reicher Kleidung und mit wehenden Federhüten. Sie nahmen mich, wie man die heilige Hostie emporhebt, legten mich auf ein schwarzsamtenes Kissen und trugen mich hinaus. Da sah ich, daß die Straßen voll festlichen Gepränges waren und gedrängter Menschen. Allüberall flutete wie flüssiges Feuer Trompetenlaut und Hörnerschall; dazu erklangen meine Vettern, die lichten und milderen Oboen. Viele Fahnen winkten, und die Luft schwirrte von glänzenden Taubenfittigen. Aus allen Fenstern hingen Purpurdecken in den goldenen Wind hinaus. Eine Woge lebendigen Stolzes schien jedes Wesen emporzuheben. Ich Glanztrunkene, die, von einer ungeheuren Lust bewegt, schon leise erklang, ward auf einen erhabenen Altan gebracht. Von da konnte ich die köstliche Prunkbarke gewahren, auf die jedes Auge mit Gier blickte. Sieben Matrosen hielten die Schaukelnde fest, bis ein gewaltiges Händeklatschen erscholl und er, für den sie bestimmt war, sich nahete. Er war ein schöner und noch nicht alter Mann, mit feurigen Augen und einer blauen Atlasjacke, deren Glanz nur von dem gewaltigen Blitzen eines Ringes überboten wurde, den seine rechte Hand trug. Mich dünkte, das Feuer müßte sie schwärzen, aber dem war nicht so. Dieser Mann trat in die Barke, und unter denen, die ihm folgten, war auch mein Meister. Da freute ich mich, als ich ihn sah.

Als das schöne Schiff fortgezogen war, ward es sehr still, und ich hatte Muße, über das Geschaute nachzudenken. Bald jedoch kam die Barke unter Flöten und großem Jubel zurück; der im Atlas und Hermelin stieg heraus, aber er hatte den herrlichen Ring nicht mehr. Da jubelte das Volk, warf die Mützen in die Luft und rief, der Doge habe sich dem Meere verlobt. Er aber nickte leutselig nach allen Seiten und stieg auf den Altan. Etwa hundert mit ihm, die auf Sesseln Platz nahmen, während das Volk unten lauschte. Dann breitete er die Arme von sich und begann mit vielen und pomphaft schweren Worten zu reden. Als er ausgesprochen hatte, erscholl abermals ein Geschrei, und hervor trat ein Mensch mit einem kahlen Haupte, das von Lorbeer umgeben war. Er trug als Gewand ein weißes, mehrfach umgeworfenes Linnen und sah nicht wie einer der heute Lebenden aus. Das war ein Dichter. Er sagte mit langsamer und schöner Stimme drei Sonette, drei sehr schöne Sonette, aus denen man, obschon es eigentlich nur Worte waren, den Mond und die Sonne deutlich hervortauchen sah und eine entfernte Musik hörte. Einer Stelle erinnere ich mich noch:

Vor dir verwandelt sich der Sinn der Flut,
o Stadt! Denn fürchtend deine stolzen Söhne,
gestattet er, daß träumend deine Schöne
auf seinen blauen Pfühlen sorglos ruht ...

Nachdem auch dieses höchst beifällig aufgenommen und vorübergegangen war, ergriff mich mein Herr und trat vor. Ich zitterte ein wenig, vor dieser erlauchten Versammlung singen zu müssen, aber seiner Stärke vertrauend gab ich mich dem Willen meines Herrn hin. Da begann er mit Macht zu spielen. Eine stolze Sage erhob sich rauschend aus meinen Saiten, die Sage von einer Stadt, auf der Flucht vor Barbarenheeren gegründet. Und ich sang den purpurnen Ruhm dieser Stadt.

Doch wie das träumende Auge des Spielenden über die Versammlung hinsah und dieses und jenes Gesicht erblickte, verließ er langsam den fast unerschöpflichen Vorwurf und glitt zu neuen Dingen hinüber. Es fügte sich, daß vor ihm ein über die Maßen anmutiger Jüngling saß, in braunen Locken, aber das Antlitz von veilchenfarbener Blässe. Das machte die Liebe zu einer schönen und keuschen Dame, welche bereits vermählt war. Nie hatte mein Meister den Knaben geschaut, aber im Spielen begriff er dessen Leid. Da ersann er ein goldwolkiges Liebeslied und hüllte ihn darin ein. Der Jüngling aber vergoß heimliche Tränen, und sein Herz erfüllte sich mit wunderbarer Lust; denn wenn ihn dies Lied auch recht an seinen Kummer gemahnte, so tat es dennoch gut, ihn noch von einem anderen Wesen verstanden und trefflich ausgedrückt zu wissen.

Finsternis aber umwölkte die Stirn des Meisters, als er abermals unter die Menge blickte. Da saß unter den zu diesem Feste erschienenen Gästen ein stolzer Herzog. Dieser Herzog hatte vor vielen Jahren seinen greisen Vater umbringen lassen, um schneller auf den Thron zu gelangen. Niemand wußte es, aber mein Meister wußte es. Da gebot er mir, von den Strafen des ewigen Gerichts zu singen. Verzweiflung, Wut und Schrecken stürzten zum ersten Male in das Herz des Elenden. Seine Farbe ging und kehrte; würgend fuhr die ruchlose Hand an die eigene Kehle, weil sie jenen verderbenbringenden Befehl nicht zurückgehalten hatte.

Aber das Auge des Meisters wurde wieder hell, als es den ältesten und erlauchtesten Feldherrn unter den Hörenden erblickte. Es rührte ihn, diesen Mann, der im Umgang mit rauhen Gewappneten nur das Wiehern der Rosse und die harten Trompeten vernommen hatte, so ehrfürchtig dem Wechsel dieses

Digitized by Google

fremden Spieles unterworfen zu sehen, und er beschloß, den Alten zu ehren. Noch einmal und mit vollerem Griff sang er das Brausen des Ruhmes. Er tat es wie nie zuvor: die Bilder von Feldschlachten und ringenden Männern zauberte er ans Licht, die Rosse bäumten sich zu dem Krachen der teuflischen Donnerbüchsen. Der Alte aber stand leuchtenden Blickes auf, als ob es ihm zuviel sei. Und wie er mit zitternden Knien vorwärts kam, umarmte er den Meister so heftig, daß dieser aufhören mußte zu spielen, und küßte ihn auf beide Wangen. Das gleiche tat auch der, den sie den Dogen genannt hatten.

* *
*

Das Grau auf dem Haupte meines Meisters ward immer silberner, und es kamen Tage, an denen man sagen konnte: Er ist sehr alt. Und es geschah an einem solchen Tage, daß er ruhelos und blaß von einer Kammer in die andere schritt. Sein Gang war schwer, als ob er etwas suchte, was er niemals fände. Eine Leere hatte das Haus ergriffen, und ich fühlte: Das Mädchen ist fort. Ich hatte sie aber schon seit mehreren Tagen nicht mehr gesehen.

Vor mir hielt der Wandernde endlich inne und sah mich mit einem tiefen Blicke an. Seufzend hob er mich an sein Kinn und ergoß all seinen dunklen Kummer in ein schmerzliches Lied, wie ich nie zuvor eines gekannt hatte; und nicht hatte der Meister so sehr für sich selbst gespielt.

Aber ein Entschluß ging durch seine Hand und es entstand eine helle Pause, in der er dies Selbst zu überwinden schien. Denn rasch ließ er den Bogen wieder fliegen, und es war, als ob er nun für andere spielte, für zwei Herzen, die irgendwo unsichtbar lauschten. Und es wurde ein hochzeitliches Lied. Ein Lied von den Liebesgöttern, die des Nachts leichtsohlig über die Wiesen huschen und tagsüber in kühlen Grotten versteckt spielen. Das lichte Grün des Himmels war hineingewebt und das Silber, das lautlos vom Monde tropft. Und wie ich in einem feinen und schalkhaften Jubel immer lieblicher erbebte, trat der Meister mit mir auf den Altan. Da war ich bald nicht mehr des stillen Mittags einzige Stimme, denn goldenes Gelächter fiel ein. Und im Mantel dieses Gelächters kam das Mädchen die Straße hinaufgegangen. An ihrem Arme schritt ein junger Kriegsmann, und sein stolzes Auge sagte: Diese ist mein. Fest und mit gewaltiger Hand grüßte er empor.

* *
*

Es war ein Jahr vergangen, da erklang ich wieder von jenem dunklen Liede. Aber kein hochzeitliches Finale beschloß seine Düsterheit; es war so bitter und unermeßlich wie nördliches Meer, das unter grauen Himmeln flutet.

Das Kinn des Meisters, das auf mir ruhte, zuckte. Sein Blick sah auf das bleiche Mädchen. Sie lag, den weißen Kissen ganz verschwistert, und hatte alles Leben an das rosige Kind abgegeben, das neben ihr schlummerte. Jede Stunde des Tages aber legte, ehe sie ging, einen bläulichen Schatten über ihre Wangen. Und als man des Abends die Lichter brachte, war sie nur eine fremde und wächserne Sache. Da nahm man ihr das Kind fort.

Durch das Haus schritt die Eile eines bestaubten Reiters. Des Alten Hand legte mich zitternd fort; dann zwang sie sich zur Faust und streckte sich dem Hereintretenden entgegen.

„Die Schuld ist dein!“ sagte die Hand.

Der Kriegsmann sah es und zuckte leicht mit den Achseln. Sein Auge, das zum Lager der Toten ging, dachte: Tote sah ich schon oft . . .

* *
*

Und siehe, wenn sie auch das Mädchen fortgetragen hatten, der Tod war nicht aus dem Hause gegangen. Er saß verhüllt und zielte mit dem Schattenpfeil auf den Meister.

Der Meister wußte es wohl. Kein Wort kam über seine blutleeren Lippen. Rastlos gingen seine Füße umher, und seine Augen waren die eines Betäubten. Seine geliebte Hand kannte mich nicht mehr.

Am dritten Tage setzte er sich und sah mich an aus großer Ferne, als ob seine Seele weit fort sei. Ihr nachzueilen: in diese Sehnsucht war sein Körper getaucht. Viele Stunden saß der Meister so in dem hohen geschnitzten Stuhle. In der Nacht war es einmal, als ob er aufstehen wollte. Ein Laut brach aus seinem Munde; dann fiel grenzenlose Stummheit rasch und wie ein Mantel über sein Gesicht.

* *
*

Diese Nacht war verflucht; denn sie gebar viele verfluchte Tage und Nächte. Fremde Menschen nahmen mich und hingen mich an einen rostigen Nagel. Nur die schlechten Spinnen wußten von mir. Die schweren Schritte des Kriegsmannes gingen durch das Haus. Seine bärtigen Freunde gingen mit roten Gesichtern durch das Haus. Ich sah sie, wenn sie nachts im Glanze der Kienspäne an den Tischchen saßen und zechten. Seine Freundinnen gingen durch das Haus, höhnische Frauen mit starrenden Brüsten.

Ich haßte sie alle; ein fremdes Geschlecht. Haßten sie einander nicht auch? Sie ermangelten jeder herzlichen Gebärde, sie lächelten nicht, wenn einer hereinkam, sie bedauerten nicht, wenn einer

Digitized by Google

schied. Sie verneigten sich nicht. Sie hatten vor keiner Sache Ehrfurcht, am wenigsten vor sich selbst. Sie sprachen mit überschlagender Stimme und sangen in falschen Intervallen.

Aber das Kind des blassen Mädchens, aber der Knabe wuchs heran.

* * *

Wenn ich den Knaben sah, war er meist allein; und es war, als ob er staunte, einen Zug frauenhaft wissender Furcht um den Mund. Trat der Kriegsmann herein, so stand der Knabe auf und ging, und ebenso entfloh der Vater vor der sanften Gewalt seines Kindes. Niemals verlor sich die breite Hand rastend in den goldenen Locken des Sohnes. Manchmal kam ein alter Diener ins Zimmer und lächelte mit guten Lippen. Dieser war der einzige, der auch den Knaben lächeln machen konnte. Wenn der Alte auf allen Vieren am Boden kroch und ihn im Nacken trug, dann jauchzte der Kleine. Mit den entgleitenden Jahren aber ward dies seltener. Dafür sah ich sie manchmal im Dämmerlicht am Tische sitzen, die Köpfe über ein Buch gebeugt, und hörte den Knaben langsame Laute mit gespitztem Munde sagen. Und wie ihm der Eifer des Lernens das Blut lebendiger in die Wangen trieb, fühlte ich: So war sein Großvater als Kind.

Mit diesem Gedanken spielte ich viele Monate, und er erfüllte so stark den Raum, daß er eines Tages das Hirn des Dieners ergriff. Wie aus einem tiefen Besinnen erwachend, zog er ein Medaillon aus dem Busen, verglich es und sah den Knaben lange an. Dann drückte er ihn fest an sich und begann zu erzählen: einer, der alles wußte, alles gesehen hatte. Von der Mutter sprach er, vom Vater der Mutter, und er sprach auch von mir.

Da saß der Knabe, preßte mit der Hand das Herz und sah aus großen Augen alles Gewesene. Es war schon Nacht, aber durch das Dunkel leuchtete sein Gesicht wie ein mystisches Heiligtum. Dachte er an die Künstlerschaft des Ahnen? . . .

Der Alte schien ihn zu verstehen. Er tastete sich zu mir und nahm mich herab. Aber mit einer rasch entbrennenden Bewegung riß mich der Knabe aus seinen Händen, drückte mich an die Lippen und rief:

„Dich will ich lieben und für dich sterben!"

Als der Alte dies hörte, entsetzte er sich vor einer so überkindlichen Heftigkeit und hängte mich stumm wieder zurück.

* * *

Erwartung zitterte auf dem Antlitz des Knaben, als er am nächsten Tage auf einem Stuhle stand und mich mit furchtsamen Fingern herabnahm. Mit den entgleitenden Monaten geschah solches oft, und seine Berührung verlor alles Ungefüge. Er, den niemand es gelernt hatte, ahnte meine Macht und weckte sie. Zuerst zag, wie einer, der mit geschlossenen Augen in der Sonne steht, bald aber bewußter und kraftvoller.

Denn — welch Wunder! — die vielen Jahre schnöder Vernachlässigung hatten meine Stimme nicht rauher gemacht, die Seele meines Gesanges nicht verfinstert. Was mich der Ahne gelehrt, verlieh ich aufs neue, und es war mir gegeben, den Enkel zu einem Könige des Lebens zu machen.

Denn er wurde ein König des Lebens, wenn er spielte. Der weiche, der an das flüchtende Reh gemahnende Ausdruck seiner Blicke, wo war er, da der Knabe mich im Arme hielt? Er gebot über fremdes Schicksal, er goß Freude aus silbernen Bechern, die nicht sein waren, und stieß in Abgründe des Grauens, die er selbst nicht kannte. Der behelmte Trotz eines weit ausschreitenden Kriegers, die goldene Mildigkeit, die der rückkehrende Pflüger nicht mit dem unruhvollen Palaste eines Königs vertauschen möchte, die weißen Hände der Dienerinnen, die im Schatten einer kühlen Marmorfontäne die Gewänder vom Leibe der Herrin lösen, all dieses Ungeschaute warf einen frühen Abglanz in sein Spiel.

Und es kamen die Diener des Hauses, knieten auf der Schwelle nieder und legten ihr Ohr an die Tür. Es kamen die Nachbarn gelaufen und staunten: denn der Knabe zählte erst zehn Jahre. Die raschen Gondeln, die über den Kanal glitten, hielten vor dem Hause, und die Schiffer geboten dem Wasser Schweigen, das sonnenfunkelnd von ihren Ruderstangen tropfte. Die Bettler, die vor der Kirchentüre saßen und von schlechten Holztellern speisten, legten ihr Gerät weg und vergaßen, daß sie hungerten.

* * *

Und diese tiefe Herrlichkeit, die golddurchklungene Welt, hörte sie denn das Ohr eines Einzigen nicht, fühlte sie denn das Herz eines Einzigen nicht? Aber wer Wachs in den Ohren und einen steinernen Gurt um die Brust getragen hätte, er hätte sie empfunden.

Und er empfand sie. Denn einmal stand er mitten im Zimmer, hinter dem spielenden Knaben; so lautlos, als ob er immer dagestanden hätte, und man hatte keine Türe gehen gehört. Was geschah ihm in diesen Augenblicken?

Der Schatten eines Gelöbnisses schwebte feierlich über seine Stirn. Es war, als ob die Kargheit seines Gefühles sich endlich füllte und überfloß. Langsam glitten die goldenen Symbole zweier Tränen über seine Wangen, und da sie den Mund erreichten, zuckte er von ungekannter Vaterliebe. Er legte die Hände auf das Haupt seines Sohnes, und die Macht dieser rauhen Hände war stark. Denn

Digitized by Google

es war von seiner eigenen, eben geborenen und von des Großvaters und der Mutter längst gestorbener Liebe darin.

Hinfort war der Knabe weniger allein. Das Haus füllte sich mit dem Glücke lauschender Menschen. Der Geist des Großvaters wogte überall . . .

* *
*

Es kamen drei Jahre, die Blumen in den Haaren trugen. Die roten und gelben Blumen für einen Ruhm, die blauen für eine Sehnsucht. Es war des Knaben Freundin, welche die blauen Blumen empfing. Ihre Hand lag auf seiner Schulter, wenn er spielte. Wenn aber ihr Haar über diese Schultern fiel, so gab es eine dunkle und wohlriechende Nacht, in der ich gerne schwieg. Wenn der Mittag die Welt schläferte, schlief der Knabe, das Haupt in ihren Schoß gelehnt. Und da nichts seliger war, blieb er viele Stunden hinter den geschlossenen Lidern träumend, bis des Abends Schatten über sein Gesicht wuchsen. Ein geheimer Gram vertiefte sie, denn sein Herz trauerte, daß er bald scheiden sollte, und daß zwei Lippen nun so einsam wurden für eine ganze Nacht . . .

Ehe sie aber schieden, sahen sie noch lange auf das Meer. Widerschein des Wassers war in ihren Augen.

* *
*

Doch hinter den drei Jahren stand ein verfluchter Tag und lauerte, die Hand zum Schlage erhoben. Hätte er sich in einen nebligen Mantel gehüllt, wir alle wären vielleicht seiner Tücke entronnen. Doch sein Himmel war so makellos blau, daß wir der versteckten Heimlichkeit zu unserem Unheil nicht gewahr wurden.

Es war einer von den ersten lichten Vorfrühlingstagen, und die Wasser belebten sich mit der Munterkeit vieler Fahrzeuge. In einer Gondel saßen wir vier: der Kriegsmann, der Knabe, des Knaben Freundin und ich. Wir fuhren weit hinaus, bis alle anderen Barken kleine Wasservögel wurden, die sich um die Paläste wie um niedriges Röhricht drängten. Der Kriegsmann sprach wider seine Gewohnheit viel, und seine Augen umfaßten, während er sprach, das schöne Mädchen ganz. Sie glühten vor einer geheimen Bewunderung und vor einem Gefühle, das mehr als ein Bewundern war. Die Fremde aber überhörte ihn mit einem leichten Ungezogensein — wer nennt es Schicksal? Sie sah auf mich, die ich, noch kummerlos, seitwärts an der Bordwand lag. Der Knabe, der bisher spielenderweise das Wasser durch die hohlen Finger hatte gleiten lassen, erriet die Gebärde der Freundin und wandte sich mir zu.

„Laß dies!“ sagte der Kriegsmann. Mit leichtem Aerger, aber doch noch scherzend, zog er den Degen und splitterte mir leicht einige Fasern aus den Lenden. Mit Totenblässe erhob sich der Sohn hastig und fuhr nach dem kleinen Dolche seines Gürtels. Erschreckt warf das Mädchen sich gegen ihn, das Schifflein schwankte einen Augenblick und fiel um. Gänzlich ohne Abwehr, fast willig, gingen die beiden Liebenden in die Tiefe, und wenn es nicht eine wahnwitzige Täuschung war, so lächelten ihre Gesichter, als die grünen Hügel über ihnen zusammensanken. Der Kriegsmann, wie es ihm geziemte, begann noch einen gewaltigen Kampf, aber seine Arme erlahmten.

* *
*

Dies wurde auch mein Ausgang. Denn die nun in brütender Sonne zwischen Klippen und leise gurgelndem Wasser modert, bin kaum noch ich. Meine Saiten zerrissen, mein stolzer Bau ward morsch, und keine Hand könnte mir noch süßen Ton entlocken.

Hinter den Felsen der Barbarenküste stehen schwarzgrüne Wälder. Daraus treten zuweilen die Fremden mit roten, hochgeschnürten Stiefeln und weißen Linnengewändern und heben die Hand über die sonnebedrängten Augen. Aber sie sehen mich nicht. Oder es klettert eines ihrer braungesichtigen Kinder über das schallende Gerölle. Aber es findet mich nicht. Denn es ist mir nicht vergönnt, ein neues und drittes Leben zu beginnen. Bald werden in einer Sturmnacht, wenn die messingfarbenen Blitze taumeln, die bleichen Wellenkämme mich umarmen und mein unbeschütztes Herz erdrücken.

Und so wird es gut sein, denn ich habe viel gesehen und länger gelebt als alle Menschen, die ich liebte*).

Neue Bücher.

Björnstjerne Björnson, Gesammelte Werke. Band 4 und 5. Zweite Serie der Gesammelten Werke. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Zwei Bände „Dramen“, die soeben erschienen sind, ergänzen und beschließen die „Gesammelten Werke“ Björnstjerne Björnsons, so daß die Ausgabe nunmehr in fünf Bänden fertig vorliegt. Ediert von Julius Elias, enthalten sie im ganzen zwölf Stücke, das Beste und Lebensfähigste von Björnsons Schauspieldichtung. Weit über das ursprünglich

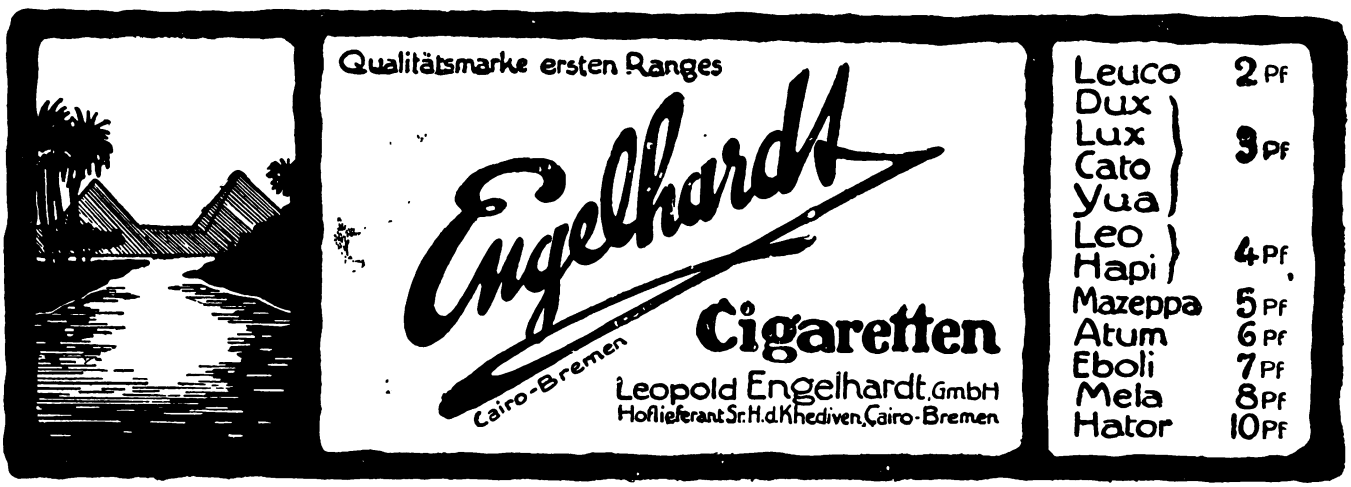
*) Aus einem demnächst im Verlage von Erich Reiß, Berlin, erscheinenden Novellenband, in dem unter dem Titel „Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria“ Heinrich Eduard Jacob eine Reihe seiner eigenartigen Geschichten gesammelt hat.

Digitized by Google

festgelegte Maß ihres Umfangs hinausgewachsen, sind diese beiden Bände bestimmt, dem Dichter nicht ein Leserpublikum nur, sondern auch die deutschen Bühnen neu zu erobern. Es handelt sich hier nicht um eine verbesserte Wiederholung alter Texte, vielmehr um ein vollständig neues Uebersetzungswerk, das der Herausgeber geleistet und auf die Höhe der Ibsenausgabe gebracht hat; die lyrischen Zwischenspiele der einem Fürstenspiegel gleichenden Tragikomödie „Der König“ und die Lieder, die sonst etwa durch die Dramen verstreut sind, hat Ludwig Fulda nachgedichtet. Die Sammlung hebt aus allen Perioden der Björnsonschen Dramatik die literarisch wie künstlerisch eigenartigen Leistungen heraus: die norwegische Nationalromantik mit dem Einschlag moderner Psychologie ist ebenso vertreten wie das unter darwinistischen Einflüssen geförderte Gesellschaftsdrama, worin die gültigen sozialen Werte von einer Poesie des Mitleids zersetzt und aufgehoben werden, oder das politische Kampfstück und das theologisch-ethische Schauspiel, das gefährlichem Mystizismus zu Leibe geht, sowie die Charakterkomödie, die menschliche Posse, die allerlei Humore und Käuze dieser Welt in buntem Farbenspiel beleuchtet. . . Es bestand die Absicht, dem Werke wie der Ibsenausgabe eine Biographie und eine literarhistorische Einführung in die Dichtung Björnsons mitzugeben; sie sollte und mußte aus neuen Quellen geschöpft werden. Indessen konnte die Sammlung und Sichtung der gewaltigen Briefmassen, die Björnsons weitverzweigte, europäische Korrespondenz darstellen, nicht rechtzeitig genug abgeschlossen werden, um als wichtiges Material noch in Betracht zu kommen. Der Herausgeber war deshalb genötigt, die Biographie vom Werke zu trennen; sie soll als Supplementband der Ausgabe, an die sie sich analytisch eng anschließt, und zugleich als selbständiges Buch binnen Jahresfrist erscheinen. Aber der Herausgeber war in der glücklichen Lage, einen Ersatz zu bieten, indem er an das Ende der Sammlung die Briefe Björnsons an seine Tochter Bergliot aus den Jahren 1888 bis 1890 stellte; sie gingen von Aulestad nach Paris, wo Bergliot Björnson (jetzt die Gattin des Staatsministers Sigurd Ibsen) bei Mathilde Marchesi Gesang studierte. Dieser kleine Briefschatz ist ein poetisches Zeugnis des Menschen Björnson — ein autobiographisches Dokument von höchster Bedeutung.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf. Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.



Leibniz-Keks
TET-Paket 30 ₰
H. BAHLSEN'S KEKS-FABRIK, HANNOVER.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, W., Pfalzburgerstraße 53. — Verlag: Hellmuth Johnke, Verlag, Berlin W. — Oesterreich-Ungarn: Huber & Lahme Nachf., Wien I, Herrengasse 6. — Verantwortlich für die Inserate: Hellmuth Johnke, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Be..in W. 57.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google